XVIII. Jahrgang 5. Januar 1922 Nummer 1

Wilhelm II. als Historiker von Richard Lewinsohn

Der verreiste Monarch fing eben an, ein sympathischer Auslandsdeutscher zu werden. Es schien, als hätte er, ausgerüstet mit hundert Millionen, hundert Möbelwagen und zweihundert Zimmerthermometern, sich in sein Schicksal gefügt und suche still und mit Anstand in Vergessenheit zu geraten. Aber der Ruhm Karls von Habsburg und Rupprechts von Wittelsbach hat ihm keine Ruhe gelassen, und so hielt er, um das Prestige der Hohenzollern zu retten, für notwendig, sich wieder durch eine wilhelminische Dummheit in empfehlende Erinnerung zu bringen. Zu diesem Behufe hat er (im Verlag von K. F. Köhler zu Leipzig) ‚Vergleichende Geschichtstabellen von 1878 bis zum Kriegsausbruch 1914' erscheinen lassen, sodaß nunmehr jeder vaterlandsliebende Deutsche für 43,50 Mark sich davon überzeugen kann, was er an seinem Kaiser verloren hat. Da der Ertrag der Arbeit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft zugute kommen soll, besteht immerhin die Möglichkeit, daß wenigstens indirekt die Wissenschaft durch den hohen Historiker gefördert wird.

Enthüllungen? Bekenntnisse? Erinnerungen? Schriebe der Mann, der ein Vierteljahrhundert hindurch eine Macht innehatte wie Keiner neben ihm in Europa, seine Memoiren, so gefärbt, wie er nur mag: es würde genug Wissenswertes dabei zu Tage kommen. Aber Wilhelm der Zweite hat höhere Ziele. Seine Absicht war: „durch eine systematische Aufzählung nüchterner Tatsachen streng geschichtliches Material zusammenzutragen, das den Leser in die Möglichkeit versetzen sollte, über die Vorgeschichte des Krieges sich selbst ein Ur teil zu bilden". Geschichte in Tabellenform: Objektivität in Reinkultur. Kaiserlich approbierte Wahrheit. Wer konnte daran zweifeln? Kein deutscher Spießer, wenn die Objektivität so erlauchter Herkunft ist.

Elf Rubriken werden aufgezogen: die Hauptländer Europas, Amerika, Japan. Jahr um Jahr werden „nüchterne Tatsachen" aufgezahlt. Nüchterne Tatsachen sind viererlei. Erstens: die Fürstenbesuche (Ueberschrift: Unser Reisekaiser). Kaiser Wilhelm inTanger, Kaiser Wilhelm in Schönbrunn, Kaiser Wilhelm in Kopenhagen, Kaiser Wilhelm in Windsor, Kaiser Wilhelm in Venedig. Das ist mehr als Symbol des weltumspannenden commis voyageur: das ist die wilhelminische Vorstellung, wie große Politik gemacht wird. Die Fürsten sprechen mit einander, und das Schicksal der Völker ist entschieden. Verantwortliche Minister? Die stören nur. Da faßt man lieber, oben in den finnischen Schären, seinen geliebten Nicky allein ab, redet ihm ein deutsch-russisches Bündnis gegen England auf, und wenn es nicht ratifiziert wird — so hat eben die russische Regierung schuld. Staatsverträge: das ist die zweite Gattung der nüchternen Tatsachen". Wilhelm versucht, sie, seiner Geschichtsideologie gemäß, mit den Fürstenbesuchen in Beziehung zu bringen. Aber die innern Zusammenhänge, die zweifellos vielfach bestanden, sichtbar zu machen gelingt ihm nirgends. Eine öde Anhäufung völkerrechtlicher Daten, wie sie jeder Schuljunge aus dem Geschichtskalender von Schulthess abschreiben kann, mehr nicht.

Nun aber kommt der Kniff: zu den „nüchternen Tatsachen” der Fürstenbesuche und Staatsverträge gesellt sich als Drittes eine Zitatensammlung ausländischer Hetzblätter: „ ‚Saturday Review’ verlangt von neuem Krieg gegen Deutschland” . . . „Drohung des Militärblattes ‚Army and Navy Gazette'.” Als Haupttrumpf ein Wort Chamberlains oder Lord Fishers gegen Deutschland. Die England-Hetze in Deutschland, der Alldeutsche Verband, der Flottenvereins-Rummel, die brüske Ablehnung des englischen Abrüstungsvorschlags auf der Haager Friedenskonferenz: das alles ist nicht geschehen — denn Seine Majestät schreiben „streng objektiv”. Und wer etwa noch an der Unschuld des kaiserlichen Deutschland zweifelt, der höre, was die Vertreter des „Feindbunds” über Wilhelms Friedensliebe sagen: die belgischen Gesandtschaftsberichte, die man in Brüssel vorfand, und die 1915 vom Auswärtigen Amt in Berlin wohlfrisiert herausgegeben wurden, müssen wieder einmal herhalten. Sie bilden den vierten und ausführlichsten Teil der „nüchternen Tatsachen”.

Das sind die Elemente, aus denen sich die historische Erkenntnis unsres Friedenskaisers zusammensetzt. Aber auch durch diesen dicken Geschichtskleister lassen sich die groben Fehler der Wilhelminisch-Bülowschen Politik nicht verdecken. Wilhelm, der Mann des „neuen Kurses”, erweist sich im Grunde als ein ungelenker Adept der friedrichsruher Bismarckpolitik. Die Bismarckfronde der neunziger Jahre ist auf den Kaiser nicht ohne Einfluß geblieben: Wilhelm sucht wieder gut zu machen, was er, aus Trotz gegen den Alten, zerstört hat. Hauptziel ist die Anbiederung an Rußland, die Wiedererlangung eines deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages. Was dem ehrlichen, klügern Caprivi zu schwer war: das „Spiel mit den fünf Bällen” glaubt der Phrasen-Jongleur Bülow wiederaufnehmen zu können. Daß Rußland und Frankreich inzwischen auf der Reede von Kronstadt die Entente Cordiale geschlossen haben, wird nicht ernstlich in Rechnung gesetzt. Frankreich, „die Republik elender Zivilisten”, ist für den kaiserlichen Größenwahn kein ebenbürtiger Kontrahent. Frankreich ist kein selbständiger Faktor der europäischen Politiker, Frankreich muß mitmachen, was der Zar und der Kaiser vereinbaren. Man kennt das Phantom der wilhelminischen Kontinentalpolitik schon aus den traurig-komischen Briefen Willys an Nicky. Aber genau so, wie in den Briefen an den Zaren platte Schmeicheleien mit aufdringlichen, taktlosen Belehrungen abwechseln, wird in der Sache verfahren: man wirbt um Rußland, aber man verärgert es zugleich. Bismarck wollte, um die Moskowiter-Freundschaft zu sichern, den Russen Konstantinopel ausliefern; Wilhelm, „der Schutzherr der Mohammedaner”, hält mit der Türkei, macht den Bau der Bagdadbahn aus einem privatkapitalistischen Unternehmen zu einem Programm der deutschen Außenpolitik und beengt damit den zaristischen Imperialismus dort, wo er für Deutschland am unschädlichsten ist.

Der „Kontinentalpolitiker” Wilhelm, der dem Zaren leichtfertig seine Flottengeheimnisse preisgibt, hat zwei Tics: den „Flottenbau gegen England” und „die gelbe Gefahr”. Ueber die sinnlosen Mißgriffe gegenüber Japan, die der romantischen Rassentümelei Wilhelms entsprangen, besteht heute kein Zweifel mehr. Nur die geschichtliche

Unbildung und Verlogenheit, die in Deutschland herrscht, konnte den Glauben aufkommen lassen, Japan sei uns zu Dank verpflichtet und werde daher mit uns gehen. Tatsächlich hat keine Macht Europas, ohne jeden Grund, den Aufstieg Japans mehr gehemmt als das Deutsche Reich unter Wilhelm dem Zweiten. Aber das Märchen vom „perfiden Albion", das Bismarck den Deutschen hinterlassen hat, wird immer noch lustig weitererzählt. Bismarck war, nachdem er vergeblich um ein Bündnis mit England angehalten hatte, auf seine alten Tage ein passionierter Britenhasser geworden. Wilhelm übernimmt Bismarcks These von der unbeständigen Parlamentsregierung, mit der man keine festen Abmachungen treffen könne. Aber an Stelle der vorsichtigen Lavierpolitik des Alten setzt nun eine tölpelhafte Kraftmeierei ein, und kein Jahr mehr vergeht ohne eine kapitale Dummheit.

Wilhelm sucht sich in seinen ‚Geschichtstabellen' von seinen Englandsünden reinzuwaschen; aber die „nüchternen Tatsachen", die auch er nicht unterdrücken kann, sind ein lückenloser Indizienbeweis gegen ihn. Das geht 1894 los mit dem Einspruch gegen das englische Kongo-Abkommen. Im folgenden Jahre lehnt Deutschland den englischen Plan zur Aufteilung der Türkei ab. 1896 kommt das haarsträubende Krüger-Telegramm: der deutsche Kaiser gratuliert dem Präsidenten Krüger „zur Vereitelung des räuberischen Einfalles Jamesons in Transvaal". 1897 übernimmt Tirpitz das Reichsmarineamt und inszeniert die jahrmarktsmäßige Flottenpropaganda. 1898 lehnt die wilhelminische Regierung einen englischen Bündnisantrag ab, „um nicht als englischer Festlandsdegen gegen Rußland gebraucht zu werden". Statt dessen erhält Deutschland Tirpitzens erstes Flottengesetz. 1899 betreibt Chamberlain von neuem ein Bündnis mit Deutschland. Es scheitert an den „durch Aufbringung der deutschen Postdampfer (im Burenkriege, an der afrikanischen Küste) entstandenen Schwierigkeiten". 1900 scheint ein Umschwung zu kommen: Deutschland lehnt eine Intervention im Burenkriege ab. Wilhelm verweigert — was er selbstverständlich zu erwähnen vergißt — dem Ohm Krüger die Einreise in Berlin, dekoriert die englischen Heerführer und überreicht sogar auf seiner Englandreise der Königin Viktoria einen deutschen Generalstabsplan zur Bekämpfung der Buren. Und nachdem er sich und Deutschland so aufs schwerste kompromittiert hat, geht das alte Lied weiter. Ein Jahr darauf ist man schon wieder im rechten Gleise: „Englischer Bündnisvorschlag scheitert an Dreibundtreue Deutschlands, da England Zuziehung der andern Dreibundsstaaten ablehnt".

Nach alledem wagt Wilhelm für 1902 „Beginn der englischen Einkreisungspolitik gegen Deutschland" zu melden. Als Beweis wird das englisch-japanische Bündnis „mit der Spitze gegen Rußland und Deutschland" angeführt. Die Spitze gegen Deutschland ist ein freies Phantasieprodukt Wilhelms des Zweiten. Nach dem Vertrage sollte bei Einmischung eines dritten Staates zugunsten Rußlands im Fall eines russisch-japanischen Krieges England zum Eingreifen verpflichtet sein, aber diese „Einmischung" bezog sich selbstverständlich auf Rußlands Verbündeten, auf Frankreich. Im folgenden Jahre führt Deutschland Zollkrieg mit Kanada, und im November 1904, während des russisch-japanischen Krieges, steigert sich die

Anglophobie zu einem „Vorschlag des Kaisers an den Zaren: Abschluß eines deutsch-russischen Vertrages als Abwehr gegen englische Herausforderung”, dem dann im Juli 1905 die Ueberrumplung des Zaren mit einem „Schutz- und Trutzbündnis” folgt. Nachdem die russische Absage und die Isolierung Deutschlands auf der Algeciras-Konferenz, im Frühjahr 1906, schon klar gezeigt haben, wohin die wilhelminische Politik führt, wird das Spiel munter fortgesetzt. 1907 weist der Delegierte Deutschlands auf der Haager Konferenz den englischen Vorschlag eines „Flottenfeierjahres” zurück, 1908 lehnt der Kaiser wiederum das „Ansinnen” Eduards des Siebenten ab, die Flottenrüstungen einzuschränken. Als Bülow, Wilhelms congenialer Kanzler, endlich die Wilhelm-Straße verlassen hat, scheint es einen Augenblick der Besinnung zu geben. „Beginn der Verständigungsversuche mit England”; heißt es im August 1909. Wie diese Verständigungsversuche beschaffen sind, darüber schweigen alle Flöten. Die einzig mögliche Verständigung: die Einschränkung des Flottenprogramms, für die Bethmann eintritt, verhindern die Tirpitz-Leute.

Je mehr wir uns der großen Zeit nähern, umso spärlicher werden in den Geschichtstabellen die Mitteilungen über die deutsche Politik, umso mehr häufen sich die ausländischen Hetz-Zitate. Zweck der Tabellenhistorik ist die optische Wirkung. Blütenrein wie Wilhelms unschuldsvolle Seele wird die Rubrik Deutschland. Schwarz und un-unheildräuend füllen sich die Spalten Englands, Frankreichs und Rußlands: Feinde ringsum. Mit dem Attentat von Serajevo gibt Wilhelm das Tabellensystem auf; aber die Methode bleibt die gleiche. Mit der Stoppuhr in der Hand notiert er die Telegramme des „Feindbundes” — über Deutschland erfahren wir nichts, wochenlang nichts. Der potsdamer Kronrat hat nie stattgefunden. Es waren nur „Besprechungen des Kaisers mit den einzelnen Ressortchefs” über die Lage. Keinerlei Anordnung von „Kriegsvorbereitungen”. Tags darauf geht Wilhelm auf die Nordlandsreise. 1870 oder 1914 — es ist dieselbe Melodie: „Kaiser Wilhelm saß ganz heiter . . .” Erst am siebenundzwanzigsten Juli, nachdem schon überall in Feindesland die Mobilmachung in Gang gekommen ist, kehrt der Arglose nach Potsdam zurück, und schon setzt er sich „persönlich ohne Verzug für die Er haltung des Friedens ein”. Es wird depeschiert, daß sich die Telegraphenstangen biegen — nur das Eine: den englischen Vorschlag einer Botschafterkonferenz muß Deutschland leider ablehnen, „da ihre Zusammensetzung eine Oesterreich ungünstige Entscheidung mit Sicherheit voraussehen läßt”. Dafür schickt Wilhelm noch vier Stunden, nachdem er Rußland den Krieg erklärt hat, an den Zaren eine „letzte dringende Mahnung, den Frieden zu erhalten”. Solch einen Friedenskaiser hatten wir.

Darüber lachen? Darüber streiten? Darüber weinen, daß das deutsche Volk diesen Mann und diese Verfassung jahrzehntelang geduldet hat! Wilhelm der Historische ist Deutschlands Unheil gewesen. Wilhelm der Historiker ist ein fleißiger deutschnationaler Student, wie sie in den Seminaren Hintzes und Dietrich Schäfers zu Dutzenden gezüchtet werden. Wie wohl wäre dem deutschen Volke, hätte es nur Wilhelm den Historiker gegeben!

Jenseits der Grenze

VII. Straßburg von Jochanan

Für den Prager, der von seiner Jugend in seiner Vaterstadt her die leidenschaftliche Liebe für alte Städte und die Kenntnis vergangener Baustile und Zeiten mitbringt, hat Straßburg einen besondern Reiz. Aber anstelle des vornehm zurückhaltenden Barocks der alten Aristokratiestadt begegnet er hier dem heiter-gemütlicheren des Bürgertums, statt der Paläste ist es hier das Haus, das der Stadt das Gepräge gibt. Und Straßburg bietet daneben noch ein andres Interesse: die Erscheinung eines doppelten Nationalismus. Das französische Strasbourg (Bas-Rhin) unterscheidet sich äußerlich wenig von dem deutschen Straßburg im Elsaß: es ist durch seine Geschichte, durch seine Bauart, durch Rasse und Sprache seiner Bewohner eine deutsche Bürgerstadt. Aber ebenso unzweideutig ist sicher, daß die Elsässer, zumindest ihre überwiegende Mehrheit, nichts von Deutschland wissen wollen: sie fühlen sich weniger als Zugehörige zum Deutschen Reich denn die schweizer Deutschen.

Mit einem Freudentaumel haben die Straßburger vor drei Jahren die einrückenden Franzosen empfangen, und das Leben hat sich schnell den neuen Bedingungen angepaßt. Die Sprache der Schulen und Gerichte wurde sofort ausschließlich die französische, und für Lehrer und Schüler, Richter wie Advokaten gab es anfangs nicht wenig Schwierigkeiten zu überwinden. Auch die Universität wurde sofort in eine französische verwandelt. Bekanntmachungen, Aufschriften und Straßentafeln sieht man jedoch oft noch in beiden Sprachen, und der Bahnhof, ein typisch deutsches Bahnhofsgebäude in seiner Einrichtung, bietet durch seine vorwiegende Französierung einen merkwürdigen Anblick. In den ersten Jahren war Deutsch als Umgangssprache stark verpönt. Da aber die Bevölkerung nicht französisch kann, wurde das elsässer Ditsch gesprochen, ein Dialekt, der dem schweizer verwandt ist. Heute haben die Angestellten in den Läden und die Kellner in den Gasthöfen französisch erlernt, und die Midinettes von Straßburg bemühen sich, nicht nur in Chic, sondern auch in der Aussprache es ihren pariser Kolleginnen gleich zu tun — aber unter einander sprechen sie nur den heimischen Dialekt. Auch die Zeitungen erscheinen vorwiegend in deutscher Sprache, freilich mit französischen Ueberschriften, und die Erläuterungen in den Kinematographen sind zweisprachig, aber mehr deutsch als französisch. Dagegen spielt das Stadttheater ausschließlich französisch; nur an zwei Abenden der Woche gibt es einem ‚Théâtre Alsacien' Raum für elsässische Volksstücke im Landesdialekt.

Wird also noch für Jahre hinaus der Charakter Straßburgs äußerlich deutsch bleiben, so ist doch die Zeit abzusehen, wo in Straßburg nur noch französisch zu hören sein wird. Denn das Kind lernt in der Schule ausdrücklich französisch; dem deutschen Unterricht sind in der Volksschule nur drei, in der Mittel-

schule zwei Stunden wöchentlich eingeräumt. Und da, zum Unterschied von der Zeit vor 1870, der Schulunterricht obligatorisch ist, werden auch die Kinder der Landbevölkerung in französischer Sprache erzogen.

Eine ernste Opposition gegen diese Romanisierung ist nicht vorhanden. Dennoch ist der Enthusiasmus der ersten Zeit geschwunden, und es macht sich ein gewisses Unbehagen geltend, das sich nicht gegen die Romanisierung wendet, sondern gegen das Tempo der Romanisierung. Freilich ist auch die französische Regierung schuld daran, die mit mehr Takt und Verständnis sich die Sympathien besser hätte bewahren können.

Dazu kommt, daß unter der neuen Regierung die Bedeutung Straßburgs unzweifelhaft zurückgegangen ist. Insbesondere in den letzten Monaten hat es kommerziell eine starke Einbuße erlitten. In hellen Scharen drängen sich die Straßburger in das am andern Rheinufer liegende badische Kehl, wo sie vielfach billiger kaufen. Ganz neuerdings hat das wieder nachgelassen, denn teils ist Kehl ausverkauft, teils ist die deutsche Zollrevision unnachsichtig streng. Sie hat manche Leute barfuß über die Rheinbrücke nach Straßburg geschickt. Aber es gibt noch immer Viele, die hinübergehen. Manche sogar Mittag essen. Denn in Straßburg zahlen sie acht Francs, und drüben essen sie für einen Franc. Der Qualitätsunterschied wird durch die Verbilligung wettgemacht. Und wenn der Rhein die Zolluntersuchung begünstigt: wie muß es in der ebenen Grenze zwischen Lothringen und der Pfalz zugehen!

Mag aber die kommerzielle Schädigung nicht im Wesen der Sache, sondern in den Zufällen der Zeit ihren Grund haben: anders steht es um den Rückgang des intellektuellen Lebens, der sich fühlbar zu machen beginnt und immer mehr fühlbar machen wird. Denn die Eigenart des deutschen Kulturlebens ist seine Dezentralisation. Vorzügliche Theater und Uraufführungen, neue künstlerische Richtungen und große Verlage, wissenschaftliches Leben und Dichterkreise, Museen von Weltbedeutung und Orchester von internationalem Ruf finden sich in München und Dresden, in Leipzig und Frankfurt ebenso wie in Berlin; ja Städte wie Mannheim und Köln, Karlsruhe und Cassel stehen in mancher Beziehung den großen Zentren nicht nach. Wobei noch Wien unberücksichtigt bleibt. In Frankreich dagegen ist alles geistige und künstlerische Leben in Paris konzentriert — die Provinz ist tot. Großstädte wie Marseille und Lyon werden von Mittelstädten wie Darmstadt bei weitem übertroffen. Und diesem Gesetz erliegt auch Straßburg. Aus der Hauptstadt eines Staates mit Parlament und Ministerien wird es zum bevölkertsten Ort eines Departements; aus einem der vielen Zentren deutschen geistigen Lebens wird es ein Mittelpunkt von rein regionaler Bedeutung. Darüber können auch die Ausstellungen französischer moderner Malerei nicht hinwegtäuschen. Sie deuten nur den Weg an: Straßburg wird, wie jede französische Provinzstadt, in kultureller Bedeutung ein stiller, etwas entfernter Vorort von Paris.

Das Recht auf Abtreibung von Manfred Georg

Es war zu erwarten gewesen, daß einige Zeit nach Friedensschluß und der Errichtung der deutschen Republik die Frage der Bevölkerungspolitik in erhöhtem Maße das öffentliche Interesse beanspruchen würde. Wie die Nationalisten eine für ihre Molochexerzitien genügende Zahl des Nachwuchses vermissen, so mußten die großen fortschrittlichen politischen Parteien sich mit der Frage der Landesfruchtbarkeit befassen. Für diese Parteien kam hauptsächlich in Frage, ob man entgegen den bisherigen staatsrechtlichen Auffassungen und strafrechtlichen Bestimmungen für eine planvolle Geburtenregelung oder für eine planlose Geburtenfolge eintreten solle. Somit ist auch wieder die Alternative des Rechts oder Unrechts der Abtreibung aktuell.

Die Anträge der beiden sozialdemokratischen Parteien im Reichstag gehen dahin, daß die Sozialdemokraten auf eine Straflosigkeit der in den Paragraphen 218 und 219 des Strafgesetzbuches angeführten Delikte erkennen lassen wollen, wenn die Abtreibungshandlung „von der Schwangern oder einem staatlich anerkannten (approbierten) Arzte innerhalb der ersten drei Monate vorgenommen wird". Im Gegensatz dazu verlangt die Unabhängige Sozialdemokratie die völlige Streichung der beiden Paragraphen. Es ist selbstverständlich, daß über die Frage der Abtreibung in einem geistig und kulturell so gemischt-politischen Lande wie Deutschland niemals eine Einheit der Anschauung erzielt werden kann. Aber die Anträge der sozialdemokratischen Parteien haben auch aus ihren eignen Reihen heraus und aus Kreisen, die kulturpolitisch dem Gedankeninhalt der Vorschläge nahe stehen, so viel Kritik und Anfeindung erfahren, daß es doch wichtig sein dürfte, sich einmal die Einstellung des demokratisch-sozialistischen Kulturkreises zu betrachten.

Da wird man mit Staunen bemerken, daß die ganze Phalanx der wohlwollenden Angreifer schon auf dem Vorfeld des Problems im Drahtverhau technischer Fragen hängen bleibt. Das ist zumal von dem berliner Universitätsprofessor Grotjahn zu sagen, der auf die Gefahr der Volksverminderung in nationaler Hinsicht hinweist und zugleich als Arzt das Aufkommen einer schmierigen und geheimen Praxis minderwertiger Mitglieder des Berufs befürchtet. Professor Rudolf Lennhoff sieht ebenfalls Schwierigkeiten für den Arzt darin, daß dieser Gewissenskonflikte erleidet, wenn er auf Verlangen „einer körperlich völlig Gesunden einen körperlichen Eingriff vornehmen soll, den er ärztlich nicht rechtfertigen kann". Gleichzeitig verneint er für die Kassenärzte, was bei der ungeheuern Bedeutung der Kassen für morgen von der größten Bedeutung ist, die Eingriffspflicht aus der Erwägung, daß ja die Kasse eine Versicherung gegen Krankheiten darstelle, und glaubt deshalb ebenso wie Grotjahn an das Emporkommen eines bösartigen Spezialistentums. Der mehrheitssozialistische Justizminister Radbruch kommt in seiner Kritik überhaupt garnicht auf den Kern der Angelegenheit zu sprechen, sondern unterstützt den Antrag seiner Partei aus juristischen Gründen, indem er ein Gesetz, das offensichtlich Klassengesetz ist, und das zugleich in neunzig von hundert Fällen mit Erfolg umgangen wird, nur als ein Mittel zur Untergrabung der wahren Rechtshoheit ansieht.

In einem freien Staat, der sich seines Rechts auf die Forderung einer militärischen Dienstpflichtzeit — also auf die Pflicht seines Untertans, sich für ihn töten zu lassen — begeben hat, sollte das Recht auf den eignen Körper eigentlich unbestreitbar sein. Mit der Geburt eines Kindes ist dieses ein Rechtssubjekt, und über das Schicksal des Neugeborenen kann die Mutter nicht mehr entscheiden. Das widerspräche auch in einem rein sozialistischen Staate durchaus dem Wesen des Gemeinschaftsideals, da ja der Säugling mit der Ablösung von seiner Mutter ein Mitglied dieser Gemeinschaft geworden ist. Dagegen klingt es eigentlich wie ein Märchen, daß man sich noch heute darüber unterhalten soll, ob eine, in einem notwendigen organischen Vorgang empfangene Leibesfrucht — die Zeugung ist ein Trieb, die Geburt braucht keiner zu sein — nun unter allen Umständen ausgetragen werden muß. Die Tatsache eines Kindes ist heute für Viele in körperlicher und sozialer Hinsicht ein so schwerwiegendes Problem, daß dieses unter keinen Umständen von außen gelöst werden kann. Es wäre eine unerträgliche Bevormundung der einzelnen Persönlichkeit, wenn man noch weiter hier ein Recht der Oeffentlichkeit anerkennen wollte, nachdem der Staatsbegriff der Wehrpflicht, der dies allein logisch gerechtfertigt hätte, abgeschafft worden ist. Ebenso, wie man die Verantwortung für Selbstverstümmelung heute jedem Menschen überläßt und der Versuch zum Selbstmord straffrei ist, ebenso muß die körperliche und soziale Verantwortung für die Vernichtung einer unausgetragenen Leibesfrucht dem Einzelnen überlassen bleiben. Selbstverständlich müßte aus dem Begriff der Ehe heraus als einer gegenseitigen Lebensgemeinschaft der Mann im Fall einer Abtreibung das Recht haben, diese als einen unverzüglichen Scheidungsgrund geltend zu machen. Damit wären auch die Bedenken aller verbrecherischen Motive der Abtreibung wie Erbschleicherei und dergleichen vereitelt.

Man dürfte aber dem ganzen Problem um einen erheblichen Schritt näher kommen, wenn man einmal die Gründe betrachtet, die heute Frauen dazu führen, ihre Frucht abzutreiben. Da sind jene hochentwickelten, reifen, geistigen Persönlichkeiten, die reif genug sind, um zu erkennen, daß für sie oder für das Stadium der Ehe die Tatsache eines Kindes ein Ereignis ist, das dazu beitragen würde, die eigne Entwicklung oder die Entwicklung der Lebensgemeinschaft verderblich zu hemmen oder gar zu vernichten, also auch reif genug, um sich keinesfalls frivol einer Operation zu unterziehen, welche immerhin mit ihren Infektionsgefahren und Folgeerscheinungen stets ein ungeheures Risiko bedeutet. Die Straflosigkeit einer Abtreibung für diese Kategorie wird wohl Jedem einleuchten. Die zweite Kategorie Frauen treibt ab in der Erkenntnis, daß ein Kind bei den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen eine Zerrüttung und Verelendung der wirtschaftlichen Existenz der Familie, besonders wenn es das dritte oder vierte Kind ist, zur Folge hat. Gewöhnlich geht in solchen Fällen, wenn die Abtreibung unterbleibt, über der drückendsten Sorge des Alltags die Ehe entzwei. Auch in solchen Fällen, wo wirtschaftliche Not, die gefürchtete Operation erpreßt, wird man kaum die Unglückliche, die sie an sich geschehen lassen muß, noch strafen wollen. Bleibt jene dritte Kategorie Frauen, die aus körperlicher Eitelkeit, Vergnügungssucht, Bequemlichkeit handeln. Weshalb soll man sie strafen? Für die menschliche Gesellschaft dürfte es meistens weder auf die

Frau noch auf ihre Kinder ankommen, und wenn sie einen Eingriff riskieren, der zugleich mit der Gefahr der Unfruchtbarkeit die schlimmsten Konsequenzen in sich tragen kann, so soll man sie in Gottes Namen gewähren lassen. Wem nützt, wem schadet hier die Strafe?

Man sieht, daß sowohl die sozialdemokratische wie die öffentliche Kritik im Grunde die Frage der Abtreibung von einer ganz falschen Seite anfassen. Es handelt sich nämlich nicht darum, ob und wie man Den bestrafe, der diese Tat begeht, sondern wie man — und hier kommt einzig und allein die zugleich zahlenmäßig größte Kategorie Zwei (Abtreibung aus Not) in Frage — wie man ihn vor der Tat schützt; das heißt: die Frage der Abtreibung ist eine Frage des Geburtenschutzes in dem bevölkerungspolitischen Sinne, der endlich einmal mit kleinen Mitteln und Mittelchen der Milderung ein Ende machen will und sich radikal auf den Embryo einstellt. Was nützt einem Staate das gleiche Wahlrecht, Invalidenversicherung, Krankenfürsorge, Sozialisierung des Bergbaus, wenn er nicht einzusehen beginnt, daß das Alles höchst gleichgültig ist gegenüber einer allgemeinen Krafttendenz, die die Generation des Landes im Mutterleib sicherstellt! Im Grunde sind alle bisher bestehenden Anordnungen über Wöchnerinnenschutz und dergleichen ein Quark, kärgliche Hilfeleistung von heute auf morgen, die keiner Mutter über mehr als das Gröbste hinweghilft. Damit ist nichts getan. Man braucht nicht so nötig neue Handelsschiffe zu bauen, wie großzügig eine wirkliche Säuglingsfürsorge zu treiben. So großzügig, daß sie für die Mutter mit dem Beginn der Schwangerschaft einsetzt und dann nicht wieder aufhört. Man muß den Müttern des Landes nämlich alle Möglichkeiten garantieren: eine ruhige Schwangerschaftszeit, eine hygienische Entbindung und völlige Sorglosigkeit um das Kinderschicksal. Diese sogar so weit, daß der Staat auf Wunsch der Mutter bedingungslos eine Aufzucht seines Neubürgers zu übernehmen hat. Ja, die Mutter muß sogar wissen, daß sie ihr Kind jederzeit wieder der staatlichen Fürsorge entziehen kann.

Die Kinderfürsorge ist das einzige Gebiet, auf dem sich ein Land keine Sparsamkeit leisten soll. Zu ihrer Durchführung könnten gut fünf Dutzend aller sogenannten aktuellen Pläne und Probleme zurückgestellt werden. Auf diesem Wege nur wäre es möglich, eine neue Menschengeneration zu schaffen. Mit seiner Beschreitung wird auch unsre andre Frage gegenstandslos. Denn von dem Recht auf Abtreibung würde dann wohl nur noch in sehr wesentlichen oder sehr unwesentlichen Fällen Gebrauch gemacht werden. Eine solche Staatspolitik würde gleichzeitig noch etwas sehr Wichtiges mit sich bringen, nämlich die endliche Heraufführung der allgemeinen Erkenntnis von der Ungleichartigkeit, aber der Gleichwertigkeit der Geschlechter, kurz, den Sturz des jetzt bestehenden, letzten Endes lächerlichen Frauenwahlrechts. Nicht so, als ob damit der Einfluß der Frau zurückgedrängt würde. Er würde sogar im Gegenteil noch viel größer werden, sich aber ausschlaggebend auf die Gebiete beschränken, für die Frau und Mutter zuständig sind. Man kommt dann notwendig zu einer „Kammer der Mütter”, einer staatlichen Körperschaft, der selbstverständlich neben andern gegebenen Faktoren die Entscheidung über das Leben eines Volkes, das heißt: die Entscheidung über ihre Söhne und Töchter, die Entscheidung über einen Krieg und das Vetorecht hiergegen zustünde. Die glückliche „Republik der Mütter” erlebt keinen Krieg mehr.

Rudolf Borchardts Prosaschriften von Willy Haas

Die Erscheinung dieses Dichters war schon immer außerordentlich. Irgendwo, in irgendeiner der kostspieligen bibliophilen Zeitschriften, die zwischen 1900 und 1910 Mode waren, sah man über allerhand literarisches Mittelgebirge ganz unvermittelt ein ganz strenges, karges, unwegsames Stück Fels ragen, das sich fast in den Himmel verlor. Es war unheimlich: die jovialen Berggeister ringsum, vom ordentlichen, braven Herrn Bierbaum bis zum außerordentlichen Rudolf Alexander Schroeder, waren grade damals bemüht, ihr Stückchen Land mit den Händen eines freundlichen Naturgärtners recht blumig und idyllisch auszuschmücken; dieser Felsgenius aber, menschenscheu, mit einer durch Einsamkeit ganz gesammelten Kraft, schien in Nebelmeeren zwischen rauhem Getier eine Höhle zu bewohnen und mischte seinen starken, einsilbigen, schwer ausdeutbaren Ruf mit dem Schrei des Adlers und Hochgebirgswildes. Es gab fünf bis zehn Leute in Deutschland, die etwas ahnten und mit einander darüber sprachen; von Freunden des Dichters — darunter vor allen der liebenswürdige Alfred Walter Heymel — konnte man sich hie und da eine jener kostspieligen gedruckten Schriften verschaffen, die kein Buchhändler je in Händen gehabt hat; und diese Mischung von Nähe und Fremdheit vermehrte noch das Unheimliche der Situation.

Nun tritt Rudolf Borchardt mit ‚Gesammelten Werken' hervor, ohne jede Vorbereitung; und gleich der erste Band, die ‚Prosaschriften' (im Verlag Ernst Rowohlt zu Berlin) sind fast unzugänglich dem breiten Publikum, schon ihrem halb philologischen Stoffkreis nach, noch unzugänglicher wegen ihrer breiten, edlen, unschmeichlerischen Spracharchitektur, am unzugänglichsten dank der unmeßbaren Feinheit der historischen, metrischen, mythologischen, sprachgeistigen Analysen, die niemals haltmachen, bevor sie nicht bis zu irgendeiner letzten, ahnungsvollen, das Menschlichste der Menschheit berührenden Erkenntnis vorgedrungen sind — mit einer Zartheit der tastenden Nerven und einer sichern Kraft des Wortes, mit allem, was das Wort umweht, mit allen Wundern der Unnennbarkeit des Nennbaren, wie wir dergleichen in Deutschland seit vielen Jahrzehnten nicht erlebt haben.

Philologie? Historie? Wissenschaft? Aber nein doch!
Er träumt einen Traum von der Philologie, einen Traum von der Historie, einen Traum von der Sprachwissenschaft, den Traum eines Dichters. Alles ist wirklich, fundiert; und Alles ist trotzdem Utopie, Wolkenpalast, Traumstadt. Noch seine ethymologischen Glossen sind aromatisch wie Thymian. So waren alle großen deutschen Gelehrten, alle, die Wissenschaften schufen und Wissenschaften umstellten: so waren die Schlegels, Tieck, Jacob Grimm, Burckhardt, Herman Grimm, Carl Justi, Nietzsche. So waren sie alle, sie, die unsre Roethes als „Dilettanten" abzutun wagen, und denen unsre Roethes das bißchen Geist zu danken haben, das sie täglich und stündlich auf unsern Kathedern verschwätzen, verbreitern, vernichten dürfen, für unser Geld.

Rudolf Borchardts Objekt liegt also immer ganz an der Peripherie des Menschlichen, fast außerhalb dieser Peripherie. Er scheint überall den weitesten Weg zu wählen, den Punkt des größten Widerstandes, den Aggregatzustand der sprödesten Härte und die Temperatur der tiefsten Eiskälte. Seine Themen gehen scheinbar nur Wenige an. Aber es gibt ein Gesetz der geistigen Kraft, die durch Widerstand größer wird, durch Distanz freier, durch Schroffheit zarter, durch Kälte glühender. Dieses Gesetz ist das Gesetz seiner Prosa. „The whole man must move at once” sagt der alte Addison. Es ist ein Anblick von allergrößter Schönheit, einen Menschen mit allem, was er hat und ist, sich einsetzen, sogar sich verschwenden zu sehen — im Leben wie in der Literatur. Und es ist ein Wunder, ihn anzuhören: er wird immer die Sprache des Menschen sprechen, tausendmal menschlicher als die Sprachwerkzeuge des nächstliegenden Heut und Morgen, unsre Journalisten und aktualitätsbesessenen Schriftsteller; mag er von seinen Briefmarken reden (es gibt auch besessene Briefmarkensammler!), von seinem Köhlerhandwerk, seinen Rotationsmaschinen oder von dem unregelmäßigen Aorist der Verba auf mi im jonischen Dialekt. Wer sein Leben an einen Beruf weggibt, kennt den Einsatz: er kennt das Leben. Aber, mitleidlos gegen sich selbst, hat er auch das große, umfassende Auge einer gewissen Mitleidslosigkeit, er sieht das Ganze, nicht das Einzelne, das Jahrhundert besser als das Jahr, das Volk besser als dessen Partikel. Ueberall steht er als Ganzer dem Ganzen gegenüber.

In diesem Sinn wollen, wenn ich nicht irre, diese speziellen und doch so universalen Prosaschriften anfgefaßt werden. Werden sie überhaupt aufgefaßt werden? Es ist, ich wage es zu behaupten, ein Probestein für das deutsche Volk.

Neue Aufzeichnungen aus Flauberts Nachlaß

„Er hat eine Frau und Kinder” — eine ehrenvolle Entschuldigung für alle möglichen Schändlichkeiten.

*

Was die Philosophie geleistet hat? Nichts; sie hat von Jahrhundert zu Jahrhundert Gott größer gemacht.

*

Eine Dummheit oder Gemeinheit kann in Verbindung mit einer andern achtbar werden. Man spanne eine Eselshaut über ein Nachtgeschirr, und man hat eine Trommel.

*

Beobachtungsgabe kann nur ein selbstlos aufrichtiger Mensch besitzen, denn um die Dinge zu sehen, wie sie sind, darf man sich ihnen nicht mit einem persönlichen Interesse nähern.

*

Die Regierungskunst besteht darin, die öffentliche Meinung zu leiten (liberale Definition), die öffentliche Meinung zum Schweigen zu bringen (monarchische Definition).

Beobachtungs- und Charakterisierungsgabe sind zwei literarische Qualitäten, die man wohl verachten darf, doch gut tut zu besitzen.

*

Willst du Perlen, wirf dich ins Meer.

Heute, am vierten November 1862, in der Kirche Saint-Martin der Totenfeier von Barrières Vater beigewohnt. Schriftsteller und Bühnenvolk. In diesem Augenblick, wo der gute Kerl eben unter der Erde liegt, sind alle Teilnehmer in den Cafés oder verzapfen von den Brettern herab mit geschminkten Gesichtern Späße. Ich saß zwischen den beiden Levys; vor mir Theodore de Banville und Maurice Sand; etwas weiter Paulin Menier und Teilhade; auf der andern Seite links Sardou und der junge Déjazet; Laferrière allein inmitten der Stühle; undsoweiter.
Es mußten erst zwei Beerdigungen abgewartet werden. Nichts Feierliches; das geht mit der Schnelligkeit von Waren-Ballen in einem Speditionshaus. Die gasbeleuchtete Kirche erinnert an ein Café, ein katholisches Casino; das ist nicht mal mehr jesuitisch — es hat administrativen und Eisenbahn-Charakter. Nichts für das Herz, nichts für das Gemüt, nichts für die religiöse Empfindung — die ganze Häßlichkeit der modernen Welt liegt darin.
Schließlich ist das vielleicht der Uebergang zur vollständigen Abschaffung der Leichenbegängnisse, zu etwas wie einer augenblicklichen Einäscherung. Man nimmt dem Tode dadurch das Schlimmste, was er hat; die menschliche Zärtlichkeit leidet nicht mehr unter der schmerzlichen Zerreißung des Bandes, das Die mit uns verknüpfte, die nicht mehr sind. Das Drama verläßt die Welt.

Nicht gegen die Götter müßte Prometheus sich heute auflehnen, sondern gegen das Volk, den neuen Gott. Die alte Tyrannei der Priester, Vornehmen und Herrscher ist durch eine neue feinere, unerklärlichere, gebieterische ersetzt, die sich in kurzem jeden Winkel der Erde untertan gemacht haben wird. Man bedrängt meinen Leib nicht mehr, man zwingt mich nicht mehr zum Glauben, zugegeben; aber wo liegt der Fortschritt im freien Urteil, und infolgedessen der moralische Fortschritt, wenn ich unglücklicherweise gezwungen bin, zu denken wie Ihr?

*

In fünfzig Jahren wird es unmöglich sein, von seinem Gelde zu leben, ohne daß man sich wie ein Bankier mit dem Finanziellen beschäftigt. Wie mir scheint, ist das (für den Geist) so ziemlich die Sklaverei.

*

„Das arme Venedig!" sagte mein Diener Domenico im Hotel zu Konstantinopel.
„Die arme Literatur!" sage ich, denn sie scheint mir wie die alte schöne Dogenstadt voll von Spitzeln und Soldaten; teilnahmslose Spießer besichtigen ihre Ruinen; nach und nach verfällt sie zu einer Art trauriger und grenzenloser Allgemeinheit; ich höre ihre Mauern ins Wasser stürzen, und Kröten springen gegen die abblätternden Fresken.

*

Sollte die fabelhafte Entwicklung der Musik der letzten dreißig Jahre nicht die Hysterie gefördert haben?

*

In dem Maße, wie die Prostitution der Frau abnimmt (sich modifiziert oder verbirgt), breitet sich die der Männer aus. Der Leib ist vielleicht weniger feil, mag sein! Aber der Geist ist auf einen Grad der Banalität gesunken und in beispielloser Weise zum Allgemeingut geworden. Bald werden die Orte schließen, wo man eine Maitresse für eine halbe Stunde haben kann; doch die, wo ich Freunde für eine halbe Stunde haben kann, schießen aus der Erde, das Café ersetzt . . . ich verlange Intime für mich.

Uebersetzt und zum ersten Mal mitgeteilt von E. W. Fischer

Abschied von 1921

Das Zeichen des Jahres war: Rat- und Hilflosigkeit. Deutschland, das nicht recht leben und nicht recht sterben kann, lebt lieber, als daß es ergeben stirbt, mit krampfiger Gier aus der Hand in den Mund. Es steht, von seinen letzten Flittern umbaumelt, die Tarantella zum Tanz geschwungen, ungefähr da wie die arme kleine romantische Nora, die fest darauf rechnet, daß der Brief schon nicht in den Kasten fallen, daß es auf irgendeine Weise schon weitergehen, daß schon ein Wunder geschehen wird. Das wird ja wirklich geschehen; und wärs auch nur das Wunder, daß es auf irgendeine Weise eben tatsächlich weitergeht. Solange man atmet, hat — zwar keineswegs jeder einzelne Mensch, aber ein Volk, das nicht alt, nicht klug wird, das immer jung bleibt, die Möglichkeit, wieder aufzublühen. Das deutsche, leider, ist in dem Grade abgeneigt, klug zu werden, daß es zurück- statt emporblühen will. Da die Bühne die Zeit abspiegelt, die Stimmung und das Wesen der Zeitgenossen, war nichts charakteristischer für den Geisteszustand der unbelehrbaren Deutschen als der Dauererfolg des ‚Louis Ferdinand', aus dem sie die pazifistische Vernunft hinaushörten, um sich mit wütender Entschlossenheit an einer Apotheose des finstersten Preußentums zu berauschen.

Der Vermittler Felix Hollaender darf so wenig deutschnationaler Gesinnung geziehen werden wie einer andern. Für die Kommunisten gab er die ‚Weber', für die Juden ‚Potasch und Perlmutter', für die gern expressionistischen Kriegsgewinnler den unverständlich gemachten ‚Kean', für die Kunden von Horcher und Heinroth den ‚Hühnerhof', dieweil er unvorsichtig genug gewesen war, das Millionengeschäft des ‚Reigen' halb zu verschenken, und, als glücklicher Besitzer Max Reinhardts, für uns sogar eine zweckfreie Dichtung. Wo die allgemeine Rat- und Hilflosigkeit sich derart lebhaft und vielseitig äußert und zu ihrer Aeußerung die stärksten Schauspieler deutscher Zunge bereit hat, wird der Kunstgenießer, wenn nicht die Kunst, noch immer besser fahren als dort, wo man aus Besorgnis, vielleicht doch daneben zu treffen, garnicht erst anlegt. Neue Dramatiker? Sie stammeln — entweder aus Stümperhaftigkeit oder aus heiliger Scheu vor einer sprachlos gewordenen Gegenwart, deren Chaos auch in ihrem Hirn brodelt, und sind so oder so höchstens gut für den Sonntagmittag. Die Dramatiker von Bedeutung und Marktwert? Entweder kramen sie, denen man anstandshalber nicht Nein sagt, einen zähen Ladenhüter hervor. Oder sie schlängeln sich an das lachlustige Publikum heran, das die Absicht merkt und dem abtrünnigen Aestheten den ollen ehrlichen Presber vorzieht. Oder sie haben sich ausgegeben und fleddern, gelehrige Schüler des Juste milieu, die Leichen ehrwürdiger Romanen. Und alle zusammen berechtigen den angstgelähmten Bühnenbeherrscher, bei diesen Fleischpreisen, diesen Kulissenschieberlöhnen zum mindesten Tantiemen zu sparen und sich aus dem verstaubten Archiv, aus den Museumsschätzen, aus dem eisernen Bestand der Theaterliteratur zu bedienen.

Und das Schauspielhaus, das der Jagd nach dem Schlager enthoben ist? Es ehrt nicht die staatliche Suvention durch Wagemut, sondern ruht sich neuerdings auf ihr und seinen Lorbeeren aus. Im vierten Monat des Spieljahrs die dritte Premiere, die keine ist. Reinhard Bruck hatte an die burleske Stilisierung der Harlekinade vom ‚Diener zweier Herren' seinen ganzen Fleiß gesetzt und in Fritz Hirsch einen Truffaldino gefunden, der, ein weicherer, herzlicherer, süddeutscher, offenbar mannheimischer Adalbert, die eminent bewegliche, streckenweise bis zur Besinnungslosigkeit lächernde, für Augenblicke nachdenklich stimmende oder gar rührende Komik hat. Vorher, in ‚Leonce und Lena' (das man seit dem dritten ‚Jahr der Bühne' nicht zu sehen bekommen hatte), war Scherz und Ernst nur ein Mal zusammengeklungen: als der verhungernde Schulmeister Martin Wolfgang zu unsrer Belustigung ein Vivat für den vertrottelten Landesherrn einstudierte, dröhnte darunter nicht, und das war löblich, sondern hallte leise, aus weiter Ferne, die Revolution. Die eigentlich immer spürbar sein müßte! Hier war die Bühne zu groß, das Tempo zu schwer, die Drastik meistens zu konventionell, Leonce und Lena weder für sich noch mit einander eines Liebespaares wie Romeos und seiner Julia lustspielhaft würdig und Karl Etlinger als Valderio am unrechten Platz. Mein Neujahrswunsch für Jeßner: daß er sich öfter und kräftiger rege!

Als meine Neujahrsnummer des vorigen Jahres sich mit , Annette' zu befassen hatte, lag Polgars Kritik schon in dem Titel: ‚Carl Sternheim und die Folgen'. „Im falschen Augenblick die Liebe — für immer sind Sie dann erledigt." So versnobt schnattert von Anfang an das Dienstmädchen Anna, das zum Schluß Annette heißt, Geheimrätin Stumm ist, sechzig Millionen besitzt und sie mit Gottes und Musiker Messerschmieds Hilfe wieder loswerden wird. Sprich, wie dir der Schnabel gewachsen ist: ‚Schiebers Glück und Ende'. Sprich: wie er Herrn Theodor Tagger mißwachsen ist: ‚1920 oder die Komödie vom Untergang der Welt'. Aber ich will nicht von dem Glauben lassen, daß man den Autor sträflich verkannt, daß er uns Alle angeführt, daß er nie eine andre Absicht gehabt hat, als den Sternheim, der vor seinen Augen herunterkam, überlegen zu parodieren. Im Neuen Theater am Zoo, das hübscher ist denn sein Name, war dieser meiner Ansicht weder Paul Otto, ein Messerschmied von neutraler Diskretion, noch Hanns Fischer, ein asthmatisch röchelnder Geheimrat Stumm von erschreckender künstlerischer Atemfülle. Nun, um meine Auffassung durchzusetzen, genügte, daß Ida Wüst sie teilte. Sie, die vor fünfzehn Jahren als reichlich reife Schauspielerin in Berlin eingerückt war, gab die Lebensanfängerin, und wie durch ihre Erscheinung, genau so schloß sie durch jeden vertraulich über die Rampe zwinkernden Blick, durch ihre drolligen Tonfälle, durch ihre heiter outrierten Bewegungen für den Zuschauer einfach die Möglichkeit aus, Herrn Theodor Tagger seriös zu nehmen. Nein, er hat parodiert. Die Parodie galt bisher als kleine, quantitativ kleine Kunstform. Eine abendfüllende Parodie: alle Achtung!

Und dann feierte ich endgültig Abschied von 1921, indem ich mich zwanzig Jahre zurücketräumte. Die alte große Hedwig Niemann hatte die Yanetta gespielt. Und zwar so elementar, daß sie allgemein verrissen wurde. Ich jubelte mit verzehnfachter Lungenkraft; und erhielt von ihr die Zeile: „Ein Ritter nahte da." Tilla Durieux, die überschwänglich gelobt worden ist, wird mir nicht schreiben. Sie hat, in einer schlagend runden Aufführung bei Barnowsky, für die baskische Bäuerin: die repräsentativ derbe Maske, Einfälle und Schmiß. Es fehlt nichts weiter als: die Naivität, die Wärme, die Träne. Aber wenn wir uns 1901 leisten konnten, die ‚Rote Robe' von uns zu weisen: jetzt dürfen wir das nicht einmal mehr aus künstlerischen Gründen. Und gar die Aktualität dieses wuchtigen Frontangriffs auf die Justiz ist so überraschend, daß man in Deutschland nach zwei Jahren Mord Mühe hat, an einen französischen Verfasser von gestern zu glauben. Möge diese Aktualität 1922 erlöschen! Dann wird es ein gutesJahr sein.

Madame Legros von Alfred Polgar

Madame Legros, Strumpfwirkers Gattin, mit ihrem Wesen und Wirken in kleinbürgerliches Leben versponnen, wird eines Tages „erweckt". Der unwiderstehliche Stoß ins Herz widerfährt ihr — dem Buddho widerfuhr er, als er die sieche Sklavin erblickte — durch einen Brief, der aus der Bastille auf die Straße flattert. Ein Unschuldiger ruft da die Nebenmenschen um Errettung aus dem Kerker an, in dem er seit dreiundvierzig Jahren schmachtet. Madame Legros fühlt augenblicks, dem Ruf zu folgen sei ihr auferlegt. Welle des Mitleids reißt ihre Seele hoch. Kann die Hand noch friedevoll Strümpfe stricken und den Herd betreuen, auf der die Träne des verzweifelnden Menschenbruders brennt? Madame Legros kann es nicht. Eine Sendung wurde ihr, und sie tut danach.

Madame Legros redet stets vom „Unschuldigen". Sie sollte aber nicht sagen: der Unschuldige, sondern: der Leidende. Will sie denn Gerechtigkeit? Daß einer unermeßlich leiden muß, das setzt ihr Herz in Brand. Ob er auf Grund einer stichhaltigen Rechts-Argumentation leidet oder ohne solche, muß ihr wohl unerheblich sein. Leider erscheint der „Unschuldige", wenn auch nicht persönlich auf der Bühne, so doch leibhaftig im Spiegel des Gesprächs; wir erfahren sein Spezial-Schicksal, das besondere Unrecht, das ihm widerfahren, wie er aussieht, was er redet. Ich kann nicht erklären, warum, aber es ist peinlich, daß der dramatische Mythos um einen so greifbaren konkreten Kern gelagert ist. Mir wäre lieber, nichts von Herrn Latude zu wissen, gar nichts, nicht einmal, ob er tatsächlich vorhanden.

Immerhin spricht Madame Legros: „der Unschuldige" so aus, daß zu merken, ihr Mitleid gelte den Unschuldigen überhaupt, demnach — da alle Menschen au fonds unschuldig — allen Menschen. „Der" in: „der Unschuldige" ist bald ein bestimmter Artikel, bald ein hinweisendes Fürwort. Diesem grammatikalischen Zwielicht verdankt, genau besehen, ‚Madame Legros' ihr bißchen dramatische Ueberlebensgröße.

Um den Unschuldigen zu befreien, nimmt sie Spott, Mißverstehen, Demütigung, Marter hin, wie sie den Weg der heroischen Wahrheitkünder begleiten. Das Volk begrinst ihr Tun, einem zynisch-teilnahmsvollen Adel verhilft sie zu Sensationen der Empfindsamkeit, der brave Mann, den sie, ihre Sendung zu erfüllen, verlassen hat, legt sich eine Andre ins Bett. (Er geht nebenbei auch oekonomisch zugrunde.) Wem Madame Legros nicht für verrückt gilt, dem gilt sie zumindest doch als Eine, die durch erotisches Interesse an den Bastillesträfling gebunden ist, um dessentwillen sie die Welt alarmiert. Das glaubt auch die Königin, Maria Antoinette, und Frau Legros tut ihr den Gefallen, sich schwülster Beziehungen zu Latude schuldig zu bekennen. Die angenehm aufgeregte Monarchin verfügt des Unschuldigen Entlassung aus dem Kerker und, satanisch witzig, die Krönung der Legros mit dem akademischen Tugendpreis.

Da ist auch ein Chevalier, lüstern nach der kleinen pathetischen Bürgerin. Er hilft ihrem Unternehmen, er bringt sie zur Königin: die Legros weiß, womit sie solche Hilfe zu zahlen hat, und ist bereit zu zahlen. Was nähme sie nicht auf sich, ihren Unschuldigen zu erlösen? Ein Mann der Politik droht alle Pläne zu durchkreuzen, es sei denn, sie entlocke dem Chevalier ein bestimmtes politisches Geheimnis. Da nimmt die Legros auch den Verrat ihres Helfers auf sich. Es ist schön, daß sie solcherart sogar ihre Seele kreuzigen läßt um des Werkes der Erlösung willen: aber der kleine Zwischenfall zeigt, wie wenig haltbar das ideelle Fundament ihres Tuns. Um den Einen aus dem Elend zu ziehen, stößt sie den Andern ins Elend. Der Unterschied zwischen Madame Legros und einer Heldin der Idee ist genau so groß wie der zwischen einer Idee und einer idée fixe. Es ist das Wesen dieser, daß sie ihr Ziel aufhebt, indem sie es verfolgt; und ihr tragikomisches Verhängnis, daß sie, da kannst nichts machen, ins Lächerliche hinüberfärbt.

Der Unschuldige ist frei, Madame Legros mit dem Tugendpreis gekrönt. Im weißen Kleidchen, als Heilige angesprochen, erscheint sie wieder zu Hause. Sie ist fertig mit der Sache, hat innerlich abgerüstet. Als das Volk, das Geschmack am Befreien von Bastillesträflingen gefunden hat, ihr die Bude stürmt und die revolutionäre Führerschaft aufnötigt, erschrickt sie vor dem blutigen Geschehen, das sich da ihrer Tat entbinden will. Und wie nun jener Chevalier, durch den Seelenadel der Legros seinerseits erweckt, unter den Fäusten der Menge fällt, da „reuet es sie fast" (wie das in ähnlicher Situation der Florian Geyer sagt). Es ist nämlich der Fluch der guten Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Dieser Fluch, wenn man genauer hinsieht, gibt die Inhaltsformel fast aller Tragödien großen Stils, vom Drama der Griechen angefangen bis zu Georg Kaiser.

Nun wäre das Spiel eigentlich zu Ende. Es wird aber vom Dichter noch um Einiges künstlich prolongiert. Schade und nicht schade. Die Szene zwischen dem Akademiker und der Legros — die weitumfassende Idee und die in sich beschlossene Tat — ist ergreifend in ihrer poetischen Ironie. Groteske Riesen-Schatten der Menschendinge wirft sie an die Wand. Hin-

gegen scheint die lange Schlußszene zwischen Herrn und Frau Legros, das friedliche Untertauchen der Heldin ins Strumpfwirkerische fatal. Musikalisch mag solche Rückkehr von Dramas Ende in Dramas Anfang ihren Reiz haben. Aber solche Rückkehr eines auserwählten Menschen zu seiner profanen Bestimmung, solche terminierte Erweckung, solche saubere Ordnungsgeste, mit der Gott das Instrument, das er zur Uebung eines hohen Werkes gebraucht hat, wieder dem kleinbürgerlichen Kasten, dem er es entnommen, retourgibt, hat etwas Flaues, Klägliches, Unternatürliches.

‚Madame Legros' ist ein schönes Stück Theater. Warum gleitet es doch an des Zuschauers Seele sacht vorbei, dringt nicht in sie? Warum bleibt das Schauspiel ach ein Schauspiel nur? Weil es ihm an dichterischer Blutwärme fehlt. Die Figuren sind in dauernder Abhängigkeit von ihrem Schöpfer, ihr Herz kommt nicht los vom Kapellmeister, der ihm den Takt bestimmt, nie weicht der Schatten der unsichtbaren Hand, die sie hinstellte und bewegt. Idee und Gestalt wahren ein Nebeneinander, das niemals in eins zusammenfließt. Daß die Menschen des Dramas rundum leben, wird nicht glaubhaft. Sie leben nur ad hoc, nur stückweise, nur mit jenem Segment, auf dem grade das belichtende Wort ihres Schöpfers liegt. Wenn der Vorhang fällt, existieren sie nicht mehr, liegen starr und stumm in der Schachtel. Hauch artistischer Kühle durchweht das Spiel. Es ist eine Kühle, die des Zuschauers Träne trocknet, ehe er sie weinen konnte.

*

Im Burgtheater bekam ‚Madame Legros' die traditionelle gehobelte und polierte Burgtheater-Glätte. Diese blitzblanke appetitliche Straße aus dem Steinbaukasten soll ein Stück pariser Vorstadt sein? Hat schon je ein Mensch so unbequem-ostentativ und gebrauchsfertig aus dem Fenster gesehen, wie es einen Akt lang die Nachbarn und Nachbarinnen der Legros tun? Und mit einer Muikbanda, die die ‚Marseillaise' spielte, sind die Pariser zur Bastille gezogen? Frau Medelsky war Madame Legros. Bewegtes Inneres spielt keine so ergreifend stark und echt wie sie. Aber ihr allzu bewegtes Aeußeres liefert solche Innerlichkeit der Theatralik aus. Wenn sie in minutenlanges konvulsivisches Zittern verfällt — durch die Längsachse des Körpers läuft es ihr bis in die Fingerspitzen —, wandelt das auch den schönsten Affekt zur Affektiertheit. Es ist wunderschön, wie Frau Medelsky das Wort mit Herzblut färbt, aber sie geht zu verschwenderisch um mit der kostbaren Farbe. Diese große Künstlerin ist sozusagen die Wurzen ihres Temperaments, das Opfer ihrer masochistischen Hingegebenheit an die eigne Leidenschaft.

Seien wir dankbar, daß ‚Madame Legros' nicht von einem Professional-Expressionisten. Denkt euch dieses Thema der unbewußt revolutionären Tat ausgeliefert den Fäusten eines Ballers, dem Zungenschlag eines japsenden Ekstatikers — und lobet den Mann, den Heinrich!

Jahresbilanz von Morus

Von Simons bis Wirth

Es ist nicht wahr, daß wir im Zeitalter der Gewerkschaftssekretäre leben. Wahr ist vielmehr, daß die Mathematikoberlehrer den Krempel schmeißen. In puncto Kosmos: der Spengler; in puncto Politik: der Wirth. Der Doktor Spengler, der Friedrich Wilhelm den Ersten für den größten Sozialisten hält, ist wahrscheinlich der bessere Mathematiker. Aber der Doktor Wirth, der offen erklärt, in einem Kampf zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft würde man ihn auf Seiten der Arbeiter finden, ist der bessere Rechner.

Was dieser unerschrockene freiburger Oberlehrer geleistet hat, läßt sich leicht auf eine Formel bringen: er hat erreicht, daß Deutschand seine Zahlungsunfähigkeit ansagen kann, ohne daß geharnischte Marokkaner über den Rhein marschieren. Es ist noch nicht zehn Monate her, daß der Helfferich-Mob Herrn Simons am Potsdamer Bahnhof umjubelte, weil er mit der ganzen Ungeschicklichkeit und innern Ueberheblichkeit, die den preußischen Juristen auszeichnen, die Forderungen der Entente abgelehnt hatte. Der Erfolg dieser heroischen Geste war die Besetzung der Rheinhäfen, war das Ultimatum, war neues Mißtrauen. Von dieser londoner Reise bis zu Rathenaus pariser Reise ist ein weiter Weg: der Weg von der Bürokratendummheit bis zur Geschäftsklugheit — der Weg vom Vasallenstaat, dem man Tribute auferlegt, zu dem Vertragsgegner, mit dem man verhandelt.

Das Mittel, mit dem Wirth diesen Fortschritt erkaufen mußte, ist traurig genug: die völlige Demolierung der deutschen Währung. Das Privatkapital hat aus der Valutakatastrophe monatelang seinen Profit gezogen — es war schon Profit, nicht nur Scheinprofit —, aber die Staatsfinanzen sind inzwischen dem Zusammenbruch um ein gewaltiges Stück näher gerückt. Die Assignatenwirtschaft treibt ihrem Ende zu: der Notenumlauf, der im Jahre 1921 um fast 50 % zugenommen hat, ist auf mehr als 100 Milliarden angestiegen, die Golddeckung dagegen — wenn man dieses freundliche Friedenswort noch auf die Tresorbestände der Reichsbank anwenden darf — ist um weitere 100 Goldmillionen zusammengeschmolzen, sodaß nicht mehr Ein Prozent unsres Papiergeldes metallisch gesichert ist. Die schwebende Schuld des Reiches ist in noch rascherm Tempo angewachsen. Sie beträgt mehr als eine Viertel Billiarde — es wird Zeit, daß man neue Größenbezeichnungen erfindet —, und jeder deutsche Säugling hat das beklagenswerte Schicksal, mit 4000 Mark Reichsschulden zur Welt zu kommen. Aber das wahre Elend der deutschen Finanzen offenbart doch erst der Etat. Die Ausgaben des laufenden Rechnungsjahres haben die ehrenwerte Höhe von 330 Milliarden Mark erreicht, von denen fast die Hälfte, 161 Milliarden, bis jetzt ungedeckt sind. Die Reparations- und Besatzungskosten betragen, nach dem jetzigen Stand der Valuta, 113 Milliarden — also selbst der günstigste Ausgang von Cannes könnte das Loch des Staatssäckels nicht stopfen. Moratorium oder Auslandskredit, Stundung oder Ermäßigung: solange nicht der eigne Bedarf aus eignen Mitteln be-

stritten wird, das heißt: solange nicht die notwendigen Steuern aufgebracht werden, ist an eine Stillegung der Notenpresse nicht zu denken.

Steuergemeinschaften

Hier hilft kein Drehen und kein Deuteln: in der Steuergesetzgebung hat Wirth versagt. Die neuen Steuern sind ein Schlag ins Wasser — die nächsten, die übernächsten werden es auch sein, wenn man sich nicht zu einem Systemwechsel entschließt. Als Wirth die Führung übernahm, konnte man hoffen, daß ihm die Erfassung der Goldwerte gelingen werde. Aber dem Widerstand der Manchesterleute und den Schlichen der Industriellen ist er nicht gewachsen gewesen. So bleibt als letzte Möglichkeit nur das Projekt, das viel gründlicher noch als die Goldabgabe unser ganzes Steuerwesen umkrempeln würde: die Steuersyndikate. Die Idee stammt vermutlich von dem Geheimen Kommerzienrat Caro in Hirschberg; aber ihr eifrigster Verfechter ist ohne Zweifel Georg Bernhard.

Der Grundgedanke der Steuersyndikate oder der Steuergemeinschaften, wie Bernhard sie nennt? Die Steuerscheu der kapitalkräftigen Kreise beruht zum großen Teil darauf, daß der Staat in bürokratischer Weise, nach einem festen Schema, die Steuern reglementiert. Der Staat muß nach der Schablone verfahren; denn je mehr er differenziert, umso gewaltiger wird der Beamtenapparat, umso schwieriger wird die Technik der Steuererhebung, und umso geringer werden dadurch die Einkünfte. Vor allem aber hat der Staat garnicht die Einsicht in die besondern Bedürfnisse und in die tatsächliche Leistungsfähigkeit der einzelnen Erwerbszweige und der einzelnen Betriebe. Die von oben herab reglementierte Steuer muß daher auch bei bestem Willen und bei sorgfältigster Vorbereitung ungerecht sein und den Steuerzahler zum Widerstand, zur Steuerflucht antreiben. Aus diesem Dilemma gibt es nur einen Ausweg: man überlasse die Regelung der Steuerart und die Steuerverteilung Denen, die wirklich die Leistungsfähigkeit der einzelnen Berufskategorien und der einzelnen Steuerzahler beurteilen können, nämlich den Berufsgenossen selbst. Die Angehörigen der einzelnen Berufe sollen, soweit das nicht schon der Fall ist, in Berufsgenossenschaften vereinigt werden, und diese Verbände erhalten volle Steuerautonomie. Die Steuerfreiheit des Staates soll sich darauf beschränken, die gesamte Steuersumme, die er braucht, auf die verschiedenen „Steuergemeinschaften” zu verteilen. Als Verteilungsschlüssel für die einzelnen Gemeinschaften mögen vorerst die Steuererklärungen der Mitglieder für 1920 und 1921 dienen. Für die Aufbringung der Steuern haften die Genossenschaften jeder Gemeinschaft solidarisch.

An die Stelle der groben Individualsteuer tritt also die aufs feinste differenzierbare Zunftsteuer, an die Stelle der Sachsteuern, deren Erträge immer unsicher sind, das Umlageverfahren, bei dem die Staatseinnahmen von vorn herein festgelegt sind. Daß sich gegen dieses Steuersystem, das bereits in verschiedenen Modifikationen bis ins Einzelne ausgearbeitet ist, Manches einwenden läßt, liegt auf der Hand. Einstweilen ist es eine leblose Konstruktion, ein Theorem, ein bloßes Gedankengebilde. Gewiß. Aber die großen Wirtschaftsformen der Neuzeit sind alle einmal nichts andres gewesen als graue Theorien.

Der schwerste Einwand, den man gegen die Steuersyndikate erheben kann, ist: daß der Staat eine wichtige Machtposition zu Gunsten der Zunft, zu Gunsten des Privatkapitals aufgeben muß. Das ist eine doppelte Gefahr in dem Augenblick, wo die Großindustrie sich anschickt, offen einen Staat im Staate zu bilden. Das Industriekapital hat in Stinnes einen Exponenten, dessen Macht keine Regierung mehr ignorieren kann, und es war daher verständlich, daß Wirth sich bemühte, mit Hugo Stinnes ein gütliches Einvernehmen herbeizuführen. Aber nunmehr ist zur Genüge erwiesen, daß diese Bemühungen vergeblich waren. Es geht nicht an, zu gleicher Zeit Rathenau und Stinnes als Freiwerber der Regierung ins Ausland zu schicken und denselben Rathenau von demselben Stinnes beschimpfen zu lassen. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Männern, zwischen dem Planwirtschaftler Rathenau, der das Kapital dem Staatsinteresse unterordnen will, und dem Trustwirtschaftler Stinnes, der den Staat dem Kapitalinteresse unterordnen will, droht in eine offene Fehde auszuarten. Der Groll rührt anscheinend von Rathenaus wiesbadener Abkommen her, durch das Deutschland nach der Ansicht von Stinnes „ein Maximum von Leistungen zu vollbringen hat, während ihm gleichzeitig nur ein Minimum auf Reparationskonto zugeschrieben wird". Der tiefere Grund aber ist der Kampf um die Kohlenwirtschaft, in dem Stinnes jetzt mit allen Mitteln die völlige Beendigung der Zwangsbewirtschaftung und die Anpassung der deutschen Kohlenpreise an den Weltmarktpreis, das heißt: eine Erhöhung auf mehr als das Doppelte erzwingen will. Welche Folgen eine derartige Preispolitik für den überwiegenden Teil der Stadtbevölkerung haben würde, bedarf keiner Erörterung.

Hugo Stinnes scheint, da seine Kohlenpläne im Kabinett ebensowenig Liebe finden wie seine Eisenbahnpläne, der Regierung zur Strafe seine Dienste aufkündigen zu wollen. Mit staunenswerter Offenheit hat er einem böhmischen Journalisten erklärt, daß er seit seiner letzten England-Reise an den Reparationsverhandlungen kein Interesse mehr habe, „da sich ja andre Persönlichkeiten darum bemühen". Nach den letzten Aufzügen des Herrn Stinnes im Reichskohlenrat, im Hauptausschuß des Reichstags und bei seiner unermüdlichen Preßcampagne gegen die Regierung dürfte auch dem Doktor Wirth die Trennung nicht sonderlich schwer fallen.

Für das deutsche Volk aber muß im neuen Jahr die Entscheidung fallen, ob es fortan in der Republik Deutschland wohnen soll oder im Kaiserreich Stinnesien.

Drei Generationen von Peter Panter

Die erste und älteste — wir sprechen von den berliner Kokotten — gibt es beinahe schon gar nicht mehr. Sie hatte schon unter unserm Kaiser Wilhelm alt, fett und redlich gedient, die Corsagen platzten, dem Jüngling grausets — und man mußte schon aus Wollenhagen an der Persante kommen, um an diesen Massen ungeheurer Weiblichkeit — das Pfund achtzig Pfennige — Gefallen zu finden. Sie saßen, diluviale Anschwemmungen,

in Lokalen, die meist innig-altdeutsch aufgemacht waren, mit Sinnsprüchen an den Wänden und vergoldeten Trompetern von Säkkingen, die blusen: Behüt dich Gott . . . Die richtige Musik spielte Wagnern und Militärmärsche, sie aber sahen wie leicht entartete Schlächterfrauen aus. „Mit was kommste denn riba, Do — ?" Es waren die Stützen von Tron und Altar. Aber keine schönen. Ein Oeldruck.

Die zweite Generation stammt noch aus der Zeit der großen landwirtschaftlichen Wochen, da sich der durch frisches Wetter und alten Rotwein gerötete olle ehrliche Landmann von Stallgeruch, Frau und Hypotheken in Berlin erholte, in dieser Stadt, die er zugleich haßte, verachtete und bewunderte. Das war die Zeit, wo die Leute gemütlicher waren als heute, weil ihnen noch die Goldstücke in der Hosentasche klimperten (man wußte doch wo und wie — es war ein so beruhigendes Gefühl!): es war die Zeit des Metropol-Theaters und der Hofbälle. Diese Damenjahrgänge sind schon bedeutend raffinierter als die ersten, sie wissen viel gescheiter mit Schminke, Spitzenwäsche, Kavalieren und Beziehungen umzugehen. Die andern waren noch erster Güte gefahren — sie fuhren Auto. Ihre Lokale trugen sich in einem Sekt-Rokoko, das zwischen allen Louis und einem lieblichen Barock umhertaumelte, und ihr Lebensideal sah aus wie der zweite Aktschluß im Metropol-Theater. Ihre Eleganz war ebenso unwahrscheinlich wie ihre Lokalitäten, sie waren so ungeheuer berlinisch, daß der Ausländer zunächst nur lachen konnte. Weil sie aber zugleich ausgekocht waren, sah ihnen der müde Wanderer die mangelnden Qualitäten auf kulturellem Gebiet gern nach. In diese Zeit fällt die Gründung des Palais. (Der Kenner läßt sich heute noch lieber die Zunge abbeißen, als daß er Palais de danse sagt. Es gibt eben nur eins: das Palais.) Zu dieser Zeit der zweiten Generation erbrauste in Berlin eine laute Lustigkeit, die damals hetzend-amerikanisch wirkte und uns heute leicht biedermeierisch und fast gemütlich vorkommt. „Herrgott, müssen die Leute damals harmlos gewesen sein!" Waren sie garnicht. Es waren geschäftemachende, profitjagende Untertanen. 1914 zerplatzte das Alles. Wenn auch zugegeben werden muß, daß im objektiven Endeffekt eine Pfundgräfin (Goldmark) nachts bei Toni Grünfeld gegen die von heute . . . Aber das werden wir gleich sehen. Die Musik spielte jedenfalls Victor Hollaender, ganz Berlin sang Julius Freund, und im großen Ganzen waren Lieb' und Lust gut industrialisiert. Gegen heute: sogar ziemlich anständig und reell. „Gottseidank! Alle sind ja nicht so wie Alle!" Ein Vierfarbenblatt.

Heute . . . Lieben Freunde, es gab schönere Zeiten als die unsern, das ist nicht zu streiten . . . Die dritte Generation, die von heute, ist wohl die blasseste. Aber nicht, als ob die Kokotten der Vergangenheit, auf den Lampenschirm der Erinnerung gemalt, kräftig idealisiert dahinschwebten . . . Nein, nein. Den Begriff eines „Valutafreiers" geprägt zu haben, ist nach dem ff. Stahlbad dieser mittelgroßen Zeit vorbehalten geblieben, und zur Orientierung braucht man nur die Gesichter der drei Generationen Revue passieren zu lassen. Die erste: das waren also

verfettete Walküren mit der vergeblichen Attitüde neckischer Lieblichkeit, die zweite wies oft harte, gaminhafte Züge auf, viele trugen die Haare bubenhaft kurz geschnitten, und der Pagenkopf hatte einen schmalen Mund — sie kannten die Sacher-Weichheit ihrer Männer . . . Aber die dritte, ach, die dritte . . .

Man hat in Berlin noch nie so viel Kokotten gesehen, die gar keine sind. Sie gehören den diversesten Fakultäten an, sie schnupfen die freundlichsten Dinge, sie spritzen sich die Handgelenke wund und tragen breite Armbänder darüber — und sie haben schon lange nicht mehr den Halt und die Sorgfalt einer ordentlichen Kokotte. (Für Juristen: Diligentiam wird hier nicht mehr prästiert.) Jeder gut durchgebildeten Dame des alten Regimes muß sich das, sagen wir, Herz umdrehen, wenn sie dies mitansieht . . . Sie sind oft sehr dünn, ihre Gesichter sind eigentlich farb- und physiognomielos — es ist nicht viel mit ihnen, weder im Guten noch im Bösen. Aale.

Und begann die gute alte Hurengeschichte mit einer larmoyant-sentimalen Verführungsszene, so ergaben dreihundert zugleich gespielte Grammophonplatten mit Gesprächen dieser jungen Damen ungefähr folgenden Bericht:

„Ich hatte damals einen Freund — weißt du — ein fabelhafter Mann — der hat sich dann so gemein benommen — meine Koffer standen im Bristol — meinst du, der hat sie ausgelöst? Aber als die Frau mir das gesagt hat, da hab ich gesagt (hochgezogene Augenbrauen): ‚Bitte,' sag ich, ‚wenn Sie glauben, daß Ihnen der Schmuck gehört, dann beweisen Sie es doch!' Ich sage: ‚Ich werde die Sache dem Staatsanwalt übergeben!' sage ich. Weißt du, manchmal bin ich ganz schrecklicher Laune. Aber wenn ich guter Laune bin, dann könnte ich Alles zusammenhauen. Ich bin ja so krank gewesen. Ich habe acht Wochen in der Klinik bei Professor (erster Name) gelegen — der Professor hat gesagt, so eine Konstitution hat er überhaupt noch nie gesehen . . . Hast du Koks — ?"

„Blüten im Winde". So kann mans nennen. Man kann aber auch „Ewige Nutte" sagen. Denn durch die geschwollenen Selbstbekenntnisse, durch Original-Imitationen eines fürstlichen Tonfalls guckt ein jämmerliches kleines Frauchen hindurch, das einem eigentlich leid tun kann.

Ihre Lokale sind zur Zeit expressionistisch aufgemacht (obgleich sich das schon leise wieder gibt), in der irren Zackigkeit falsch verstandener Oelschmockerei badet sich hier der Baissemann seinen Tageskummer ab. Eine toll gewordene Musik (die nur zu ertragen ist, wenn sie genial exekutiert wird) durchrast den Laden, dazwischen sitzen diese glatten Dinger, nicht Frau, nicht Mädchen, nicht Mensch, nicht Junge. Ihre Kerle sind alle von Grosz, denn sie haben Erfolg.gehabt. Aber der kann morgen dahin sein — und weil der Freier wirtschaftlich nicht fundiert ist, sinds die Frauen auch nicht. Heute rot — morgen rouge. Natürlich ist die Republik daran schuld.

Amüsements sehen immer wie die Geschäfte aus, von denen man sich bei ihnen erholt. Diese Frauen und diese Lokale sind die Kehrseite der Valutawelt.

Und wenn es so weitergeht (Essaiband her! ‚Der Erfolg der deutschen vaginierenden Prostitution') — dann sehe ich mich noch als ältern Großvater bei der Photographin R. um den niedrigen Rauchtisch herumsitzen, die Jugend der Literatur umspielt meine bärtigen Kniee, und ich sage:

„Ja, ja — 1922! Das war noch eine gemütliche Zeit . . .!"
Und wieder wird es doch nur die Erinnerung sein, die aus mir lügt, denn es war ja garnicht gemütlich. Blaß, ein wenig blutleer, mit einer etwas verspielten Freude am Lasterchen, vertraut mit allen Praktiken einer Karnickelliebe — so sehen augenblicklich Die aus, die einer verstörten Epoche Rosen ins himmlische Leben flechten und den Zeitgenossen die niedrigen Stirnen glätten. Ein wässeriges Aquarell.

Neujahrsgruß an die Geistigen Deutschlands

von Theobald Tiger

Blickt her!

Ihr kamt ins leise Gleiten —
die alte Zeit, sie winkt und winkt . . .
Ihr dürft euch über Stile streiten,
indes Ihr immer tiefer sinkt.

Im Schrank hängt noch ein guter Sacco,
im Bord steht noch ein Lederband.
Einst saht Ihr noch die Sadda Yacco,
Ihr wußtet, wo Mentone stand.

Und immer kleiner wird die Wohnung,
und immer kleiner wird der Kreis.
Uns alle fleddert ohne Schonung
des Unternehmers Hungerpreis.

Wann habt Ihr aus den stickigen Lüften
zum letzten Male ausgespäht?
Was wissen wir von fremden Düften,
von dem, was draußen vor sich geht?

Kommiß. Kommiß. Und Bureaukraten.
Er hats geschafft, der Militär:
Vom Volk der Denker und Soldaten
nimmt Keiner einen Knochen mehr.

Ihr repetiert die alten Lieder
zum Ueberdruß. Die Muse schielt.
Ein sanfter Balkan senkt sich nieder,
in dem Ihr keine Rolle spielt.

Der starke Händler sitzt am Ruder,
die Finger dick, den Nacken feist.
Du bist ein, bleibst ein armes Luder,
auch wenn du hübsch zu schreiben weißt.

Und Frauen, Blumen, Weltenräume,
sie blühn für Den, der stärker war.
Schlag, Künstler, deine Purzelbäume!
Du bist nicht mehr. Es fliehn die Träume . . .
In diesem Sinn:
Ein frohes Jahr —!

Rundschau

Nach dem leipziger Fehlspruch

Nach dem leipziger Urteil steht fest, daß in Deutschland politische Verbrechen mit zweierlei Maß gemessen werden. Es ist vor dem Gericht ein Andres, ob ein Kommunist oder ob ein Monarchist seine gegen die Existenz der Republik gerichteten Absichten auszuführen unternimmt. Vom ersten Verhandlungstage an war zu spüren, daß das Gericht in seiner Gesamtheit desselben Geistes wie die Angeklagten war. Es behandelte sie anders, als es gemeinhin Angeklagte behandelt. Es stand unter einem Bann. Es tat nicht sein Mögliches zur Erforschung der Wahrheit. Zu Tage geförderte Wahrheiten hielt es nicht immer fest. Es ließ sie zuweilen wieder laufen.

Die Luft, die im großen Sitzungssaal des Reichsgerichts weht, charakterisiert am besten die Tatsache, daß die eine seiner Wände mit zwei Riesen-Oelgemälden geschmückt ist, die deutsche Kaiser im Vollschmuck ihres Ordensbrimboriums darstellen. Diese Symbole vergangener Zei ten haben von Anfang bis Ende über dem Jagow-Prozeß gethront. Mit einem Schulterzucken, das sei ja nur eine Aeußerlichkeit, ist die Sache nicht abgetan. Auch Hakenkreuz und Schwarz-weiß-rot sind schließlich Aeußerlichkeiten — aber solche, die Innerlichkeiten eindeutig widerspiegeln.

Und nun die Verhandlung selbst! Wie viel kleiner und großer Züge entstanden da nicht, die deutlich genug anzeigten, wohin die Fahrt gehe. Ein angeklagter Kommunist hätte sich einmal erlauben sollen, vor dem höchsten Gericht Deutschlands so salopp daherzureden, wie dies Jagow bei seiner ersten Vernehmung tat, und ein als Zeuge geladener Kommunist hätte einmal seine Aussagen mit der Hand in der Hosentasche machen sollen, wie dies Ludendorff zu tun beliebte. Es soll hier nicht die Würde eines Gerichtes in Schutz genommen werden, das dies selbst zu tun nicht verstand; aber es soll eine Parallele gezogen werden zwischen den Behandlungsgepflogenheiten gegenüber Links und Rechts.

Zum andern ließen gewisse Vorkommnisse die relative Nachlässigkeit, mit der der ganze Prozeß geführt wurde, klar erkennen. Der Verhandlungsleiter, Herr v. Pelargus, war zuzeiten überhaupt nicht bei der Sache. Zweimal war er den Ausführungen der Verteidiger zu wenig gefolgt, um gewahr zu werden, daß diese eine Frage an ihn gerichtet hatten. Dann wieder stellte Herr v. Pelargus an einen Zeugen die Frage, ob Kapp ihm schon 1917 von seinen hochverräterischen Absichten gesprochen habe. Schon 1917!

Wie viele Fragen sind ferner unterlassen, wie viele Möglichkeiten, Widersprüche aufzuhellen, vernachlässigt worden! Am tollsten war der fast völlige Verzicht des Gerichts, aus dem Zeugen v. Dewitz, der einer der Eingeweihtesten unter sämtlichen Reaktionären sein dürfte, Näheres über die Zusammenkünfte in der Viktoria-Straße 20 zu Berlin herauszuholen und über die Widersprüche zwischen seinen Aussagen und der Briefstelle von „unsern Kreisen", „die nicht länger warten können". Dem Zeugen Traub wurde ausdrücklich gestattet, einen längern Stimmungsbericht zu verlesen, der den „ungeheuern Jubel" der Bevölkerung über das Kapp-Unternehmen schilderte, und der mit den zu klärenden Fragen nicht das Mindeste zu tun hatte. Auch Herrn Traubs rein juristische (und nicht Tatverhalte aufhellende) Ausführungen über die „Verfassungswidrigkeit der damaligen

Regierung", hätte das Gericht unter andern Umständen kaum angehört. Schließlich verdient Erwähnung die Tatsache, daß die spärlichen Fragen, die Herr v. Pelargus stellte, von den andern Reichsgerichtsräten fast garnicht vermehrt wurden. Mindestens zehn von vierzehn haben während der zehntägigen Verhandlung nicht gesprochen.
Nur Oberreichsanwalt und Reichsanwalt (dieser noch mehr als jener) bewahrten im Ganzen eine Haltung, die das Gefühl nicht aufkommen ließ, als seien sie im Innersten mit den Angeklagten solidarisch.
Die Begründung des Urteils betont mehr als einmal die vaterländische, ehrenhafte Gesinnung der Angeklagten. Nun, trotzdem der Republikaner die gewalttätigen Feinde der Republik bestraft zu sehen wünscht, wird natürlich auch er seinen politischen Gegnern Jagow, Schiele, Wangenheim die persönliche Ehrenhaftigkeit nicht absprechen.
Richter indessen, die, in nur vorgetäuschter Unbefangenheit, ihre heilige Aufgabe und das Wesen ihres Berufes nicht erfüllen, ohne Ansehen der Personen und der politischen Meinungen, die diese vertreten, ihr Richteramt auszuüben, sind sowohl als Menschen wie als Beamte abzulehnen.
Es ist höchste Zeit, daß die Republik sich die Möglichkeit verschafft, Beamte ihrer Würde zu entkleiden, die es zwar nicht verschmähen, ihr Gehalt von ihr zu beziehen, die ihr aber nicht dienstbar sind. Hans Bauer

Der rote Garten

Ein solches Buch hat uns gefehlt. Wir haben ernste, philosophische, nationaloekonomische Bücher über Sowjet-Rußland. Es mußte ein Däne kommen, um uns auch ein Buch über die russische Groteske zu schreiben. Denn eine solche gibt es in reichlichem Maße. Das Zeugnis dafür ist eben ‚Der rote Garten' von Henning Kehler (im Gyldendalschen Verlag): die menschlichen Kleinlichkeiten inmitten des großen Débâcle; Sekretärinnenwirtschaft in den Sowjet-Behörden; anpassungsfähige galizisch-jüdische Kriegsgefangene — ein Däne hat einen scharfen Blick für dergleichen und bewahrt seinen Humor mitten in der Zerstörung.
Doch der Verfasser, der als Abgesandter der dänischen Regierung für die oesterreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen zu sorgen hatte, kam in Sowjet-Rußland viel herum und gibt uns auch eine Folge ernster und wichtiger Bildere: Kerenski; die neue bolschewistische Reiterei; die sibirische Völkerwanderung; die depossedierte Bourgeoisie in der Provinz (in der Schilderung der Provinz liegt überhaupt das Hauptverdienst dieses Buches: bisher sind nur Moskau und Petrograd geschildert worden) — all das zieht in einprägsamen Bildern an unserm geistigen Auge vorüber.
Elias Hurwicz

Das Militär

Das Erstaunen, das ich empfand, als ich zuerst eine Truppe Feuerländer an einer wilden, zerklüfteten Küste sah, werde ich niemals vergessen. Diese Menschen waren absolut nackt und mit Farbe bedeckt, ihr langes Haar war verschlungen, ihr Mund von Aufregung begeifert und ihr Ausdruck wild, verwundert und mißtrauisch. Sie besaßen kaum irgendwelche Kunstfertigkeit und lebten wie wilde Tiere von dem, was sie fangen konnten. Sie hatten keine Regierung und waren gegen Jeden, der nicht von ihrem Stamm war, ohne Erbarmen. Darwin

Liebe Weltbühne!

Nach der Ernennung Maximilian Pfeiffers ist Willi Schaeffers in den Berliner Bühnenklub eingetreten. Er hat gesagt: „Ich weiß schon, warum. Wenn man hier zehn Jahre Mitglied ist, dann wird man Gesandter in Wien!"

Antworten

Erich Mühsam. Sie schreiben mir: „Sie wissen wohl schon, daß ich wieder einmal — und dieses Mal in unerhörter Niederträchtigkeit und unter Einbeziehung meiner armen Frau in die Schmutzerei — den allerscheußlichsten Verleumdungen ausgesetzt bin.” Das weiß ich leider. Und da ein Teil der sozialdemokratischen und erst recht der bürgerlichen Presse den Vorwurf erhebt, daß Sie Gelder unrechtmäßig verteilt haben, so lasse ich die kommunistische Presse den Tatbestand auch meinen Lesern aufklären: „Auf Anregung Mühsams wurden von den amerikanischen Anarchisten 26 000 Mark gesammelt, die dem Genossen Mühsam persönlich überwiesen wurden zur Unterstützung der aktiven Revolutionäre, unter besonderer Berücksichtigung der Notlage Mühsams. Mühsam hat dieses Geld seiner Frau überwiesen und hat sich nach unsrer Kenntnis nie mit der Verteilung des Geldes beschäftigt. Seine Frau machte den Vorschlag, diesen Betrag wie folgt aufzuteilen: Für Rechtsbeistand an alle Inhaftierten 8500 Mark, Reservefonds für die aus der Festung Entlassenen 3500 Mark, für Gerichstkosten ein Reservefonds von 2000 Mark, an andre Festungsgefangene 850 Mark, Prozeßkosten 1300 Mark, Unterstützung an Mühsam 700 Mark, Krankenhauskosten für Frau Mühsam 1000 Mark, für ärztliche Behandlung Mühsams 2500 Mark, sodaß zur Verteilung an die Inhaftierten 5650 Mark übrig blieben. Dies war ein Vorschlag der Frau Mühsam. Da sie aber nicht allein über diese Gelder verfügen wollte, zog sie die Bezirksleitung zu Rate. Diese erklärte, daß der Gesamtbetrag gleichmäßig an alle Inhaftierten verteilt werden sollte, was inzwischen wohl auch geschehen ist.” Wer Sie und Ihre Frau kennt, würde schwören, daß es garnicht anders gewesen sein kann. Ich muß freilich sagen: wenn Sie Ihre persönliche Notlage, die Sie, dem Wunsch der Geldspender nach, berücksichtigen sollten, dreimal so hoch eingeschätzt hätten, wärs auch nicht unangemessen. Hat denn irgendwer der Bewegung größere Opfer gebracht als Sie? Das Strafmaß bezeugt es. „Am siebenten Januar feire ich”, so melden Sie mir, „das Jubiläum, daß ich die ersten tausend Tage meiner Gefangenschaft hinter mir habe. Dann nur noch fünfeinhalbmal so viel.” Nur noch!

Königsberger. Winnigs ‚Morgen’? Guten Morgen! Er ist selig entschlafen. Aber sicherlich wird der Kapp-Sozialist bald zu neuem Mittag auferstehen. Mahlzeit!

Kriminalist. Die Sie suchen, werden niemals gefaßt werden. Der ingrimmige Eifer, mit dem die Abteilung I des Berliner Polizeipräsidiums sich, unterstützt von reaktionären höhern Beamten für die rechtswidrige Auslieferung der politischen Mörder aus Spanien einsetzt, paßt zu ihrem Verhalten in allen den Strafverfolgungen, wo es um deutsche politische Mörder geht, die man fassen könnte. Man hat seinerzeit dem Zaren seine Russen ausgeliefert — man liefert jetzt Spanien seine Spanier aus. Handlanger und Hausknechte der Reaktion.

Berliner Arzt. In der ‚Berliner Aerzte-Korrespondenz’ — dem sogenannten ‚Roten Blatt’ — kann man die lieblichsten Dinge über die Abschaffung des verbrecherischen § 218 lesen. Da schreiben sich die ältesten Herren die Finger wund, um zu beweisen, daß der Sozialismus, das Kino und die Vergnügungssucht an dem unsäglichen Elend, das dieser Paragraph über das Volk bringt, schuld seien. Nur sehr selten kommen jüngere, verständigere Aerzte in dieser Zeitschrift zu Worte. Am tollsten ist ein Bericht über den karlsruher Aerztetag von S. Alexander, der die Unterbrechung der Schwangerschaft mit

folgender Begründung ablehnt: „Die pflichtmäßigen Interessen des Arztes sind seine Berufspflichten. Diese werden einzig und allein diktiert durch die Aufgabe, nach den Regeln der Wissenschaft zu heilen oder zu helfen. Deshalb müssen alle Indikationen ausscheiden, die nicht in der medizinischen Wissenschaft ihre Begründung haben, also alle sozialen und eugenischen Indikationen.” Sieh mal an! Und im Kriege? Steht in den Regeln der Wissenschaft auch, daß man Krüppel mit schlechten Witzen an die Front schickt? Ist das Heilung? Hilfe? Berufspflicht? Wenn es wirklich im Aerztestand jüngere und radikale Aerzte gibt: hier ist ihr Feld und eine lohnende Aufgabe!

Direktor Striese. Mit Freuden nehme ich davon Kenntnis, daß Ihre Konkurrenz, der Wanderzirkus Baselli, auf die Behauptung hin, Ihre Reklame ähnele der von berliner Theaterdirektoren, wegen verleumderischer Beleidigung zu dreihundert Mark Geldstrafe verurteilt worden ist.

Justizminister Radbruch. Am achten November 1921 ist vom Schöffengericht in Soltau ein Handlungsgehilfe Willi Kaiser wegen „eigenmächtiger Entfernung von der Truppe” zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt worden, weil er eine illegale Räuberbande, eine Marinebrigade des flüchtigen Hochverräters Kapp, die gesetzlich auf derselben Stufe stand wie irgendein Skatverein und ethisch ein paar Etagen tiefer — weil er diese Gesellschaft, ihrer überdrüssig, verlassen hatte. Geurteilt haben als Schöffen ein Schlächtermeister und ein Mühlenbesitzer, also die Elemente, die dank einem raffinierten Siebesystem für gewöhnlich auf dem Lande die Stimme des Volkes darstellen. Der Mann ist geflohen, weil er von seinen Vorgesetzten, die gar keine waren, mit Freiheitsentziehung bestraft werden sollte. Und bestraft werden sollte er, weil er laut seinen Unwillen darüber geäußert hatte, daß einer dieser Leutnantslümmel einem Arbeiter mit der Peitsche ins Gesicht geschlagen. Auf dem Umweg über das Gericht also wird einer illegalen Horde die Legitimität beigelegt. Das Aktenzeichen, Herr Radbruch?. 3D 74/21 12 Amtsgericht Soltau.

Oberleutnant Boldt. Glückliche Reise! Ich habe garnicht gewußt, daß Sie schon im Ausland sind. Aber als ich las, daß eine Belohnung von fünftausend Mark auf Sie ausgesetzt sei: da wußt' ich Bescheid. Grüße mir Vogel und Schulz und Tillessen! Und sage ihnen, es kämen noch ein paar Herren nach.

Teutscher. Mitten im Kriege befiel plötzlich der allgemeine Wahnsinn auch einen harmlosen Lehrer, und er veröffentlichte in einer Zeitschrift für Lehrerfortbildung einen Verdeutschungsversuch, der sich mit der Terminologie der Versfüße befaßte. Das sah so aus: „Das Genam (Terminologie) für die deutschen Zeilfüße war bisher ganz undeutsch”. Und er verdeutscht das Genam — und siehe: die Trochäen heißen nun Fallfüße, die Jamben Steigfüße, und schließlich wirds so gefährlich, daß es Namen gibt wie diese: Schwebboger, Springfuß, Gleichschwebtanzer. Zuallerletzt heißt es: „Möge dieser Aufsatz mit dazu beitragen, den Unterricht in der deutschen Sprache auch hinsichtlich ihres Geläufes (Rhythmus) . .:” Erinnert das nicht an das Zwiegespräch zwischen Köbes und Pit? „Ich weiß nicht”, sagte der Köbes, „da han ich eine alte Laus, die hat sich das Bein gebrochen, und nu kommen die andern und besuchen sie — und das jibt ein Jeläuf . . .!” Der Schwebtanzer aber erzieht Kinder.

Miesbacher. Dein Anzeiger vom dreizehnten Dezember 1921 hat meinen Mitarbeiter Morus erfolgreich studiert. Dessen Artikel: ‚Hausse oder Baisse?’ aus Nummer 49 der ‚Weltbühne’ heißt in deinem Leibblatt (das so wälsche Wörter verpönt): ‚Kurs nach oben — Kurs nach unten’ (was unsinnig ist); und sieben Stellen sind teils in der Gedankenführung übernommen, teils wörtlich abgeschrieben. Ein

wackerer deutscher Mann kann keinen Juden leiden — doch seine Arbeit klaut er gern. Besonders, wenn er kurz zuvor über die ‚Weltbühne' des „Judassohn" die folgende selbstverfaßte und unantastbare Wahrheit von sich gegeben hat: „Durch den galizischen Nachschub ist die Presse zur gefährlichsten Sprachverderberin geworden, und unzählige Fehler, Sinnwidrigkeiten, Häßlichkeiten sind durch das Pressegesindel in unsre Muttersprache eingeschmuggelt worden. Seit zehn und mehr Jahren benützt die Bande ihre Zeitungsmacht, um den ganzen Bau der deutschen Sprache zu zerstören und an ihre Stelle das jiddische Gauner- und Verbrecherkauderwelsch zu setzen." Die richtige Interpunktion dieser Sätze ist von mir. Der ich freudig begrüße, daß deine publizistische Lokalgröße, um den ganzen Bau der deutschen Sprache wiederherzustellen, die haltbaren Artikel meines Blattes als Mörtel benutzt.

Historiker. Der Untersuchungsausschuß des Deutschen Reichstags hat in der letzten Sitzung seine Prüfung über den Dreißigjährigen Krieg angeschlossen. Der Generaloberst Wallenstein erhält eine Rüge; sollte er im Verstorbenheitsfall an der Empfangnahme einer solchen verhindert sein, so wird die Rüge mit einer Mehrheit von drei Stimmen für erblich erklärt. Nächste Sitzung: Das Verhalten der Reichstruppen in der Schlacht bei Roßbach.

Auf die Weihnachtsbitte, die Kurt Tucholsky in Nummer 50 ausgesprochen hat, sind 9550 Mark eingegangen und verteilt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVIII. Jahrgang 12. Januar 1922 Nummer 2

Rußland am Scheidewege von Elias Hurwicz

Der Krieg hat uns von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität geführt. Der russische Kommunismus begann mit der Bestialität des Terrors und hat sie bis heute fortgesetzt. Sollte er sich jetzt auf die Humanität besonnen haben, darauf, daß die Unverletzlichkeit des Einzelnen nicht nur, wie er früher behauptete, ein „bürgerliches Vorurteil" ist? Doch der Name Humanität paßt schlecht auf Das, was man, der Not gehorchend — um mit Europa in regelrechten Verkehr zu kommen — getan hat. Auch hat mans noch nicht getan. Auf dem Neunten Räte-Kongreß habe Lenin — so berichtete eine englische Zeitung — die Einschränkung der Rechte der Tscheka verlangt. Im Bericht der ‚Dena' fehlte dieser Passus (was bezeichnend ist für die Berichterstattung aus Rußland). Aber die Bolschewiki in Berlin, vor allen der berliner Botschaftsvertreter Paschukanis, leugneten das lebhaft ab: mit der Liquidierung der Tscheka würde die Räte-Regierung den Ast absägen, auf dem sie sitzt. Dieses Argument ist nicht von der Hand zu weisen. Freilich: falls der Räte-Regierung glückt, die Auslandsmächte vor ihren Karren (der für sie ein Dreckkarren, für die Konzessionsmächte ein Goldwagen ist) zu spannen, dann ist möglich, daß sie dadurch ihre politische Position bis zu einem Grade zu stärken hofft, der ihr erlaubt, auf die bewährten Dienste der Tscheka zu verzichten. Alles in Allem: eine Sache der Zukunft, wenngleich der nächsten. Selbst in Rußland kennt die Geschichte keine Sprünge, und die Kontinuität alles Geschehens gilt auch für die Tscheka.

Unterdessen wollen die Gerüchte von der Wiederherstellung eines andern, bisher gleichfalls verachteten Requisits der Demokratie nicht verstummen. Bisher traf sich in der Ueberzeugung, daß die vox populi die vox bovis ist, Lenin mit Heydebrand von der Lasa. Nun aber soll die russische Konstituante von Lenin doch einberufen werden. Sogar genaue Daten wurden angegeben: am sechzehnten Dezember 1921, sagte die ‚Daily Mail'. Das Neujahr ging konstituantenlos vorüber, und jetzt meldet die ‚Chicago Tribune': „vor dem ersten Februar". Auch hier wird man — ohne die Antriebe der Kursschwenkung zu verkennen — gut tun, dem Reportereifer zu mißtrauen.

Diese Antriebe sind innen- und außenpolitischer Art. Obwohl Konzessionen und Kolonien auch in unparlamentarischen Ländern durchaus möglich und vorhanden sind, wollen die Lenker der europäischen Geschicke beim Eintritt in ein völkerrechtliches Commercium mit Sowjet-Rußland sauver les apparences. Aufrichtiger ist das Verlangen nach der russischen Konstituante in den Vereinigten Staaten: es entspricht hier tief eingewurzelten demokratischen Traditionen und Ueberzeugungen. Wie steht aber die Räte-Macht selbst zu dieser Frage?

Die Einberufung der Konstituante ist für sie nicht ein Problem von gestern. Seit einer Reihe von Monaten pflegen die

Spitzen der moskauer Parteileitung Verhandlungen darüber — aber in höchst konspirativer Weise. Für Alle ist offenbar, daß eine Konstituante mit ausschließlicher Vertretung einer Partei — und das ist natürlich die kommunistische — eine Komödie wäre.

Bisher versuchten die Machthaber immerhin, wenigstens eine geschickte, Ernst vortäuschende Komödie zu inszenieren. Auf recht asiatische Weise. Man muß im „Parlament" auch Menschewiki und Sozialrevolutionäre figurieren lassen. Aber wie, wenn sie sich im russischen Volkshause vor ganz Europa gegen die Bolschewiki selbst wenden? Vestigia terrent. Der Auftritt Tschernows auf der behördlich erlaubten Versammlung der Drucker in Anwesenheit der englischen Delegation ist denkwürdig. Um derlei zu verhüten, wurden die eingelochten Führer der Opposition zur Verhandlung über einzuhaltende „Richtlinien" herausgeholt. Blieben sie eigensinnig, so wurden sie wieder eingelocht; wer sich weiter der Freiheit erfreuen wollte, der verurteilte sich zur Nachgiebigkeit. Eines nicht unerheblichen Teils der „Intelligenz" (das heißt: der proletarisierten Akademiker und des Mittelstandes) ist man als Sowjet-Angestellter sicher; ein andrer Teil wird aus Angst nicht gegenstimmen.

Aber die Bauern! Wie würden sie stimmen? Dies ist wohl der Kern der Frage. Denn wenn man auch nach dem bewährten Muster der heutigen Räte-Verfassung die Städte (also die Arbeiter) nach einer andern Norm abstimmen läßt als das Land, so ist dort — bei der erdrückenden Bevölkerungsmehrheit — das Gewicht der Bauernschaft wohl in die Wagschale zu werfen. Die „Annäherung an das Bauerntum" ist jetzt auch das populärste Schlagwort der bolschewistischen Taktik (auf dem Neunten Räte-Kongreß hämmerte es Lenin in die Köpfe wiederum ein). Kein Wunder! Von den 160 Millionen Pud ausgeschriebener Naturalsteuer sind bis Mitte Dezember kaum 80 Millionen geliefert worden! Lenin deutete auch auf neue Erleichterungen für die Bauern hin, ohne freilich präzise zu werden. Man geht also zweifellos auf Bauernfängerei aus. Das große Problem: Welcher Partei gehört der Bauer? wird abermals aktuell. Die Sozialrevolutionäre werden von neuem auf ihre Popularität unter den Bauern pochen. Mich deucht: der Bauer gehört innerlich keiner Partei an. Er will nur sein Land haben. Er will es freilich ungestört besitzen — und die Bolschewiki stören ihn sehr. Aber vergessen wir nicht, daß die Bolschewiki als Taktiker und Propagandisten unübertrefflich sind. Und sie werden vor allem die Tatsache für sich auszunutzen wissen, daß der Bauer dank ihnen in den Besitz des Bodens gekommen ist.

In summa: es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß die Bolschewiki, falls sie sich zur Einberufung der Konstituante entschließen, eine Mehrheit für sich herausbekommen werden. Und das ist für sie die Hauptsache: das Heft nicht aus der Hand zu geben.

Für uns aber, die wir in erster Linie Menschen und dann erst Politiker sind, ist die Liquidierung der Tscheka noch bei weitem wichtiger als die Wiederherstellung des Parlaments.

Bilder vom Jagow-Prozeß von Arno Voigt

Die Luft

Unfrisch. Wollte man die Fenster öffnen, so müßte es von der Straße hereinziehen. Das aber darf nicht sein; denn die Exzellenz wird erwartet. Hier in diesem Saale. Würdig muß Alles aussehen; so, als ob sich nichts in Deutschland verändert hätte seit dem Tage, wo dieser Saal dem einzigen Zweck diente, für den er errichtet worden: als hier ein kaiserliches Prunkmahl gerüstet wurde. Die Luft ist seitdem dieselbe geblieben. Für die heutige Vorstellung aber ist sie ganz besonders präpariert. Welche Würze geben ihr die Herren, zu deren Standesbenennung die Richter ab und zu das groteske Wort „Angeklagter" fügen! Was die Richter betrifft, so sehen sie zufriedenstellend aus in ihren Uniformen. Ueber ihnen zwei Marschallstäbe. Und Publikum, viel Publikum — eng an einander gequetscht, einander die Hühneraugen zertretend, sich gegenseitig ins Gesicht hauchend, mit Hälsen, Hälsen so lang, wie der politische Verstand kurz ist. Dazwischen behaglich im Fett schmorende Geheimpolizisten mit Gummistehkragen, mehrere Divisionen Schupo, Sipo und alle möglichen Wie-po, aus den Uniformen jenen Geruch strömend von sudor humanus, Stiefelwichse und Kaserne. Die Luft! Durchaus vorschriftsmäßig. Ludendorff wird erscheinen.

Jagow

Augen, die aussehen, als ob sie ein Jahrtausend geschlafen hätten. Erwacht und vernimmt, daß er einmal Minister gewesen sein soll. Bei aller Trance aber hat er doch die Hauptübung des geschulten preußischen Beamten nicht vergessen: Andre für sich arbeiten zu lassen und selbst nichts zu tun. Ist sein Stuhl mit Gummi gepolstert? Das huppt in einem fort in die Höhe und fragt: „Nicht wahr, mich habt Ihr dabei nicht gesehen?" Wollte ein Soldat sagen, die Front könne nicht gehalten werden, wenn Hindenburg nicht Tag und Nacht im vordersten Graben schanze, so würde man ihn auf seinen Geist untersuchen. Früh um sechs Uhr kam gleich einer Wolke das Auto, das Herrn v. Jagow in die Reichskanzlei trug. Vier Tage darauf schlich der Minister wie ein Pennbruder um seine Wohnung herum, die jetzt besetzt war. Was inzwischen geschah, war harmlos, aber geistvoll; legal, aber volksbeglückend; herrisch, aber fachmännisch. Ohne viel Federlesens wirft der hagere Herr den behäbigen Richtern seine Erklärungen hin. Wenn er so dasteht, die Arme in die Hüften, gestemmt, hat man den Eindruck, als müsse er im nächsten Augenblick kommandieren: „Aufstehen — hinsetzen! Aufstehen — hinsetzen! Fortgesetztes Aufstehen und Hinsetzen!"

Es wird der Moment kommen, wo der Herr die Leute keines Blickes mehr würdigt, weil all sein Blick an ihm hängt, an Ludendorff.

Wangenheim

Aus dem dunkelsten Ostpreußen verfing sich ein alter Schuhu in das helle Leipzig. Der harmlose Großbauer in die Maschen der Politik. Der dachte sich: Fein still halten, sonst strampelst du dich womöglich hinein. Und beim Stillhalten kann man so zusehen. Ich habe Herrn v. Wangenheim sechs volle Tage beobachtet, ihm gegenüber.

Er ist zusehends runzliger geworden. Es sind keine großen, tiefen, breiten Kummerfalten. Tausend ganz feine, kurze Ritzchen sind es, aus denen Schlauheit und Ausdauer, Sicherheit und Ueberlegenheit, Zielhaftigkeit und Kaltschnäuzigkeit, Loyalität und Entrüstung sprechen, aber nicht wirr durcheinander, sondern ein jedes zu seiner Zeit. Den Kopf auf die Hand gestützt, so sitzt der alte Mann da. Meist ist sein Gesicht nach unten gerichtet, überdies bedeckt von dem schützenden Handteller.

Ob der Alte wohl herausplatzen müßte, wenn er vor dieser feierlichen Versammlung seinen Mitunschuldigen v. Jagow anzusehen gezwungen wäre?

Der Richter öffnet den Käfig. Da erhebt der würdige Schuhu seine Schwingen und kehrt zurück nach Preußen. Dort wird er erzählen, wie der gewaltige Aar sie Alle angeblickt hat, wie er, der Schuhu, es aber doch vorgezogen hat, die Augen feierlich-schleierlich niederzuschlagen, weil man ja schließlich nie wissen könne, ob solch ein unpolitischer Kriegführer wie Ludendorff einem nicht rechten Verdruß bereiten könne . . .

Doktor Schiele

Was man auf deutsch nicht gern ausdrückt, dabei hilft einem das Fremdwort, das nachsichtige. Darum heißt Schiele Doktor. Ein schwärmerischer Knabe, der über Menschen, Mond, Sonne, Landwirtschaft, Geldtheorie und natürlich auch unmittelbar nach empfangener Aufklärung über Malthusianismus seine Systeme schrieb, weil er die Tinte nicht halten kann.

Der Kleine hat sechs Tage lang gemeinsam mit den Herren v. Jagow und v. Wangenheim auf ein und derselben Bank gesessen. Ja, und Einer ist nach ihm gefragt worden, hat eine Tausendstelsekunde auf seinen Namen gehört, gehorcht, gehorchelt: Ludendorff.

Der Vorsitzende

„Ei, du guter Weihnachtsmann . . . !"
„Psch, psch, gehscht net beiseite . . .? Bringscht mi fei gar noch in Verlegehoit . . "
(Exzellenz Ludendorff betreten den Saal.)

Der Oberreichsanwalt

Der hohe weiße Stehkragen und darüber die aschgraue Maske, über dieser wieder ein Wald grauer Stacheln. Und die Beine sind zwei Meter unter den Tisch vorgestreckt. Es sitzt nicht auf dem Stuhl: es quetscht seine rote Robe an die dunkelrote Samtlehne. Hundert Hälse setzen sich auf die Suche, woher diese Stimme wohl kommt. Unheimlich undeutlich gurgelt sie empor — unheimlich deutlich packt sie ihr Opfer. Herr v. Jagow zitterte, daß sie ihn doch noch ein Mal anzische. Aber daß sie so selten hervortritt, macht sie so furchtbar. „Koinefra!" nuschelt es wohl hundertmal während des Prozesses. Keine Frage! — und dabei blickt der hagere Graue den guten lieben Vorsitzenden, der ihn so freundlich zum Schwätze animiert, nicht im geringsten an.

Vor dem faul Hingegossenen steht eine Säule im Gehrock. EK1, befehlende Miene. Spricht im Ton einer patriotischen Ansprache, kurz, abgehackt, gekränkt. Gnädig, sehr gnädig; Keinen anschauend. Wer wagte da zu atmen. Gurgeln: „. . . . Und wie war denn das mit dem

Brief, Exzellenz, den Sie nicht bekommen haben wollen? Vielleicht erzählen Sie einmal ein bißchen?” Die Säule wird lebendig, beweglich, höflich, knickrig. Ruckruckruck setzen sich die Töne an einander. Welch fließende Sprache, welch verbindliche Handbewegungen! Das dreht sich und verbeugt sich, das erzählt und erklärt bereitwilligst. Ludendorff macht seine Waffenstillstande halt schnell.

Zeugen

v. Stubbendorff. Hat auf seinem Hals einen vom Monokelkragen etwas verzerrten Apfel und einen Meter tiefer auf seinem die fettesten Rubensweiberlenden umspannenden Gehrock das wohlverdiente Kreuz mit der geliebten Firma. Lächelt nur immer.

v. Dewitz. Schrieb an Ludendorff, man müsse nun unbedingt anfangen, seine Kreise könnten unmöglich länger warten. Das hieß aber: die Bolschewisten müßten anfangen, weil der Pommersche Landbund scharf sei auf den Gegenstoß. Er wird vereidigt. „Koinefra”! Tönte es so durch den Saal vom Sitz des Grauen her? Zäh genug hat der sich gegen die Vereidigung gewehrt. Es klingt, als spreche er: „Keine Frage! Ich weiß um den Eid, um ‚den’ Eid!”

Hergt. Rayonchef bei Wertheim. Nicht grade überzeugend, aber laut.

Stresemann. Ohne Bedeutung. Gutmütiger Zuluhäuptling.

v. Falkenhausen. Hört die große Moritat: Kapp begegnet am dreizehnten März früh in der eroberten Reichskanzlei dem Geheimrat Abert. Eisig. Furchtbare Spannung. „Da fiel mir ein, die Herren könnten ja eventuell einander noch gar nicht vorgestellt sein. Ich übernahm die Vorstellung, und die Dinge entwickelten sich dann glatt.”

Bredereck. Mit dem Herrn möchte ich nicht in einem Zimmer schlafen.

Die Verteidigung

Drei Justizräte, ein Rechtsanwalt und ein Rechtsanwältchen. Nur zweimal glänzt die Verteidigung. Das ist, als Grünspach (der Gegner der „nationalen Selbstbefleckung” und Verteidiger der kappistischen Befleckung der Nation) die Presse ermahnt, ein bißchen vorsichtiger zu sein. Sehr bald aber revoziert er vor ihr diese Schmach. Bei der Streitfrage, ob die Oeffentlichkeit anzunehmen gehabt hätte, daß am dreizehnten März die ganze öffentliche Gewalt in Kapps Händen gewesen sei, spricht der Anwalt den denkwürdigen Satz aus: „Für Jeden, der die Technik des Nachrichtenwesens nicht kennt, mußte es so aussehen, als sei das Unternehmen geglückt.”

Fachminister

Geheimrat Sönksen. Kapps Postmensch. Ehrfurcht vor dem Gericht läßt ihn nur stammeln. Ein gebackenes Birnmännchen, sagt der Leipziger. Kann für gar nichts, wirklich für nichts. Und ist kaum jetzt erst von der Grippe auferstanden. Hätten wir ihn behalten, so kostete der Brief heute sicherlich nicht zwei Mark.

Traub. Kultus. Ist keine Kanzel da, an die sich der „Mann” (sexus, nec auctoritatis causa) halten kann? Trännenverstockte Stimme gluckst etwas von Glockenläuten am vierzehnten März. Dann perlt der Schweiß. Am nächsten Tag liest der Vorsitzende einen Brief vor, in dem der starke Mann noch einmal winselt. Niemand hört drauf.

Der Saaldiener

Im feldgrauen Schackettanzug. Ohne Rasur. Flink, gefällig. Ohne Bewußtsein seiner Existenz. Holt den Zeugen Ludendorff, geht vor ihm durch die Tür, läßt diese Tür durch Ludendorff selbst zumachen, weist mit dem Finger auf einen Fleck an der Erde: Da stellste dich hin!

Saaldiener, du Prachtmensch! Ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt. Hätten nur hunderttausend Deutsche soviel Zivilkurasche wie du, so ganz selbstverständliche, unaufdringliche, unwegschiebbare Zivilkurasche — wir hätten nicht sechs Tage hier zu sitzen gehabt.

Prag-Wien-Budapest von Otto Katz

Die wiener Großdeutschen blasen Sturm! (Wann haben Groß- und Alldeutsche nicht gestürmt?) Ihr Zorn gilt dem Vertrag, den Bundeskanzler Schober mit Dr. Benesch in Lana und Prag abgeschlossen hat, und der nunmehr dem wiener Nationalrat zur Ratifikation vorgelegt werden soll.

Die braven Magyaren sekundieren wacker. Die budapester Zeitungen sind voll gutgemeinter Ratschläge an das verblendete Oesterreich, und der „Sieger von Oedenburg": Graf Bethlen rüstet zur Reise nach Wien. Wenn die arme Austria schon nicht den Pranken des böhmischen Löwen entrissen werden kann, will sie der ungarische Ministerpräsident wenigstens vor den Zärtlichkeiten des jugoslavischen Bären bewahren. Daß er, der Retter, gleich eine Rechnung über 36 Milliarden mitbringt, ist für ihn bei dem großen Freundschaftsdienst, den er Oesterreich leisten will, von untergeordneter Bedeutung.

Graf Bethlen könnte dem ungarischen Staate die Reisekosten ersparen: er kommt zu spät. Schober scheint, allen offenen und heimlichen — lies: italienischen — Widerständen zum Trotz, entschlossen, den Vertrag von Prag im Nationalrat durchzusetzen. In einer Rede vor den wiener Journalisten hat er die vielumstrittenen Artikel 2 —: gegenseitige Gebietsgarantie — und 4 — Bekämpfung von Organisationen und Tendenzen, die sich gegen den Bestand des Vertragskontrahenten richten, Verhinderung der Habsburger-Restauration — wärmstens verteidigt und dabei insbesondere auf die günstigen wirtschaftlichen Wirkungen des Vertrages sowie der von den Tschechen zugesagten Anleihe von 500 Millionen tschechischer Kronen hingewiesen. Alle Bemühungen um Auslandskredite sind bisher an dem — von Ungarn lancierten — Gerücht gescheitert, daß Oesterreich auf die Nachbarstaaten aufgeteilt werden solle. Dieser Mär wird durch das Abkommen von Prag ein Ende bereitet, und es ist zu erwarten, daß das Ausland dem prager Beispiel folgen und den Oesterreichern größere Kredite einräumen wird.

Die Tschechen machen mit dieser Anleihe sicherlich ein gutes Geschäft. Wenn sie auch als Finanzkredit gedacht ist, so wird sie doch hauptsächlich zum Import tschechischer Waren — vor allen: Zucker und Kohle — verwendet werden und bald in die Taschen der Geldgeber zurückfließen. Die Tschechen selbst stehen mit London und einer französisch-amerikanischen

Finanzgruppe in günstigen Kreditverhandlungen, die um so aussichtsreicher sind, als der vom ehemaligen Handelsminister Hotowetz aufgestapelte Zuckervorrat mit großem Gewinn verkauft wurde, sodaß die Staatsbank — Bankamt des Finanzministeriums heißt sie in Prag — über ein staatliches Depot hochwertiger Devisen verfügt. Hierzu kommt noch, daß der Goldbestand der Tschechoslowakei erheblich und die Banknotenausgabe schon seit langem gestoppt ist. Die Auslandsbörsen haben auch, in richtiger Erkenntnis der Sachlage, der tschechischen Krone eine Hausse bereitet, die, wenn sie andauern sollte, der Exportindustrie manche böse Stunde bescheren wird.

Während die Oppositionsstellung der wiener Großdeutschen, in wirtschaftlicher Beziehung einer sachlichen Argumentation viele Angriffspunkte bietet, scheint sie im nationalen Moment einen festern Unterbau zu haben. Oesterreich entsagt in diesem Pakt von Prag allen Aspirationen auf die deutschen Gebiete der Tschechoslowakei und liefert damit den oesterreichischen und deutsch-böhmischen Helffe- und Wullerichen das Stichwort „Verrat" frachtfrei ins Zeitungshaus. Tatsächlich hat Oesterreich schon zu Saint Germain diesen Verzicht unterschrieben und in Prag die vielleicht bittere, aber folgerichtige Konsequenz aus dieser Unterschrift gezogen.

Bei der gegenwärtigen europäischen Konstellation hat eine deutsch-böhmische Irredenta-Politik nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg. Herr Lodgman mag noch so oft nach Wien und Leipzig reisen: solange die Entente in ihrer jetzigen Form besteht und an den territorialen Bestimmungen der Verträge von Versailles, Saint Germain und Sèvres festhält — die wirtschaftlichen Bestimmungen wird sich die Wirtschaft schon selbst korrigieren — sind seine Reisen zwecklos. Weder Deutschland noch Oesterreich sind vorläufig in der Lage, deutsch-böhmische Losreißungsversuche zu unterstützen. Aber ein befreundetes Oesterreich wird es einsichtigen tschechischen Politikern viel eher ermöglichen, zu den Deutschen des Moldaustaates in ein erträgliches Verhältnis zu treten, als ein schmollendes.

Präsident Masaryk hat in seiner letzten Neujahrsrede auch einige Worte an die Ungarn verschwendet und sie aufgefordert, dem Beispiel Oesterreichs zu folgen. Diese Aufforderung muß eine leere Formalität bleiben, solange Horthy in der ofener Königsburg sitzt Zu oft und zu feierlich hat dieser kleine Landadlige aus Beregsaz (Karpatho-Rußland) die Ansprüche Ungarns auf die abgetretenen Gebietsteile der „heiligen Stefanskrone" verkündet, zu rege ist in ihm der Appetit auf die Slowakei, als daß er ernstlich als Vertragskontrahent in Betracht käme. So wird Mitteleuropa wohl warten müssen, bis das erwachende Ungarn sich von den „erwachenden Ungarn" befreit, bis die magyarische Sozialdemokratie — die den Horthy bei seinem Einzug mit einem Panegyrikus begrüßte und ihm nun auf Grund einer lächerlichen Amnestie weiter Zuhälterdienste leisten will — bis die magyarische Arbeiterschaft sich wiederfindet und dieses Blutbordell mit Zigeunermusik — wie Karl Kraus es genannt hat — wieder zu einem bewohnbaren Hause gestaltet.

Wir und Ihr von Helene Keßler von Monbart

Briefe an einen französischen Freund

Lieber Freund!

Sie beklagen sich, daß die Briefe, die wir in der Kriegszeit, während der ganzen vier Kriegsjahre einander geschrieben — Sie aus dem Feld und ich aus der Schweiz —, aufgehört haben:

„Seit dem neunten November 1918 habe ich keinen Brief mehr erhalten! Und ich hatte sofort an Sie geschrieben — sofort, noch am Tage selbst, an jenem neunten November!"

Sie schrieben — ja! Und es war ein guter, ein schöner Brief. Ihrer würdig, würdig der Ueberlieferung Ihres Hauses. Ihres Vaters, zu dem zwei damals schon getrennte, immer feindliche Nationen in gleicher Verehrung aufschauten. Der Name dieses Ihres Vaters, des großen und milden Weisen, hatte uns einst zusammengeführt. Wir waren Freunde geworden: Sie, der Franzose, französischer Soldat zuletzt — ich, die deutsche Frau, Soldatentochter und Soldatenschwester.

Und Sie mahnen, ganz mit Recht, daß unsre Freundschaft auf mehr als der nur persönlichen Hinneigung, einem Gedankenaustausch zwischen Menschen mit gleichartigen künstlerischen und gesellschaftlichen Interessen beruhte. Sie wurde in einer Zeit scharfer Zuspitzung er nationalen Gegensätze geschlossen. (Immer bildeten ja diese Gegensätze, eingebildete oder vorhandene, die Trümpfe in der Hand aller gewerbsmäßigen Brett- und Glücksspieler Europas.) Ein ehrlicher Pakt zwischen der französischen Abstammung und Erziehung bei mir und Ihrem Hugenottenblut, dem Forscherdrang auf der Grundlage des menschenfreundlichen Lebenswerks Ihres edlen Vaters. Zwei Menschen nur, innerhalb der hadernden Völker, Vereinzelte. Aber solche guten Willens, des Willens zur Verständigung und Versöhnung voll. Es schien uns da — den spielsüchtig abergläubischen Kindern einer skeptischen, nur technisch vorgeschrittenen Zivilisation — eine gewisse Vorbestimmtheit mitzuwalten. Sie hätten, dem ernsten Wesen, der Blondheit und Gründlichkeit nach, sehr wohl der Deutsche sein können, Sie, der Sie mein Vaterland aus Studentenjahren in Leipzig und Göttingen gut kannten und seine Sprache vollkommen beherrschen. Ich — ich habe es Ihnen oft gesagt, und damals freute es Sie! — ich habe Frankreich geliebt! Nur Gutes — in dieser furchtbaren und lastenden Zeit möcht' ich es wiederholen (es hat meine Feder und meine Zunge seit drei Jahren oft gelähmt) —, nur Freundliches, Schönes hatt' ich in Frankreich erfahren! Seit ich, ein in altpreußischer Nüchternheit und Dürftigkeit erfrorenes Kind, in die farbige Buntheit, die warme und lachende Sonne Ihres Südens getreten war. Meine Sprache — Heimatlaut glaubte ich damals zu hören. Die malerischen und stolzen Gestalten Ihrer Geschichte sind mir vertraut. Ich schrieb meine ersten Aufsätze und Novellen in der klangvollen und geschliffenen Sprache, deren geschmeidige Eleganz des unvergleichlichsten Fechtinstruments meinen kindlich spielerischen Uebermut entzückte. Bloße Zufälligkeiten hinderten, daß ich dem Lande, das ich liebte, durch Adoption oder Heirat dauernd verbunden blieb, Französin auch dem Zivilstand nach wurde. Wenn ich mich heute frage, was meiner Kindheit Glanz und Schimmer geliehen, so war es Frankreich, Beziehungen zu Frankreich, Erfahrungen in Frankreich. Doux pays de France! Wie manches

Mal die deutsche, schweizerische oder spanische Grenze überschreitend, hab’ ich das Adjektiv wiederholt! Lind, gut, hold war das Land mir gewesen. Es ist schwer, „doux” zu übersetzen, weil der Begriff einem schweren Blut, der rauhern Art fehlt.

Unmittelbar aus Frankreich, sechzehnjährig, kam ich nach England. In Nebel, Heuchelei, Förmlichkeit blieb mir die Sonnensehnsucht. Man wiederholte mir einmal das Wort eines Freundes Frankreichs: er liebe Frankreich, weil er dort am wenigsten Heuchelei und am meisten Güte gefunden habe. Ebenso wie sein königlicher Freund, aus gleichen Gründen, liebte ich Frankreich. Ich liebte seine Literatur. Kühn zugleich und sondenfein, die Seele erforschend, geistreich, den Verstand bis zur Blasphemie zuspitzend, schien sie mir vollblütige Verkörperung des neuen Geistes, aus der großen Revolution geboren. Obgleich er schon vorher, innerhalb einer Vorhut, wirkte und schuf. Indem er das Uebersinnliche aus dem Mittelpunkt des Denkens ausschied, erklärte er zum ersten Mal den Menschen zum Mittel und Zweck aller Dinge. Mag er nun darin irren, der kühne und gläubige Geist von 1789 — wer wird leugnen, daß er dem vorigen und unserm Jahrhundert den Antrieb gegeben hat? Er war freiheitlich, eh unter Flammen und Sturmglocken die Freiheit geboren wurde —, brüderlich, bevor der Sozialismus den Namen annahm. In seinen edelsten Vertretern, in Barbusse, Gide, Francis Jammes, bereitet er sich, universal, allerbarmend und mitteilend zu sein, wie die Zeit, die vor uns liegt, sein wird. Oder sie wird nichts mehr sein. Wir — unser altes Europa fiele zurück in Oede und Erstarrung der verfluchten Stätten, von denen es heißt: Wirken und Fruchtbarkeit war euch zur Aufgabe gesetzt — Ihr seid lieblos geworden und verdorrt.

Und ich liebte Paris. Habe ich nötig, Ihnen zu sagen, daß ich diese Stadt geliebt habe? Persönlich, weil ich jung dort war, wirklich jung, verworren, mutwillig, berauscht und verzweifelt — und mir einbildete, man könnte jung nur dort sein. Innerhalb des begehrlichen und doch fröhlichen, des erdschweren und himmelstürmenden Blutstoßes, der die uralten Bahnen des Geschehens, des Völkerwerdens und Sterbens durchpulst. Ah, das Meer, salzig und zärtlich, donnernd und sirenenhaft schmeichelnd — die grüne Gefahr seiner Tiefen und die tanzleichten, sprühenden Spritzer seiner Brandung!

Eine Zeit gab es bei uns, im September 1914, wo die Patrioten auf der Landkarte kleine Fähnchen um ein Zentrum aufstellten. Jeden Tag, von rechts und links, von oben, unten und aus der Mitte wurden die Fähnchen vorgeschoben. Der dunkelschraffierte Mittelfleck: Paris.

Damals schrieben Sie mir:

„Ist es möglich? Entfesselter Wahnsinn! Und Keiner, Keiner steht auf! Keiner von all dieses berühmten Gelehrten, Aerzten und Forschern von Weltruf! Ja doch, der alte Forel, ein Neutraler, redet. Wo ist die katholische Kirche, eine Weltmacht immer noch? Warum nimmt ihr oberster Priester, um sich und dieser Macht ihr Lebensrecht zu bezeugen, nicht das Kreuz und zieht damit, zu Fuß und im Ornat, seine Mönche und Prälaten folgen, auf das Schlachtfeld? Wo sind die Verbrüderungen der Arbeiter? Jaurès ist tot, Liebknecht geknebelt. Die Andern — sprechen wir nicht von ihnen! Mancher wurde ein Petrus. Hier ist Judas. Nur zu leiden bleibt uns. Mir im Graben, unter der Waffe mit meinen Brüdern. Ihnen mit den Wenigen, die vorbehalten sind, die sprechen sollen und sprechen müssen eines Tages.

Und ich werde Ihnen mein Leid — des Feindes, des Opfers vielleicht — zu dem Ihrer Brüder, der Henker, bringen. Sie werden die Gabe annehmen, denn wie es auch kommen mag, von Gewalten verordnet, die außerhalb unsrer stehen — meine Schwester!"

Niemals, nicht einen Augenblick habe ich diesen Ehrentitel, den Sie mir gaben, vergessen! Er wurde mir Verpflichtung — Bedürfnis eher, weil unsre Geschwisterlichkeit auf gleicher Art und Anlage beruhte.

So folgten sich die Briefe und kreuzten einander; es stand manchmal mehr zwischen den Zeilen als darin. Wir haben die Todesstunden von Ypern und der Champagne mit einander durchlebt. Den Anprall und das Standhalten im Erzittern von Verdun. Ihnen und mir zur Seite sanken die Brüder — die Jungen, die Tapfern und die Schönen! Heute im Rückblick scheint mir jene nordlichtrote Nacht, da der Tod herrschte und heischte, beinahe reinlich, groß und ernsthaft gegen Das, was folgte. Fortschreitende Vergiftung, Eiterung der Wunden, Gas-Angriffe, U-Boote. Zur Verwüstung der Picardie habe ich nicht geschwiegen. Man zwang mir Schweigen innerhalb meines Vaterlandes auf. Damals, noch ein Mal, versuchte ich den Aufschrei. Ich war Ihnen so nahe, fürchterlich nahe,und Ihrer erschütternden Beschreibung:

„Zum ersten Mal saß ich da — auch ich in der gräßlichen, erbarmungslosen Erstarrung! Es war nicht die ganze Unwahrscheinlichkeit der Verwüstung. Wir sind über krachende Brustkästen getreten und haben Menschenhirn unter unsern Sohlen kleben gespürt. Die Beleidigung der Dinge! Der Ausdruck, der Begriff Unmenschlichkeit wurde mir plötzlich Lebenserfahrung."

Vielleicht war jene die allerdunkelste Zeit; obgleich ich damals an unsern Waffensieg glaubte. Ich habe daran lange geglaubt. Sie wissen es — als schon kluge Rechner und Witterer auch bei uns nicht mehr glaubten. Ich beging einen ganz groben Rechenfehler; er mag Ihnen erklären, wie es möglich war, daß die Andern so lange glaubten, wie stark die Ueberlieferung, das militärische Kraftbewußtsein eines Soldatenstaates war.

Und jene Alten — das glaube ich heut noch! —: unsre Väter waren nicht unterlegen, sondern sie waren gestorben.

Aber ein ständiges Feldlager, Janitscharen oder Potsdamer Garden in Sechs- und Acht-Millionen-Ausmaß, erträgt die moderne Welt nicht. Dies hat Preußen verkannt. Vielleicht liegt alle Schuld in dem einen Irrtum: einem Maß der Dinge, das zu kurz war um ein Jahrhundert.

Ich hasse die Gewalt. Keine Kraft, die sich als Zwang äußert, erkenne ich an. Auch das Gesetz nicht. Es ist widrige Notwendigkeit, der Notwehr im besten Fall — immer ist sie häßlich, unwürdig! Sie ist auch immer unfruchtbar. Wir haben uns zu lange durch die Vorzüge der sogenannten Ordnung täuschen lassen. Heute, wo ihre Trümmer uns umlagern, sehen wir, daß sie Fiktion war, die Käfigstäbe wilder Bestien, die eiserne Zuchthaustür. Wir wurden an innerer Gesetzmäßigkeit, an Selbstbeherrschung umso ärmer, je weiter wir technisch und wirtschaftlich vorschritten. Wir brauchen Priester, wir brauchen Lehrer, wir brauchen vor allen Dingen Mütter heute! Gendarmen, Maschinengewehre, Tanks und Besatzungstruppen sind Werkzeuge der Zerstörung.

Wir dachten in Einigkeit die ganze Zeit, nicht ein Mißklang störte unser Einvernehmen des französischen Soldaten und der preußischen Offiziersfrau.

Ich glaube, daß wir übereinstimmend dachten, auch wo wir uns nicht äußern konnten.

Dann — schwindelnd rasch, in ein paar kurzen Sommermonaten — kam unser Zusammenbruch. Und Ihr letzter Brief. Nur Zartsinn, Freundschaft, Gläubigkeit war darin — ich mußte im halbfeindlichen Lande die Demütigung meines Vaterlands ertragen. Offen hatte ich Ihnen gesagt — dies war mein letztes Wort! ich bin seitdem stumm geworden in öffentlichen Dingen —: daß ich den Kampf bis ans bittere Ende, die Verteidigung von Haus zu Haus, den Brand unsrer Städte, Ausrottung der Frauen und Kinder vorgezogen hätte. Nicht damals nur im ersten Brennen des Schimpfs.

Jener Ihr schöner Brief vom November 18 liegt vor mir. Nur eine ungebildete Frau, meine italienische Waschfrau war bei mir an jenem Tage, wo man jubelte und die Fahnen aufzog, weil Deutschland unterlegen war; ich glaube, umziehende Banden warfen den ansässigen Deutschen abends die Fenster ein. Sie nahm mich in die Arme, gegen ihr ehrliches und mütterlich warmes Herz. Und Sie schrieben. So überzeugt von Frankreich!

> Glauben Sie mir! Glauben Sie mir: so viele weite, großmütige Gedanken leben in Frankreichs Jugend! So viel begreifende Menschen- und Weltliebe!
>
> Was unsre Staatsmänner tun und verfügen, das sind nicht wir! Wir mit Denen, die in Deutschland gläubig, treu und liebend sind — wir schaffen jetzt die gesprungene und zerborstene Welt neu. All diese Zuckungen des Hasses, all dieses Sicherbrechen der Unsauberkeit — man hat in Paris eine alte, fünfundsiebzigjährige Frau, die mir teuer ist, und die wehrlos war, in boshaft tückischer Weise mißhandelt —: all Das wird vorübergehen. Wir haben zuviel gelitten — Ihr Volk und das unsre, um nicht das Menschentum im andern Volk uns nah zu fühlen.
>
> Glauben Sie an uns! Glauben Sie an die Arbeiter! Glauben Sie an uns, die Kämpfer! Wir, die wir wirklich im Kampfe gestanden, hüben und drüben, die wir geblutet haben — wir fechten den neuen Kampf des Geistes auch aus! Nicht die Schreiber und Krämerseelen, die Advokaten und Händler.
>
> Reichen Sie mir die Hand! Lassen Sie mich Ihre Hand fühlen, auch wenn Sie den Blick noch abgewandt halten. Ich ehre ja Ihre Trauer — ich ehre Ihren letzten Ausbruch, die Absage.
>
> Habern wir nicht einst das Nibelungenlied zusammen gelesen? Sie erinnern sich des gemsfarbenen Studio in der Rue Delambre? Wie Rüdiger von Bechlarn kommt, der Letzte und der Beste, den Freunden die Treue aufsagt und den Kampf ansagt auf Leben und Tod?
>
> Ich nehme den Kampf nicht an! Wir brauchen Sie! Sie auf Ihrer Seite viel notwendiger noch als die Unsern. Glauben Sie mir! Sie stehen gerüstet und bereit, mehr und herrlichere Kämpfer, als Sie denken! Eine Heldenschlacht soll es werden, zwischen den Helden des Gedankens! Die Andern sind tot, oder wie Hunde zanken sie um das Aas.
>
> Alles, was geschieht, finde ich, der Franzose, genau so abscheulich wie Sie.
>
> Glauben Sie mir doch! Glauben Sie an uns: an Frankreich.

Ich konnte nicht schreiben. Damals nicht. Und drei Jahre lang nicht, obgleich Sie wieder und wieder anfragten.

> Sagen Sie mir offen — sagen Sie ganz aufrichtig, was Sie gefunden haben? Aufrichtigkeit ist jetzt das Einzige, was wir zwischen uns brauchen können. Fürchten Sie nicht, daß es nichts nützt, daß es ja doch nichts nützt! Menschen, nur Menschen, schwächlich, Vereinzelte — Menschen sind auch Gotteskräfte, die Streiter der Wahrheit.
>
> Sagen Sie mir Ihren Haß — Ihren Zorn. Ich werde Alles begreifen. Ich begriffe einen Mord, den Sie begingen, ich begriffe auch ein Martyrium. Aber sprechen Sie! Wenn Sie nur noch hassen, sagen Sie mir, was Sie hassen! Ich fühle Ihre Liebe durch. Es sind bei uns immer noch Menschen, die hören. Und wenn es nur drei wären. Nur einer. Nur ich.
>
> War ich Ihnen nie Jemand? Bin ich jetzt nur: der Franzose?

Sie haben gefragt und geworben; ich danke Ihnen auch für den Freund de Cé . . . ., einen Freund Ihrer würdig, den Bruder. Genau so würde ich geworben und geschrieben haben, wenn es anders — wenn es umgekehrt gekommen wäre. Obgleich — seien wir doch ganz ehrlich! —: daß es umgekehrt kam, war unmöglich. Deutschland, durch Waffengewalt siegreich, in der Todfeindschaft der ganzen Welt konnte nicht leben; so wenig, wie Napoleon leben konnte. Man wird sich an die neue Erscheinung, daß besiegte Völker sich nach Katastrophen am schnellsten erholen, gewöhnen müssen — schreibt der sehr kluge, britisch nüchterne Rechner Norman Angell.

Heute glaube ich an Deutschlands Erholung. Mehr noch an Deutschlands gute Botschaft, eine deutsche Wiedererneuerung der Welt. Ich sehe vor ihm einen unendlich großen geschichtlichen Auftrag: die Umgestaltung des Wirtschaftslebens im Sinne des Sozialismus. Frankreich hat uns eines Tages, in gewaltigem Aufschwung kreißend, die Idee der Freiheit in die Welt geworfen. Uns wird wirtschaftliche Not heut jene Gleichheit aufnötigen, deren Ordnung die Andern, die hungernden Massen in allen Ländern uns nachahmen werden. Die Brüderlichkeit, das Höchste — vielleicht bringt sie Rußland dieser armen, gemarterten und gequälten alten Welt. Dann könnte die neue ruhig ihren Kämpfen und Krämpfen überlassen bleiben.

Anders als durch Kämpfe und Krämpfe erwacht und wandelt sich auch die Einzelseele nicht.

Wir sind heut in jenen furchtbaren und blinden Wochen. Nach Damaskus.

Ja, und heute auf ein Mal kann ich Ihnen schreiben!

Ich gehöre keiner Partei an, wie Sie wissen — ich bin nichts weiter als ein unabhängiger Mensch, mit einiger Beobachtungsgabe, möchte ich glauben, mit dem strengen Willen zur Wahrhaftigkeit. Und sehr viel Mitleid.

Dies Mitleid scheint mir die beste Frucht eines Erlebens von fünfzig Jahren. Man bemitleidet sich gern selbst in der Jugend; eine erfahrene Frau sagte mir damals, daß die meisten Frauentränen in Selbstbedauern vergossen werden. Heut weiß ich, daß sie recht gehabt hat. Eine Weile wird man dann hart, aus nicht erwiderter Wehleidigkeit. Und heute verzeihen wir viel. Alles Persönliche. Das Unpersönliche, was unsühnbar scheint, heben wir hoch. Wo Klarheit ist und Schweigen. Wo die Wahrheit thront.

(Fortsetzung folgt)

Prozeß Goldbaum-Kyser von Robert Breuer

Der Rechtsanwalt Dr. Wenzel Goldbaum ist Syndikus des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller, des Verbandes deutscher Filmautoren und des Verbandes deutscher Erzähler. Man könnte also annehmen, daß Goldbaum ein Freund des Schrifttums ist, daß er es liebt, daß er Respekt vor ihm hat. Merkwürdigerweise gilt nichts von alledem. Der Syndikus dreier Vereinigungen von Literaten und Dichtern ist ein Verächter des Schrifttums. Wer das noch nicht wußte, konnte es während des Prozesses erfahren, den Herr Goldbaum vor einigen Tagen gegen Hans Kyser austragen ließ (und der mit Kysers Freisprechung endete). Mir ist keine Ueberraschung geworden. Mir ist immer unverständlich gewesen, wie dieser Herr, der ganz gewiß geeignet sein mag, die rechtlichen Interessen von Gurkenhändlern wahrzunehmen, zum Syndikus großer Verbünde deutscher Schriftsteller bestellt werden konnte. Es gibt Unwägbares, das entscheidet. Damit hat die bürgerliche Ehre, hat auch die Berufstüchtigkeit nichts zu tun. Herr Goldbaum braucht sich nicht zu echauffieren. Ich will ihn nicht beleidigen. Ich will nur feststellen, daß es mir immer geschmacklos erschienen ist, einen Vertreter seines Typs (und das ist nicht etwa Antisemitismus eines Juden), dieses keifenden, guttural gurgelnden, kiebitzenden und „Meiwen" auf alles seienden, ebenso larmoyanten wie unehrfürchtigen, ebenso reklamehaften wie shylockähnlichen Typs als Rechtsvertreter geistiger Arbeiter, als Sekundant von Persönlichkeiten gelten zu lassen. Er mag fleißig, energisch und nicht arm an knifflichen und rabulistischen Einfällen sein. Das genügt aber nicht, wenn feststeht, daß er ein kalter Verächter des Geistigen ist. Nachdem Herr Goldbaum in jenem Prozeß keinen Zweifel darüber gelassen hat, wie gering er die Dichter und Schriftsteller einschätzt — denen man Alles erzählen könne, die nichts von dem verstünden, was man ihnen zu lesen gäbe, die auf Jedermanns Rede hineinfielen und keinerlei eignes Urteil hätten —, danach werden nunmehr wohl selbst seine bisherigen Freunde diesen Herrn einer Nachprüfung unterziehen müssen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Fulda, Sudermann, Georg Engel und die vielen andern Mitglieder der drei von Goldbaum versorgten Verbände, denen doch wohl auch Gerhart Hauptmann angehört, es werden ertragen können, von ihrem Rechtsvertreter in öffentlicher Gerichtssitzung als Halbidioten gekennzeichnet zu werden. Wer so wenig Takt besitzt, ist eben nicht geeignet, eine so komplizierte Gattung, wie es Dichter und Schriftsteller sind, öffentlich zu vertreten. Einiges von dem, was Goldbaum gemeint hat, ist zweifellos zutreffend; viele geistige Arbeiter verstehen nichts von der Wahrnehmung ihrer wirtschaftlichen Interessen und ihrer andern Rechte. Aber von hier bis zu dem Zustand, in dem Herr Goldbaum uns zeigte, ist immerhin ein langer Weg; und sogar wenn Alles zuträfe, was Herr Goldbaum über unsre Begabung zum Wirtschaftlichen gesagt hat, so bliebe doch die Art, wie er dies tat, undiskutierbar.

Auch von der Presse hat Herr Goldbaum seltsame Vorstellungen. Er spricht: „Sie, Herr Kyser, wenn Sie etwas erreichen wollen, so gehen Sie ans Telephon, und schon haben Sie die Zeitungen breit geschlagen. Sie kennen die Wege über die Hintertreppen der Redaktionen." Frage: Kann Jemand von solcher Geistesverfassung, solcher Gehirnkonstruk-

tion das Recht der Denker und Dichter vertreten? Es sei wiederholt: Herr Goldbaum ist gewiß ein ehrenwerter Mann. Er kennt die Paragraphen und weiß sie zu nutzen. Aber er kann nicht seine etwas zu derb gewordenen Muskeln und seine für das Geistige verkümmerten Nerven, er kann nicht die Robustheit seines Wesens, die Unempfindsamkeit seiner ganzen Natur verleugnen. Er mag der beste Anwalt für tausenderlei Berufe sein — aber er ist schlechthin unmöglich als Rechtsvertreter von Männern, deren jeder sein Daseinsrecht in einer Steigerung und Verfeinerung des Geistigen sieht. Die Blutschande solcher Rassenvermischung muß ein Ende finden. Wir wünschen Herrn Goldbaum eine große Kanzlei, zahllose Aktenstücke; es gibt ja Gottseidank vielerlei Waren, als da sind: Käse, Wagenschmiere, Schafpelze und Robbenzähne.

Um noch einige Glanzlichter auf das Portrait des Wenzel Goldbaum zu setzen: Was soll man von einem Manne halten, der, um die Richter günstig zu stimmen und dem Gegner Schaden zuzufügen, abwechselnd den Schützengraben, in dem er vier Jahre lang gehaust, die fünf Knaben, die er gezeugt, das Eiserne Kreuz, dessen Band er im Knopfloch trägt, und den Silberkasten, den er lieber als die Ehre entbehren möchte, auftauchen läßt? Was von einem Manne, für den es einer Urteilsbegründung bedarf, damit er einsehe, daß bei einem Kampf zwischen Literaten der Freiheit des Worts und der Bildhaftigkeit der Sprache ein weiter Spielraum gewährt werden muß, und daß darum, wenn Herr Kyser vom Faustschlag gesprochen hat, keine Gefährdung des körperlichen Daseins des Herrn Goldbaum gemeint sein konnte!

Wenn nun Herr Goldbaum sich nach einer andern Klientel umsehen wird, stärkt sich die Hoffnung, daß die Zerrissenheit des deutschen Schrifttums, was seine Wirtschafts- und Rechtsorganisationen betrifft, überwunden wird. Grade das Prozeßverfahren, das Herrn Goldbaum dekolletierte, zeigte zugleich, wie sinnlos und wie unbegründet der Kampf der verschiedenen Verbände der Dichter und Schriftsteller unter und gegen einander ist. Männern von Takt, deren Natur das Geistige ist, und die kein Interesse haben, Monopole für Verbandssyndici zu schaffen, wird leicht sein, die Wege zur Einigung der Wirtschafts- und Rechtsorganisationen des deutschen Schrifttums zu finden.

Zum Schluß eine kleine Anfrage: Am Verhandlungstisch neben Herrn Goldbaum saß Herr Professor Dr. Herbert Hirschberg, der Redakteur des ‚Geistigen Arbeiters', der Zeitschrift der goldbaumisierten Verbände. Wo und wann hat Herr Hirschberg seinen Doktor gemacht? Wie wurde er Professor? Wie heißt das Buch, mit dem er einen Herzog von Coburg-Gotha erfreut haben soll? Welcher Art waren seine Beziehungen zu Zickel? Wodurch ist er für seinen dramaturgischen Beruf qualifiziert? Und wie beurteilt die Kritik seine Mitteilungen ‚Aus der Mappe eines Dramaturgen'? Welche Orden sammelte Herr Herbert Hirschberg, und wann gründete er die Deutsch-bulgarische Gesellschaft? An welchen Bühnen ließ er seine Stücke aufführen, und wieviel Einwohner hatten die Städte dieser Bühnen? Gibt es eine Hirschberg-Stiftung, und wer ist deren Spender? Wir sind nicht sehr begierig, diese Fragen beantwortet zu erhalten. Es genügt uns, sie stellen zu können. Dieser Umstand reicht hin, um Eines zu sagen: Es dürfte an der Zeit sein, den Hirschberg abzutragen und den Goldbaum umzulegen.

Der Domdechant von Brandenburg spricht:

Ich trug das Kreuz mit dem goldenen Strahl,
als Etwas uns widerstanden,
und als die Erfolge mit einem Mal
uns treulos kamen abhanden.
Heut hieß es: „Der Sieg ist zum Greifen nah!" —:
und morgen war das Schlamassel da.
Die Siegfriedstellung wurde geräumt,
Weltherrschaftsträumchen war ausgeträumt.
    Ich hüllte in meine Würden mich ein
    und ließ den Kaiser — Kaiser sein.

Dann hab ich den verlorenen Krieg
viel telegraphierend getragen.
Mir gings wie nach dem schönsten Sieg,
das muß ich offen sagen.
Den Tatsachenboden erkannte ich an
als biederer, schlichter, deutscher Mann
und kam wie von selbst an den rechten Platz,
zu dienen als Prima-Kaiserersatz.
    Und mochte Erich auch pfauchen und schrein:
    Ich ließ den Kaiser — Kaiser sein.

Doch weil ich nicht geputscht und gekappt —
das darf ich ruhig bekennen —,
sind die Deutschnationalen eingeschnappt
und wollen mich nicht mehr kennen.
Was gelt ich denn bei den Leuten von Stand?
Nur der schlichte Mann hat mein Bild an der Wand.
Und da die Zeit sich schon wieder gedreht
und von Doorn her ein Frühlingslüftlein weht,
    da fällt es mir nach drei Jahren ein:
    Mein Wilhelm muß wieder Kaiser sein.

So schütze ich jetzt — das Leben ist schwer,
doch Erich wird mir verzeihn —
auch Wilhelm, den frommen Deserteur.
Siehst du mich, Erich, bereuen?
Seit Wilhelm geschrieben, ist es mir klar,
wie damals 18 die Sache war:
Ich gab ihm den Rat, zu kneifen
und auf Heer und auf Land zu pfeifen.
    Ich trage die Schuld, ich brenne ihn rein,
    und Wilhelm kann wieder Kaiser sein.

Dies meine Botschaft. Nun ruft ihn zurück!
Doch glaubt Ihr jetzt mir nicht, dem Alten,
kriecht nicht zur Krone die † † † Republik —:
dann will ich die Schnute halten.
Ich bin nicht schuld an dem ganzen Stunk.
Ich trage auch keine Verantwortung.
Bis zum Neunten November war Alles gut.
Jetzt beschimpf ich vergossenes deutsches Blut . . .!
    Schon krampft sich das Herz mir zusammen.
    Mein Kaiser! Gott mit uns! Hoch! Amen.

Vergnügungen um Neujahr

Vor ‚Traumspiel' begreife ich meine unerschütterliche Liebe zu Reinhardt — vor ‚Orpheus in der Unterwelt' manche unerschütterliche Abneigung gegen ihn. 1858. Paris. Zweites Kaiserreich. Ein schwellender Hof, an dem die Bourgeoisie sich nicht satt sehen kann (und von dem die Masse satt gemacht zu werden ja wohl garnicht erst fordern wird). Das lebt wirklich wie Gott in Frankreich. Wirklich ein Leben für Götter, die am zweckmäßigsten die Götter Griechenlands sein werden, wenn zwei Ingenien des Spotts die lederne Antike, die tönerne Große Oper und die brokatene Gesellschaft ihrer Zeit auf ein Mal erledigen wollen. In ihrer Art. Indem sie dies Alles parodistisch sublimieren. Es wird Fett gelassen, das Fett, das die Epoche dank ihrem parvenühaften Bildungsdünkel, dem sakralen Pathos aus dem Bauche heraus und der schamlosesten Genußsucht angesetzt hatte. Bei Crémieux und Offenbach wird sie zauberhaft schwerlos die Epoche — durch keine andern Zauber als geistigen Mut, Mangel an falscher Pietät, Esprit, Melodie, Rhythmus und Stil. Dies ist wahrhaft Champagner — an dessen Stelle deutschen Sacharinsekt zu geben unsre Theaterleute immer Gefahr laufen werden. 1906, im Neuen Theater, ist Reinhardt ihr noch entronnen. Damals trat nur ich für ihn ein. Leider half ihm das nicht. 1922, im Zirkus nebenan, ist er ihr erlegen. Diesmal bekämpfe nur ich ihn. Das wird ihm zu seinem Glück nicht schaden, welches darin besteht, daß an mindestens dreihundert Abenden je dreitausenddreihundert Menschen für ihren Platz bis zu dreihundert Mark bezahlen. Eine so vernunftvolle merkantile Absicht durfte von keiner künstlerischen durchkreuzt werden. Und womöglich wär' das Saisongeschäft beim Höllenfürsten Pluto gewesen, sobald Reinhardt die Tapferkeit der Vorgänger aufgebracht hätte: seinem Publikum, dem Luxuspöbel der Schieberrepublik Deutschland wie den verkalkten, feigen und frechen Ueberbleibseln des ruhmbedeckten Imperiums, mit gleicher Schonungslosigkeit den Spiegel vor die Fratze zu halten. Der Text war radikal auf die Gegenwart zu übertragen; und es ist nicht einmal ausgeschlossen, daß vor der unbegrenzten Verwegenheit eines zeitgenössischen Satirikers seine Objekte sich geduckt und ihm in Scharen aus der Hand gefressen hätten. Unterblieb solch Versuch, so hätte ein reiner Geschmack sich bemüht, die Urgestalt zu wahren, deren Unverwüstlichkeit allein durch die herrliche Musik garantiert ist. Freilich war dann keine Note entbehrlich. Reinhardt streicht kostbare Stücke und beschränkt die Modernisierung auf zahme und witzlose Anspielungen. Einige sind unergründlich blöde. „Da kann ich und Reinhardts Max nix maxen Gegen eines Bruno Minimaximaxen." Untergrundbahn, Betriebsräte, Jeßners Treppe, Loeser & Wolff, Nikolsburger Platz. Ein Wagner-Orchester. Zwei Riesenballetts stampfen, daß einem der Schädel dröhnt. Das innere Tempo des Werkes ist vergewaltigt. Anfang halb Acht, der zweiten Hälfte um — Zehn! Wenn so spät Hans Styx erscheint, muß er schließlich auch noch Zeit haben, seine Nuancen auszubreiten. Aber nicht nur Eurydice

langweilt sich dabei. Er läuft ans Dirigentenpult, um zu seinem eignen Gegröhl den Takt zu schlagen; die Bewohner der Unterwelt und des Himmels veranstalten Umzüge ums Orchester herum und durch die Arena; die Bühne ist mit Weiberfleisch übersät — und vor alledem weiß meine Lästerzunge nicht, wie sie die Kennzeichnung unterdrücken soll: Verzehnfachter Richard Schultz. Eine grandiose Scheusäligkeit. Räumlich grandios — und sogar künstlerisch in gewisser Beziehung vorläufig noch, wo nicht die Premierenbesetzung der zweiten bis siebenten Garnitur gewichen ist. Als Fliege singt Pallenberg wohl kaum gut genug. Aber wie er, in dankbarer Erinnerung an seinen Menelaus, auf den Götterthron nicht steigt, sondern fällt und immer wieder herunterkollert, wie er auf seine schmerbäuchige und beschnurbartete Juno weist und resigniert dazu sagt: „Solche Ehen werden im Himmel geschlossen" — da weint man teils vor Lust, teils vor Kummer, daß ein so großer Künstler wie Reinhardt zugleich ein so großer Unkünstler ist. Der Sinn dieser Operette: Entfettung? Wir hausen in Neuberlin, nicht in einem Paris von anno Tobak. Wir sind für Fett, für Fülle, für Dicke, für Schwere. Wir blähen auf, wir ziehen lang, und wir stopfen voll. Wir parodieren nicht. Aus diesen Jahren sind wir heraus. Parodie ist Schall und Rauch. Wir sind dahinter gekommen, daß es nahrhafter ist, eine Aera zu verkörpern, als sie zu parodieren. Von 1900 bis 1006 war der Spiritus nicht verflogen. Aber bis 1922 . . .

*

Ach, er war schon Sylvester 1910 verflogen. Unvergeßlich die vandalische Verschandelung Johann Nestroys durch seinen Landsmann Max Reinhardt, die skrupellose Barbarei, mit der da hundert unzusammenhängende Einzeleffekte kunterbunt durcheinandergewürfelt worden waren. Nestroys Possen sind nicht pure Sammlungen von Witzen, sondern geschlossene Gebilde. Gewiß hat Nestroy vielen seiner Figuren das lose Mundwerk gegeben, das er selber hatte. Daraus spritzt es von kaustischer Bosheit und bitterm Sarkasmus, von sehr ungemütlichem Hohn und ungottesfürchtigem G'spaß. Aber das ist nicht Alles. Diese stechend und schlagend witzigen Reden mitanzuhören, ist mehr als erheiternd, weil sie von einer bewundernswerten Sprachkunst zugeschliffen sind; sie zugeschliffen zu haben, ist mehr als eine feuilletonistische Leistung, weil die Sprecher doch auch Gestalten werden. Dieser Frozzler himmlischer und irdischer Geschwollenheit war mit seiner Vaterstadt eng verwachsen und hat von ungefähr den Lebensinhalt ihrer Bewohner in Typen eingefangen, die sich trotz der Vergänglichkeit einer primitiven Mache ihre Echtheit bewahrt haben. ‚Der böse Geist Lumpaci-Vagabundus oder Das liederliche Kleeblatt' — wer daran geht, muß zur Kenntnis genommen haben, daß der böse Geist Lumpaci es war, der im vormärzlichen Wien schockweise Kleeblätter liederlich machte, daß also diese wiener Posse ein kulturhistorisches Sittenbild ist, von dem ein grader Weg zu Anzengrubers ‚Viertem Gebot' führt. Den Reinhardt vor elf Jahren führte ein krummer Ab-

weg zu Ferdinand Bonn. So war man im Staatstheater dem Regisseur Karl Etlinger schon dafür dankbar, daß er unbeirrt auf das Jahr 1833 loshielt — ohne feierliche Andacht vor dem Libretto, über die Nestroy sich zuallererst amüsiert hätte, aber nie taktlos, nie auf die Galeriewirkung billiger Aktualitäten erpicht. Hätte man noch die Bühne verkleinert, was technisch ja keinerlei Schwierigkeiten bietet, so wäre die Atmosphäre des Biedermeier dichter heraus- und zwei Blättern des Kleeblatts zugutegekommen, Herrn Laubingers Leim war unanstößig, und das ist hier ein bißchen zu wenig, und Fritz Hirschs Schneider Zwirn hätte mit der Ungewähltheit seiner Zutaten einen mindern Kunden als Nestroy leichter zufriedengestellt. Etlinger selbst ist genügend wählerisch, scheint aber kaum ein gebürtiger Nestroy-Spieler. Das ist an sich kein Malheur — war Girardi etwa einer? Der Nestroy-Spieler darf oder soll sogar schmettern, und Etlingers Stärke ist seine Lautlosigkeit. Der Nestroy-Spieler sei kratzbürstig, und Etlinger ist zum Streicheln weich. Aber seine Liebenswürdigkeit, ob sie sich nun im gesprochenen Wort oder im Gesang äußert, hat eine Blume, vor der einem ihre literarische Legitimierung ziemlich gleichgültig wird.

*

Der Preis am Jahresschluß gebührt dem Theater am Bülow-Platz, das nicht sichere Ware neu appretiert, sondern sich und uns ein Wagnis gegönnt hat — und eines für dessen Mißerfolg man nach der Lektüre des ‚Gestiefelten Katers' sich hätte verbürgen mögen. War diese Persiflage auf Iffland und Kotzebue, auf die andern Nicolaiten des Berlin von 1797, auf den gesamten Natürlichkeitswahn in Dichtung, Kritik und Empfängertum, aber auch auf die Sucht nach Tiraden und schönen Stellen, nach opernhaftem Dekorationspomp — war solch ein Kunstgewächs, von Fletcher, Ben Jonson, Gozzi und Holbergs ‚Melampe und Ulysses' weniger wurzelhaft genährt als stilistisch beeinflußt, nicht zu zeitgebunden, um rund fünf Vierteljahrhunderte später noch verstanden zu werden, nicht zu bildungsgesättigt, um den naiven Mitgliedern einer Volksbühne einzugehen? Nun, beim Theater kommts immer anders, und gar Theater auf dem Theater hat eine Durchschlagskraft, der ganze alexandrinische Bibliotheken schwerlich gewachsen sind. Was sehen wir? Wie der Apparat des Theaters toll wird und auf eigne Faust, auf eigne Maschinerie lostobt. Wie die Illusion auf der Bühne vom Parkett hinauf und von der Bühne herab ins Parkett hinunter zerstört wird. Wie sich die Elemente, aus denen ein Theaterabend entsteht, ironisch umschlingen und wieder loslassen. Allein der Romantiker Ludwig Tieck ist heller Berliner und somit methodisch genug, um in unsern, der mehrfach gedrehten Zuschauer Köpfen kein eigentliches Schwindelgefühl zu erregen. Allerdings hatte er den posthumen Vorteil, an den Regisseur Jürgen Fehling zu geraten, der auf eine ungewöhnlich reizvolle Weise Exaktheit mit Phantastik verbindet, der in der Komödie — in der Komödie! — aller Tugenden des Max Reinhardt der besten

Zeit teilhaftig ist, ihn aber an Bildung und Fingerspitzenkultur übertrifft, und dessen Arbeit auch diesmal den appetitlichsten Anblick bietet. Er hatte so produktiv wie vor ihm nur Brahm gestrichen und den Rest in die rechte Bewegung von lentissimo bis prestissimo gesetzt, mit dem zuverlässigsten musikalischen Gehör für jede Schwingung. König in seinem Tierpark und König bei Tieck war Richard Leopold, dessen Umgebung mehr oder minder steil von ihm abfiel. Trotzdem: was Fehling aus diesem Ensemble holt, ist so erstaunlich, daß man beinah vermuten möchte, er brauche den Durchschnitt, um sich derartig hoch über ihn zu erheben. Hoffentlich ist das eine falsche Vermutung. Hoffentlich stellt ihm die Leitung der Volksbühne allmählich eine Mustertruppe, mindestens der Anlage nach, zur Verfügung. Hoffentlich sinkt das Niveau des Spielplans nicht. Hoffentlich bleibt das einfache Publikum an der Peripherie unverseucht von allen klamaukfrohen Elementen des zirkusgesegneten Zentrums. Es wäre keineswegs unzeitgemäß, wenn die Volksbühne von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung unsrer stockenden Theaterkunst würde.

Brauer und Brand von Alfred Polgar

Im Raimund-Theater: ‚Peter Brauer' von Gerhart Hauptmann. Peter Brauers Blutsverwandter war schon einmal im Repertoire Gerhart Hauptmanns. Der weitaus interessantere Vetter hieß Michael Kramer. Peter Brauer ist ein Ein-Mann-Stück, ist nicht nur der Titel, sondern Alles. Was um ihn, episodisch, atmend sich bewegt, ist Provinz, dichterische Provinz. Solche Umwelt sah man grade auf der wiener Bühne, die jetzt Hauptmanns Komödie spielt, vor vielen Jahren in Volksstücken farbiger und besser.

Peter Brauer ist Hjalmar an der Spree. Ein gemütlich versoffener Maler, der nie was Rechtes konnte, der in einem Nebel von selbstgebrauten Worten und Bowlen vegetiert und im Augenblick der Entlarvung weinerlich sein ewiges Pech beklagt. Solche schwankenden Mindermenschen plastisch, mit bewundernswerter Oekonomie der Mittel, aufzuzeigen, ist Hauptmanns besonderes Talent. Dennoch kommt man um die Feststellung nicht herum, daß die Komödie im Humor lau und in den tragischen Einblicken dürftig ist. Wer die ersten zwei Akte sieht, ohne um den Autor zu wissen, könnte niemals erraten, daß die gleiche Hand sie gebildet hat, der sich die ‚Weber', ‚Hannele' oder der ‚Florian Geyer' formten. Nur der Schlußakt im Leben Brauers — wenn die behäbige, gallertige Form auseinanderfließt — wirkt mit leiser Erschütterung.

Jakob Tiedtke ist Peter Brauer. Ein Bonhomme; ein harmloser Philister, dem man glauben darf, daß er Andern sein Künstlertum aufzuschwatzen vermag. Ein innen und außen haltloser Kerl, der nur durch den speckigen Samtrock, den er trägt, zusammengehalten wird. Dieses Brüchige, dieses ohnmächtige Minimum an Charakter, dieses Quallige, in das weder Schmerz noch Freude tiefere Spur drückt, dieses lustlose Vergnügtsein

mit sich selbst erwuchs dem trefflichen Tiedtke wie aus eigner Natur. Er gab einen trüb-, aber vollsaftigen Menschen.

*

Das Deutsche Volkstheater versuchte es mit der selten gespielten Jugenddichtung Ibsens: ‚Brand'. Ibsens dramatisches Gesamtwerk variiert das Thema von der „ethischen Forderung". Es geht fast immer um das Recht, zu fordern, oder um die Pflicht, zu fordern; um den Zusammenstoß solcher Forderung mit der Innenwelt des Fordernden, mit der Außenwelt, mit andern Hochsätzen der geltenden Moral. Das Fordern ist des Ibsens Lust, das Fordern. Er hat diese Lust in seinen Werken objektiviert, von allen Seiten kritisch betrachtet, ins Tragische und ins Lächerliche gesteigert. Brand ist der, noch primitive, Ahnherr aller ethischen Forderer, die durch das Ibsen-Werk schreiten. Er ist der rohe, aber gewaltige Typus des unbedingten Welt- und Menschenbesserers. Ein Zelot, ein Seelen-Flagellant, ein Christ, der an dem „Haupt voll Blut und Wunden" vor Blut und Wunden das Haupt nicht sieht. Er opfert das Leben um des Lebens willen. Eine mystische Formel, bei der sich zwar Keiner was denken kann, vor deren großem Klang aber sich Jeder mit Lust des Denkens entschlägt, eine Formel, deren erhabener Dunst dem schändlichsten Hokuspokus der Menschheitsgeschichte die Mauer gemacht hat und noch macht. Brand will Opfer und bringt sie selbst. Wem zuliebe? Genau besehen: dem Prinzip, daß geopfert werden muß. Er schlachtet Weib und Kind auf dem Altar dieses Prinzip-Götzen. Aber hat er damit Das getan, was er von den Andern fordert: sein Liebstes dargebracht? Folgerichtig müßte er seine Unbedingtheit opfern — denn die ist sein Liebstes —, seine Prinzipien, seine Selbst-Behauptung, seine Opfer-Lust. Letzten Endes erweist sich alle heilige Logikoder logische Heiligkeit als contradictio in adjecto.

‚Brand' ist voll pathetischer, hochgreifender Gedanklichkeit. Der Geist des Hörers wird unablässig gereizt: vorwiegend zum Einwand, zum Widerspruch, zum Gegenstoß. Das entschädigt für Sprödigkeit und Blässe der dramatischen Gegebenheiten. Die Profilschärfe der Figuren, die Spiegelung ihres Wesens im Wort, die Tiefe, bis zu der die Schraube des Dialogs in die Materie eindringt, verraten schon den großen Ibsen. Freilich vermag aller spirituelle und poetische Glanz nicht, das langweilige Duster, das um diese Dichtung von der Erbarmungslosigkeit der Erbarmer-Religion gelagert ist, zu durchdringen.

Auch die ehrgeizige, stilwollende Darstellung des Deutschen Volkstheaters bringt das nicht zustande. Ein Geschiebe von braunem, rotem, grauem und gesprenkeltem Pappendeckel — es sieht wirr und staubig aus, wie ein Dekorationsmagazin — vermittelt nicht grade den Eindruck: Felsengebirge, aber immerhin den Eindruck: Oede, Kälte, Verlassenheit. Herr Klitsch ist ein Schauspieler in C-Dur. Er bietet seine besten geistigen und technischen Mittel auf, um sich in Brands sinistre Tonart hineinzufinden, und findet auch hinein. Aber seine Darstellung entbehrt der seelischen Resonanz, ohne die alles noch so inbrünstige Lippen-., Gebärden- und Mienenspiel doch eigentlich leblos bleibt.

Groener muß fort! von Morus

Wie es kam

Wie es kam? Es ist die alte Leier: man schließt Tarife auf Semester und Jahre, Tarife, von denen jeder Arbeitgeber im voraus weiß, daß bei steigenden Preisen kein Arbeiter sie halten kann, wenn er nicht verhungern will. Für die Privatunternehmer ist das ein bequemes Mittelchen, die Arbeiter auf die Straße zu setzen, sobald die Konjunktur es verlangt. Von solchen Hintergedanken sind festbesoldete Regierungsmenschen frei. Aber Herr Groener, kaiserlicher General und republikanischer Volksminister, kann selbstverständlich nicht mit seiner preußischen Offiziers-Ehre vereinen, vor Weihnachten mit den Gewerkschaften zu verhandeln, weil er in irgendeinem Ukas den Verhandlungstermin auf Mitte Januar festgelegt hat. Dieser unentbehrliche Fachmann, der während des Krieges aus Versehen unter die Räder geraten ist und vorher wacker Pioniere besichtigt hatte, verläßt selbstverständlich den Verhandlungstisch, weil er hört, daß rheinische Eisenbahner der Regierung ein Ultimatum gestellt hätten, und legt durch seine mannhafte Haltung vier, fünf Tage lang das westdeutsche Wirtschaftsleben lahm.

Eine Woche später bequemt sich derselbe Herr Groener, die Forderungen der Streikenden anzunehmen. Denn Ministersessel sind eine passable Sitzgelegenheit, und die Granden, die früher gehen mußten, wenn in ihrem Befehlsbereich der jüngste Leutnant Spielschulden machte, zeigen Fritze Ebert, daß ihr Podex auch anders kann.

Die Welt geht unter

Der Streik der Eisenbahner war ein schwerer Schaden für die deutsche Wirtschaft und eine schwere Dummheit der Regierung: beides ist man gewöhnt und wird es vergessen. Aber in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung wird dieser Streik fortleben. Er hat gezeigt, daß die größte und bedeutungsvollste Berufsgruppe endlich mündig geworden ist. Daß sie es später wurde als alle andern, später noch als die pommerschen Landarbeiter, nimmt nicht wunder. Bis zur Revolution war allen Eisenbahnern, auch den Arbeitern, die Mitgliedschaft zur Sozialdemokratischen Partei und gewerkschaftliche Organisation verboten, und- es war nicht die Elite der deutschen Arbeiterschaft, die sich unter diesen Bedingungen anheuern ließ. Mit Hilfe von Mützen und Borten und allgemeinen Ehrenzeichen war dem Herrn von Breitenbach gelungen, ein Arbeiterheer zu schaffen, das an Kadavergehorsam und Dümmlichkeit seinesgleichen auf der Welt nicht hatte. Erst der Aufruf der Volksbeauftragten hat den Eisenbahnern das Koalitionsrecht gegeben. Aber es dauerte nicht lange, da glaubte man, es ihnen schon wieder auf Umwegen nehmen zu können. Am zwanzigsten Februar 1920, drei Wochen vor dem Kapp-Putsch, erklärte die Regierung auf eine kleine Anfrage, Koalitionsrecht und Streikrecht seien nicht das Selbe. Und auch jetzt hat der Präsident der Eisenbahndirektion Berlin den Scherz nicht unterlassen können, an allen schwarzen Brettern den Streikenden mit Entlassung und Disziplinarverfahren zu drohen. Mit Disziplinarverfahren, man denke! Denn das Ungeheuerliche hat sich ereignet: nicht nur die sittlich verkommene Arbeiterschaft sondern

preußische Beamte haben gewagt, die Arbeit niederzulegen, ohne schriftliches Gesuch, ohne den vorgeschriebenen Dienstweg einzuhalten. Im Staate Friedrichs des Großen. Im Staate Ludendorffs. Im Staate Noskes. Und die Welt steht immer noch?

Vielleicht wird, nach diesem Fiasko des Herrn Groener auch in den Gefilden des Wilhelmplatzes langsam die Erkenntnis reifen, daß der Streik kein Recht ist, sondern eine Tatsache.

Auf dem Wege zur Stinnesierung

Herr Groeners Ruhm bedarf einer Einschränkung. Es wäre ihm nicht gelungen, die schwerfälligen Eisenbahner zum Lohnstreik zu bringen, hätte nicht Hugo Stinnes so tüchtig vorgearbeitet. Der Ruf nach der Entstaatlichung der Eisenbahnen hat auch die trägsten Staatshämorrhoidarier aufgeweckt. Aber bevor sie ganz munter geworden sind, wird das Reichsverkehrsministerium dem Stinnes-Konzern angegliedert sein. Herr Groener, der offiziell Schriften gegen die Privatisierung der Bahnen herstellen läßt, tut sein Mögliches, um die Stinnesierung zu beschleunigen.

Es war klar, daß die Reichsbahnen in ihrer jetzigen Eingliederung in den Staatshaushalt unmöglich von heut auf morgen in Privathand übergeführt werden konnten. Diesem Mangel soll jetzt abgeholfen werden. Das neue Reichsbahn-Finanzgesetz, das Herr Groener hat ausarbeiten lassen, sieht eine vollständige Emanzipierung der Reichsbahnen vom Reiche vor. Das Reich muß jegliche Inanspruchnahme der Eisenbahnen wie jeder Privatmann voll bezahlen. Das Reichsverkehrsministerium wird der parlamentarischen Kontrolle entzogen und hat nur noch einen Verwaltungsrat zur Seite, dem der Minister nur für die Betriebssicherheit verantwortlich ist, denn die Verpflichtung, „daß die Vorschriften der Reichsverfassung über das Eisenbahnwesen beachtet werden", ist praktisch belanglos. Herr Groener wäre also, wenn er den ersten April 1923, wo das neue Gesetz in Kraft treten soll, noch im Ministerium erlebte, unbeschränkter Herr im Hause. Der autonomen Verwaltung entspricht die autonome Finanzierung. Der ordentliche Bedarf der Bahnen soll durch eigne Einnahmen bestritten werden, der außerordentliche Etat, also Neubauten, durch Anleihen, die völlig getrennt von der Reichsschuld aufgenommen und getilgt werden sollen.

Die „Entbürokratisierung" der Eisenbahnen hat manches Verlockende, aber unter den gegenwärtigen wirtschaftspolitischen Verhältnissen ist kaum zweifelhaft, daß sie nur eine Vorstufe zur endgültigen Stinnesierung ist. Was allein der Privatisierung der Bahnen einigen Widerstand leisten könnte, wäre eine starke, vom Vertrauen der Arbeiterschaft getragene Persönlichkeit im Verkehrsministerium. In welchem Geist aber gegenwärtig am Wilhelmplatz gearbeitet wird, beweist am besten die Auswahl der Sachverständigen, die Herr Groener für das neue Gesetz zu Rate gezogen hat. Die Gewerkschaftsvertreter hatten im Organisationsausschuß des Reichsverkehrsministeriums den Antrag gestellt, einige von ihnen benannte Sachverständige, darunter den bisherigen Eisenbahnminister Oeser und den berliner Stadtbaurat Horten, zu hören. Dieser Antrag wurde von sämtlichen vom Ministerium delegierten Mitgliedern des Ausschusses abgelehnt, und statt dessen wird Herr Groener einen „auserlesenen Sachverstän-

digenkreis", wie es in dem Bericht der Stinnes-Presse heißt, um sich versammeln. Zu diesen Auserlesenen gehören, neben den ältesten Semestern der wilhelminischen Bürokratie, fast ausschließlich privatkapitalistisch interessierte Rechtspolitiker, wie Herr Fabrikdirektor Krämer, Herr Bankdirektor Urbig und der Kompagnon des Herrn Stinnes im Reichsverband der Deutschen Industrie, der „Demokrat" von Siemens, aber kein einziger Vertreter der Arbeiter- und Beamtenschaft, kein Vertreter der Konsumverbände. Die Verbesserungen, die dieses erlauchte Gremium an Groeners Gesetzentwturf vornehmen wird, werden ihrer Väter würdig sein.

Die deutsche Republik aber, zu deren Heil dies Alles geschieht, sollte Herrn Groener gegenüber weniger sparsam mit blauem Briefpapier umgehen. Es würde sich rentieren.

Glauka die Katze von Mechtild Lichnowsky

Unsre Katze Glauka kann gehen. Ich sehe ihr zu. Sie springt mindestens achtmal ihre Höhe mühelos und sitzt jetzt mir gegenüber auf dem Schreibtisch. „Ja, die Menschen sind schauderhafte Geschöpfe", denkt sie und wundert sich. „Na, Albert ist ein anständiger Kerl, den lasse ich gelten. Aber schließlich, was für dumme Bewegungen ist auch er, wie es scheint, auszuführen gezwungen. So viel Zeitverlust, so viel Lärm, diese Hast! Immerhin, Albert wollen wir es nachsehen. Aber die Andern: Laufen, gehen, etwas tragen, holen, nehmen, hauptsächlich aber gehen. Fürchterlich! Selbst ein alter Löwe geht noch anmutig."

„Ja, weißt du, Glauka," muß ich antworten, „Kultur!!"

Da wundert sie sich noch mehr.

„Apropos, was das Gehen betrifft, bei euch Tieren, kein Bernhardiner kann gehen!"

„Vollkommen richtig", erwidert die Katze, „erstens Kultur, zweitens katholisch."

„Was du nicht faselst! Wie geht denn, wenn ich fragen darf, ein protestantischer Hund? He?"

„Das gibt es nicht, Albert; protestantische Tiere gibt es nicht. Das ist weder Luther noch Konsistorialräten noch Hofpredigern noch Diakonissinnen noch irgendwelchen Superintendenten noch einem Landpastor je gelungen. Man weiß von buddhistischen Fischen, von orthodoxen Hasen, die den Papst nicht anerkennen, von strengkatholischen Pudeln, mohammedanischen Bergschafen und altkatholischen Lurchen: protestantische Tiere aber gibt es nicht."

O Glauka, mein gepelzter Fasan, mein blauer, du hast Daphne nicht gesehen. Kein Tier kann gehen wie sie.

Siehst du, Katze, jetzt ist Albert wieder bei Bewußtsein; er hört die Uhr am Schreibtisch ticken, er kann, wenn er vom Papier aufsieht, ganz ruhig die Bücherwände entlang blicken und sich an den müdbunten Farben ihrer Buchrücken freuen! Glauka geht mir unter das Kinn mit ihrem bläulich rauchfarbigen Rücken, ihn sich an den Ecken meines Kragens zu reiben. An

der Krawatte läßt sie einige Haare hängen, schnurrt und dehnt die Krallen bei jedem Schritt aus den rosa Hautetuis heraus. Sie tritt wie ein Adler auf das Geschriebene, schwärzt sich die fünfblättrigen Sohlen, womit sie ein Stiefmütterchenmuster mitten aufs weiße Papier abdrückt.

Glauka, wir sind beide gelassen, beides zwei beherrschte Menschen. Du aber gerätst selten aus dem Häuschen. Nur wenn du an Vogelflaum denkst, dann gehst du im Zimmer auf und ab wie ein spanischer Grande, machst aus deinem edlen Schweif einen borstigen Kaktus, womit du, weil du es vom Panther einmal gelesen hast, brünstig deine Flanken schlägst; und dann suchst du dich selbst zu fangen, indem du in einer waghalsigen Krallenschlittenfahrt unter einer Kommode verschwindest, wo du dich im selben Augenblick selbst ertappst und im Triumph herausziehst, um dann, in einem Herero-Satz, auf einem Schrank zu landen, den du bei Normaltemperatur selbst mit Leiter nie besteigen würdest. Bei diesen Uebungen habe ich noch nicht herausgebracht, was dich bewegt: ist es Bauchweh von zu harten, hinuntergeschluckten Sardinenschwänzchen und Sprottenköpfen, ist es ein altindischer Priestertanz, dessen Ritus nur mehr dir bekannt, ist es Liebe zu mir und eine daraus entspringende rührende Verlegenheit, weil ichs nicht wissen soll, ist es Zorn, weil du keine Vögel fangen darfst und die Maus rar wird — — was es sein mag, o Glauka — ich triebe es in meinem Innern viel, viel wilder als du . . . ich springe nicht auf Schränke, ich presse einfach die Welt aus ihren Fugen. Ich verstecke mich nicht in Kommoden und blicke tückisch wie du mit einem Ohr und einem Aug' aus dem Spalt, sondern ich fahre ins Zentrum der Erdkugel und verberge und verbeiße mich ohnmächtig und zerknirscht, weil mir auch dort noch nicht Hören und Sehen verging . . . Ich verschlucke mich nicht an Kieler Sprotten, aber ich zernage mir die eignen Kiefer — denn siehst du, Glauka, ich bin verdammt, das Köstlichste zu sehen, zu erkennen und darf nicht einmal Hymnen singen, geschweige denn meine Arme darüber schließen . . .

Gladderadatsch von Joachim Ringelnatz

Es hatte ein Igel sich geckenhaft und blasiert
am ganzen Körper von oben bis unten rasiert,
weil er abstechen wollte.

Stach wirklich auch ab. Da nahte ein Fuchs.
Worauf der Igel sich igelartig zusammenrollte.
Aber der Fuchs verschluckte ihn flugs.

Igel bat Fuchsen, ihn doch wieder auszubrechen;
er sei ein Igel und könnte empfindlich stechen.
Und mittelst bauchrhetorischer Worte
sprach der Fuchs: „Sie müssen verzeihn;
ich hielt Sie für ein kindliches Schwein,
werde nun aber sofort Sie befrein.
Wenn ich bitten darf — durch die Hinterpforte."

Der Igel gab keinen Laut
mehr von sich. Er war schon verdaut.

Rundschau

Wiener Gobelins

In Wien, wo das Hungern schon ins siebente Jahr geht, ist es schlimm. Da will die Regierung Kunst verpfänden, um dem Volk Brot zu schaffen. Täte sie es nicht — sie würde verbrecherisch handeln. (Denkt man sich so.) Aber die Wiener sind ein geduldiges Volk. Sie ertragen sogar Künstlervereine, die gegen diesen Plan der Regierung zu protestieren wagen. Die Vorstandsmitglieder der Künstlergenossenschaft, des Hagenbundes und der Sezession, die sich zu einem flammenden Protest zusammengefunden haben, sind hoffentlich bisher von dem wiener Hunger verschont geblieben und haben sich, auf ihre bescheidene Art, am Ausverkauf Oesterreichs beteiligt. Aber das Häßliche ist, daß Kunstmenschen (oder solche, die sich dafür halten) sich zum Fürsprecher einer hundsgemeinen Kulturlüge hergeben.

Die Gobelins, die das Finanzministerium für einen Auslandskredit verpfänden will, haben hundert Jahre zusammengerollt in irgendeiner Ecke der Hofburg gestanden, und es gab gewiß noch nicht fünfzig Künstler, die von ihnen wußten, noch nicht fünf, die sie je gesehen hatten. Nach der Revolution hat man sie hervorgeholt und den zehnten Teil davon — es sind an die tausend, und sie würden, zusammengehängt, die ganze Burg füllen und noch was mehr — in dem Gartenschloß des Belvedere ausgestellt, das der Johann Lukas Hildebrand dem Prinzen Eugen erbaut hat, und das auch ohne die Gobelins das wundervollste Haus von Wien ist. Die Gobelins machen es nicht schöner, aber sie sind selbst von dieser namenlosen Schönheit einer entschwundenen Kunst, und das Schönste an ihnen ist, daß .man sich einsam ihrer erfreuen kann, ohne jemals einem Mitglied des Hagenbundes zu begegnen.
Nur wird die Freude daran ein wenig durch den Gedanken beeinträchtigt, es könnten eines Tages die Hungernden, die neulich die Ringstraße leerten, über die Teppiche herfallen und sie in Stücke reißen, um aus den Fetzen ihren Kindern einen Bekleidungsgegenstand zu nähen. Richard Lewinsohn

Die Gesichtsschilder

Die Berliner Illustrirte Zeitung hat neulich ihren Verkaufspreis erhöht — und um das portemonnaiegerecht zu machen, stand da eine hübsche kleine (Photographie: Zwei Männer kauften bei einem Straßenhändler ihre Illustrirte und unterhielten sich mit ihm über diese neue Preissteigerung. Aber vor den Gesichtern der beiden Käufer waren zwei kreisrunde weiße Scheiben angebracht — da hatte der Redakteur retouchieren lassen, damit man die Gesichter nicht erkenne. Warum nicht?

Die Beiden hatten ihre Einwilligung zur Veröffentlichung zwar nicht gegeben. Aber nach dem § 23 des Gesetzes über Kunstwerke und Photographien brauchten sie das auch nicht; „Als Einwilligung zur Vervielfältigung des Bildes”, sagt der Kommentar, „gilt, wenn der Abgebildete aus den Umständen, unter denen die Abbildung geschah, den Zweck der Verbreitung entnehmen mußte (Aufnahme für eine illustrierte Zeitschrift oder die von einem Straßenpassanten bewußt geduldete Aufnahme seiner Person bei einer öffentlichen kinematographischen Aufnahme auf der Straße)”. Soweit ist alles in Ordnung. Aber die Redaktion wird ihre Deutschen gekannt haben. Also weshalb hat sie retouchiert?

Sie hat die Gesichtsschilder angebracht, weil der Deutsche Individuum spielt. Weil er sich der Oeffentlichkeit gegenüber ein Privatleben konstruiert, das es so gar nicht mehr gibt. Natürlich gibt es eins — aber er tut immer,

als lebe er noch im Mittelalter, wo die Familie eine streng und machtvoll gegliederte Totalität war, wo der Mann die Welt, in der er lebte und aus der er nie heraustrat, selbst gebildet und gebaut hatte. Heute spricht der Zwangsmieter einer kleinen Gartenhauswohnung ja noch von „meinem Haus", und: „Er kommt nicht über meine Schwelle" ist eine gebräuchliche Redensart, die doppelt grotesk anmutet, wenn man das mit Hypotheken beladene Stück Holz in einer Mietskaserne kennt.

Wir tun Alle so, als hätten wir wirklich „ein Haus". Und sind doch elend in übereinander geschichteten Schubläden untergebracht, deren ganze Trostlosigkeit erhellt, wenn man sie — wie auf einer Fahrt mit der berliner Stadtbahn — im Querschnitt sieht. Die armen Leute, nicht wahr? Und Du — ?
Wie kann sich ein Lebensbrodem bilden, jene Luft, in der allein ein starkes Individuum gedeihen kann, wenn du in einem Kasten hockst, wo über dir Einer am Tisch Uhren bosselt, unter dir Eine Klavier hämmert, neben dir ein Kranker Blut spuckt und auf der andern Seite Zweie, zu scheußlichem Klumpen geballt . . . na, lassen wir das. Mitten drin, getrennt von den Andern durch fingerdicke Rabitzwände, sitzt du, meine kleine Zentralsonne. Und sprichst: „Er betritt mir nicht mehr mein Haus!"

Und bildest dir wirklich ein — in der deutschen Oeffentlichkeit und auch sonstwo —: du seist mehr als nur eine Nummer. Ob sich das Menschen überhaupt einbilden dürfen, steht dahin. Aber diese Fabrikware gewiß nicht. Und besonders bei uns hat man den Eindruck — auf der Elektrischen, in den Warenhäusern, im Theater —, daß Einer immer mehr als der Andre die gesamte übrige Oeffentlichkeit verächtlich von oben bis unten ansieht und durch die Masse schreitet: ein Individuum unter Pachulken, unter lauter Larven die einzige fühlende Brust.

In seinem „Hause", auf ein paar gebohnerten Brettern, in Wänden, die er vor vier Jahren noch nicht kannte, und die vollgelebt sind vom Dunst Andrer, in Wänden, die er in vier Jahren verlassen wird, um dem Nächsten Platz zu machen: da ist er Mensch — da darf ers sein!

Aber in der Oeffentlichkeit? Da trägt der Deutsche ein Gesichtsschild. Er versteht sie nicht und will sie nicht verstehen. Er will nicht einsehen, daß eben diese Oeffentlichkeit aus genau solchen Individuen besteht, wie er eines ist: aus genau solchen. Menschen in kleinen Wohnungen, mit kleinen Schmerzen und kleinen Freuden, aus Menschen mit jener Eigenliebe, die glaubt: Le monde c'est moi! — und die alle ein Gesichtsschild vor den edeln Zügen tragen.

Der Deutsche ist in der Oeffentlichkeit nie unbefangen — und fast immer feierlich. Er setzt sie in Gegensatz zu einem Haus, das nicht existiert — und hat dabei keine Oeffentlichkeit wie die Amerikaner und kein Haus wie die Engländer. Daher dieser sinnlose Satz: „Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps"; daher eine Amtswelt, die sich bewußt vom Privaten abkehrt; daher ein Offiziosentum, das nichts von Menschenregungen weiß. Und daher die ungeheure Verkennung des Deutschen in der Welt, der er die Hinterseite seiner Oeffentlichkeit dauernd zugekehrt hat . . .

Das ist kein schönes Bild. Aber auch kein schönes Deutschtum. Nimmst du die Gesichtsschilder ab, dann siehst du dahinter die Züge Eines, der mit der Welt nicht fertig werden kann, und der sich hinter einer Maske von Feierlichkeit, Gespreiztheit und Theaterblech verbergen muß.

Eine Nation, die sich, Mützendeckel an Mützendeckel, vom Bezirksfeldwebel durch den Blutschlamm von halb Europa hat jagen lassen. Aber lauter Individualitäten — lauter Individualitäten.

Ignaz Wrobel

Antworten

Gutes Herz. Wer helfen will, sende seinen Beitrag an die ‚Russenhilfe der deutschen Freunde der Quäker' zu Berlin, Behren-Straße 26 a. Wer Nansen gelesen hat, wird helfen.

Stenograph des Reigen-Prozesses. Ich habe, als ich die ‚Gutachten über Brunner' mitzuteilen begann, gleich selbst gesagt, daß von solcher Veröffentlichung eine Schädigung des Mannes nicht zu erwarten sei. In Preußen gilt ja für unziemlich, daß der Tschin auf die Stimme der unorganisierten Vernunft hört. Der Brunner hat also ganz recht, daß er sich in der Deutschen Tageszeitung, wohin er paßt, gegen mich aufbläht: „Die leeren Worte jener ‚Gutachter' versinken in ein Nichts, wenn ich auf die Flut der bei mir gänzlich ohne mein Zutun eingegangenen Zustimmungen aus dem Herzen des Volkes blicke." Für dieses Volk, das keine andern als brunnerisch gereinigte Goethe-Ausgaben liest, ist und bleibt er eben der richtige Zensor. Und nun kommen Sie und äußern doch die Zuversicht, daß der Brunner zwar nicht um sein amtliches Brot gebracht, aber auf einen ungefährlichen Posten versetzt werden wird, sobald der authentische Prozeß-Bericht erschienen sei. „Ich muß doch ganz objektiv sagen, daß sich meine Feder manchmal gesträubt hat, Das niederzuschreiben, was Herr Professor Brunner da produziert hat. Ich meine nicht den Inhalt seiner Rede — darüber ist ja nun genug geschrieben worden —, sondern die Form. Diese Veröffentlichung wird seiner Tätigkeit als Kunstkritiker, als ‚Differenzierer', wir er selber von sich mit Nachdruck sagte, ein Ende machen. Ich habe selten derartige Unzuchtsakte an der deutschen Sprache beobachtet. Ich gestehe, daß ich Aergernis nehme. Daß, als ich in Ruhe die Uebertragung meiner Brunner-Stenogramme vornahm, mein Schamgefühl in Hinsicht auf die deutsche Sprache, die ja vielleicht auch so etwas wie ein ‚nationales Gut' ist, von dem Herrn Professor aufs Schwerste verletzt worden ist. Ich erstatte hiermit Anzeige. Der Tatbestand des § 183 des Strafgesetzbuchs ist, da die Verhandlung öffentlich war, erfüllt. Es genügt nach dem Gesetz und nach der reichsgerichtlichen Auslegung, daß auch nur Ein Mensch von normalem Sittlichkeitsempfinden Anstoß nimmt. Daß Herr Professor Brunner dieses normale Sittlichkeitsempfinden nicht hat, ist ihm im Gerichtsurteil auf feine Weise schriftlich gegeben worden. Für mich ‚vindiziere' ich es (würde Professor Brunner sagen)." Immerzu. Aber auch das wird .nichts nützen. Diesem Volke ist nicht zu helfen.

Republikaner. Der Grenzort Bentheim liegt in Ihrer Republik. Im Regierungsbezirk Osnabrück. Selbstverständlich gelten dort Ausweise, die in Doorn ausgestellt worden sind, und eben so selbstverständlich werden Fürstlichkeiten und ihre Dienerschaft von den republikanischen Zollbehörden bevorzugt behandelt. Es geht Alles über Bentheim, aber es geht Nichts über die deutsche Republik.

Germanist. „Machen Goethes Verklärer seines mitmenschlichen Standpunkts, denn um den, nicht um sein artistisches Genie geht es hier, geltend, wir hätten, wäre nicht das Goethesche bedeutend hinter des Zeitalters triste Oede getreten, noch tiefer in geistige Abgründe fallen und dort verkommen müssen, behaupten wir, durch Goethes Bekenntnis zu so restlos banaler Weltauffassung erst, dadurch, daß alle kommenden Gaukler und Gauner in Künsten des Juste milieu sich auf ein Wort, eine Offenbarung des Altmeisters berufen konnten, mußte am letzten geistigen Zufluchtsort, der nach Erdrosselung im Sittlichen durch Kant und seine natürliche Fesselung im Logischen dem Deutschen geblieben war, auch auf Gebieten der Kunst, Kadaver-

gehorsam und Wachtparade vor dem Unabänderlichen, schlechtweg Seienden als einzig mögliche Einstellung von vornherein siegen."

Wenn in diesen dreizehn Zeilen nicht das Wort Juste milieu vorkäme, so würden Sie vielleicht Herrn Kasimir Edschmid als Autor bestimmen. Aber der ist nur Herausgeber eines Heftchens, das Herr Carl Sternheim verfaßt hat, um zu verfügen, was sein kleinerer Kollege Goethe „hätte" tun „müssen". Nämlich: er hätte „den Geist des Krieges aus zahlreichen Feldzügen ergründen und begrifflich bilden müssen". Wollten nach Sternheims Muster wir verfügen, was er müßte, er, der im Gegensatz zu Goethe noch lebt und ein ausgiebiges Objekt für Erziehungsversuche wäre: nun, er müßte zunächst einmal lernen, statt „zahlreicher Feldzüge" vieler Feldzüge zu sagen, Modewörter wie „verankern" zu verschmähen — der Bekämpfer der Metapher verankert gar „ein Weltbild bis gegen Christi Geburt zurück" —, kurz: vierzig Seiten statt mit rackerlateinischen mit deutschen Sätzen zu füllen. Er weiß nicht, wann „der" und wann „wer" 'am Platze ist — „sodaß als einfältig oder verrückt entlarvt war, der gegen Klischee und bürgerliche Absicht dachte" —, beliebt Umstellungen, daß sich einem der Magen zusammenkrampft, und erregt wirklich den Verdacht, daß er seine Verstöße gegen die primitivsten Gesetze der Sprache, die ihm doch auf dem Friedrich-Werderschen Gymnasium zu Berlin in derselben Klasse wie mir beigebracht worden sind, absichtlich begeht, aus Snobismus, um aufzufallen, einfach, weil ihm das heute durch seinen Stil und seine Gedanken nicht mehr gelänge. Ludwig Tieck, auch ein Berliner, auch Werderaner, also auch Kind des Juste milieu, war trotzdem so phantasievoll, den nachgeborenen Mitschüler vorzuahnen, als er von der „altklugen Mittelmäßigkeit" sprach, „die Goethe nicht begreift und aus Mangel an Urteil tadelt". Die Sudelschrift heißt übrigens: ‚Tasso oder Kunst des Juste milieu',und ihre Anmaßlichkeit und Geschmacklosigkeit wird, das ist immerhin ein Trost, durch ihre Unverständlichkeit unschädlich gemacht.

Traugott v. Jagow. Ihrem Genossen Ernst Toller in Niederschönenfeld ist stets verwehrt worden, seine schwerkranke Mutter zu besuchen. Sie leiten Ihre Flucht mit einem Urlaubsgesuch bei unsrer vorbildlich gerechten Justizbehörde ein, und bieten eine Kaution an. Die verfällt, wenn Sie prompt geflohen sind, dem Staate, sodaß er statt Ihrer den Ersatzwert von 500 000 Mark hat. Sie hätten 7,50 Mark anbieten sollen.

Geschäftliche Mitteilungen

Indienststellung eines neuen Dampfers.

Die italienische Schiffahrtsgesellschaft Lloyd Sabaudo, Genua, stellt einen neuen großen Schnelldampfer Conte Rosso in ihren New-Yorker Dienst ein. Dieser neue Dampfer wird mit seinen 21 000 Tonnen der größte und schnellste Dampfer vom Mittelmeer nach New-York sein. Wir verweisen auf die im Inseratenteil befindliche Anzeige der Gesellschaft.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg Königsweg 33.

XVIII. Jahrgang 19. Januar 1922 Nummer 3

Der Nachrichtenoberst Nicolai von Robert Breuer

Am achten Januar schrieb Graf Westarp (in der ‚Kreuzzeitung') mit dem unverhüllten Vergnügen, das die Nationalen empfinden, wenn es der Republik, also dem deutschen Volke, schlecht geht: „Nicht einmal Herr Rathenau, dessen Bedeutung auch aus diesem Anlaß mit der üblichen Betriebsamkeit vorschußweise gepriesen wurde, fährt nach Cannes, obwohl er, wie ihm ein französischer Lobredner zur großen Freude des Berliner Tageblatts bescheinigt hatte, die Fäden des Spiels in seiner Hand hat." Einen Tag später, als die Öffentlichkeit erfahren konnte, was bis dahin nur den Eingeweihten bekannt war, von den sachlich Denkenden aber zum mindesten vermutet werden mußte, daß nämlich eine deutsche Delegation nach Cannes kommen sollte, fügte die ‚Kreuzzeitung',ohne zu erröten, ihrer falschen Nachricht die echt vaterländische Anmerkung hinzu: „Auch unter den Mitgliedern der Kommission sind neben einigen tüchtigen Finanzsachverständigen Leute von ähnlichen, unklaren Gedankengängen wie der Führer der Delegation." Die ‚Kreuzzeitung' wird zugeben, daß solche Kennzeichnung den deutschen Vertretern nicht nützen sollte, ihnen möglicherweise schaden konnte. Was würde die ‚Kreuzzeitung' sagen, wenn wir das zu Wenig des Ergebnisses von Cannes nach berühmtem Vorbild als Dolchstoßfolge entschuldigen wollten? Warum sollten wir nicht pathetisch darauf verweisen dürfen: Unsre Unterhändler sind von der Presse, die sich mit besonderm Nachdruck die deutsche nennt, als verwirrte Dummköpfe, anmaßende Trottel und halbe Narren gezeichnet worden! Wie konnte solchen Unterhändlern ein besseres Ergebnis werden? Wenn nun auch in solcher Betrachtung etwas Wahres enthalten wäre, so würde doch die Konstruktion eines ursächlichen Zusammenhangs zwischen dem Minus von Cannes und den Pressepöbeleien der Nationalen dem kühlen Urteil lächerlich erscheinen.

Genau so lächerlich — den größern Maßstab wohl beachtet erscheint nun uns die Dolchstoß-Legende, namentlich in der Form, die ihr der Oberst Nicolai geben möchte: Die Presse hat die deutsche Niederlage mitverursacht! Zum Zweck dieses Nachweises hat der Oberst Nicolai ein ganzes Buch geschrieben, ein Buch, das kaum irgendetwas Neues enthält und genau so wie die Bücher der Herren Ludendorff und Bauer nur das eine Gute hat, sozusagen dokumentarisch festzulegen: die politische Dummheit, die kenntnislose Weltfremdheit und die bis zur Verblödung gesteigerte Selbstüberschätzung der militärischen Führer. Im übrigen beweist das Buch des Herrn Nicolai das Gegenteil von dem, was es — wenn auch die Brauen streichelnd — beweisen möchte: es zeigt uns eine Kriegspresse, so artig, so geduldig, daß man wohl den Eindruck eines beinahe skandalösen Zustandes, aber ganz gewiß nicht den eines aus Widerstand niederfahrenden Dolchstoßes empfängt. Wer die Ereignisse kennt, wer miterlebt hat, wie die deutsche Presse während des Krieges durch das Kriegspresseamt und die Zensur und ganz besonders durch die Pressekonferenzen gegängelt und eingeschnürt worden ist, der wußte Alles, was der Oberst Nicolai gewiß nicht erzählen wollte, was er aber zwangsläufig bekennen muß. Trotz alledem: auch die Presse hat den

Dolch schärfen helfen. Nicolai sagt: „Gegen den Feind stand bis zum Schluß nur die sogenannte Rechtspresse in Front. Nur sie war damit an der Seite des Heeres. Die Linkspresse und ihre Mitläufer dagegen hielten dem Volk ein Bild des Feindes vor, das er selbst uns vortäuschte, und forderten eine innere Entwicklung, welche die Friedensbereitschaft des Feindes angeblich herbeiführen sollte, in Wahrheit aber von ihm nur gefordert wurde, um unsern Zusammenbruch zu erreichen.” Es versteht sich von selbst, daß zu solcher sieghemmenden Wirkung der Presse hauptsächlich die sozialistischen Blätter beigetragen haben; hier wiederholt Nicolai den alten Vorwurf, daß die aus der Heimat zum Heer kommenden sozialistischen Zeitungen den Siegeswillen des Heeres gebrochen und der feindlichen Propaganda zur Unterhöhlung dieses Siegeswillens Vorschub geleistet hätten.

Wir wollen jetzt nicht im Einzelnen auf die Entstellungen und Fehlschlüsse des Herrn Nicolai eingehen. Wir wollen nicht im Einzelnen nachweisen, daß durch die Presse nicht hinausgehen kann, was nicht bis zur Explosion gespannt in den Massen des Volkes, zum mindesten in bestimmten Teilen des Volkes sich aufgespeichert hat. Wir wollen nicht zeigen, wie die Presse, von ganz wenigen Fällen abgesehen, nicht zeugend, sondern feststellend wirkt. Wir wollen heute nur einmal in aller Gemütsruhe anmerken, daß die Entschuldigung der Niederlage durch den Dolchstoß nicht dazu dienen kann, die Unfähigkeit und Schwäche Derer, die sich mit dem Dolche stoßen ließen, zu verwischen. Die Herren, die über den Dolchstoß zetern, hätten ihn doch kommen sehen müssen, hätten ihn doch verhindern sollen; sie waren also blind und schwach. Es wirkt lächerlich, wenn Heerführer, die über eine so gewaltige, rücksichtslos funktionierende Macht verfügten wie die Männer von Ludendorff bis Nicolai, sich von der unbewaffneten Heimat in den Rücken stoßen ließen. Warum haben sie die Heimat nicht gevierteilt, gerädert, füsiliert, eingekerkert? Es müssen wohl doch andre Mächte als die Mäuler giftiger Agitatoren, andre Mächte als der Widerspruch kurzsichtiger Nörgler, andre Mächte als die Besserwisserei des Zivils am Werke gewesen sein, um die siegende Armee zu zertrümmern. Kürzlich hat der Generalmajor von Schönaich darauf verwiesen, daß am ersten April 1918, nach dem Zusammenbruch der Offensive vom zweiundzwanzigsten März, der Krieg als endgültig verloren betrachtet werden mußte. Freilich: Alles, was dann an Niederlagen und U-Boot-Versagern folgte, und Alles, was dann an Hunger und Verarmung, an Entbehrungen und Auskämmung in immer unerträglicherer Weise fühlbar machte, hat die Katastrophe vergrößert, vertieft, verschärft. Das ist das ganze Geheimnis. Das ist der Dolchstoß. Nur daß dieser Dolchstoß nicht von der Heimat gegen das Heer, auch nicht von der Presse geführt worden ist, sondern von den Generalen, die nicht rechtzeitig einsehen konnten oder einsehen wollten, daß sie mit ihrer Kunst am Ende waren. Die deutsche Presse jedenfalls hat länger, als sie sich das eigentlich hätte erlauben dürfen, den Illusionismus der Generale nicht gestört, und hat so allerdings, aber ganz anders, als Nicolai meint, zur Förderung des Zusammenbruchs beigetragen.

Die deutsche Presse hat willig auch falsche Nachrichten gebracht. Das soll ihr nicht nachgetragen werden. Aber merkwürdig wirkt es, wenn jetzt der Oberst Nicolai mit moralischer Entrüstung so tut, als hätte er und sein Nachrichtendienst nur der Wahrheit dienen wollen.

Was ist denn Wahrheit im militärischen und politischen Nachrichtendienst? Selbstverständlich hatte der Oberst Nicolai das Recht und die Pflicht, Zwecknachrichten zu geben, ja, sein ganzer Nachrichtendienst hatte nur eine Aufgabe: die Zwecke des Krieges und der Heeresoperationen im Einzelnen zu fördern. Es ist darum auch falsch, dem Oberst Nicolai vorzuwerfen, daß er nicht immer, so wie die Naiven es meinen, die Wahrheit gesagt habe. Was ihm aber vorgeworfen werden muß, das ist, daß er kurzsichtig oder, wohl richtiger, ohne die Möglichkeit der Voraussicht, nervös hin- und herfahrend, zapplig und somit Nervosität und Unruhe schaffend, widersprechende und damit Widerspruch weckende Nachrichten hinausgegeben hat. Man muß hierfür Beispiele anführen. Muß man daran erinnern, wie einer der Vertreter des Kriegspresseamts, der Major Würz, in den Monaten, da der Zusammenbruch schon deutlich grollte, immer und immer wieder Siegesnachrichten gab, die offensichtlich schon dahinwelkten, während er sie eben aussprach? War uns früher die Hindenburg-Stellung — die doch binnen vierundzwanzig Stunden von den feindlichen Patrouillen erreicht, ja beinah durchstoßen war! — als uneinnehmbar geschildert worden, so wurde uns jetzt felsenfest versichert, daß kein amerikanischer Truppentransport Europas Ufer erreichen werde. Und kaum waren solche Worte gesprochen, da mußte zugegeben werden, daß bisdahin kein nennenswerter Transport versenkt worden war, und daß die Nachrichten von den gewaltigen Bahnbauten für die Bewegung der Amerikaner in Frankreich den Tatsachen entsprächen. Wer erinnert sich nicht der niederschmetternden Stunde, da der Major Würz auf Befragung zugeben mußte, daß inzwischen gewaltige amerikanische Heeresmassen in Frankreich gelandet seien! Hätten die Herren vom militärischen Nachrichtendienst genial und produktiv gelogen, so würde ihnen kein Mann der Praxis, auch kein Mann der demokratischen und republikanischen Politik, Vorwürfe machen können; sie aber haben gelogen wie die Kinder, sie haben gestammelt, sie haben krampfhaft erfunden, um hinwegzutäuschen über Das, was sie, wenn sie nicht ganz vernagelt gewesen sind, deutlich sehen mußten: die unvermeidliche Niederlage. Das Eine ist allerdings zuzugeben: daß die Presse mit noch so schön gefärbten Kriegsberichterstattungen und noch so gesalbten Ermahnungen einen Krieg nicht gewinnen konnte, den die Generale verloren hatten

Der Oberst Nicolai aber ist, wie Ludendorff und die übrigen Compagnons, der Meinung, daß ja eigentlich nicht die Presse, sondern die Regierung, die diese Presse nicht zu nutzen wußte, schuldig sei. Bethmann und seine Nachfolger sollen den Krieg verloren haben; sie sollen auch am Versagen der Presse schuld sein. Da ist nun interessant zu lesen, wie Nicolai, ohne es anscheinend zu merken, sich und die von ihm auf die deutsche Presse gesetzten Erwartungen selbst widerlegt. Er schreibt: „Die feindliche Presse im Bunde mit ihren Regierungen mußte der deutschen Presse weit überlegen sein. Dieser ist daraus kein Vorwurf zu machen. Er trifft die deutsche Regierung, die mit ihr nichts zu tun haben wollte. Die feindliche Presse war für die Aufgabe im Kriege schon durch die Friedensübung besser geschult als die deutsche. Maßgebende ihrer Führer waren Mitglieder der Regierung in England und Frankreich . . .” Freilich; hier klafft der Abgrund, in den Deutschland hineinstürzen mußte. An der Demokratie der Gegner zerschellte der Feudalismus eines Reiches, das,

ohne sich entsprechend umorganisieren zu können, den Weltmächten Konkurrenz verkündigte. Was hätten denn die Generale gesagt, wenn maßgebende Führer der Presse im kaiserlichen Deutschland Mitglieder der Regierung geworden wären, oder wenn auch nur der Respektabstand der Regierung zur Presse sich merkbar verschoben hätte?! Es gehört eben zum Wesen und zum Schicksal des deutschen Reiches, daß auch seiner Presse die der Demokratien überlegen war. Wie denn überhaupt die Niederlage Deutschlands von vorn herein durch die Unklugheit besiegelt war: mit einem Stelzfuß beim Wettspringen Sieger werden zu wollen.

Der Geburtstag der Republik von Otto Flake

Nichts steht in dieser Republik fest, und wenn Einer die schwarz-gold-rote Fahne hinaushängt, demonstrieren hundert mit schwarz-weiß-roten. Es kommt also nicht darauf an, es geht in einem hin: ich darf auch mein Teil zur Verwirrung beitragen und meine Angriffe zwar nicht auf den Geburts-Tag der Republik Deutschland, wohl aber auf den gewählten Geburtstag richten, den achtzehnten Januar.

In einem unpolitischen Land gleich dem unsrigen wundert sich vielleicht der Eine oder Andre, daß man seine Zeit an eine Bagatelle wie diese wende. Nun, in einem politischen Land würde er begreifen, daß die Wahl des richtigen Nationalfeiertages keine Bagatelle ist, sowohl aus innern als aus äußern Gründen.

Unter äußern Gründen verstehe ich solche der Klugheit, aber unter innern diejenigen moralischen, die von einem politischen Volk ohne weiteres verstanden werden, während ein unpolitisches dadurch, daß es sie nicht ahnt, die Problematik seines Charakters enthüllt. Eine gewisse Noblesse und eine gewisse Ehrlichkeit hätten verhindern müssen, daß man den Tag von Versailles 1871 und, glaube ich, den königsberger Krönungstag zum Geburtstag eines deutschen Staates wählte, der die Monarchie gestürzt hatte. Warum änderte man die Flagge? Aus Symbolik. Also mußte man auch auf den Hohenzollerntag verzichten.

Vielleicht gab es unter denjenigen demokratischen und sozialistischen Abgeordneten, die die Wahl des achtzehnten Januar billigten, einige, die ohne Hintergedanken reflektierten; der Bund der deutschen Staaten sei ja tatsächlich an einem achtzehnten Januar gegründet worden, und deshalb sei dieses Datum das gegebene, und wenn man auch verfassungsmäßig etwas andres als das alte Regime sei, so sei man doch noch immer das „Deutsche Reich”. Wie gesagt: Einige mögen so ganz rechtschaffen argumentiert haben.

Die Andern aber taten zweierlei: erstens hofften sie, die sogenannten nationalen Kreise leichter für den achtzehnten Januar als für irgendeinen andern Tag zu gewinnen; zweitens gaben sie ihrem — begreiflichen — Groll gegen Frankreich nach, indem sie, mit einem gewissen Trotz dachten: Im Zeitalter des zweiten Versailles könnt Ihr nicht verhindern, daß wir euch an jenes erste erinnern, sei es auch nur, um gegen euern Hochmut zu demonstrieren.

Das erste Argument ist eine verfehlte Spekulation, denn die Nationalisten spucken auf die Republik, auch wenn sie ihnen in der entliehenen Maske des achtzehnten Januar zulächelt; das zweite Argument ist übel, schlecht, unklug. Wenn ich Briand gewesen wäre, hätte ich in Washington auch noch gesagt: Seht, Ihr Amerikaner und Ihr Andern, sie haben moralisch so wenig abgerüstet, daß sie die Erinnerung an die feudal-militaristische Begründung des Reiches pflegen, statt einen der beiden Tage zu wählen, von denen allein man sagen könnte, daß an ihnen die Republik geboren sei: den neunten November 1918 oder den elften August 1919, an dem die neue Verfassung in Weimar endgültig angenommen wurde.

Und in der Tat: nur das eine oder das andre Datum kommt in Betracht. Nach meinem Dafürhalten eher und besser der weimarer Tag.

Wie nun kann man erreichen, daß der sehr ärgerliche Schönheitsfehler, der mir wenigstens das Vergnügen an der Republik vermindert, beseitigt werde? Durch Aufrollung oder Anschneidung (welche merkwürdigen Sprachbilder!) dieser Frage in der Volksvertretung. Leider habe ich keine Reichsverfassung zur Hand (man sollte sie auf allen Postämtern für fünfzig Pfennig kaufen können), sonst würde ich sagen: Nach Paragraph soundsoviel muß ein von soundsoviel Namen unterschriebener Antrag im Reichstag verhandelt werden. (Es ist wirklich eine Schande, daß ich mich nicht bestimmter ausdrücken kann — aber man versteht, was ich meine: den Gebrauch eines der neuen Rechte, die in der Verfassung dem Bürger gegeben wurden, den Initiativantrag.)

Und es scheint mir, daß die pazifistischen Oiganisationen am geeignetsten wären, die Unterschriften zu sammeln; sowohl weil sie pazifistisch sind, das heißt: weil ihnen der altpreußische achtzehnte Januar ebenso unsympathisch sein muß wie mir, als auch weil sie eine Organisation zur Verfügung stellen können. Und ist erst einmal der Anstoß gegeben, so dürfte die Erörterung in der Presse dazu beitragen, den braven Deutschen darauf zu stoßen, daß das republikanische Mädchen aus der Fremde bei ihm ansässig werden will. Soviel ich weiß, ist vom Initiativantrag erst einmal, lokal in München, Gebrauch gemacht worden, und zwar, bezeichnend für Bayern, von den reaktionären Parteien. Die republikanische Gesinnung hat also Gelegenheit, ein Lebenszeichen zu geben. Republik und achtzehnter Januar sind auf die Dauer unvereinbar. Die Frage ist also keine Bagatelle.

Kleppelsdorf **von Ferdinand Nübell**

Schon in einer Studie vom Jahre 1875 über ‚Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe' klagt der berühmte Kriminalist v. Holtzendorff, daß es in Deutschland an einer Stelle fehle, die sich die planmäßige Sammlung richterlicher Irrtümer zur Aufgabe mache; die Fälle gerieten in zu frühe Vergessenheit, und doch könne man der „Justiz nicht oft genug sagen, wie sehr sie der Gefahr des Irrens ausgesetzt ist". In gleicher Weise schreibt der unsrer Generation noch

bekannte, beste deutsche Strafverteidiger Erich Sello, den leider ein zu früher Tod sein Lebenswerk: ‚Die Irrtümer der Strafjustiz und ihre Ursachen' nicht vollenden ließ, in der Einleitung zu dem 1911 erschienenen ersten Bande über „die traurige Teilnahmslosigkeit unsres Publikums gegenüber den fundamentalsten Fragen des Rechtslebens, eines Publikums, das von einem aufsehenerregenden Straffall immer nur den Rahm oberflächlichster Tagessensation schöpft, das sich heute grenzenlos über einen vermeintlichen Fehlspruch des Gerichts erbost, um schon morgen Alles zu vergessen".

Nachdem wir über Nacht die Republik erhalten haben, zu der nur, wie Linke Poot in seinem ‚Deutschen Maskenball' sagt, „die Gebrauchsanweisung fehlt" ist das keineswegs anders geworden; höchstens vielleicht, daß die Handhabung der Justiz in politischen Dingen die Gemüter etwas nachhältiger erregt. Wie recht aber Sello im übrigen noch heute hat, zeigt am besten die Tatsache, daß seine Sammlung von rund 150 Fehlurteilen nur bei Kapitalverbrechen während eines Jahrhunderts nicht einmal in dem engen Kreise der Fachgenossen die Beachtung gefunden hat, die sie von jedem denkenden Menschen verdiente. So wenig hat die Lebensarbeit dieses — und nicht nur dieses — um die Pflege wahrer Gerechtigkeit mit heißem Bemühen ringenden Mannes gefruchtet, so wenig Widerhall hat seine vernichtende Anklage gegen die menschenunwürdige Institution der staatlich genehmigten Abschlachtung eines Menschen geweckt, daß der neue Entwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch vom Jahre 1919 die Todesstrafe nicht allein beibehält, sondern sogar zu rechtfertigen verschmäht. Der Entwurf begnügt sich mit einem einzigen lapidaren Hinweis auf die stenographischen Berichte der Nationalversammlung, die in ihrer Mehrheit für die Beibehaltung der Todesstrafe gestimmt hat.

Da ist dann natürlich nicht verwunderlich, daß das Todesurteil gegen Peter Grupen, abgesehen von einigen Aeußerungen in der Presse für und wider, kaum diskutiert worden ist. Und doch scheint grade dieses Urteil ganz besonders geeignet, wieder einmal zu zeigen, daß die Todesstrafe in einem modernen Staat ein Ding der Unmöglichkeit ist. Auf Grund der Aussage eines zwölfjährigen Kindes und höchst anfechtbarer Gutachten von Sachverständigen wird ein Mensch dem Henker überantwortet. Daß zu diesem Ergebnis der schlechte Leumund des Angeklagten, sein an „dunklen Punkten" reiches Vorleben, die Fama und andre Imponderabilien in der erheblichsten Weise beigetragen haben, ist schon nach dem Prozeßbericht unzweifelhaft. Wie aber eben derartige Umstände ein richtiges Urteil zu verhindern geeignet sind, weist Sellos Buch in einer Reihe von Fällen mit erschütternder Deutlichkeil nach. Gewiß soll man deswegen zur Ueberführung eines Täters den Indizienbeweis nicht ohne weiteres als ungeeignet ansehen, denn er ist an sich nicht besser und nicht schlechter als jedes Beweismittel, als Bekundungen von Zeugen, Gutachten von Sachverständigen und selbst Geständnis des Täters. Auch die Zahl der Fehlurteile, die auf andern als Indizienbeweisen beruhen, ist durchaus nicht bedeutend geringer als die der falschen Indizienurteile. Bei Sello wechseln die unrechtmäßigen Todesurteile auf Grund irrtümlicher Gutachten über die Tat oder den Täter, wissentlich oder objektiv falscher Zeugenaussagen, schlechten Leumunds, nicht erkannter Geisteskrankheit und falscher Selbstbezichtigung. Namentlich lalsche Geständnisse

kommen viel öfter vor, als der Laie glaubt. Sie erfolgen aus den mannigfachsten Gründen: aus Fanatismus, jugendlicher Wichtigtuerei, Furcht vor der Untersuchungshaft, Zwang, physischem oder seelischem Zusammenbruch. Eben dies aber, daß jeder, nicht nur der auf Indizien beruhende Schuldbeweis höchst unsicher ist, müßte die Erörterungen über das Für und Wider der Todesstrafe endlich zum Schweigen bringen und diesen Ueberrest aus der Barbarenzeit beseitigen.

Oder ist es etwa nicht barbarisch, wenn man über „eine doppelte Hinrichtung" in Waldshut am achten Januar 1922, an einem Sonntagmorgen, den folgenden Bericht zu lesen bekommt:

„Zu der Vollstreckung des Todesurteils, die morgens um sieben Uhr vor sich ging, hatten sich im ganzen 35 Personen eingefunden. Fritz Reutter wurde zuerst zum Schaffott geführt. Betend bestieg er die Richtstätte. Ihm folgte nach wenigen Minuten Ludwig Ostertag. Als der Oberstaatsanwalt das Urteil verlesen, den Stab gebrochen und dem Mörder vor die Füße geworfen hatte, rief dieser: ‚Bravo! Es gibt nur eine Gerechtigkeit auf dieser Welt, und das ist die Wahrheit.' Als Vollstrecker des Urteils fungierten die Scharfrichter Müller (Ladenburg) und Burkhardt (Endingen). Die Verurteilten trugen das vom Präsidenten der evangelischen Landeskirche gestiftete Kreuz; sie wurden vom Stadtpfarrer Winnecke zum Schaffott geleitet. Die gesamte Hinrichtung, während der die Sterbeglocke ununterbrochen läutete, dauerte zwanzig Minuten."

Es fehlt nur, daß der Stadtpfarrer den Segen des Allerhöchsten auf die Scharfrichter Müller und Burckhardt für schneidiges Beilschwingen herabfleht, um diese schaurige Gotteslästerung vollständig zu machen. Ja, sowas existiert! 1921 Jahre nach Christi Geburt! Und was existiert noch? Ein sozialistischer Justizminister, der drei Minuten vor seinem Amtsantritt dem Görlitzer Parteitag eine „Resolution Radbruch" vorlegte, die — wenn auch nur ganz nebenbei, so doch immerhin — die „Forderung" der Abschaffung der Todesstrafe enthielt. Es existiert ein sozialistischer Minister des Innern, der bis zur Verwirklichung dieser sozialistischen Forderung einen funkelnagelneuen Schießerlaß herausbringt, auf Grund dessen jedem Sipo-Mann künftig erlaubt ist, ohne daß Notwehr vorliegt und ohne gerichtliches Verfahren, Todesurteile zu fällen und sofort zu vollstrecken. Es existiert, als Dritter im Bunde, ein republikanischer Reichsverkehrsminister, der die gleiche Befugnis „nach Benehmen mit den beteiligten Landesregierungen" auch den „Eisenbahnüberwachungsbediensteten" überträgt. Es existiert endlich — ein Veilchen im Verborgenen — eine Verfassung die den witzigen Satz enthält: „Die Freiheit der Person ist unverletzlich. Eine Beeinträchtigung oder Entziehung der persönlichen Freiheit durch die öffentliche Gewalt ist nur auf Grund von ‚Gesetzen' zulässig". „Was brauch'n mir an Alkohol, , wann ma an guats Bier ham?" spricht der bayrische Seppl. Was brauchen wir ein Gesetz, wenn wir einen guten Erlaß haben? sagen die preußischen Minister vom neuen alten Regime. Erschießen auf der Flucht ist ja keine Todesstrafe, ist überhaupt keine Strafe, ist — ein Mißverständnis, ein Unglücksfall, ein Versehen, das „in Zukunft tunlichst vermieden werden wird". Denn Eins steht ja hoffentlich doch wohl fest: Die Regierung hat „alles Erforderliche getan".

Wir und Ihr von Helene Keßler von Monbart

Briefe an einen französischen Freund

2.

Ich werde Ihnen nach den Eindrücken dieses Jahres erzählen, was ich fand. Immer wieder nur kann ich das Ich unterstreichen. Andre erlebten Andres oder drangen auf Sondergebieten tiefer ein. Sie aber wollten ja von mir wissen! Ihrem Magen widerstrebt das Tagesgericht der sogenannten öffentlichen Meinung, zweimal, morgens und abends, aus nicht immer sauberer Küche, serviert. Zu lange, länger als vier unselige Jahre, haben wir Kröten geschluckt und Vipern verdaut. Jetzt kommt es darauf an, Beziehungen von Mensch zu Mensch, die gefühlsmäßige Versöhnung wieder herzustellen — ein Begriff, über den die gewerbsmäßigen Einpeitscher der „Volksseele" hüben und drüben spotten. Nein, keine Bevölkerung besteht zu hundert Prozent aus Hetzern und Hassern. Ich glaube umgekehrt, daß jedes Volk zu neunundneunzig Prozent aus Arbeitern, aus Durchschnittsmenschen, ja, im Fall unsrer beiden Völker aus „braves gens" besteht. Den Einfachen, die der Auslese niemals so fern stehen, wie der mittelmäßige Verstand, der billige Witz glaubt. Es gilt auch hier das Wort von den Kindern, denen wir ähnlich werden müssen.

Eigentlich zum ersten Mal im Leben, im Mai 1920, aus der Schweiz, die uns seit Jahren Wohnstätte geworden war, kehrte ich heim, nach Deutschland heim. Sie erinnern sich, wie oft ich vor dem Kriege gesagt habe, daß wir eigentlich, viele von uns, die meisten einer bestimmten Oberschicht seit Jahren schon gar nicht mehr Engländer, Russen, Deutsche, sondern Europäer waren. Wir neckten euch Franzosen mit einer gewissen Rückständigkeit. Zu zögernd, mißmutig nur, verließt Ihr dies über Alles geliebte Vaterland, die Gosse der rue du Bac, nach der Madame de Staël in der Herrlichkeit von Coppet seufzte, den magischen Bezirk „zwischen der Madeleine und der rue Drouot". So gewissenhaft schlepptet Ihr den Hausrat mit, nach Afrika und Indochina: das Café, Absinth, die Menschenrechte (auf dem gedruckten Programm, das Paul Bert am Gouvernementsgebäude von Saigon anschlagen ließ), das Journal — und die rationale und unverwüstliche Vorliebe für die petites femmes. Manchmal stimmte das etwas wehmütig sehr weit draußen, manchmal erheiternd. Wir, hartgesottene und passionierte Reisende, lachten und neckten euch— Ihr seufztet und entzündetet eine neue Zigarette. Chinesen Europas, hinter eurer alten Mauer, die die modernen Himmelssöhne längst in Heuschreckenschwärmen durchbrochen und überflutet haben!

Lange Unterhaltungen haben wir darüber geführt, auf Schiffsverdecken im Südmeer, vor Wüstenzelten. Und fast immer kam zum Schluß ein Bekenntnis: Die Engländer. Da bleibt eine grundlegende Verschiedenheit, ein Gegensatz der Weltauffassung. Uns Andre? Was trennt uns? Die Grenze und die schlechte Politik eines halben Jahrhunderts. Ihr seid Sentimentale wie wir!

Ach, wenn wir es nicht Beide gewesen wären — wir stünden nicht auf jeden Ruf und Pfiff des Dritten, der kaltherzigen Berechnung, wie Hund und Katze gegen einander! Um was? Um Dinge, die nicht in der Wirklichkeit existieren. Um bloße Gemütswerte: Rache und Wiederzurückvergeltung. Um Vorrang und Abzeichen.

Und täuscht Euch darüber nicht: im gegebenen Moment erfolgt dasselbe Hetzsignal gegen euch, wie schon einmal 1814 — und die ganze Welt, gehorsame, klug dressierte Meute, wird apportierfreudig anspringen.

Was war meine Heimat? fragte ich früher. Paris, wo ich jung und glücklich gewesen war, wo ich geliebt und gelernt hatte? Rom, ewige Heimat aller romantischen Seelen? Indien, das uferlose und zugleich ruhevolle Meer, wo die Grenze des Ichs sich verrückt und auflöst? Madeira, ein Traum der Schönheit, unstillbares Heimweh zurücklassend?

Wir verkehrten in der Schweiz mit Aristokraten vom alten Schlage, die sagten: Wir haben kein Vaterland mehr! Was sollen wir noch in Deutschland? Auf unserm Königsschloß weht die rote Fahne.

Nebenbei: Ist nicht merkwürdig, daß es ein Deutscher, daß Heinrich Heine es war, der das Lied von den beiden Grenadieren dichtete? Ein Franzose hätte das Hohelied vom Heimweh an Frankreich, an Frankreichs Erde, nicht an die Person des Kaisers gerichtet.

Diese Kaste wird zerfallen, mit dem Begriff, durch den sie lebte und stand. Ich erwarte nichts von ihr. Aber die Welt, ob absichtlich oder unabsichtlich, Ihre Presse tut diesen Leuten zu viel Ehre an Sie werden gesellschaftlich, solange sie Geld, den Grundbesitz und Einfluß haben, immer eine gewisse Rolle spielen — wie Ihre Legitimisten drüben auch. Und wie diese zu Zeiten der Revolution — es wäre gut, wenn Sie sich, zur richtigen Beleuchtung, gewöhnen könnten, gleichzeitige Vorgänge in Deutschland um ein Jahrhundert zurückzurücken — bereit gewesen wären, die Dynastie an der Spitze, das Vaterland hundertmal an den Landesfeind zu verraten, genau so waren und sind es die unsern. Es handelt sich um dekorative Leute, oft repräsentativ genug — Offiziere besten Falls, ohne Armee. Frankreich hätte wenig zu befürchten, wenn in Deutschland niemand weiter als Diese und ihre subventionierten Blätter und Blättchen ihm feind wären.

Es ist möglich, daß damals, im Herbst 1918, die Regierung mißtrauisch blieb: das deutsche Volk, trotz allem Expansionsdrang immer weltfern, abgeschlossen, zur Abstraktion mehr als jedes andre Volk geneigt durch den Sozialismus lange vorbereitet, glaubte an eine Brüderlichkeit und Versöhnung der Nationen. Es hat mehr als irgendein Volk Europas gelitten — mehr noch als Frankreich. Seine Seele in den ersten Revolutionstagen war wohl am meisten des neuen, guten Samens gewärtig.

Nie hat mich der Materialismus dieses Volks überzeugt; er war ihm künstlich aufgepfropft. Von einer Zeit, die vor bloßer Geschäftigkeit den Sinn für das Wesentliche, das Zeitlose und Ruhende, auch die Fähigkeit zum Genuß verloren hatte. Unruhig, vorwitzig, geräuschvoll war der junge Mut dieser Zeit weit über pure Geldgier und Habsucht hinaus. Sie arbeitete — arbeitete auf eine Katastrophe hin weil sie ziellos wie eine Maschine unter Volldampf dahinraste, bis sie explodierte.

Die Explosion lag in der Luft. Sie wurde überall geahnt, von allen sogenannten feinen Nasen. Würde sie erfolgen in Form einer Revolution, einer Weltwirtschaftsstockung? Sie brach aus im Krieg.
Sie empfinden wie ich eine gewisse Beschämung: wenn Sie die Kriegsschuldfrage berühren, auf die Ihre Regierung so viel Wert legt,

die Herr Clemenceau als kostbaren Edelstein in sein Filigranwerk hat miteinfassen lassen. Als ob das Geständnis, auf der Folter abgepreßt, irgend Jemand, auch den harmlosesten Zuschauer überzeugte! Eine Zumutung scheint dem halbwegs gebildeten Menschen, überhaupt noch mit der Fiktion von Schuld und Unschuld arbeiten zu müssen, die den aufgeklärten Richter im Einzelfall die stärksten Gewissensbedenken erregt. Und nun hier, in einem offiziellen Schriftstück, für „ewige Zeiten" festgelegt, wird der Schuldspruch auf ein ganzes Volk, seine Unmündigen und Ungeborenen ausgedehnt!

Dieses Volk — nicht leicht, seinen Charakter zu zergliedern. Ihnen erscheint er als schwere, stumpfe, ungelenke Massigkeit. Sie sprechen dann von eingeborener Tücke, Hinterhältigkeit und Falschheit — Sie, mein Freund! und Ihr Volk, das in seiner ganzen Geschichte nie etwas andres gekannt hat als sich selbst. Dem, lebhaft, unbekümmert, im rasenden Tempo hinstürmend, weder Zeit noch Gelegenheit blieb, sich mit der Seele der Andern zu beschäftigen. Das sich so sehr liebt — und ich bewundere es deswegen, daß es sich immer nur schenkend sieht, nie selbst weiß, wann es schenkt oder beschenkt wird. Dergleichen Menschen im Leben sind unwiderstehlich und liebenswürdig — sie sind weder Psychologen noch Muster an Zuverlässigkeit. Das Glück verdirbt sie so leicht, und das Unglück findet sie, wie jeden Sanguiniker, übermäßig gekränkt und wehleidig,

Ich habe immer — Sie wissen, wie oft schon früher! — die Mischung des deutschen Mannes mit der französischen Frau empfohlen. Für meine Person glaube ich nicht, daß ich Frankreich wiedersehen könnte, ohne heftig zu leiden. Aber noch heute erblicke ich in der Allianz, der unauflöslichen Blutmischung und Verknüpfung beider Volksstämme — man kann sie ja kaum Rassen nennen — die einzige Rettung und Zukunftshoffnung für Europa!

Ach, wenn zehn Jahre hindurch keine Zeitung erscheinen dürfte hüben und drüben, wenn nur eine Art Generalanzeiger nackte Tatsachen zu berichten hätte: dann würde sich das Menschentum zu einander finden. Der gefräßige Eigennutz der Parteien und Gruppen spielt auf unsrer Empfindung wie auf einer Tastenklaviatur. Er braucht Mißtöne, um, leise und schlau, das eigene Geschäft zu besorgen.

*

Ich überschritt die schweizer Grenze in Thayingen — hinter mir blieb das Land der Chalets und grünen Matten, Europas glücklichstes Land. Das reiche Land. Ein ärmlicher Zug, peinlich sauber, eine lange Reihe Wagen Vierter Klasse wartete jenseits.

Niemals kann ich Ihnen ausdrücken, was ich empfand. In tausend Schmerzen unter Mutterwehen geboren — den Begriff Vaterland. Ich, heimatlos, Weltwanderer, hatte endlich ein Vaterland! Mit der Hand hätte ich über den sanften Sammet der Felder streichen mögen, mich in die Baumgruppen bergen, ehrfurchtsvoll den alten Burgen auf der Höhe mich neigen mögen!

Mutter der Schmerzen! Schmerzensvolle Mutter! — das war mir Deutschland. Nichts vom Vater in diesem ersten Erklingen, kein Kampf oder Zorn.

Mutter! Arme Mutter!

Bildhaft stand jener letzte Sommersonntagabend des Juli 1914 vor mir. Im niedersächsischen Bauerndorf. Die Ernte reifte heran, reiche Ernte eines gesegneten Jahres, und da vor ihren Höfen saßen sie-

Männer und Frauen. Wie nur der Bauer am Sonntag sitzt. Feiernd. Die breiten knochigen Arbeitshände mit den stark hervortretenden Adern — Männerhände auch der Frauen, auf die Knie gelegt. Nur die Stadtdame, die Müßiggängerin, liebt die geschäftige Spielerei der stickenden oder häkelnden Nadel.

Im Dorf war Feierabend. Und dann kam der Krieg. In Ost und West sammelten sich die Wolken.

Sie ahnten es nicht, Ihre Ernte reifte.

Die Reisenden meiner Linie Gottmadignen — Singen entsprachen dem Zug, der sie trug. Ich sah nirgends Unordnung oder Lumpen. Keine Verzweiflung. Ihre Geduld wirkte ergreifender — um die dünnen Lippen der Frauen, in blutlos gelbe Gesichter eingegrabene Furchen. Ein Jahr vorher hatten wir deutsche Frauen an der Grenzstation vor Konstanz warten gesehen. Sie waren herübergekommen, um sich ein paar Pfund Eßwaren zu kaufen. „Wenn sie uns nächstens Steine geben, werden wir sie wohl auch essen!" sagte eine Frau.

Wenn ich denke, daß ein Knabe zehn Jahre alt, ist er sicherlich vierzehn; die Zwölfjährigen würde man für achtjährig halten. Ueberall erscheinen die Knaben kümmerlicher als die Mädchen. Mark der Nation! In ihrer Keimkraft getroffen! Eine würgende, gallige Bitterkeit steigt mir hoch. Weggeschwenmtt in überwallendem, warm flutendem Mitleid.

Immer wieder, voll Neid und Anerkennung, wird festgestellt, wie gut es den Bauern geht. Alle Hypothekenschulden bei den Landbanken sind abgezahlt, die Bauern kaufen sich Pianos und Plüschmöbel, ihre Frauen gehen in Sammet und Seide.

Die Stadt. Ich war gefaßt, auf dem Bahnhof übernachten zu müssen; aber mein Gepäckträger verspricht mir ein Zimmer in einem bescheidenen Hotel. Das Zimmer ist unsauber, verwahrlost, die Matratze und die Bettbezüge aus vielen Lappen zusammengestückt. Solange es möglich war, flickte und stückte man. Man hat durchgehalten — über Menschenmaß! Bis zum Aeußersten.

Die Stadt scheint leer, verschlafen. In den Lebensmittelläden liegen Papierhüllen, Ersatzwaren aus. Ein vergoldetes Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf weitem, mit Anlagen bedecktem Platz. Beete und Wege sind gut ghalten; das leere. riesige Schloß träumt mit geschlossenen Fensterladen.

In der Geste der Stadt ist keinerlei Zorn. Eher eine brüderliche Müdigkeit. Das gleiche übermächtige Schicksal hat Volk und Fürsten getroffen.

Ich weiß, daß Ihre Presse, daß Franzosen, die ich sprach, sich dauernd darüber wundern, wie wenig Erbitterung im deutschen Volk gegen die ehemaligen Fürsten und Führer besteht, warum man nicht Wilhelm in Stücke gerissen, Ludendorff geschunden und zertrampelt hat.

Dieses Volk — vergessen Sie doch nicht: das vernünftigste und gebildetste in Europa — hat keinerlei Anlaß, an dem guten Willen der frühern Machthaber zu zweifeln: sie haben ihr Bestes getan, wie wir! Sie habens nicht besser gewußt. Ich entsinne mich nicht, hier ein Fluchwort gegen Fürsten oder Feldherren vernommen zu haben. Zuerst, 1917, von internierten deutschen Gefangenen hörte ich: Den nennen wir den Großschlächter! Sie meinten Hindenburg. Alle

Wehrmänner, die aus dem Felde in die Schweiz auf Familienbesuch zurückkamen, berichteten übereinstimmend: Im Land ist die Stimmung gut. An der Front gefällts mir nicht! Genau das Selbe hörten wir zwischen 16 und 17 von den Franzosen über ihre Heimatverhältnisse.

Zu durchsichtigstem Zweck wird von interessierter Seite immer wieder behauptet, die einheimische Bevölkerung, die Daheimgebliebenen sei den unerschütterten und pflichttreuen Kämpfern in den Rücken gefallen. Ach, die deutsche Revolution von 1918 haben meuternde Matrosen und Soldaten gemacht — nicht das Volk. Das gibt ihr den Charakter der Unsicherheit, der mangelnden Ueberzeugungskraft. Nichts freilich konnte den soldatischen Geist in Deutschland tötlicher und wirksamer treffen.

Der deutsche Militarismus, jene Gemütsverfassung, die auf die Frage des großen Friedrich: „Rackers! Wollt Ihr denn ewig leben?” reagierte, war tot, war an sich selbst, an eigener Ueberstraffung zugrunde gegangen. Zu viele Rackers, zu früh, zu martervoll, hatten diesmal ins Gras gebissen oder schleppen ihre Stummel über den Asphalt. Jede Vorbedingung für ein friedfertig werktätiges, zur Versöhnungstat bereites Deutschland war gegeben.

Die Machthaber von Versailles, aus Gier und kurzsichtigem Eigensinn, haben eine ganz andre Widerstandsbasis geschaffen. Den nächsten Krieg führen nicht mehr Polen gegen Deutsche, Russen gegen Türken — sondern Hungrige gegen Satte, die Armen gegen die Reichen. Es wird um das nackte Leben gehen. Mit nichts hinter sich kämpft selbst der Feigling gut.

Vielleicht hätte die ideale, kaum ausdenkbar ideale kaiserliche deutsche Regierung, eine Tag und Nacht wachsame, die einsichtigste und gutwilligste Regierung, unbeirrt durch internationale Beziehungen oder Partei-Einflüsse, in den Jahrzehnten vor dem Kriege Gelegenheit gehabt, den Weltfrieden zu befestigen. Elsaß-Lothringen konnte die staatliche Selbständigkeit gegeben werden. Oder wir brauchten uns nicht mit Rußland zu verfeinden. Jedenfalls waren die Haager Bestrebungen aufs Wärmste, auch unter Opfern zu unterstützen. Eine Möglichkeit war vielleicht vorhanden. Erörterung solcher Schuld- oder eher Unterlassungsfrage ist heute fast müßig, Spielerei — nachdem die Machthaber von Versailles die einzigartige, nie wiederkehrende Gelegenheit, das Weltgefüge auf Recht, Großmut und Brüderlichkeit wieder aufzurichten, zaudernd und feilschend haben vorübergehen lassen.

Nicht wir werden diese Sprache des Rechts der Großmut und der Brüderlichkeit hören! Nichts ja ist trauriger an dieser Zeit, als daß Besiegte und Sieger gleich hoffnungslos sind. Der Glaube an die Menschheit schlug die prachtvolle stürmische Fortschrittswoge von 1789. Dieser Glaube bestand noch 1848. Heute, bei Flugzeug und drahtloser Telegraphie, glaubt an den sittlichen Fortschritt des Menschengeschlechts Keiner mehr. Wieder dürfen die Priester, eifernd, strafend, auf das Jenseits verweisen. Die Menschheit zögert, müde, greisenhaft, am Ende eines zu langen Wegs.

Wir glauben nicht mehr. Da liegt auch die Ursache unsrer Tatlosigkeit. Ohne Glauben, ist eine schöpferische Tat unmöglich.

(Fortsetzung folgt)

Shakespeare, Jeßner, Kortner von Alfred Polgar

Jessners ‚Richard der Dritte', den nun auch die Wiener (im Raimund-Theater) gesehen haben; gibt den Versuch einer theatrischen Kristallisierung des Werkes. Im Bühnenbild, im Bühnenvorgang, in Spiel, Ton, Haltung der Akteure soll sich das Essentielle der Dichtung, ihre wirkende Idee, ihr innerstes Form-Gesetz prägnantest offenbaren. Als Gewinne solcher Regie ergeben sich: Reinheit; Härte; Schärfung aller dramatischen Linien und deren Zusammenfassung zu ein paar Form-bestimmenden Kanten; Durchsichtigkeit; Ersparnisse an Zeit und Mitteln. Verloren geht: die Shakespearesche Fülle, Rund- und Buntheit; Wärme, Farbe, das reizvoll Schwankende und Fließende organischen Lebens; aller Zauber gemeinen Theaters; alle Ober- und Zwischentöne der dramatischen Melodie.

*

Die Gruppen, die Jeßner stellt, haben die Starrheit und Symmetrie primitiver Bilder. Sie erstreben Reliefwirkung. Richard hält seinen Monolog vor geschlossenem Vorhang: er tritt gleichsam aus der Bühnensphäre heraus in eine neutrale Luftschicht. Will sagen: er begibt sich auch körperlich ins Prinzipielle. Die drei Bürger, die Volkesstimme sprechen, tun dies gleichfalls vor der Courtine, so ihre Unpersönlichkeit, ihr Typisches betonend. Des Clarence muntere Mörder setzen sich, Rücken an Rücken, auf den Souffleurkasten. Wir sind Theaterfiguren, heißt das, Kinder des Witzes und der Phantasie.

Alles sehr schön und fesselnd, aber Alles auch sehr kalt und abstrakt. Hingeopfert dem Geist der Dichtung . . . fließt in Strömen ihr Blut.

*

Grundsatz der Knappheit und Exaktheit wird bis zum Lächerlichen übersteigert. Beispiel: Richard hat den Leichenzug aufgehalten, entschlossen, ein Weib in solcher Laun' zu freien; bei dieser Freiung sind Zeugen überflüssig; Jeßner läßt Träger und Begleitpersonen der Leiche nicht von der Bühne abgehen, sondern auf Kommando Kehrt machen. Nun stehen sie (indes Richard wirbt) minutenlang mit dem Gesicht zur Mauer, ganz nah bei ihr. Es sieht aus, als ob sie ihre kleine Notdurft verrichteten.

Gar nicht komisch ist die Clowngeste, ist das „Ksch, ksch", mit dem der Mörder den Dolch in Clarences Brust stößt; gar nicht komisch, sondern nur albern. Shakespeares Mörder haben ihre Komik, aber es ist nicht die des Würstels. Sie erfließt aus der besondern Geistigkeit dieser Figuren, aus dem vollkommenen Fehlen des Pathetischen bei einem Tun, dem, nach gemeinem Gefühl, höchstes Pathos zukäme. Wenn der Clown die Hacke, die ihm im Schädel stecken geblieben ist, gar nicht spürt, so wirkt das heiter. Wenn die Seele des Shakespeareschen Mörders den Mord, den sie auf sich nimmt, gar nicht spürt, so wirkt das auch heiter. Was dort der drollig-unverletzbare Schädel, ist hier die

drollig-unverletzbare Amoralität. Seelen-Clownerie. Mit den Techniken des dummen August hat sie nichts zu tun.

*

Nachdem Richard König geworden, erscheint die vielberühmte Treppe auf der Szene. Sie verjüngt sich nach oben und steht frei und unvermittelt im Raum. Zeichen, daß wir sie nicht als Treppe zu nehmen haben, sondern als eine Spiel-Ebene in der Vertikal-Richtung, so nach alle Seiten ins Unendliche fortgesetzt gedacht wie die wagrechte, normale Bühnenebene. Das ist wohl die platonische Idee der Jeßner-Treppe: dieses Herausdrehen der Bühnen-Ebene aus dem Horizontalen ins Senkrechte. Dem Spiel wird eine neue Dimension gegeben, die uncharakteristische Bewegung nach rechts oder links wird ersetzt durch äußerst signifikante Bewegungen nach oben oder unten. Da Menschen aber nicht wie Fliegen auf einer senkrechten Wand sich fortbewegen können, mußte diese Wand (eigentlich sollte sie rechtwinklig zur Bühne stehen) zur Treppe werden. Wenn schon nichts andres, erwirkt sie gewiß zumindest jene oft geforderte „Gestuftheit” des Spiels.

Auf dieser Treppe träumt Richard seinen Schreckenstraum vor der Schlacht. Höchst wirkungsvoll die rhythmische Unterstützung, die dem Stöhnen seines bedrängten Herzens durch Trommelschläge zuteil wird. Auf dieser Treppe produziert Richard, rot beleuchtet, die letzten Haß- und Wutkonvulsionen seiner furchtbaren Seele, auf dieser Treppe kündet der flache Richmond, weiß beleuchtet, seine edlen Entschließungen, von dieser Treppe endlich reitet Richard, verstrickt und verfangen in den Rhythmus seines Schreis: „Ein Pferd, ein Pferd . . .” in die Spieße der Rächer. Warum er mit nacktem Oberkörper erscheint, weiß ich nicht, könnte es aber so oder so oder so erklären. Zum Beispiel damit, daß diese Nacktheit den Eindruck vermittle: letztes Freisein von jederlei Hemmung; gewissermaßen: das nackte Tier kommt zum Vorschein.

Man könnte auch, angesichts der Treppe, auf das „Dynamische” zu sprechen kommen. Es ist ein schönes Fremdwort; und seine Anwendung ein lieber Brauch besserer Erklärer.

Jedenfalls hat der rote Furor, der über diese Treppe schäumt und stampft und rast, vorwärtsgepeitscht von unerbittlichen — Shakespeares Wort überdröhnenden — Paukenschlägen und Drommetenstößen, sein Hinreißendes und Mitreißendes. Zuschauers Aug und Ohr bekommen Feuer zu schlucken; kein Wunder, daß er in Hitze gerät. Nur glaube ich, daß solche Wirkung ganz unabhängig von Shakespeare und seinem Werk. Sie stellte sich wohl ein, auch wenn Keiner wüßte, hier handle es sich um Verkörperung einer dichterischen Vision, um einen tragischen König und um einen königlichen Tragiker.

In dieser Pracht-Nummer wird die Regie ihrer asketischen Geist-Beflissenheit müde, ergibt sich dem Theater und appelliert an das Nervensystem des Zuschauers.

Aber das soll kein Einwand sein.

Jeßners Richard reitet in die Schlacht. Aber ohne Pferd. Er hopst nur, mit gegrätschten Beinen, so, als wäre ihm ein Pferd zwischen den Schenkeln. Es sieht aus wie indianischer Kriegstanz. Das Pferd bleibt also weg — wir verstehen: das Roß absorbiert vom Reiter; die Idee Pferd ausgedrückt durch stilisierte Bewegung. Es kann auch sein, daß Richard, vom Wunsch nach einem Pferd besessen, sich dieses Tier so lebhaft imaginiert, daß er es tatsächlich zwischen den Beinen zu haben wähnt. Jedenfalls wirkt es verblüffend, denselben Richard, der auf einem nicht vorhandenen Pferd reitet, die — metaphorische — Krone, die er für ein Roß ausbietet, tatsächlich in Händen halten zu sehen. Hier scheinen die Regie-Grundsätze ins Wanken geraten. Oder wie ließe sich Verflüchtigung der Realität und Handgreiflichmachung der Metaphern unter einen Stil bringen?

*

Herrn Kortners Richard ist ein Schwarzalbe. Ein Exekutivorgan der Finsternis. Ein dämonisches Scheusal, losgelassen auf eine faulende Welt, ihren Zerfall zu beschleunigen. Das Alles ist er. Nur ein König ist er nicht, weder in der Horizontalen noch auf der Treppe. Er bleibt immer ein reißender Plebejer, ein finsterer Nieder-Mensch. Daß, wo er hintritt, Friedhofsgras wächst, ist zu glauben. Weniger, daß nicht augenblicklich Jedermann das Gemeine in ihm spüren sollte, den schlechten Geruch von seiner Seele Atem. Am allerwenigsten, daß eine königliche Frau, und wäre sie selbst in weit besserer Laun' als die arme Anna, an dem Schleim dieser Kreatur kleben bliebe. Die schauspielerische Urkraft, die in Kortner steckt, die Hitze seines komödiantischen Geblüts, die Leidenschaft, mit der er zugreift, die Figur in sich, sich in die Figur hineinwühlt und niemals locker läßt, hat ihr Bezwingendes. Man müßte ihn aber in einer Rolle sehen, für die er Roheit nicht als Charakterzeichen brauchen könnte.

Aus Kortners Richard wird nicht recht klar, ob der Ingrimm durchaus darstellerische Farbe ist, oder ob er vom Unterbewußtsein mangelnder Persönlichkeit produziert wird.

Die lehrreiche ‚Hintertreppe' von Hans Siemsen

Zuerst einmal die Handlung. Höchst einfach und keineswegs neu. (Beides ein Vorzug!) Die Hausangestellte des Herrn Regierungsrats, Henny Porten, führt das typische Leben eines städtischen Dienstmädchens. Tagsüber ein endloser Kampf gegen Dreck, Unordnung und Vergänglichkeit, Schuhputzen, Bettenmachen, Staubwischen, Kochen, Servieren, Abspülen, Schuhputzai, Bettenmachen . . . Abends: eine halbe Stunde „Liebe" an der Brust des treuen Zimmergesellen Wilhelm Dieterle, im Hof, im Hausflur, auf der Treppe, während der Postbote Fritz Kortner von seinem Kellerfenster aus sehnsüchtig zu ihr hinaufschaut. Bis eines Tages der Geliebte ausbleibt. Weshalb? Sie begreift es nicht, läuft an die Tür, wenn der Postbote kommt und wartet und wartet auf einen Brief. Vergebens. Bis endlich der Postbote, von ihrem Kummer noch mehr bedrückt als sie- ihr ein Telegramm bringt, das er selbst geschrieben hat:

„Kehre bald wieder, beunruhige dich nicht.” Sie ist selig, bis sie durch Zufall merkt, daß der Postbote dieses Telegramm ihr zu Liebe gefälscht hat. Ihr zu Liebe. Und als ihre Verzweiflung vofbei ist, sagt sie sich: „Was für ein guter Mensch muß doch dieser Postbote sein!” Und ohne ihn grade zu lieben, ist sie bereit, ihn an die Stelle des verschollenen Zimmergesellen rücken zu lassen; denn einen Liebsten muß ein Mädchen haben. Zum ersten Mal sind die bei einander: da erscheint der Zimmergeselle wieder. Er war nur vom Bau gestürzt und hatte vierzig Tage im Spital gelegen. Was bleibt nun übrig, als daß der Postbote den Zimmergesellen totschlägt? Und das Dienstmädchen muß sich aus der Dachluke stürzen.

Vorzüglich der erste Teil, der mit den einfachsten Linien das Leben eines Dienstmädchens eindrucksvoll nachzeichnet. Der zweite Teil, in dem die dramatische Verwicklung nicht ohne Zufälle auskommt, ist schon bedeutend schwächer. Und der Schluß ist ganz schlecht. Er ist schlecht, weil er einer alltäglichen Geschichte mit Gewalt einen nicht alltäglichen, einen Sensationsschluß gibt. Solche Dinge werden in Arbeiterkreisen viel nüchterner erledigt. „Du kannst Dir die Sache noch überlejen, Henny. Entweder De jehst mit ihm, oder De jehst mit mir. Und wenn De mit mir jehst, denn sag ick ihm Bescheid.” Und er ist doppelt schlecht, dieser Schluß, weil nach dem ersten und zweiten Teil die Charaktere des Dienstmädchens wie des Briefträgers diesen plötzlichen Mord und Selbstmord unwahrscheinlich und sinnlos erscheinen lassen. Der Briefträger wird nicht nur als schüchternund unschön, sondernauch als ungemein mitleidig, gütig und zartfühlend geschildert. Kein Mensch kann glauben, daß er plötzlich seinen Nebenbuhler mit der Axt totschlägt. Sie aber ist, Gott sei Dank, so natürlich, heiter und resolut, daß sie, als ihr Schatz vier Wochen ausbleibt, nachdem der erste große Schmerz vorüber, sich nach Ersatz umsieht und den Briefträger nimmt, nicht, weil sie ihn liebt, sondern weil sie sich sagt: Das ist ein guter Mensch! Und eine so resolute Person weiß dann, als der richtige Schatz zurückkommt, sich vor Verzweiflung nicht zu helfen? Die weiß zwei Männer nicht zu beruhigen? Die stürzt sich aus der Dachluke?

Regie und Darstellung sind diesem zwiespältigen Manuskript in seltener Weise congenial. . Sie verwirklichen bewundernswert verständnisvoll alle Absichten des Autors. Alle. Sie machen nämlich nicht nur die Vorzüge, sondern auch die Schwächen und Fehler seines Manuskripts mit ungewöhnlicher Präzision deutlich.

Als es im ersten Teil gilt, die Arbeit eines Dienstmädchens, die endlose Kette täglich gleicher Verrichtungen darzustellen, gibt Jeßner eine Reihe gleichmäßig bewegter Szenen, deren Besonderheit ist, daß nichts Besonderes darin passiert. Es sind lauter Ausschnitte, räumlich und zeitlich; man sieht kaum jemals ein ganzes Zimmer, immer nur die Ecke, wo Henny grade arbeitet: sie macht die Betten, sie putzt die Stiefel, sie räumt den Tisch ab, sie spült die Gläser. Ein ewiges Einerlei. Also wiederholen sich einzelne Szenen zwei-, dreimal: immer wieder geht die Klingel, immer wieder steht sie am Spülschrank. Und Henny Porten treibt das mit einer Selbstverständlichkeit, als sei sie nie eine Filmdiva, sondern ihr Lebenlang Dienstmädchen gewesen. Einen Menschen bei seiner Arbeit zu zeigen,

durch seine Arbeit lebendig werden zu lassen, ist sehr schwer. Mayer, Jeßner und Henny Porten haben es mit Hilfe des Films geleistet. Aber dann kommt der zweite Teil. Und seine Unwahrscheinlichkeiten und Schwächen werden von der Regie genau so sorgfältig herausgebracht wie die Vorzüge des ersten. Der Briefträger ist schon nach dem Manuskript eine inmitten harmlosen Alltags ziemlich seltsame Figur. Kortner unterstreicht die Seltsamkeit doppelt und dreifach. Aber dadurch wird sein seltsames Benehmen am Schluß leider keineswegs überzeugender. Und Jeßner wiederholt wie im ersten Teil die typischen, so hier die unwahrscheinlichen Szenen zwei-, dreimal. Sodaß man merken muß: Nein, so benimmt sich kein Mensch und schon gar nicht ein Arbeiter!

Der Schluß aber . . . Der unmögliche Selbstmord des Dienstmädchens wird folgendermaßen dargestellt. Henny Porten, bis dahin in allen Situationen ein dralles Kind aus dem Volke, legt plötzlich die Hände an die Hosennaht, reckt die Nase in die Höhe und steigt feierlich mit dem Priesterinnenschritt einer Somnambulen, die einen zu langen Rock anhat, die Treppe hinauf, steif, als ob sie eine Gardinenstange verschluckt hätte. Alles unter den Klängen eines zu diesem Zweck von der Heilsarmee gepumpten Harmoniums.

Nun hätte ja dieser Schluß und auch die Unwahrscheinlichkeit des ganzen zweiten Teils hätten sich vermeiden lassen, indem man dem Konflikt, wie es den Anschauungen solcher Leute aus dem Volke entspräche, eine heitere, eine wehmütig-heitere Wendung gab. Wäre dann dieser Film ein Musterfilm geworden?

Keineswegs! Denn er bleibt, was er ist: kein Film, sondern gefilmtes Theater. In einer Art, und man muß es zugeben: in einer Vollendung, wie mans bisher noch nicht gesehen hat. Aber dem eigentlichen Wesen des Films ganz fremd.

Carl Mayer ist auch der Autor des ‚Doktor Caligari' und der ‚Scherben'. Er geht also einen durchaus eignen Weg und mit bemerkenswerter Konsequenz. Er will, was die Reklame das ‚Film-Kammerspiel' nennt. Verinnerlichung des Films. Seelendrama. Psychomimik. Möglichst wenig äußere Handlung. Möglichst wenig Personen (in den ‚Scherben' warens noch vier, in der ‚Hintertreppe' sinds drei). Möglichst geringer Szenen wechsel. Selten sieht man eine Landschaft. Nie ein Tier.

Und in Jeßner hat Mayer nun zum ersten Mal einen Regisseur gefunden, der ihn ganz versteht und seine Absichten ganz verwirklicht Er ist mit Menschen wie mit der Szenerie äußerst sparsam. Man sieht von der Herrschaft des Dienstmädchens nur die zerwühlten Betten, die reinigungsbedürftigen Schuhe, den unaufgeräumten Toilettentisch; von einer in der Familie gefeierten Hochzeit nur ein paar tanzende Schatten hinter einer Glastür, Bowlengläser, die in der Küche gefüllt werden. Man sieht den Hof des Hauses (die einzige nicht im Atelier aufgenommene Szene) nur im ungewissen Licht des Abends oder der Nacht. Und das ganze Drama spielt sich in fünf oder sechs verschiedenen Szenerien ab. Diese Beschränkung aller Mittel ist mit Energie durchgeführt und auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht. Jedennoch — fragt man sich —: weshalb diese Beschränkung? Antwort: Weil das Theater sie heute fordert Weshalb in aller Welt aber sollen wir aus der Not des

Theaters eine Tugend für den Film machen? Dem beneidenswerten Kurbelkasten steht die ganze Welt offen — und er verkriecht sich in ein Atelier mit drei oder vier künstlich aufgebauten Zimmern?

Das kommt mir doch so vor, als wollte Nikisch zu seinen Philharmonikern sagen: „So nun geht mal alle nach Hause. Ich mache die Sache nur noch mit zwei Geigen und einem Cello.” Oder als wenn Lewanow und Appelhans verkündeten: „Es ist zwar Sommer. Wir könnten in Treptow starten. Das machen wir aber nicht. Wir fahren nur noch Zimmerveloziped.”

Man verstehe mich nicht falsch. Ich habe nichts dagegen, wenn man unter andern Arten diese Art von ‚Kammerlichtspiel' produziert. Aber man soll nicht sagen, daß dies die wahre, die neue, die einzige Filmkunst ist. Wäredas richtig, so wäre der Film nichts als ein Phonograph, ein Theater-Reproduktions-Apparat mit der Aufgabe, Wirkungen des Theaters zu vervielfältigen. Mag er das meinetwegen auch. Seine eigentlichen Aufgaben aber, grade seine künstlerischen Möglichkeit liegen ganz woanders.

Die ‚Hintertreppe' entnimmt alle ihre Ausdrucksmittel und ihre Wirkungen dem Theater. Wäre sie der vollendete Film, so wäre diejenige Photographie die beste, die nicht eine der herrlichen spanischen Landschaften direkt, sondern ein nach dieser Landschaft angefertigtes Gemälde wiedergäbe. Genau wie die Photographie und entgegen allen Kunstgesetzen, findet der Film nicht in der Entfernung von der Natur, sondern in ihrer Nähe, ja gradezu in ihr selbst, im Leben selbst seine letzten und besten Mittel und seine stärksten Wirkungen. Was die ‚Hintertreppe' erreicht, erreicht sie nicht mit den Mitteln des Films, sondern auf dem Umweg über Literatur und Theater. Und eben deshalb ist sie kein guter Film. Denn der Film braucht beides nicht: weder Literatur noch Theater.

Und nun, lieber Bruno Frank, soll ich die Kino-Kritisiererei aufgeben weil das Publikum, das Durchschnittskinopublikum, die künstlerischen Absichten Jeßners nicht versteht und sich auf der ‚Hintertreppe' langweilt? Ich denke nicht daran. Im Gegenteil. Ich wäre äußerst bestürzt, wenn meine lieben Arbeiter das verstünden. Es bewiese mir nämlich, daß sie durch Literatur und Theater schon genau so verdorben und wunderlich geworden wären wie ich und Sie.

Lassen Sie sich erzählen: Zu Brandenburg an der Havel, wo es mir schon zu dunkel war, um den Dom zu besehen, dessentwegen ich eigentlich durch das verschneite Havelland in diese komische kleine Provinzstadt hinausgefahren war — zu Brandenburg an der Havel ging ich statt in den Dom ins Kino. Hier saß, während diese ‚Hintertreppe' abrollte, ein kleiner Arbeiter neben mir. Er sagte während des ganzen ersten Teiles nichts. Ich weiß also nicht, was er davon dachte. Aber als mir im Verlauf der Handlung peinliche Gefühle aufstiegen, begann auch er unruhig zu werden, und als die Sache mit Mord und Totschlag schloß und Henny ihre Harmoniums-Himmelfahrt antrat, da sprach er kopfschüttelnd: „Nee, des sinn ja keene Menschen nich.”

Recht hat er, lieber Bruno Frank. Mehr als Sie. Und mehr als ich, der ich, um das Selbe klarzustellen, und zum Entsetzen von S. J., dreieinhalb Seiten der ‚Weltbühne' vollschreibe, statt — „es aufzugeben”, wie Sie sagen.

Helene Thimig von Heinrich Fischer

Wie kam das? Eben erst gespielt,
noch war das letzte Lachen nicht verhallt —
die Nacht ist kalt.
Und Einer, der nach unserm Herzen zielt.

Die jungen Buchen friert im Herbste sehr.
Ein blasser Stern flog über uns geneigt —
die blasse Schwester schweigt
und geht mit müden Schritten vor uns her.

So müden. Doch im Auge weht die Macht,
und rote Verse blühn aus ihrem Mund!
Die blasse Schwester ist im Bund:
Wir gehen nimmer irre diese Nacht.

Cannes von Morus

Zurück zur Weltwirtschaft

Pünktlich zur Hochsaison hatten die Herren von drüben sich an der Riviera eingefunden. Aber man weiß von San Remo her, daß das Wandeln unter Palmen und kostbaren Frauen nicht immer versöhnlicher stimmt. Und wenn in Cannes der Umschwung eingetreten war, so hatte nicht der blaue Himmel über dem Cercle nautique dieses Wunder vollbracht, sondern die peinliche, bittere Erkenntnis, daß es so nicht weiter geht. Die Einsicht ist spät gekommen, und sie ist erkauft mit dem Elend von zehn Millionen Arbeitslosen. Die Verträge von Versailles, Spa und London waren nach den Gesetzen der Alltagslogik aufgebaut: man wollte den Uebeltäter bestrafen, wollte von dem Zerstörer Schadenersatz, und da die Wertsachen, die man ihm abnehmen konnte, nicht ausreichend erschienen, zwang man ihn zu Dienstleistungen. Man glaubte, Deutschland auf Jahrzehnte hinaus vor seinen Wagen spannen zu können, um aus der Ueberarbeit Mehrwert zu gewinnen. Man hatte volkswirtschaftlich, genauer: kriegswirtschaftlich gedacht, die Volkswirtschaft der Sieger und die Volkswirtschaft der Besiegten isoliert und zusammenhangslos in Rechnung gestellt. Aber die Rechnung hat sich als falsch erwiesen. Denn der Kapitalismus hat seine eigne Logik, und die Einheit der Weltwirtschaft läßt sich zwar durch Schützengräben und Panzerkreuzer, aber nicht durch Paragraphen und Vertragsartikel zerreißen.

Das Londoner Ultimatum legte Deutschland eine jährliche Arbeitslast von sieben Milliarden Arbeitsstunden auf (die Arbeitsstunde zu 50 Goldpfennigen eingesetzt). Um diese Arbeitslast abzutragen, hätte die gewerbliche Bevölkerung Deutschlands täglich drei, nach dem ursprünglichen Zahlungsplan sogar sechs Ueberstunden ohne Entgelt für die Entente leisten müssen. Wärediese Arbeit wirklich geleistet worden, so hätte das den völligen Zusammenbruch der englischen und amerikanischen Industrie bedeutet. Aber auch die tatsächlich geleistete Mehrarbeit hat genügt, um die englische Wirtschaft, trotz allen Antidumpingzöllen, zu verwüsten. Die britische Handelsbilanz für 1921, die eben veröffentlicht worden ist, zeigt besser als alle nationaloekonomischen Deduktionen, worum es geht. Nachdem schon die ersten Nachkriegsjahre weit hinter dem Friedensstandard zurückgeblieben waren. brachte 1921 gegenüber dem Vorjahr einen weitern Rückgang

der Ein- und Ausfuhr um rund 90 Prozent. Vier Fünftel aller Hochöfen stehen still, der Textilexport beträgt kaum mehr als ein Drittel des Friedensstandes; der sechste Teil der Arbeiter liegt, trotz starker Lohnherabsetzung, auf der Straße. (In der Schweiz ist der dritte Teil der Arbeiterschaft arbeitslos!)

Spät, sehr spät hat Lloyd George von den Männern der londoner City sich überzeugen lassen, daß mit kleinen Palliativmittelchen und Diplomatenkunststücken die Wirtschaftskrisis der hochvalutarischen Länder nicht zu beheben ist. Solange man Mitteleuropa als Kolonie und Rußland als terra incognita betrachtet, solange man volkswirtschaftlich denkt und nicht weltwirtschaftlich, kann die Weltwirtschaft nicht gesunden. Daß diese Erkenntnis sich durchgesetzt hat, zeigt Cannes. Aber Cannes weckt erst eine Hoffnung. Genua soll die Erfüllung bringen. Wird es das?

Burgstraßen -Winter

Auf den Spätsommertaumel und das fröhliche Oktoberfest ist ein kalter und unfreundlicher Winter gefolgt. Die Säle der Burgstraße sind traurig verödet, das heißt: sie weisen nur das Bild eines gewöhnlichen Tollhauses auf. Der Schrecken des Schwarzen Donnerstags ist der Spekulation und vor allem den Amateurspekulanten doch gewaltig in die Glieder gefahren, und man fragt nicht nur das kluge Tip-Fräulein und den Kassenboten, sondern auch noch den Bankbuchhalter, ehe man kauft. Aber das Geld in der Tasche läßt einem ehrliebenden Bürgersmanne keine Ruhe. Der Gedanke, überflüssiges Kapital in festverzinslichen Werten oder gar in Hypotheken anzulegen, ist ganz außer Mode gekommen. Das hat schon seine guten Gründe. Die Hoffnung, einmal von Renten existieren zu können, ist längst begraben, und der Börsengewinn soll nur die Karre im Gang halten, solange man sich, schlecht und recht, durchs Leben schieben muß. Dazu kommt die Gefahr, daß fest angelegtes Kapital sich weniger gut verheimlichen läßt als das Spielgeld an der Börse. Denn die Güte unsrer Steuermänner währet ewiglich: anstatt jetzt in Ruhe ein sorgsames Börsensteuergesetz auszuarbeiten, hat man die bescheidenen Maßnahmen, die man gegen die Spekulation im Schilde führte, schleunigst rückgängig gemacht, damit eine neue Hausse den Staat nur ja wieder ebenso unvorbereitet trifft wie die letzte.

Einstweilen freilich sind die schönen Tage der Hausse vorüber Man hätte glauben können, daß mit der Erleichterung unsrer Barleistungen der Dollar rascher sinken würde; aber die abwartende Haltung der newyorker Börse hat auch den berliner Devisenbesitzern wieder neuen Mut gemacht. Man wollte in Wallstreet sich offenbar erst darüber vergewissern, was die Götter in Cannes endgültig beschlossen hätten, bevor man die Mark höher bewertete. Aber es ist außer Zweifel, daß die Verringerung der Reparationslast die deutsche Währung günstig beeinflussen wird, und daß der jetzige Tiefstand der Mark in Genua nicht als Grundlage der Valuta-Stabilisierung gelten kann. Die Interessenten, die sich vorläufig noch mit allen Kräften gegen ein Sinken des Dollars wehren, werden, wenn die politische Lage sich nicht noch im letzten Augenblick verschiebt, bis zum März doch klein beigeben müssen.

Tarifpolitik

Das Ergebnis von Cannes, das zum guten Teil ein Verdienst der Erfüllungspolitik ist, hat in der Rechts-Presse begreifliches Gruseln erregt. Denn so unwahrscheinlich es in Deutschland auch ist: es könnte doch Dem oder Jenen ein Seifensieder aufgehen, daß die Methoden Wirths und Rathenaus eher zum Ziele führen als die Methoden von Simons und Helfferich. Aber der Erfolg der Regierung wird nicht von langer Dauer sein, wenn sie jetzt nicht unverzüglich daran geht, den Etat zu balanzieren und die Notenpresse stillzulegen. Es wäre ein schwerer, nicht gut zu machender Fehler, wollte man etwa mit der Sanierung der Reichsfinanzen warten, bis in Genua das Valuta-Problem geklärt wird. Die Bewertung der deutschen Valuta auf der internationalen Finanzkonferenz wird wesentlich davon abhängen, in welchem Zustand sich das Reichsbudget befindet; ob man die Atempause, die die Teilstundung der Reparationen gewährt, dazu benutzt, eine grundlegende Finanzreform einzuleiten, oder ob man nun erst recht mit Steuerprogrammen, wie sie Herr Hermes dem Reichstag vorgelegt hat, weiterwursteln will. Der bequeme Vorwand, daß auch die einschneidendste Steuer dem Reiche nicht hilft, solange der Druck der 3½ Milliarden auf Deutschland lastet, verschlägt nicht mehr. Die Reparationen von Cannes sind hoch, sehr hoch, aber sie können, ohne die Währung zu ruinieren, erfüllt werden, wenn die Regierung sich entschließt, das Großkapital ausreichend zur Besteuerung heranzuziehen.

Was sie zum neuen Jahre dem Volke beschert hat, ist das grade Gegenteil davon. Auf Drängen der Stinnes-Partei hat sie sich in eine Tarifpolitik hineintreiben lassen, mit der sie sich selbst zum Vertreter übelster privatkapitalistischer Methoden macht. Um das Defizit der Post und der Eisenbahn zu decken, erhöht sie sinnlos die Tarife, als wäre der Staat ein privater Trust, der ohne Rücksicht auf die sozialen Wirkungen Monopolpolitik treiben kann.

Verfährt man, nach den Anweisungen des Herrn Hugo Stinnes, weiter in diesem Sinne, um die Staatsbetriebe „rentabel" zu machen, dann eröffnen sich ungeahnte Perspektiven. Das Nächste wäre — da wir grade beim Verkehr sind —, daß man wieder Binnenzölle erhebt und alle drei Kilometer einen Schlagbaum errichtet, denn schließlich sind doch Straßen und Chausseen auch öffentliche Einrichtungen, die sich selbstverständlich rentieren müssen. Ferner wird man sich zum Sommer endlich dazu entschließen müssen, das Betreten öffentlicher Anlagen und Gärten nur noch gegen Eintrittsgeld zu gestatten, denn wer soll die Unterhaltungskosten tragen, wenn nicht die p. t. Benutzer? Aber bei den — sozusagen — leiblichen Genüssen, die der Staat bisher den Bürgern bot, wird man nicht stehen bleiben dürfen. Eine der ersten Forderungen im stinnesierten Staat wird die Aufhebung der unentgeltlichen Volksschulen sein, der sich die Beseitigung der andern unrentablen Bildungsmittel anschließen muß. So soll die Staatsbibliothek ein durch und durch unrentables Unternehmen sein. Fort damit! Daß öffentliche Museen in einem rentablen Staate keine Existenzberechtigung haben, versteht sich von selbst. Und nur über jene freundlichen Einrichtungen denen der hamburger Senat jetzt ein Leid antun will, ließe sich reden. Vielleicht finden die Institute der Schwiegerstraße auch in den Augen des Herrn Stinnes Gnade. Denn nach allem, was man hört, soll ihre Rentabilität nicht schlecht sein.

In Tomi von Hugo Ignotus

Ich habe Heimweh nach der Fremde.

Und mag ihre Stätte schon Gemeinplatz geworden sein.

Mag sie Paris sein, mit dem Tand für den Fremden und der Gediegenheit für den Franzosen;
mag sie London sein, mit Brücken, umdünstet von Teer und Schiffstuten, und mit den blumentauenden Bootshäusern;
mag sie Italien sein, vor Schönheit berstend:
nur die Fremde soll es sein, nur Zuhause soll es mir sein, überall — nur nicht zuhause.

Du braunes Ungarn, Land meiner Geburt, Schilfinsel meiner Tränen,
du eichenes Deutschland, Land meiner Wahl, dem ich die Treue hielt im Unglück, und das mich aufnahm im Unglück,
und du, lallendes Oesterreich, holder, gütiger Leichtsinn:

ich liebe euch, ich hänge an euch, ich bin euch dankbar und arbeite mich in euch ein —-

aber ich verkomme in euch, nur weil ich aus euch nicht hinaus kann.

Wär' ich ein Fremder: es zöge mich nach euern Heimlichkeiten. Von der Nordsee hinauf zu den Gletschern und hinunter in die Tiefebene: welche Linie des Schwunges! Hebung und Senkung und Scenic Railway und Runenschrift der Gleitkurve. Bauten und Brücken und Gegenden und Leute: Menschen. Für zehn Leben könnte es reichen.

Doch für mich ist es kahler Wind, frostig-staubige Wetterschwärze. Tomi ist es, die Oede am Schwarzen Meer. Der Kaiser hat mich hierher verschickt und wehrt mir den Ausgang. Caesar Imperator Monetarius. Valens Valutaris.

Wie weint es in mir nach der Fremde! Dem Schoß, dem Klatsch, dem Duft der Livia! Amsterdam und Rotterdam, Helsingör und Göteborg, Barcelona, Lissabon, Cairo, Bombay und die Insel Formosa! Und San Francisco! Und Rio! Nur weil es mir verwehrt ist. Nur weil mich das Geld, zum Menschen zweiter Güte hinabstößt. Zum Geldentwertungs-Proletarier.

Quiconque a semé des privilèges, doit recueillir des révolutions, schreibt der weise Claude Tillier. Discite Reges! Erudimini qui iudicatis Terram! Wut und Raserei wird sich auf euch werfen, Ihr Hohnvölker mit dem guten Geld. Unvermögen in Mord umschlagend. Haß, aus den Tiefen der Verkommenheit wie Erdbeben heraufpochend. Rom wird davon wanken. Es kommt zu einem Untergang des Abendlandes.

Schade; daß Mark und Krone mir nicht reichen, um es noch vor dem Untergang anzusehen, Und daß ich sterben werde wie Immanuel Kant, der über Königsberg nicht hinauskam.

Welche Schande, daß ich nie in Spanien war! Als Krieg ward, nahm ich, in kokettem Patriotismus, von Rom und London ind Paris für immer Abschied. Ich wußte garnicht, wie recht ich hatte.

Rundschau

Wenn sie schrieben — !

Ich denke mir immer, daß doch eigentlich grade die falschen Leute schreiben. Wir steuerzahlenden Dichter sitzen da, klopfen uns morgens auf den Bauch und liefern abends tarifvertraglich ab: drei Pfund Roman, acht Liter Essays und vier Kilometer geballter Lyrik, wie gehabt. Das ist gewiß sehr schön und für das Wohl der Nation auch unbedingt erforderlich . . . Manche von uns können sogar von ihrem Geschriebenen leben: die schreiben aber dann nicht für die Zeitungen, wo man ihnen nicht ganz so viel zahlt wie den Austragefrauen, sondern sie arbeiten fürs Theater — und da liegen die Dinge gleich ganz anders. Da geht der Verdienst nicht in die Tasche eines habsüchtigen Unternehmers, sondern da sind es gleich zwei: der Theaterdirektor, der die Leute, und der Agenturbesitzer, der das Stück vertreibt. Diese rechnen in dunkeln Nächten ihre Unkosten heraus, addieren und subtrahieren, ziehen — sitt! — einen kleinen Schlußstrich und geben dem Dichter, wie er sich auch wehren möge, unweigerlich manchmal den zehnten Teil dessen, was sie verdient haben. (Weil er doch der Dichter ist.) Das, was übrig bleibt, wenn sich der Direktor und der Agent je ein Stück Rittergut gekauft haben, nennt man Tantiemen. Aber das ist wieder eine andre Geschichte . . .

Ja, was ich sagen wollte: es müßten eigentlich ganz andre Leute zu schreiben beginnen. Zum Beispiel die, die etwas erlebt haben. Ich weiß ja: der Dichter erlebt es mehr innerlich. (Aber diese Bandwurmgeschichten will kein Mensch mehr wissen.) Nein, es müßten die Leute schreiben, die wirklich mitten im Leben gestanden haben und nun eine kleine Rückschau vornehmen. Was wäre das für ein Spaß, wenn einmal Arno Holz aufschriebe, wie es damals in Friedrichshagen zugegangen ist, wie er noch mit Johannes Schlaf zusammengesessen hat, und wie ein junger Mensch — Hauptmann war der werte Name? — angegangen kam . . . Und wenn Rudolf Kurtz das Schreiben bekäme, Rudolf Kurtz, der von uns armen Literaten weggegangen ist, unter die Geldverdiener, und der so ganz nebenbei einer der feinsten Schreiber ist — wenn der erzählte, wen er alles in seinem langen Literatenleben schon hat vorübergehen sehen, weil er doch wohl so ziemlich alle Menschen kennt, die es jemals im alten Café des Westens gegeben hat . . . Ja, und wie, wenn der Richard aus dem Café des Westens schriebe? Von Erich Mühsam, der da herumsaß, und den die Bayern eingesperrt haben, weil er nicht so viel Menschen hat totschlagen lassen wie Ludendorff. Und wenn Munke-Punke, der Alfred Richard Verlegermeyer, schriebe, der von allen lebenden und toten Dichtern zweierlei Briefe im Pulte hat, folgenden Inhalts. Erster Brief: „Hochzuverehrender Meister! Anliegend übersende ich Ihnen meine achtzehnaktige Pubertätstragödie ‚Die Neurose im Tal' und werde ich mich freuen, selbe grade Ihrem so kunstsinnigen Urteil unterbreiten zu dürfen." Zweiter Brief: „Geehrter Herr! Ich hatte mir allerdings gleich gedacht, daß für Sie nur kaufmännische Banausenerwägungen. —"

Und wie, wenn Gussy Holl schriebe, von großen Damen und kleinen Mädchen, von Literaten, Chinesen und richtigen Grafen, denen zu begegnen sie die Ehre hatte? Wenn sie alle die schönen Geschichten aufschriebe, die sie unter bösartiger Nachahmung aller darin vorkommenden Akteurs zu erzählen pflegt, und die dann nachher unter ‚Liebe Weltbühne!' das Blättchen zieren — ? Und wenn Roda Roda aufschriebe, was er — so, beiläufig und charmant — hinwirft: „Da war mal in Freiberg ein k. u. k. Oberleutnant . . ." Und dann

kommt eine Geschichte, daß alles unterm Tisch liegt . . . Und die Zeitungsleute schreiben nichts aus ihrer Praxis — sie werden sich schön hüten —, aber sie hätten schon etwas zu erzählen, wie beispielsweise der kleine K. oder der dicke B . . . Aber der wiegt seinen ungeheuern Birnenbauch und schiebt die Pfaffenunterlippe vor und freut sich und schweigt. (Weil er sehr klug ist.)

Ach, sie schreiben Alle nicht. Und artig und bescheiden gehen wir Alle wieder nach Hause und werden in der nächsten Nummer der ‚Weltbühne' keinen von ihnen antreffen. Dafür aber einen grimmen Aufsatz gegen den Militarismus von Wrobel und einen von Julius Bab: ‚Dostojewski und Büchner' (es kann aber auch Bilse sein) — und S. J. wird etwas schreiben, worüber sich die Schauspieler kapott ärgern, weil sie gar nicht drin vorkommen oder weil sie verrissen sind oder weil die andern gelobt sind oder weil sie nicht genug gelobt sind . . .

Aber Die da oben schreiben nicht. Schade!-

Peter Panter

Das Militär

Die Freunde des Militarismus versichern uns stolz, der junge Mann verlasse den Militärdienst weit mehr gestählt und auf seinen Beruf als Erzeuger eines bessern, tüchtigern Menschengeschlechtes physisch weit besser vorbereitet, als er ihn einige Jahre zuvor angetreten habe. In diesen Argumenten liegt jenes Körnchen Wahrheit verborgen, das allen menschlichen Aussagen, insoweit sie nicht Insassen des Irrenhauses entstammen, innewohnt. Aber dieses Körnchen Wahrheit liegt doch hier unter sehr vielen groben Körnern Unwahrheit. Zunächst ist schon die These von der moralischen Kraft des Militarismus anfechtbar. Zugegeben, daß teils infolge der gesellschaftlichen Auslese der mittlere Berufsmilitär an Ehrenhaftigkeit den durchschnittlichen Advokaten und Kaufmann eher übertrifft, so ist doch andrerseits die verrohende Wirkung eines einzig der Menschenmordung geweihten Berufszweiges zumal auf die ohnehin schon mit sehr primitiven Auffassungen über den Wert des Menschenlebens zur Armee kommenden Bauernburschen unverkennbar. Was die Behauptung anbelangt, daß die Dienstzeit einem Kräftigungsprozeß der männlichen Jugend gleichkäme, so ist zunächst zu bemerken, daß ja nur die bereits ausgewählte Elite körperlich Starker in Frage kommt, sodaß sich jeder Vergleich zwischen der Mortalität im Heere und der Mortalität der Bevölkerung oder auch nur des gleichaltrigen Teiles der männlichen Zivilbevölkerung von vorn herein von selbst verbietet. Unverkennbar ist natürlich, daß das Militärleben trotz aller Strapazen im Frieden wenigstens gesünder ist als das Leben in einer Anilinfabrik. Aber andrerseits ist auch nicht zu vergessen, daß das Soldatenleben wie jedes andre gedrängte Zusammenleben junger Menschen sittlich und gesundheitlich Gefahren in Hülle und Fülle bringt, die das Zivilleben in dem Maße nicht kennt. Alles in allem betrachtet, erscheint es mehr als zweifelhaft, ob die stehenden Heere der Neuzeit der Idee der Eugenetik in Friedenszeiten gute Dienste leisten. Vom Kriege dabei ganz zu schweigen.

Robert Michels: Probleme der Sozialphilosophie, 1914

Liebe Weltbühne!

Der als Erzreaktionär bekannte Professor der Jurisprudenz an der Universität Berlin, Ulrich Stutz, rief kürzlich in einem Kolleg pathetisch aus:
„Wo ist die deutsche Treue hin, meine Herren?"
Aus dem Hintergrund ertönte halblaut, aber deutlich hörbar die Antwort: „Nach Holland!"
Worauf der Herr Professor stillschweigend in seine Aufzeichnungen sah und sich von der Politik wegwandte.

80

Antworten

Rechtsfreund. Der „Ausschuß II Berlin für Feststellung von Entschädigungen für Aufruhrschaden” hat der Ersatz fordernden Mutter eines ermordeten Matrosen diesen Bescheid zukommen lassen: „Es steht fest, daß der Sohn der Antragstellerin standrechtlich erschossen worden ist. Sein Tod ist daher auf einen nach Kriegsrecht gefällten Spruch der Organe der rechtmäßigen Staatsregierung zurückzuführen. Es liegt daher ein Gewaltakt im Sinne des Tumultschadengesetzes nicht vor. Ebensowenig kann davon die Rede sein, daß das schädigende Ereignis durch Abwehr offener Gewalt entstanden sei. Denn die Erschießung erfolgte nicht zum Zwecke der Abwehr. Es war lediglich ein Akt der Strafvollstreckung wie jeder Urteilsvollzug.” Daß die Bürger hinter ihren Hofhunden stehen, war zu erwarten. Zunächst war jenes Freicorps ein wüstes Konglomerat von Verbrechern, gutwilligen Dummköpfen und zivilgeängstigten Offizieren und rechtlich alles eher als ein Organ der Staatsgewalt. Mit der hatte es überhaupt nichts zu tun. Die Republik hat die Freicorps geduldet und ausgenutzt — ihre Vertreter waren sie nie. Kriegsrecht hatte dieser Haufe nicht zu verhängen, insbesondere nicht gegen die eignen Landsleute. Auch hat man noch nie gehört, daß Pallisaden-Ede seine nächtlichen Begegnungen mit Polizeiheamten „Urteilsvollzüge” nennt. Der Vergleich stimmt aufs Haar: denn Marloh, nervös und feige, befand sich ja für sein Teil gutrepublikanischen Elementen gegenüber, von denen die Schlimmsten nicht halb so viel auf dem Kerbholz hatten wie er und seine Offiziere. Der Mensch ließ sich, ohne Standrecht, ohne Anlaß, ohne Sinn und Vernunft, Die heraussuchen, die am klügsten aussahen — das hat er selbst eingeräumt —, und die wurden dann auf dem Hof mit Maschinengewehren ermordet. Daß die Erschießung nicht zum Zwecke der Abwehr erfolgte, ist die einzige Feststellung des Ausschusses, mit der es seine Richtigkeit hat. Sie war der gemeinste von allen den Morden, die die Justiz der Republik gutgeheißen hat.

Bücherleser. ‚Glauka die Katze’ von Mechtild Lichnowsky war für Nummer 2 der ‚Weltbühne’ dem Buche ‚Geburt’ entnommen, das bei Erich Reiß zu Berlin erscheint.

Kaländer-Mann. Kalender wird zwar mit einem e geschrieben, aber die pensionierten und verärgerten Teutschen schreiben ihn mit ä, nennen ihn ‚Völkischer Jahrweiser’ und malen Runen darauf. Daß Sprossen eines typischen Mischvolks sich etwas auf eine imaginäre Rasse zu gute tun, deren Existenz noch immer nicht ganz erforscht ist, und der sie sicherlich nicht angehören, weil sie schon nach vier Generationen die Wenden von den Kaschuben nicht zu unterscheiden wußten: das ist nur durch der Zeiten Not zu erklären. Wenn Einer ein bißchen viel Miete hezahlen muß, weil sein Kaiser, bevor er ausgekratzt ist, den Krieg verloren hat: dann besinnt dieser Eine sich auf die Juden, die an Allem schuld sind, und fühlt sich stolz als Germane.

Schwartensammler. Herr M. Schwarte aus Berlin, im Krieg Generalleutnant, hat, „unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner” (und mit wessen Unterstützung?) ein zehnbändiges Werk herausgegeben: ‚Der große Krieg’. „Die erschütternde Größe dessen”, sagt der Waschzettel, „was das deutsche Volk im Weltkrieg vollbracht hat, ist von seiner Gesamtheit bisher noch gar nicht begriffen.” Sehr richtig. Oder hat etwa die Gesamtheit begriffen, daß eine minderwertige Herrscherkaste das Land in der Welt unmöglich gemacht hat?

Daß das deutsche Gold in aller Welt und die deutsche militaristische Pest im Lande geblieben ist? Daß keiner der Führer die Verantwortung und alle ihr Barvermögen über die Grenze getragen haben? Die Gesamtheit hat es, weiß Gott, nicht begriffen. So kommen wir auf die Nachwelt, dafür haben die Leute Geld, davon lebt Herr Schwarte (soweit er nicht von der Republik Pension für eine Leistung bezieht, die was andres wert war). Zum Teufel mit allen Schwarten!

Liga Junge Republik. Wie wühlt mir, wie wühlt mir die Grippe im Gebein! Trotzdem: Glück auf die Fahrt! Ob Ihr könnt, was Ihr wollt, wird sich erweisen. Der Zusammenschluß der paar Republikaner im deutschen Kaiserreich a. D. erscheint jedenfalls erstrebenswert. Möge einer deiner Begründer: Karl Vetter, Berlin-Neukölln, Hobrecht-Straße 58, öfter und öfter um Auskunft gebeten werden.

Historiker. Die Veröffentlichungen des Reichsarchivs können nicht als zuverlässig angesehen werden. Die ehemaligen Offiziere, die sich in dieses überflüssige Amt hineingerettet haben, sind nicht befugt, Geschichte zu machen. Gewöhnt, Alles im kleinen Gesichtsfeld preußischer Ressorts zu sehen, haben diese Leute, was sie da drucken lassen, auf Voraussetzungen aufgebaut, die ihnen so selbstverständlich sind, daß sie sie garnicht erst aussprechen. Und die deshalb doch nicht minder falsch sind. Entsprechend ist auch das Generalstabswerk des Reichsarchivs zu werten. Hausreklame.

Traugott v. Jagow. Dein Urlaubsgesuch ist abgelehnt worden. Was in Deutschland Alles möglich ist! Jetzt wirst Du nach einem ähnlichen Küchenzettel speisen wie Ernst Toller. Und stets, wenn Erich- Mühsam eine Strafnacht auf den Fliesen schlafen darf, wirst Du in Deinem Amtsstil auf den Sacharinsekt unsrer Republik ein Donnerwetter niederflehen. Prosit!

Verantwortlicher Redakteur Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard. Chartottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVIII Jahrgang 26. Januar 1922 Nummer 4

Pariser Eindrücke von H. v. Gerlach

Die letzten Wahlen in Frankreich waren „Siegeswahlen”, in England „Khakiwahlen”. Beide standen unter dem Motto: Der Deutsche muß bezahlen! Beide hatten dasselbe Ergebnis: eine riesige Rechtsmehrheit, in Frankreich „bloc national”, in England „coalition” genannt.

Aber gleicher Ursprung und gleiches Ergebnis haben nicht in beiden Ländern dieselben Folgen gezeitigt.

Die Engländer sind zwar ganz und gar kein Krämervolk, wohl aber ein Volk mit Kaufmannsgeist im besten Sinne des Wortes. Auf einer Konferenz zu London im Herbst 1920 hörte ich Sir George Paish, den Finanzberater der englischen Regierung während des Krieges, das von allen anwesenden Engländern mit Zustimmung aufgenommene Wort aussprechen: „Es ist Unsinn, nach Ende des Krieges noch Kriegsgeist zu pflegen!” Dieser Grundsatz ist nicht nur das Leitmotiv des klugen Lloyd George: er hat auch die Haltung der Koalitionsparteien mehr und mehr beeinflußt. Lord Northcliffe befindet sich mit Carson und einigen andern „Unentwegten” in glänzender Isolierung. Die Mehrheit hat nicht nur den Frieden mit Irland gemacht, sondern will auch wirklich den Friedenszustand mit Deutschland.

In Frankreich sind wir noch nicht so weit. Zwar die Masse des Volkes denkt auch hier jetzt erheblich anders als zur Zeit der letzten Wahlen. Aber die Kammermehrheit vertritt noch „voll und ganz” den nackten Siegerstandpunkt. Ihre Stimmung ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß nach der Ueberzeugung aller Franzosen der Krieg ihnen durch Deutschland aufgezwungen worden ist, wenn man die Folgen dieses Krieges — die noch immer grauenvolle Verwüstung in zehn Departements, die entsetzlich hohen Steuern, das trotzdem ungedeckte Milliardendefizit — in ihrem ganzen Umfang sich klar macht. Das Schlimme ist nur, daß der bloc national eben nach Stimmung Politik treibt und nicht, wie die englische Regierung, nach verstandesmäßigen Erwägungen und kaufmännischen Berechnungen.

In Frankreich läßt die republikanische Tradition eine Kammerauflösung kaum zu. Wir haben daher voraussichtlich bis zum Termin der regulären Neuwahlen, das heißt: bis zum Frühjahr 1924, mit der nationalistischen Mehrheit zu rechnen.

Daß diese Neuwahlen ein ganz andres Bild ergeben werden, daran zweifelt keiner der zahllosen Politiker, mit denen ich jetzt in Paris gesprochen habe. Ueber das Maß der Umgruppierung gingen die Ansichten ein wenig auseinander, über die Tatsache selbst aber nicht. Die allgemeine Ueberzeugung gründete sich auf die Erfahrungen, die in allen Teilen des Landes gemacht worden waren. Die französischen Arbeiter waren ja nie nationalistisch, auch bei den letzten Wahlen nicht. Aber sie bilden kaum ein Viertel der Bevölkerung. Auf den Bürger und vor allem auf den Bauer kommt es an. Denn Frankreich mit mehr als fünfzig Prozent landwirtschaftlicher Bevölkerung ist ein Agrar-

land, und zwar ein Land des kleinen Grundbesitzes. Die französischen Bauern und Bürger aber wollen „ihre Ruh” haben und von der Gefahr neuer kriegerischer Verwicklungen befreit sein, keine unnötigen Steuern für eine allzugroße Armee zahlen, ungestört in ihrem Handel und Wandel nach allen Seiten sein. Das Alles ist nur möglich, wie sie genau wissen, wenn ein vernünftiges Verhältnis zu allen Nachbarn hergestellt ist.

Die Stimmung der Massen ist also ganz entgegengesetzt der Stimmung der Kammermehrheit Es handelt sich nur noch darum, daß diese Stimmung auch bei den Wahlen klar zum Ausdruck komme und nicht durch falsche Taktik der jetzigen Oppositionsparteien verfälscht werde.

Der bloc national ist in dem Augenblick erledigt, wo ihm ein bloc republicain entgegentritt. Mit andern Worten: Die Entscheidung bei den nächsten Wahlen hängt davon ab, ob Sozialisten und Linksrepublikaner in dem richtigen Verhältnis zu einander in diese Wahlen hineingehen.

In Frankreich ist eine Verständigung zwischen Sozialisten und bürgerlichen Linksparteien leichter als bei uns. Das liegt an der verschiedenen Bevölkerungszusammensetzung.

Bei uns bilden die Arbeiter die Mehrheit. Die sozialistische Mehrheit im Reichstag und damit die sozialistische Herrschaft über Deutschland erscheint jedem klassenbewußten Arbeiter nur noch als eine Frage der Zeit, und zwar als die einer nicht fernen Zukunft. Er widerstrebt daher instinktiv einer Koalition mit bürgerlichen Parteien. Er denkt: Was soll ich mir erst die Reinheit meiner sozialistischen Wäschedurch ein Kompromiß mit Bürgerlichen beschmutzen lassen, wo doch nur noch ein bißchen Arbeit und ein bißchen Geduld dazu gehört, um meine Partei und damit den ganzen Sozialismus aus eigner Kraft triumphieren zu sehen! Die Bürgerlichen ihrerseits schweben in ständiger Angst vor einer absoluten sozialistischen Mehrheit und beben deshalb vor engem Zusammengehen mit den Sozialdemokraten, wenigstens den entschiedenen, zurück. Wir werden doch nicht dem „Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft” selber in den Sattel helfen!

In Frankreich wissen die Arbeiter ganz genau, daß sie allein nie die Mehrheit erringen können. Wollen sie allmählich wenigstens ein Stück Sozialismus durchsetzen, so können sie das nur durch Zusammengehen mit dem radikalen Teil des Bürgertums. Gegen dieses Zusammengehen haben die radikalen Republikaner nichts einzuwenden, da sie sich frei von jeder Sorge vor einer reinen Arbeitermehrheit und damit gesichert gegen die Verwirklichung des „integralen Sozialismus” fühlen.

Vernunft weist Sozialisten und Linksrepublikaner auf einander an. Und der gemeinsame Haß gegen den nationalistischen und militaristischen bloc national bildet den kittenden Zement. Ich weiß nicht, ob es zu einem formellen Bündnis zwischen beiden Richtungen kommen wird. Aber zum mindesten für eine Entente cordiale bei den Wahlen schien mir auf allen Seiten Geneigtheit zu bestehen.

Das Ministerium Poincaré wird der Zusammenschweißung der Linksparteien treffliche Dienste leisten. Als ich Anfang

Januar in Paris war, rechnete zwar Niemand mit einem so raschen Sturz des Kabinetts Briand. Fast Alle aber gingen davon aus, daß irgendwann im Laufe des Jahres 1922 Briand durch Poincaré abgelöst werden würde. Und so Manchen hörte ich sagen: Ein Kabinett Poincaré ist direkt nötig, um den Sieg der Linken das nächste Mal sicher zu machen. Niemand verhehlte sich die peinlichen unmittelbaren Folgen eines solchen nationalistischen Ministeriums, peinlich für Frankreich mindestens so sehr wie für Deutschland. Aber man glaubte, die unangenehme Zwischenzeit in Kauf nehmen zu können (man konnte sie ja übrigens auch nicht verhindern!), weil an ihrem Ende der Beginn des dauernden Einvernehmens zwischen Frankreich und Deutschland stehen werde.

Uns Deutschen bleibt im Augenblick nichts andres übrig, als abzuwarten und inzwischen fortzufahren mit der von Wirth konsequent betriebenen Politik der Erfüllung bis zur Grenze des Möglichen. Jede deutsche Tat übt sofort ihre Fernwirkung in Frankreich aus. Jede monarchistische Demonstration, jede nationalistische Hetzerei, jede militaristische Ausschreitung ist Wasser auf die Mühle desbloc national, ist ein Stützpfeiler für das Ministerium Poincaré. Wer dagegen pazifistisch und republikanisch sich betätigt, der liefert Steine für den Bau des bloc republicain, von dessen Sieg die Zukunft der deutsch-französischen Beziehungen abhängt.

Oskar Hergt **von Johannes Fischart**

Steck einen Floh in einen Cutaway und laß ihn dann frei herumspringen. Das ist, in seinem äußern Gebaren, Oskar Hergt, der Führer der deutschnationalen Opposition. Flink und behend redet er, im Reichstag oder in Versammlungen, in beinah gymnastischen Uebungen. Alles ist in fortwährender Bewegung. Die Hände und die Füße sprechen. Der Oberkörper unterstreicht gleichsam durch eine Verbeugung jeden Satz, und der Kopf wirbelt bald hierhin, bald dorthin. Die große schwarze Hornbrille, die er sich auf sein Näschen gestülpt hat, ist dauernd in Gefahr, bei irgendeinem dieser vulkanischen Ausbrüche herabzustürzen und in Trümmer zu gehen. Dabei ist Hergt gar keine vulkanische Natur, sondern nur ein menschliches Perpetum mobile. Er spricht und spricht in Katarakten, aber weil Alles so überraschend schnell an dem Ohr des Zuhörers vorüberflitzt, bleibt wenig haften. Im letzten Grunde kann er, trotz all seinen oppositionellen Gebärden, doch nie den altpreußischen Beamten verleugnen.

Geboren ist er 1869 zu Naumburg an der Saale. Hundert Jahre nach der Geburt Napoleons. Aber er ist kein Napoleonide. Kein Dämon bohrt in seiner Brust. Kein Genie erhellt grell sein Tun und Handeln. Er ist höchstens ein politischer Artist. Ein Jongleur. Aber ohne den Hautgôut eines Bohémiens. Alles ist an ihm höchst normal. Sogar seine politische Verdauung. In ruhigem Lauf hat sich seine Karriere entwickelt. Er studierte

Jura, kam als Amtsrichter nach Liebenwerda, als Regierungsrat nach Hildesheim und Hannover und dann, in einem kleinen Sprunge, als Geheimer Finanzrat ins Preußische Finanzministerium. Zehn Jahre hielt er es in dieser Position aus, wurde dann, im zweiten Kriegsjahr, als Regierungspräsident nach Liegnitz und, ein Jahr darauf, in der gleichen Stellung nach Oppeln in Oberschlesien versetzt. Im Hochsommer 1918 berief ihn das königliche Vertrauen an die Spitze des Preußischen Finanzministeriums. Damals schon begann das Staatsgefüge bedenklich zu wackeln; Ein Kaiserlicher Ukas erging an die Minister, sich bei jeder passenden Gelegenheit in großen anfeuernden Reden an die Nation zu wenden, um die Stimmung zu heben. Hergt, der bis dahin rein bureaukratisch zu denken gewöhnt war, der als Verwaltungsbeamter nur Akten zu wälzen und danach Entscheidungen zu treffen hatte, sah sich nun, kaum daß er ins Finanzministerium eingezogen war, vor eine politische Aufgabe gestellt, die immerhin einiges psychologisches Verständnis voraussetzte. Er machte also in Stimmung und hielt eine Rede im Preußischen Landtag. Was er aber sagte, war gradezu kindisch. „Da wird von der amerikanischen Gefahr geredet", sprach er. „Meine Herren, beruhigen Sie sich: die Amerikaner können nicht fliegen und nicht schwimmen. Sie werden nie über das große Wasser kommen." Da waren eben in aller Stille bereits die ersten Hunderttausend amerikanischer Truppen auf dem europäischen Kontinent gelandet.

Hergt war, seit er dieses große Wort gelassen ausgesprochen hatte, der Liebling der Rechten. Bis dahin hatte er sich nicht politisch herausgestellt. Jetzt war er plötzlich als Meteor an dem kohservativen Sternenhimmel erschienen. Seine politische Zukunft war gesichert. Denn immer noch ist der deutsche Philister demjenigen Politiker freudig schluchzend in die Arme gefallen, der ihm nach dem Munde redete, ganz gleich, ob es wahr war oder nicht. Wenige Wochen später, als nach dem umgekehrten Kassandraruf Hergts die militärische Front Deutschlands und damit das ganze bisherige politische System zusammenbrach, flog auch er in die Luft. Das stolze konservative Parteigebäude wurde von der allgemeinen Sturmflut mit umgerissen. Mit den alten Idealen der preußischen Samurai war es ein für alle Mal vorüber. Nun galt es, eine neue Plattform zu finden. Und sie fand sich. Hergt, dieses mittelgroße, dunkelbrünette Herrchen, redete so lange mit seinen Händen und Füßen, mit seinem Kopf und seinem Bauch, bis aus dieser Rotation schließlich das neue Schlagwort geboren wurde: Deutschnationale Volkspartei. Sie wollten eine Volkspartei sein. Sie wollten national sein. Sie wollten deutsch sein. Damit konnte man, je nach der Windrichtung, diejenige Politik machen, die sich in dem allgemenen Chaos zuguterletzt als notwendig erweisen würde. Es war ein sehr buntes Gemisch, das sich in diesem Parteikessel zusammenfand: alte, uralte Konservative, wie Graf Westarp, der große, zitronensaure Zensor der konservativen Weltanschauung alten Stils; Herr von Graefe, der mecklenburgische Talmijunker und alldeutsche Heißsporn; Pfarrer Traub, der, als er einst an den Dogmen der evangelischen Kirche zu zweifeln wagte, Zu-

flucht suchen mußte auf dem äußersten linken Flügel des Liberalismus; Käte Schirmacher, die, solange sie in Paris gelebt, nur französisch transpiriert hatte; Herr Mumm, der Sittlichkeitsschnüffler und Rote-Laternen-Sucher, der Schwiegersohn des hochseligen Hofpredigers Stöcker, der einst die Scheiterhaufen um Bismarck errichtet hatte; Mutter Behm, eine gemütliche ältere Dame, die etwas in die Breite gegangen ist, bieder, derb und Schutzpatronin aller Heimarbeiterinnen; Doktor Helfferich, der ehemalige Anhänger Theodor Barths, Freihändler, Manchestermann, Anti-Agrarier, später Bankdirektor, Reichsschatzsekretär, Vizekanzler und Umfallpolitiker, als das alte Regime bereits in den vorletzten Zügen lag, ein politischer Querulant mit einem immerhin erstaunlichen Sachwissen, das er wie ein kautschukartiger Statistiker je nach Belieben verwendet; Wulle endlich, mit dem ganzen Heerbann der skandalierenden Antisemiten.

Hergt hielt sich in der ersten Zeit zu den gemäßigten Elementen, die in Delbrück, dem frühern Stellvertretenden Reichskanzler, und dem Grafen Posadowsky, dem sozialpolitischen Eisbrecher, ihre natürlichen Führer sahen. Die Deutschnationalen taten in der Deutschen Nationalversammlung an der Reichsverfassung aktiv, wenn auch retardierend mit. Ihre Polltik war grundsätzlich oppositionell, weil sie Monarchisten sein wollten. Aber bei alledem fehlte ihnen doch nicht der Wille zu positiver Mitarbeit. In der Preußischen Landesversammlung lagen die Verhältnisse ähnlich. Hier führte Hergt die Regie. Als Deutschland vor die Entscheidung gestellt wurde, das Versailler Friedensdiktat anzunehmen oder abzulehnen, waren die Deutschnationalen bereit, mit den andern Parteien eine große nationale Abwehrfront zu bilden. Aber die Kombination verschwand sehr rasch wieder, und die Politik der Mitte wurde von den Parteien des Zentrums, der Demokratie und der Sozialdemokratie fortgesetzt.

Der Kapp-Putsch sollte dieser Politik jäh ein Ende bereiten und der konservativen Tradition wieder den Weg frei machen. Die besonnenen Politiker der deutschnationalen Partei, voran Delbrück, warnten vor jedem Staatsstreich. Vergebens. Als dann die Katastrophe hereingebrochen war, als die Gegenrevolution den mühsam errichteten neuen Staatsbau von neuem erschütterte, gerieten die deutschnationalen Führer in die größte Verlegenheit, auf welche Seite sie sich schlagen sollten. Einige machten ohne weiteres den Putsch mit. Hergt riet, wenigstens einige Tage abzuwarten, und ließ eine Erklärung veröffentlichen, die nicht kalt, nicht warm war, die, wie immer der Ausgang des Unternehmens sein sollte, nach rechts wie nach links Rückzugsmöglichkeiten offen ließ. Monate vergingen. Die neuen Reichstagswahlen brachten den beiden Rechtsparteien einen großen Zulauf. Vor allem der großindustriellen Deutschen Volkspartei, die bis dahin in der Opposition enge Fühlung mit den Deutschnationalen gehalten hatte. Hergt war in den Reichstag gelangt. Er setzte Alles daran, um entweder selbst in die Regierung zu kommen, und sei es auch zusammen mit der Sozialdemokratie, oder, wenn das nicht gelänge, die Deutsche Volkspartei bei der oppositionellen Stange zu halten. Beides schlug fehl. Umsonst

entwickelte Hergt ein großes Ordnungsprogramm. Ein Programm der Versöhnung und des Entgegenkommens nach links. Seine eignen Leute indessen ließen ihn im Stich. Die Deutschnationalen wurden, zurückgestoßen, radikaler denn je. Posadowsky, der die Lust verloren hatte, überhaupt noch zu kandidieren, und Delbrück wurden völlig an die Wand gedrückt. Die Deutschvölkischen drängten nach vorn und versuchten, die Partei auf eine schroffe antisemitische Formel festzulegen. Eine Zeitlang widerstanden Hergt und sein Gefolge diesem Treiben, dann mußten sie nachgeben und diesen neuen Standpunkt ausdrücklich in einer parteioffiziellen „Verlautbarung" festlegen. Das war selbst Herrn von Heydebrand und der Lase, dem einstigen ungekrönten König von Preußen, ein bißchen zu viel. Wie der alte Moor entstieg er plötzlich dem Turm der Vergessenheit, um in der ‚Kreuzzeitung' drohend und mahnend den Finger gegen die antisemitischen Ueberspanntheiten zu erheben.

Aber das ist nicht der einzige Zwist im deutschnationalen Parteilager. Ein andrer läuft nebenher: der Kampf, der sich über das Zentrum hinweg gegen die katholische Kirche richtet. Ganz unversehens ist es dazu gekommen. Die Parteileitung war im Gegenteil bemüht, die rechtsgerichteten Elemente des Zentrums für sich zu gewinnen, hatte eine besondere katholische Abteilung ins Leben gerufen und hatte dafür Professor Martin Spahn, den Allerweltspolitiker und Historiker, den Sohn der großen Zentrumsleuchte Peter Spahn, gewonnen. Kurz: man machte den Katholiken allerhand Konzessionen. Da begehrte die Orthodoxie der evangelischen Kirche auf. Ihr Organ, der fromme ‚Reichsbote',machte einen Lärm, als ob sämtliche protestantischen Pfarrer dem Papst zuliebe in einen Kessel siedenden Wassers geworfen werden sollten. Hergt beschwichtigte und versuchte die Aufmerksamkeit abzulenken. Vergeblich.

Hergt vertritt im Reichstag und im Preußischen Landtag bei großen politischen Anlässen in längerer wirbelnder Rede die Ansichten der Partei. Hinter ihm stehen dann, wie zwei Pagoden, Graf Westarp und Helfferich, um den ganzen szenischen Apparat der anschwellenden Zustimmung oder der murmelnden Abwehr gegnerischer Angriffe zu leiten. Die Zeit ist über die starre Oppositionspolitik hinweggegangen. Obwohl das Wort Revanche von diesen Leuten kaum jemals gebraucht wird, klingt es doch wie ein Unterton durch alle ihre Reden und Schriften. Aber die Massen des deutschen Volkes haben sie nicht hinter sich. Die wollen arbeiten und aufbauen. Hergt hat immerhin so viel Einsicht, diese Stimmung des Volkes zu fühlen. Und so springt er bald hierhin, bald dorthin, um sich immer von neuem den Verhältnissen anzupassen und den glimmenden Aschenhaufen im eignen Parteilager zu löschen. Kein Mann mit vorwärts gerichtetem starken Willen. Eher ein Feuerwerker, der rethorische Leuchtkugeln auffliegen lassen kann, der aber den Löscheimer neben sich stehen hat, um, wenn Brand ausbricht, ihn mit einigen Güssen zu besänftigen.

Wir und Ihr von Helene Keßler von Monbart

Briefe an einen französischen Freund

3.

Ich kam an einem Maimorgen auf dem Anhalter Bahnhof an. Sie wissen, daß ich die Stadt nie geliebt habe; immer erschien sie mir unruhig, lärmend, ohne Linie und Adel, von schreiender Vulgarität. Ihre Eleganz war ohne Anmut, ihr Luxus ohne Freigiebigkeit, ihre Anmaßung ohne Sicherheit. So denkt, so gebärdet sich die Art, die mich am meisten abstößt; aber nicht etwa möchte ich sie auf Deutschland beschränken oder gar als spezifisch deutsch, als preußisch bezeichnen. Sie ist antireligiös, ehrfurchtslos — deshalb von allen Völkern und von allen Zeiten. Beim Engländer macht eine gewisse Schwermut den Bourgeois selbst erträglich; die Weltbeherrscher, die die Herrschaft gekostet haben, wissen, daß sie Ohnmacht ist. In den romanischen Ländern gleicht die kindlich fröhliche Genußsucht des glücklichern Temperaments den Mangel aus. Bei uns rafft man nur ein, versteht aber eigentlich nicht auszugeben; nirgends hat man die Arbeit die ein Fluch ist, als Fluch sich auswirken muß, derart zur Gottheit, zum Selbstzweck erhoben. Der neudeutsche, der berliner Geschäftsmann hat für ein Eigenleben oder Innenleben ja überhaupt keine Zeit! Ihm fehlt die Zeit für die Liebe, für seine Familie, die Kinder, für Kunst und Ahnung. Es ist in Deutschland sehr volkstümlich geworden, diese Sinnesrichtung, deren Gefahr und Irrtum man erkannt hat, den Juden, ihrer geistigen Führerschaft, zuzuschreiben. Bis zu Ihnen, wie ich aus Ihren dringlichen und eingehenden Fragen sehe, ist diese Auffassung gedrungen. Sie wollen also wissen, ob das neue Deutschland antisemitisch ist. Antisemiten, lieber Freund, sind, hier wie anderswo, die Leute, denen es in ihren Vorteil paßt, für ihre dürren und nackten Machtgelüste irgendein billiges Mäntelchen immer zur Hand zu haben. Ueberall ist der schnell reich Gewordene, der Emporkömmling eine fatale und lächerliche Figur. Beruhigen Sie sich: er tritt als Germane, als „Christ” hier ebenso brutal als unanständig auf, wie wenn er zufällig semitischer Abstammung ist.
Im Gegenteil möchte ich beim Juden, aus der Erinnerung an eine lange Leidenszeit oder aus einem Rest ursprünglich religiöser Veranlagung, eher Barmherzigkeit und Hilfsbereitschaft, jedenfalls Einsicht und Billigkeit erwarten. Mir persönlich ist nun einmal Shylock unendlich sympathischer als die Bande um ihn herum, die ruinierten Edelleute, der zur Unzeit sentimentale Antonio, der Mitgiftjäger Lorenzo, vor allen dieser pedantisch ehrsame Gerichtshof, der den Juden zum Christentum verurteilt Ich berichte im übrigen wahrheitsgetreu, daß in jedem Bahnabteil, an jedem Wirtshaustisch, in jeder Wahlversammlung pünktlich irgendein „echt deutscher” Mann auftritt, der weiß, daß die Juden alles Unheil verschuldet haben. Mit den Franzosen und den Freimaurern im Bunde. Zur Ausrottung und systematischen Verseuchung der germanischen Rasse. Das eigentliche Ziel der Juden ist die Weltherrschaft: alle fünf Jahre um Mitternacht versammeln sich die Abgeordneten der zwölf Stämme auf dem Prager Judenfriedhof um die diabolisch-macchiavellistischen Maßnahmen zur Erreichung ihres Zwecks zu beraten.

Nun, im harten und zähen Rohmaterial Nordostdeutschlands sind die Juden das Ferment — da jedes Werden ein Morden, jedes Fortschreiten auch ein Absterben ist. Berlin, zusammengetrieben und eingefuchtelt wie eins seiner berühmten Garderegimenter, stünde noch heute unter dem Krückstock Friedrich Wilhelms des Ersten, murrte, medisierte — und gehorchte. Diese lange Vergangenheit des Gehorsams unter oft fürsorgliche und intelligente, stets aber unverkennbare Willkür des jeweiligen Souveräns hat den Charakter der Stadt verdorben. Berlin hat nicht, wie Paris 1789, seine Revolution gehabt. Die Juden und der polnische Zusatz haben ihre von 1848 erlebt — wiederum Juden und Russen, nach alldeutscher Prägung, die von 1918. Denken Sie aber darum durchaus nicht, daß die Stadt monarchisch oder loyal wäre! Sie war es niemals und ist es nicht.

Dies ist der Punkt, der Sie und Frankreich am lebhaftesten beschäftigt: Ist das Deutschland von heute noch monarchisch, hohenzollerntreu — wie Ihre und unsre Ueberpatrioten behaupten — oder ist es republikanisch?

Es ist gar nichts. Die Verfassung interessiert nur mäßig. (Tatsächlich: sind nicht Verfassungen und Parlamente ein wenig vieux jeu?) Es ist vor allen Dingen sachlich. Die Steuerpläne sind in diesem Augenblick wichtiger, eingreifender als eine mehr oder weniger entfernte Rückkehr sämtlicher Fürstenhäuser. Für diese Rückkehr wäre Voraussetzung: militärischer Sieg und daraus folgende Prosperität. Sehr ernstlich möchte ich versuchen, Sie und Ihre Freunde — die zwar, wie Sie schreiben, „noch nicht maßgebend sind, wohl aber eine Richtung angeben" — von der Erfolglosigkeit und Gefolgslosigkeit der monarchistischen Treiberei in Deutschland zu überzeugen. Es handelt sich immer nur um Führer, um subalterne, meiner Meinung nach nicht einmal ehrlich überzeugte Offiziere ohne Armee.

Selbst eine Verzweiflungstat Deutschlands — und da liegt Europas wirkliche Gefahr — würde sich immer eher in der Richtung des Bolschewismus, des roten Kommunismus bewegen als konservativ-legitimistischen Charakter tragen. Vergessen Sie doch nicht — Franzosen, die sich hier aufhalten, sehen es leicht ein! —: daß dieses Land ganz modern, durch großzügigste Arbeitsmethoden amerikanisiert war — hinter einem mittelalterlichen Theaterversatzstück. Auch von diesem ist nichts mehr vorhanden als die Sehnsucht danach. Und wenn Sie mich fragten: Dies unruhige, gereizte, überreizte und zynisch genußsüchtige Volk — was will es zur Zeit?, so würde ich Ihnen antworten: Dies Volk will leben. Ja, essen; sein tägliches Brot beschaffen, von heut auf morgen.

Das ist wenig. Und ist doch sehr viel. Es ist der phrasenlos naturgemäße Seelenzustand nach der Katastrophe. Wir haben von antiken Völkern, von Kriegerstämmen wie den Ostgothen gehört, die sich bis auf den letzten Mann niedermetzeln ließen. Unsrer Einbildungskraft sind sie teuer geblieben: sie durften in Schönheit sterben. Gleich den Dreihundert der Thermopylen, den Schweizergarden, dem letzten Viereck der Alten Garde.

Lächeln Sie nicht über die große Geste! In der Jugend entferntester Zeiten lebt sie unsterblich fort. Daß die Geste der sterbenden Monarchie so gar kläglich, dürftig, ein Feilschen um die Altersrente war, hat sie gründlicher erledigt als jeder Heldentod, als Attentat oder Schafott. Doorn ist behaglich, diebssicher — aber unromantisch.

Hätte man meinen Vater oder seinen Freunden damals gesagt: So endet einmal das Hohenzollernhausl — ein Schlag der Reitpeitsche wäre die Antwort gewesen.

Darin, in der seitdem durchmessenen Distanz, liegt für Sie, für Frankreich die sicherste Gewähr für die Ausschaltung der Monarchie. Sie hat Selbstmord begangen — den schlimmsten Selbstmord bei lebendigem Leibe. Und ist nun eben deswegen kein Leib, sondern ein Scheinleib, Popanz oder Spuk.

*

Ich fand die Hauptstadt äußerlich schäbig, verschmutzt, abgebröckelt, geschäftig, gleichgültig und unzufrieden. Jede Stadt in ihrer Lage würde ihr gleichen. Keine Spur von Leichtsinn — der hier war immer unecht, Betäubungssucht. Hier hat Keiner Zeit — er hat sie nicht einmal für das Laster, das eines Studiums, der Hingabe bedarf. Auch des Geldes bedarf es, ererbten Wohlstands, und das allein ist der Grund, weshalb es hier nie populär werden kann. Populär ist hier die Renommage. So tun, als ob — Zweideutigkeit; immer auf der Suche nach Anrüchigkeiten. Hier ist schlechte Imitation, langweilig und stillos.

Berlin ganz im Grunde ist die ihrem Rahmen entwachsene Mittelstadt. Mit den Provinzvergnügen der Mittelstadt, mit Cliquen und Cliquengetu, mit der Liederhalle oder dem Musikverein, dem Nachmittagskaffee und dem weißgewaschenen Kleid. Diese Frauen lasterhaft! — sie sind die frühern Sentimentalen, in weichlicher Romanlektüre sich auslebend, zu bequem, um ein Korsett zu tragen, selbst wenn sie hübsch sind. Kino und Konditoreien genügen für sinnliche Bedürfnisse vollständig.

Mich, nachdem ich die Welt befahren, erstaunt immer, was man hier verderbt, unmoralisch nennt. Wie man bei Engländern umgekehrt über die kalte Kühnheit, den Verderberwillen erstaunt! Spießbürgerlichkeiten, selbstgefällig plump vorgetragen und vielfach unterstrichen — mir erregen sie nur Ekel. Die Herkunft weist schnurstracks auf die Stammtischzote. Dieser Witz ist so ausschließlich männisch-tabakduftend. Wie erschreckend muß es sein — der Gedanke in der Tat läßt erschauern —, von dem sinnlichen Wohlwollen solcher Familienpaschas, ihrem schweren Blut, der anmaßenden Wachstubenfröhlichkeit abzuhängen! Wie amüsiert man sie? Wie werden sie gefesselt? Und wirklich halte ich sie für die undankbarsten, ungroßmütigsten aller Liebenden. Hier ist die plumpe Vorliebe des Fleischfressers für Jugendlichkeit, die rein zahlenmäßigen vierzehn oder fünfzehn Jahre, ihr wirkliches Laster! Mädchen sind wohlfeil nach den männerwürgenden vier Kriegsjahren. Sie sind eigentlich hübscher geworden, diese kleinen Dinger, munterer; schicker, mit der Neugier, der versetzten Romantik ihrer zwanzig Jahre. Dem Manne, soweit er nicht Schieber oder Ausländer oder, am besten, beides ist, fehlt der eigentliche Zauber, der den Pascha erträglich machen konnte: das Geld. Fast alle Frauen — bis in die Aristokratie, den guten Bürgerstand hinein — verdienen, gleichwertig mit den jungen Männern, die dadurch entwertet, im Selbstbewußtsein und in der Selbstachtung herabgedrückt werden. Einem aufsteigenden weiblichen Geschlecht, der Ueberzahl nett gekleideter, gut genährter Frauen steht die Minderheit dürftig angezogener, mißmutig oder bös blickender Männer gegenüber. Man

stiehlt ein wenig; aber gespart wird an allen Ecken und Enden. Und das bewirkt unendliches Mißbehagen, Kaltherzigkeit, Ungastlichkeit, die früher nicht war. Nichts wird auf die Dauer den Charakter eines Volkes oder eines Menschen so sicher verderben wie die stete Notwendigkeit der Pfennigfuchserei.

Ich kenne hier viele heißblütigere, großzügige Menschen, die zum tollsten Abenteuer des gewaltsamen Umsturzes bereit sind — aus keinem andern Grunde als diesem. Die rote Not, Hunger, Plünderung, Lebensgefahr: all das scheint erträglicher als die stete bleigraue und drückende Misere des Alltags, unsres häuslichen Lebens. Dazu kommt die Unfreiheit, durch Rationierung und Besteuerung gehemmter Verkehr, die absolute Unmöglichkeit fast des Reisens. Wenn man reist, wird die vierte Klasse benutzt, bis in die allerbesten Stände hinein; man schleppt sein Gepäck, führt die Lebensmittel mit, um Hotel und Gasthof zu vermeiden. Droschken und Autos? Dieser ganze Teil der berliner Menscheit schiebt sich, drängt, hastet zu Fuß. Jeder Einzelne der Gesamtheit spürt Stich und Biß all dieser Erbärmlichkeiten stündlich und täglich. Die Hausfrau soll aus unzureichendem Rohstoff, mit minderwertiger Zutat schmackhaft und reichlich kochen. Seife, Sauberkeit bezahlt sich heut mit Gold; jeder Handwerker, jede Reparatur kostet das Zwanzigfache, Kohlen wie Kartoffeln das Dreißigfache und immer mehr.

In diesem Elend, für das Not fast ein schonender Name ist, erblicke ich die Gefahr. Nicht in phantastischen imperialistisch-monarchistischen Wiederbelebungsversuchen. Kein Mensch hier will wiederbeleben. Nur leben wollen diese Menschen.

Und wird es ihnen möglich sein — dem tüchtigsten, arbeitsamsten, gut gebildeten Volke Europas? Wird Polen leben können? Rußland?

Die blinde Weisheit von Versailles, die nur Revanche, Wilhelm oder Ludendorff sieht, weiß darauf keinne Antwort.

Fair play! Ja, ehrliches Spiel, offene Bahn dem guten Willen und nieder mit allen politischen und geographischen, allen Sprach-Grenzen! Sie sind für ihn Kleinigkeiten, Steine am Weg. Er aber ist beflügelt von edlem Blut, treu, ausdauernd und sauber.

Glauben Sie mir — wie Sie's von Frankreich erzählen, von den Stillen und Verständigen dort, im Heimatlande des bon sens! —: keine andre Frage als diese des wirtschaftlichen Fortbestandes, der Existenzsicherstellung bewegt die Leute. Nicht Schuld oder Unschuld — Zukunft oder Vergangenheit.

Heute! Hier springt, die Ihr euch Führer nennt! Weist den Weg!

Das Elend ist bekanntlich geduldig. Aber täuscht euch über die Geduld der Völker nicht, Ihr sogenannten Volksbeauftragten! Ueberreif gewordene Entwicklungen drängen zu Ausbrüchen.

In Deutschland, Frankreich, Italien gärt und schwärt es.

Jeder weiß, Jeder sieht es. Außer den unmittelbar an der Ausnutzung des jetzigen oder vergangenen Zustands Beteiligten, den Nutznießern jedweder Qual und Müdigkeit.

Vielleicht sind es nur vierzig Leute in Europa, wie Einige sagen? Und wenn diese Vierzig beizeiten eingesperrt worden wären, hätten wir keinen Weltkrieg erlebt. Vielleicht sind es Vierzigtausend?

Unterhalten wir uns, unter uns, ein wenig über diese Vierzigtausend!

(Fortsetzung folgt)

Das Recht auf Abtreibung? von Vanna Brenner

Es ist klar, daß Ihnen, Herr Manfred Georg, auf Ihre Ausführungen in Nummer 1 der ‚Weltbühne' über das Problem der Abtreibung eine Frau Einiges zu erwidern wünscht. In dieser Frage haben Aerzte gesprochen, Staatsmänner, Juristen, Soziologen; vom medizinischen, nationa!en, juristischen, soziologischen Standpunkt aus behandelten sie das Recht auf Abtreibung. Aber immer waren es Männer. Es wird Zeit, daß auch einmal die Frauen sich äußern.

Unter den vielen Für- und Wider-Rednern haben allerdings Sie, Herr Georg, das große Verdienst, mit der ernsthaften und unerbittlichen Zurückführung der ganzen Frage auf die Staatsverantwortung die einzige wirklich radikale Lösung eben dieser Frage klar- und nahegelegt zu haben. Dieser Hinweis ist so wichtig, daß hier nicht weiter auf die akzessorischen Wenn und Aber eingegangen werden soll, die selbstverständlich auch auf diesem Wege noch zu erwägen übrig bleiben. Ich will nur von dem sprechen, was abzulehnen mir notwendig erscheint, von Ihren drei Gründen, nämlich, die „heute Frauen dazu führen, ihre Frucht abzutreiben". Den zweiten Ihrer Gründe — wirtschaftliche Not — scheide ich aus, da er, solange die Forderung der staatlichen Sicherung noch nicht erfüllt ist, stichhaltig bleibt. Aber wie ist es mit jener „dritten Kategorie Frauen, die aus körperlicher Eitelkeit, Vergnügungssucht, Bequemlichkeit handeln"? Wohin käme man, wenn dieser Kategorie das Recht auf Abtreibung zugestanden würde! Welcher Leichtsinn — Sie verzeihen! — gehört zu der Behauptung, weder auf diese Frauen noch auf ihre Kinder könne es der menschlichen Gesellschaft ankommen! Mit einer derartig generellen Behauptung löschen Sie das Leben von tausenden kräftiger, tüchtiger, lebensfroher Menschen aus, deren Mutter eitel und bequem genug war, über die Schwangerschaft nichts als Aerger zu empfinden. Forschen Sie nach, und Sie werden mehr als ein Genie finden, dessen Mutter es mit großem Widerwillen trug, denn es war vielleicht das fünfte, sechste Kind und bedeutete vermehrte Sorge, verminderte Schönheit. Und woher wissen Sie, daß hinwiederum die unerwünschte Schwangerschaft nicht hunderte von eiteln und bequemen Frauen zu geduldigen und entselbsteten Müttern umzuwandeln vermag?

Hier komme ich zu Ihrem ersten „Grund", dem verlockendsten und verderblichsten, zu dem von Ihnen konstruierten Recht „hochentwickelter reifer geistiger Persönlichkeiten, die reif genug sind, um zu erkennen, daß für sie oder für das Stadium der Ehe die Tatsache eines Kindes ein Ereignis ist, das dazu beitragen würde, die eigne Entwicklung oder die Entwicklung der Lebensgemeinschaft zu hemmen oder gar zu vernichten". Welch ein Trugschluß, welch ein fürchterlicher Trugschluß! Spüren Sie denn nicht Ihre eigne verlegene Unsicherheit in den Schachtelsätzen, mit denen Sie, verehrter Herr Georg, Ihren Trugschluß „Jedem einleuchtend" zu machen suchen? Und glauben Sie übrigens im Ernst, daß eine Frau, die durch eine zuverlässige Persönlichkeit eine Abtreibung vornehmen läßt, mehr Mut beweist als eine, die sich den Gefahren der Entbindung unterzieht? Aber das nur nebenbei.

Die Hauptsache: es gibt keine reife, geistige, hochstehende Persönlichkeit, für die — unter der Voraussetzung eines Mindestmaßes

von wirtschaftlicher Sicherheit — die Tatsache des Kindes eine Hemmung bedeuten würde. Für den Mann — wenn Sie an ihn überhaupt gedacht haben — fällt die Hemmung fort, da er mit Tragen, Gebären und Pflege des Kindes zu seinem Glück ja nichts zu tun hat. Sind ihm die paar Monate Rücksichtnahme auf die schonungsbedürftige Gefährtin, sind ihm die Nervositäten der ersten Schreiwochen des Neugeborenen zuviel, dann ist es wahrhaftig schlecht bestellt mit dem Gemeinschaftswillen dieses (doch freiwilligen) Ehegatten. Und fürchtet er die wundervolle Aufgabe der Erziehung des Heranwachsenden, dann kann seine Reife, seine hohe Entwicklung nicht echt sein; denn der Reife will wirken — und wo vermag er schöner, einschneidender zu wirken als bei Kindern, seinen Kindern?

Es bleibt das Schicksal der Frau zu bedenken, der allein in diesen Dingen das Schwere auferlegt wird, der „reifen, hochentwickelten" Frau? Kann ein Kind sie ernstlich hemmen? Gewiß: die Frau, an die Sie denken, erlebt Stadien des objektiven Werkes, in denen Schwangerschaft und Geburt schwere Störung bedeuten würden. Aber es ist ihr — und den mitfühlenden, mitdenkenden Gefährten — ja unbenommen, in solchen Zeiten die Schwangerschaft zu vermeiden. Sie zu unterbrechen ist sie, grade sie, nicht berechtigt. Denn auch dies reife, geistige, hochentwickelte Wesen findet, da die Natur es nun einmal zur Frau gemacht hat, seine letzte Vollendung erst im Kind. Auch die Vollendung seines „Werkes".

Ich kannte eine solche Frau, reif, geistig, hochentwickelt, die der Meinung war, sie dürfe kein Kind haben, da sie noch viel zu viel mit ihrem zerrisenen Selbst beschäftigt sei, um einem Kinde genügend Kraft zu geben. Diese Frau wurde bei ehrlichstem Willen nie mit sich fertig; erst als sie ihre Bedenken überwand und Mutter wurde, konnte sie mit einem Mal fertig werden. Fertig — nämlich vollendet und für viele Jahre ruhig.

Ich glaube nicht an den Uebermenschen, verehrter Herr Georg; dennoch empfehle ich Ihnen jenes Kapitel des Zarathustra über die Ehe, den Willen zu Zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist als Die, die es schufen.

Rosa Luxemburg von Doris Wittner

Vor drei Jahren starb — eines gewaltsamen Todes, aus dem Hinterhalt gemeuchelt — eine Frau, die eine politische Kämpferin erster Ordnung und als solche eine Feindin des bestehenden Staatssystems gewesen. Am fünfzehnten Januar 1919 fiel Rosa Luxemburg, die leidenschaftliche Ruferin im Streit für das Proletariat, der sinn- und hemmungslosen Brutalität einer aufs Aeußerste gereizten und sich in ihrer Existenz bedroht fühlenden Soldateska zum Opfer. Die Stimmung jener Zeit war so kritisch und erbittert, daß die an einer Frau verübte Untat bis tief in die Schichten des intellektuellen — oder sich intellektuell dünkenden — Bürgertums hinein nicht die gebührende Verurteilung fand. Rosa Luxemburg, in deren gebrechlichem Körper ein Geist gleich einer Brandfackel wohnte, hatte, in treuer Gemeinschaft mit ihrem Freunde und Gesinnungsgenossen Karl Liebknecht, alle Kräfte des Aufruhrs entfesselt. Daß hinter diesem „hochver-

räterischen” und scheinbar verbrecherischen Tun das reinste Wollen und eine in allen Feuern welterlösender Gedanken erhärtete Ideologie ihren Hochsitz hatten, wußten wohl nur Jene, die ihrem eignen Ideenkreis nahestanden.

Rosa Luxemburg ist zur Blutzeugin für ihre Idee geworden. Und Blutzeugen sind immer die betörendsten Werber für neue Menschheitswerte. Die Toten Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg haben der Sache, für die sie kämpften, wahrscheinlich mehr genützt, als die Lebenden je hätten können. Das bedachten die Mörder nicht, da Denken ohnedies nicht ihre Stärke war.

*

An Robespierre, diesen roten Heiland, den tausendfältigen Scharfrichter aus Liebe, der, um den Himmel herniederzuzwingen, zuvor die Erde in eine Hölle zu verwandeln trachtete, an diesen unbestechlichen Advokaten von Arras, dessen Tugend ganze Generationen abschlachtete, muß man unwillkürlich denken, wenn man die Briefe Rosa Luxemburgs an die Frau Karl Liebknechts liest (erschienen im Verlag Junge Garde zu Berlin).

Diese Briefe sind sämtlich aus dem Gefängnis, oder vielmehr aus verschiedenen Gefängnissen geschrieben. Und sie spiegeln nicht die Politikerin, nicht die „Genossin”, nicht die geistig souveräne Forscherin, Denkerin und Arbeiterin, sondern — die Frau, den Menschen schlechthin. Es sind documents humains, wie sie gleich erschütternd, von einer solchen sittlichen Stärke und von allen evangelischen Tugenden — Nächstenliebe, Erbarmen, Hilfsbereitschaft — durchglüht, wohl in allen hohen und weisen Büchern der Menschheit selten zu finden sind.

Ein leidender Mensch spricht zu einem andern leidenden Menschen. Aber er klagt niemals; er beklagt höchstens des Nächsten Qual und Not und trachtet, zu lindern, zu trösten. „Schweigen ist der Schatz der Armen”, hat Maurice Maeterlinck einmal geschrieben. Schweigen — über eignes Leid und Leiden — ist der Schatz der Reichen. Und Rosa Luxemburg ist ein Krösus an innerm Reichtum; an Seelenüberschuß. Ihr eignet die „schenkende Tugend”, die sie zur „frohen Botschafterin” macht für alle Muhsäligen und Beladenen. Antikes Heldentum verblaßt vor dem lautlosen Heroismus dieser Frau, die hinter Mauern mit heißem Bemühen Naturwissenschaft — insbesondere Pflanzengeographie, Tiergeographie und Geologie — studiert, die von Goethe und Hugo Wolf träumt, Anatole France, De Coster, Brodcooren liest und die ferne Freundin ersucht, ihr Kleins Geschichte des italienischen Dramas, Schacks Geschichte der dramatischen Literatur in Spanien, Gervinus und Ulrici über Shakespeare, Gil Blas und Voltairens Candide in die enge Gefängniszelle zu senden. Diese musische, schönheitshungrige Frau, die eine mitgefangene Arbeiterin inbrünstig bewundert, weil sie in ihrer strengen Schöne wie eine „Millet-Gestalt” wirkt, die sich, durch traurige Erfahrungen gewitzigt, fürchtet, „die vielversprechende Erscheinung mit der tragischen Pierrotmaske anzureden, um keine Enttäuschung zu erleben”, und die ihre eigne Furcht sublimiert zu dem Aperçu: „Ich dachte mir damals, daß die Venus von Milo am Ende nur deshalb ihre Reputation als

schönste der Frauen durch Jahrhunderte hat bewahren können, weil sie schweigt. Würde sie den Mund auftun, wäre vielleicht der ganze Charme zum Teufel" — diese Frau, die ein halbtotes Pfauenauge ins Leben zurückruft, ihm Blumen zur Nahrung hinreicht und selig ist, als der sieche Falter wieder imstande ist, die Schwingen zu rühren und in die Freiheit zu flattern: diese Frau ist des Gottes voll. Und weil dem so ist, kann ihr, wie dem Steinklopferhannes, „nix g'schehn", und wenn sie auch drei Jahre und vier Monate wegen staatsgefährlicher Gesinnung sitzt. Es ist ja nicht die erste Bekanntschaft, die die russische Jüdin mit Kerkern und Verließen macht. Sie hat in der moskowitischen Heimat ähnliche Aufenthaltsstätten kennen gelernt und erinnert sich voll Humors an eine Gastrolle in der warschauer Zitadelle, wo sie in einem „Doppelkäfig aus Drahtgeflecht", von einem sechstägigen Hungerstreik entkräftet, den Besuch ihrer Geschwister empfing und, sich mit heiden Händen am Draht des Käfigs festhaltend, bei ihren Anverwandten den Eindruck eines wilden Tieres im Zoologischen Garten erweckte. All diese Erlebnisse haben den Lebenswillen dieser Frau, ja mehr als das: die ihr innewohnende, bejahungsstarke Lebensheiterkeit nicht zu brechen vermocht. Diese Vitalität ist ein Phaenomen. Rosa Luxemburg freut sich, malgré tout, auf Leben, Schönheit, Natur und Kunst, und nicht zuletzt auf — den Kampf. Und wenn sie eben noch ketzert, daß sie sich in einem Stückchen Garten oder im Feld unter Hummeln und Gras heimatlicher fühle als auf einem Parteitag, und daß ihr inneres Ich mehr ihren Kohlenmeisen gehöre als den „Genossen", kann sie unmittelbar darauf doch die prophetische Aeußerung tun: „Sie wissen, ich werde trotzdem — hoffentlich — auf dem Posten sterben, in einer Straßenschlacht oder im Zuchthaus".

Kaum Einer, der in Rosa Luxemburg nur die leidenschaftliche Agitatorin, Polemikerin, wenn es not tat, selbst Pamphletistin, kurz: die politische Fechterin kannte und ihr Wirken verfolgte, hätte für möglich gehalten, daß aus dieser Frau, die auf allen sozialistischen Kongressen und Parteitagen als Rednerin und Debatterin wegen ihrer beispiellosen Schärfe, ihres Radikalismus und ihrer dialektischen Ueberlegenheit gefürchtet und vielfach (von den eignen, ihr geistig untergeordneten Genossen) gehaßt wurde — daß aus eben dieser Frau so viel Süße, Zartheit, Weiblichkeit und Menschlichkeit edelsten Blutes und edelster Blüte sollte emporblühen können. Des Ostens heiligstes Gebot: Tat wam asi! war ihrer Seele unbezwingbares Gesetz. Ihm allein diente sie, gehorchte sie, ohne um den Einsatz ihrer Persönlichkeit zu markten und zu feilschen. Und sie empfing den Lohn aller Heilandsnaturen: den Märtyrertod.

Sie war eine fanatische Feindin des satten Besitzes, der Bourgeoisie. Die Bourgeoisie hat sie dafür zur Strecke gebracht. Eine winzige, schwache, kranke Weiblichkeit, vor der eine mächtige Nation in bleicher Furcht schlotterte! Eine kleine, beinah verkrüppelte Frau (sie litt an einem den Gang behindernden Hüftsgelenkübel), der von einer Horde wohlgebauter Muskelmänner der Garaus gemacht werden mußte! Gibt es ein be-

schämenderes Zeichen der Zeit, als daß dergleichen tragische Mißverständnisse von Mensch zu Menschen trauriges Ereignis werden konnten? Gut: Man hat den Körper der Rosa Luxemburg erschlagen, wie sie selbst sichs geweissagt hat. Die Idee, deren Bannerträgerin sie war, den Geist, der in ihr loderte, erschlägt man weder mit Knüppeln noch mit Gewehrkolben. Ein lauterer Extrakt dieses Geistes liegt in ihren Briefen an Sophie Liebknecht vor. Möchten auch Jene, die ihrer Lehre ablehnend, ihrem Menschentum verständnislos gegenüberstanden, ihres — selbst in gegnerischer Auffassung — durch den Martyrtod geläuterten und entsühnten Geistes einen Hauch verspüren!

Die „zeitgemäße" Zauberflöte

von Gisella Selden Goth

Wie hatte ich mich — wie hatten wir uns auf diesen Abend gefreut! Alles, was diese ereignisarme erste Saisonhälfte mit ihrer schwächlichen Novitätenschau auf dem Gewissen hatte, sollte es wieder gut machen. Sollte wegschwemmen, was Pseudokunst und verantwortungslose Experimentierlust an Eindrücken in uns angehäuft; Mozart wollten wir hören, wo er am kindlichsten und erhabensten, am leichtesten und tiefsten, am menschlichsten und göttlichsten ist, wollten uns ihm hingeben, als ob es außer diesen drei Stunden Zauberflöte niemals eine andre Musik gegeben hätte, nie eine andre geben würde. Diese Musik wollten wir wieder einmal entdecken, ganz neu und ganz für uns, und sie dann beglückt umhertragen, auf den Lippen und im Herzen. Ein schöner Abend mußte es werden. Gewiß: an den fernen, verflossenen Traum von Mahlers Mozart-Festen durfte nicht mehr gedacht werden. Aber stand der Geist, der neuerdings in der Staatsoper so oft gute Arbeit geleistet, je vor einer dankbarern Aufgabe? Konnte nicht grade an diesem Werke gezeigt werden, wie der Wille einer vorwärtsblickenden Leitung auch ein Ensemble ohne Prominente zu hoher Leistung zusammenzureißen fähig sei? Und wo mochte sich die reiche Phantasie eines Regisseurs, der ‚Cosi fan tutte', die ‚Frau ohne Schatten', die ‚Josephslegende' wunderbar verbildlicht hatte, begeisterter ausleben können als in der alten Zauberoper, die mit instinktiver Sicherheit das Bedürfnis der Musikdramatik nach Theatralik und Prunk erfaßt hat?

Es geschah aber Folgendes. Als unter Blechs Taktstock die geheimnisvoll langatmige Einleitungsphase der Ouvertüre, als diese selbst in ihrer dämonisch fugierten Lebendigkeit herrlich wie am ersten Tag verklungen war, als der Vorhang sich über den niederstürzenden Geigenläufen von Taminos Angst hob: da erblickte man statt Schikaneders ‚Felsichten Gegend' tieferschrockenen Auges einen Prospekt, bemalt mit irrsinnig bunten Wülsten und Geschwülsten, Schnecken, Flecken und Kreisen, wie frisch herbeigeholt aus dem Lokal des ‚Sturm', Potsdamer Straße 134a.

Was weiter kam, ließ keinen Zweifel: Die ‚Zauberflöte' war expressionistisch ausgestattet worden. Paminas Zimmer glich dem Interieur eines modernen Kunstgewerbeladens, die drei Tempel schienen von ungeschickter Kinderhand hingestellte Häuschen aus dem Steinbaukasten. Die Rosenlaube war zu einem Rahmen knalliger Farbenkleckse geworden, und Monostatos umschlich sein Opfer im Schein

des unmöglichsten aller Vollmonde. Zu dem Hintergrund, vor dem „O Isis und Osiris” gesungen wurde, hatten Pechstein und Paul Klee den Segen gegeben. Man bedauerte den Dirigenten, der, den Chor zu leiten hier gelegentlich aus seiner Partitur aufblicken mußte.

Anstatt die immer noch unübertroffenen Entwürfe Schinkels zu verwenden oder sich Kraft und Begabung eines Aravantinos zu Nutze zu machen, hatte man die ‚Zauberflöte’ dem Maler Ludwig Kainer überantwortet. Er hätte die Hände davon lassen sollen; die Erfahrungen am Ballett Charell reichen zu Mozart nicht. Dieses war eine böse Verletzung primitivsten Stilempfindens und des Respekts vor dem unvergänglichen Werk. Soll durchaus mit der „Zeit” gegangen werden — ist sie eigentlich für diese Art Malerei nicht schon vorbei? —, so liefere man in Gottes Namen irgendein funkelnagelneues Opemwerk solcher wütigen Pinselkunst aus. Aber nicht Mozart! Seine Inszenierung darf nur ewigen, nicht zeitlich bedingten Gesetzen von Schönheit und Geschmack nachstreben.

Auch für die Kostüme zeichnete Kainer verantwortlich. Die Königin der Nacht erschien mit einem Kopfputz à la Wintergarten und Papageno als „Nummer” aus einem exotischen Tingeltangel. Die drei weisen Knaben trugen Ballettröcke, Busen und Hüften; die Geharnischten Feuerwehrhelme. Es gab so viel zu sehen und nicht zu sehen, daß man schier die Musik vergaß. Was man unter anderm nicht sah, waren Ideen. Sowohl solche Kainers, wie die des erheblich begabtern Schikaneder. Wo blieb die Ausführung seiner vielen lieben, alten, wohldurchdachten szenischen Bemerkungen? Wo die leuchtenden Pyramiden in den Händen der Priester, die Tempelaufschriften, wo Wasser und Feuer und die wilden Tiere, die zu Taminos Flöte herbeitanzen sollten. „Die Sterne dürfet Ihr verschwenden — An Wasser, Feuer, Felsenwänden — An Tier und Vögeln fehlt es nicht”, heißt es bei einem andern Regisseur der ‚Zauberflöte’.

Als hätte die äußere Einkleidung auch auf die musikalische Stimmung gedrückt: Mozarts Gesangsstil trafen nur Herr Hutt als Tamino — mochte er stimmlich auch undisponiert sein — und Fräulein Rethberg als Pamina. Sonst geriet vieles wohlanständig; die rechte Liebe war es nicht. Eine undefinierbare Atmosphäre von Mißmut und Krisenluft lagerte über der Vorstellung. Der ersehnte schöne Abend war es nicht.

Schade, doppelt schade! Denn ich habe die Empfindung, als ob die Staatsoper grade jetzt einen ehrlichen großen Erfolg gebrauchen könnte. Auch das Schlechtere ist der Feind des Guten, und ein raschlebiges Urteil könnte über dem Mißgriff dieser Inszenierung leicht manches Schöne vergessen, das uns die letzten zwei Jahre hindurch im Hause Unter den Linden geschenkt worden ist. Besser wäre es, in der Hoffnung auf fernere gedeihliche Entwicklungen diesen unüberlegten Vorstoß in die Richtung einer noch fragwürdigen Bühnenkunst ganz rasch vergessen zu können. Man rolle Kainers Prospekte säuberlich zusammen und suche die alten, schäbigen, unzeitgemäßen hervor, die ja noch irgendwo in den Magazinen liegen müssen. Vor diesen wird es dann wieder möglich sein, dem ergreifenden Mysterium von Mozarts Tönen ungestört zu lauschen — einem Mysterium, für das wir, Gottlob, an Empfänglichkeit noch garnichts eingebüßt haben.

. . . ist eiheine Hiiimmelsmacht!

Die Orska schlägt einen Purzelbaum. Trotzdem ist das Komödienhaus, an meinem Abend, halbleer. Die Masse muß es auch hinter der Rampe bringen. Drei lumpige Personen für drei Akte? Wo ein paar Spreekähne weiter am Schiffbauerdamm Max Reinhardt drei- bis fünfhundert liefert! Wo Offenbachs Cancan nicht aus der Situation ent-springt, sondern wo die Akteurs, deren Beinen unwiderstehlich nach Cancan ist, sich auf Kommando beiseite drücken und ihn bescheiden an ein Berufsballett abtreten! Das ist mein neues Berlin. Eine einfach und kunstgerecht im eignen Fette gebratene Gans? Zunächst ein ma! eine Stopfgans von ungeahnten Dimensionen; und dann Putenfüllung hinein in das Tier und Trüffeln und Sandtorte und gebackene Austern und Hummermayonnaise und eine Ladung Caviar, grade weil das Pfund jetzt sechstausend Mark kostet, und was noch sonst alles nicht hineingehört. Die ungesund gedunsene Hauptstadt scheint unschöpferisch geworden. Muß aus Paris bezogen werden, daß heut an der Börse Einer das Geld gewinnt, das der Andre verliert? Und erspäht das Auge keines Lokalkomöden das Filmflittchen, das den Einen heimlich aushalten kann, weils von dem Andern offen ausgehalten wird, und das nach dem Schwarzen Donnerstag die Seladons ihre Rollen ruhig wechseln läßt? Früher war Lothar Schmidt darauf aus, die berliner Luft um solche Zeitfiguren zu aquarellieren. Sein Erbe ist Kurt Götz, dem nur schwer fällt, den Abend zu füllen. Leichter fällt das dem Kurt Götz von Paris: dem jungen Schauspieler Louis Verneuil — auf den man nicht ohne Freundlichkeit blicken würde, wenn vor seinem ‚Karussell' ein minder peinlicher Ausrufer als Herr Rudolph Lothar sich betätigte.

*

Vom Komödienhaus zum Lustspielhaus ist ein einziger Schritt, der nämlich, den ein jüngerer und weniger gewissenloser Sproß der Familie Rudolph Lothar von der ausländischen Publikumsware zu der inländischen Unterhaltungsliteratur zu tun gedachte, von den Nachfahren der Veber und Hennequin und Feydeau zu Schmidtbonn und Hauptmann und Lautensack. Aber auch in der Kunst muß man das Recht zu seinem Ehrgeiz haben und nachweisen, und Apollen wird wohlgefälliger, wer einen Stiefel richtig besohlt und bei seinem Leisten bleibt, als wer sich einbildet, daß das gottgewollte Material für seine Meisterfaust Marmor sei. Herr Heinz Saltenburg, Schuster aus der Wallnertheater-Straße, wo der Absatz bekanntlich immer groß war, ist von der kostspieligen Förderung der geistesheitern Dichtung zu der einträglichen Kitzlung des Massenzwerchfells, von der verwüstenden Regieführung zu der neutralen Direktionsführung, von Carrara zu Angelo Cana, von der schmerzbewegten deutschen Liebe zu romanisch handgreiflichen Amoritaten übergegangen — kurz: vom ‚Hahnenkampf' mit tödlichem Ende zu dem ‚Werwolf', der nachts die Weiber des Dorfes rätselhaft heimsucht, bis die Damen des Schlosses sich die

Aufklärung angelegen sein lassen und sie alle miteinander zu ihrer ausgiebigen Befriedigung auf die natürlichste Weise von der Welt erreichen. Im Unterschied von den Saloncauseuren der übrigen europäischen Länder sagt solch ein Spanier, umgürtet mit dem ganzen Stolz seiner pittoresken Heimat, beispielsweise: „Frauen sind wie die Musik" — und da es mancherlei Musiken gibt und Sache des Kritikers ist, sie genau zu bestimmen, so will mir vorkommen, als ob Frau Lili Marberg derjenigen gliche, die auf einem verstimmten Spinett des Burgtheaters gemacht wurde, als der Vater die Mutter nahm.

*

Während Anatol, auch ein historisches Stück Wien, sich allmählich so verjüngt hat, daß er, dieser Dämon der neunziger Jahre, heute auffallend Herzblättchens Zeitvertreib ähnelt. Er hat seine Siegestrophäen in Briefumschlägen gesammelt, öffnet einen, findet darin den Staub einer Blume und spricht beklommen: „Daß von so viel Süßigkeit nichts andres übrig bleibt, ist traurig." Ist traurig, aber das Los des Schönen auf einer Erde, die sich, mitsamt dem Himmel über ihr, für Schnitzlers Lebemännchen nur um Einen Pol dreht: die Liebe. Immer und immer wieder Anatol: da wird nicht einmal angedeutet, daß noch der idyllischste Frieden sonst allerhand Nöte, Ideen, Ziele und Strömungen gehabt hat. Das ist eine Welt, das heißt eine Welt! An sich ist dieses Weltchen mit maëstria gezeichnet. Wir spazieren behaglich um die Liebe im allgemeinen, sortieren vielerlei Arten von Liebe, erfahren unüberrascht, daß weder Männer noch Frauen monogam sind, und wünschten für eine dramatische Steigerung nur, daß Anatol, dem jede Frau, mehr oder minder schnell, langweilig wird, genügend Ressourcen in sich hätte, um in jedem Fall uns nicht am schnellsten langweilig zu werden. Diese Gefahr hat Schnitzler, tief, allzu tief in sein Weltchen, sein Lustweltchen eingesponnen, ganz und gar übersehen: daß sein Anatol, im Geiste schwach, im Herzen arm, auch als purer Liebhaber, als Viveur im oberflächlichsten Sinne kein genügend reizvolles, launenhaftes, schillerndes Exemplar seiner Gattung ist. Nach zwanzig Minuten kennt man ihn auswendig. Dann beginnt er uns zu verdrießen. Schließlich droht er unerträglich zu werden. Aber da, zum Glück, macht er Hochzeit. Mit keiner der fünf Damen, denen in die Kammerspiele die Kleider aus der Elsässer Straße 53, die Hüte vom Kurfürstendamm 232 geliefert worden sind. Mit einer hoffentlich, bei der dieser melancholische, feine, leise, appetitliche Anton Edthöfer wohlgeborgen ist und sein quadratischer, goldbebrillter, lachfreudiger und hungriger Spezi Hermann Thimig immer ein Gullasch mit Nockerln und einen Kaiserschmarrn findet. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch. Heute, wo das Theater keine Gegenwart hat, dieweil erst seine gesamte Vergangenheit an uns vorbeidefilieren muß, wo es ist, als ob die Gesellschaft für Theatergeschichte unsre Bühnenhäuser gepachtet hätte. Ein krankhafter Zustand. Denn das Theater soll ja durch Widerspiegelung des atmenden Tages der Gesellschaft ihre Geschichte formen helfen.

Der Zahlungsplan von Morus

Zwischen Cannes und Genua

Briands Sturz hat den Verständigungsgedanken nicht ertötet — aber Herr Poincaré hat immerhin erreicht, daß die deutschen Delegierten ohne einen festen Zahlungsplan von Cannes abgefahren sind. Die Ermäßigung der diesjährigen Reparationszahlungen von 2 Milliarden auf 720 Millionen, die schon im Obersten Rat eine sichere Mehrheit hatte, ist wieder rückgängig gemacht, und Deutschland ist mit einem Provisorium auf tägliche Kündigung abgefunden worden. Die provisorischen Teilzahlungen halten sich in erschwinglichen Grenzen, und die 31 Millionen, die die Entente, pünktlich wie ein preußischer Muschkot, alle zehn Tage empfängt, werden Herrn Poincaré voraussichtlich keine Gelegenheit bieten, sich am Rhein vorteilhaft zu betätigen. Deutschland kann, ohne unmittelbare Gefahr, bis Genua durchhalten.

Die Stimmung von Genua wird aber schon wesentlich durch Das bestimmt sein, was Deutschland freiwillig offeriert. Lloyd George hat klüglich der deutschen Regierung den Vortritt gelassen und ihr aufgegeben, binnen vierzehn Tagen einen detaillierten Zahlungsplan vorzulegen. Es war ein Glück für Deutschland (oder hätte es wenigstens werden können), daß die Entente sich nicht mit einem puren Reparationsplan begnügte, sondern auch Obsorge für die nötige Deckung forderte. Ohne diesen Zwang würden die deutschen Finanzen weiter verkommen und die Recken um Wirth ihre Vogel-Strauß-Politik fortsetzen. Die vierzehntägige Frist, die am achtundzwanzigsten Januar abläuft, würde für die Feststellung eines oder auch mehrerer wohldurchdachter Pläne bequem ausreichen, wenn man selbst schon einmal ernsthaft an die Sanierung der deutschen Finanzen gedacht hätte. Daß das nicht der Fall, beweist das klägliche Schauspiel, wie man jetzt in letzter Stunde in den einzelnen Ressortministerien nach „Material" herumstöbert, damit der Rat der Weisen schließlich, fünf Minuten vor Zwölf, seinen Brei zurechtmachen kann.

Steuerkomödie

Leider hat die Entente sich aber nicht darauf beschränkt, der deutschen Regierung ein bißchen Denkarbeit aufzubrummen, sondern sie hat ihr auch genaue Richtlinien gegeben, in denen sich die deutsche Finanzreform bewegen soll. Dabei ist nur ein Zufall, daß Herr Stinnes und der Feindbund (um in der Sprache unsres Friedenskaisers zu reden) die Hoffnung hegen, an derselben Sache Geld zu verdienen. Die freundlichen Winke zur Rentabilisierung der Staatsbetriebe, zur Einstellung der Nahrungsmittelzuschüsse, zur Erhöhung der Kohlenpreise laufen samt und sonders auf eine riesenhafte Verteuerung der wichtigsten Lebensmittel hinaus, und das ist der eigentliche Zweck der Uebung. Denn durch eine Belastung des Großkapitals läßt sich wohl der Ausbau und die Erweiterung der Betriebe ein wenig verzögern, aber damit kann man die Maschine nicht stilllegen. Mit der Verteuerung des Existensminimums dagegen verteuert sich automatisch der Herstellungspreis der deutschen Ware, und mit der Angleichung an die Weltmarktspreise ist das deutsche Dumping und damit, fürs Erste, die deutsche Konkurrenz beseitigt.

Die bürgerlichen Parteien haben, ohne die letzten wirtschaftlichen Folgen zu bedenken, die Bedingungen und Anregungen der Entente mit sichtlichem Wohlgefallen aufgenommen, und die Rechtsparteien, seit Monaten auf dieselben Forderungen aus, die jetzt Lloyd George gestellt hat, haben alle Mühe, ihre Pose zu wahren und den Feindbund nicht offen zum Ehrenmitglied der Deutschnationalen Volkspartei zu ernennen. Die Abwälzung der Steuerlasten auf die breite Masse erspart ihnen vorläufig einen Batzen Geld oder enthebt sie wenigstens der Sorgen um die Steuerhinterziehung. Was sich jetzt noch als „Steuerkampf" ausgibt, ist nichts als eine schlecht gespielte Komödie, die die Mehrheitssozialisten ihren Wählern glauben vormachen zu müssen. Der Kampf um die Erfassung der Sachwerte war in Wirklichkeit längst verloren, bevor er begonnen war. Er war verloren seit dem Augenblick, wo Wirth umfiel und damit der linke Flügel des Zentrums, zu dem in Steuerfragen auch Adam Stegerwald gehört, zu den Rechtsparteien abschwenkte. Daß die Demokraten, sobald es ans Portemonnaie geht, zu Stinnes und Hugenberg halten würden, war selbstverständlich, und der mutige Kampf, den die Handelsredaktionen des Berliner Tageblatts und der Frankfurter Zeitung ein paar Wochen lang für die Erfassung der Sachwerte führten, hat die Gotheinianer nicht sonderlich bekümmert

So ist auch diese, so bald nicht wiederkehrende Gelegenheit, unser Steuerwesen umzustellen, glücklich verpaßt, und als Resultat erscheint ein „Steuerkompromiß", dem Herr Helfferich unbedenklich seinen Segen geben könnte. Die Vermögenssteuern sollen ein wenig veredelt werden, das heißt: man wird auf dem Papier ein paar Prozent mehr einziehen, und bis der Steuererheber kommt — die Jüngern könntens ja doch noch erleben —, ist durch eine Novelle des Herrn Gothein Alles wieder ins Reine gebracht. Tutte e burla il mondo: Alles ist Spaß auf Erden — wir sind die Gefoppten!"

Kali-Hausse

Indes törichte Leute sich immer noch um Politik bekümmern, geht der strebsame Bürger ruhig seinen Geschäften nach. Man wußte um die Weihnachtszeit herum noch nicht sicher, ob Westeregeln eine Tiergattung oder eine Inselgruppe in der Südsee sei, aber jetzt weiß man es ganz genau: Westeregeln ist, womit man Geld verdient

Der Gott, der Kali wachsen ließ, der wollte keine Baisse. Die deutschen Landwirte, die sich das Geldzählen ganz abgewöhnt haben sollen, weil sie die Scheine nur noch wiegen, rückten zum Herbst mit ein paar Zentnern Papier heraus — da man sich doch nicht, wie der König von Sachsen, den ganzen „Dreck alleene machen" kann —, das Valuta-Dumping brachte große Auslandskäufe ein, und so setzte auf dem Kali-Markt der seit Kriegsbeginn und vor allem seit dem Verlust der elsaß-lothringischen Felder schwer darniedergelegen hatte, ein Geschäft und ein Verdienen ein, daß einem das Herz lachte.

Wie es in der Industrie jetzt üblich ist, benutzte man das frisch verdiente Geld sofort, um seinen Machtbereich auszudehnen. Die Folge waren Umorganisationen und Konzentrationsbestrebungen, die jetzt zu einer rapiden Börsenhausse in Kali-Werten geführt haben. Den Hauptsprung machten die Aktien der Konsolidierten Alkaliwerke Westeregeln, die auf die Ankündigung eines sehr wertvollen Bezugs-

rechts hin, seit Neujahr von 1500 auf über 3000 hinaufgeklettert sind. Aber auch die andern führenden Kali-Werte, Deutsche Kali und Aschersleben, haben, bei niedrigerm Kursstand, Sprünge um mehrere hundert Prozent gemacht. Im Mittelpunkt der Konzentrationsbewegungen steht der Run auf die große Kali-Gewerkschaft Glückauf Sondershausen, bei dem neben dem Bankhaus Hugo J. Herzfeld, einem der Hauptfinanziers der Kali-Wirtschaft, natürlich auch Hugo Stinnes nicht fehlt. Wer von den Bewerbern den Sieg davontragen wird, läßt sich noch nicht übersehen; aber davon wird im wesentlichen die Kursentwicklung der Kali-Werte abhängen.

So bietet auch dieser freudlose Winter dem Börseaner — denn das Publikum ist an den Spezialmärkten nur wenig interessiert — einen schwachen Ersatz für die schöne, wunderschöne Sommerszeit.

Der kleine Hund an der Ecke **von Theobald Tiger**

Da stehst du wie ein kleines Gummischweinchen
und gehst auf deinen dicken Batterbeinchen
recht zittrig um den großen Mann herum.
Mama war Ziehhund. Doch du seist von Rasse,
sagt Jener (er ist schlecht bei Kasse) —
du bist so klein . . . man gab dir so viel Rum.
Und manchmal nimmt er dich an sein Jackett.
Nachts liegst du ganz bescheiden unterm Bett.

Du kommst, wenns gut geht, zu der feinen Dame,
die so schön riecht; Frau Mimi ist ihr Name.
Sie liebkost dich — besonders süß vor Herrn.-
Und du hörst Alles, was sich da vollziehn wird,
und wie zum Hahn auf ein Mal ganz Berlin wird,
denn ganz Berlin hat deine Herrin gern.
Wie sie auch haucht, verlöschend, im Falsett.
Du liegst bescheiden unter ihrem Bett

Und du hörst abends, wenn Madame zur Ruh geht
von ihren Herrn, wie es im Leben zugeht —:
wie man dem Regisseur ein Ding gedreht.
Du hörst von düstern Polizeimysterien,
von allem Klatsch aus allen Ministerien,
und wer zu Haniel konferieren geht.
Da staunste, Kleener? Siehste, so fluscht det.
Und du liegst ganz bescheiden unterm Bett.

Merks dir genau! Spitz deine kleinen Ohren!
Sonst geht dir noch der letzte Tip verloren —
hoch auf dem Nachttisch raschelt ein Papier . .
Der Reichstag und die Presse? Liebes Kleinchen,
guck sie verächtlich an und heb ein Beinchen!
Das wahre Leben hast du nur bei ihr.
Fassaden sind nur Falle und nie wichtig.
Mit einer klugen Frau spricht Jeder richtig.
Du hörst im Dunkel leis die beiden Stimmen
du witterst, daß da Zigaretten glimmen . . .
Da, da lügt Keiner. Da ist Jeder ganz honett.
Das Ding an sich: du hörst es.
Unterm Bett.

Rundschau

Der rechte Bruder

Wenn Sie sich noch besinnen, was eine Bierzeitung ist:
da ist ein Buch erschienen, das ist im besten Sinne eine Weinzeitung, eine Sektzeitung, eine Whiskyzeitung. Es ist ungeheuer amüsant.

Es heißt: ‚Der deutsche Maskenball' (bei S. Fischer zu Berlin) und ist verfaßt von Schriftsteller Linke Poot (eines der wenigen Pseudonyme, auf die ich leider keinen Anspruch machen kann). Es ist ganz himmlisch.

Dieser Linke Poot kitzelt mit dem Florett, wo Heinrich Mann zugestoßen hat — und er hat mehr Witz als das ganze Preußen Brutalität, und das will etwas heißen. Er beschäftigt sich sanft, prägnant, spaßig, „ausverschämt" und inbrünstig mit dem neuen Deutschland. Es ist eine ganz neuartige Sorte Witz, die ich noch nie in deutscher Sprache gelesen habe.

„Die westlichen Juden", steht da so ganz harmlos, „sind beleidigt, aber darum noch keine Semiten." (Der saß — sagt der Berliner.) Da ist eine kurze Historie des Kapp-Putsches, die ist noch komischer als die Hosenmacher vorm Reichsgericht; da stehen Sätze wie: „Wohl Dem, der eine Mutter hat, denn zwei wären zu viel" — und da ist von dem pinselblonden Militärstiesel der feldgraue Rock heruntergerissen, daß die Haare in der Nachbarschaft herumfliegen. Da steht eine Schilderung jener lichtenberger Tage, wo man den Berlinern vorlog, siebenundsechzig Kriminalbeamte seien von den Spartacisten ermordet, und das stimmte auch, nur waren es nicht siebenundsechzig und nicht Spartacisten . . . Herrlich, wie der militärische Apparat angeulkt wird — ich sehe noch die beiden kupferroten Gesichter zweier junger Schnösels in Leutnantsuniform vor mir, wie sie in der Untergrundbahn fuhren, heimkehrend vom frisch-fromm-fröhlichen Streit: in den Augen jene trutzige Entschlossenheit, die man sein eigen nennt, wenn man auf Landsleute schießt . . . Da steht, die Schlappheit jener Murks-Demokraten höhnend, ein Stellchen über die immer noch schwarz-weiß-roten Fahnen: „Man besänftigte mich: das Gold ist schwer zu beschaffen, woher soll man jetzt Gold bekommen, es sind Kinder, sie hängen an ihren Fahnen, lassen wir ihnen ihre Fahnen. Und als ich erklärte: ‚Ich bin auch ein Kind, ich will auch meine Fahne',flüsterte man erschreckt und zog mich in die Ecke: ‚Machen Sie keine Witze, regen Sie die Leute nicht auf'." Und höllisch-kluge Dinge stehen in dem Büchlein: vom Domestizierungsprozeß dieser Nation, der alle Leute in die Bureaux zieht, von der Sinnlosigkeit ihres Mordens und von der Sinnlosigkeit ihres Lebens. Manchmal wurde ich im leisen Gleiten des Stils an Mechtild Lichnowsky erinnert, an ihre feine, ironische Art, die Nicht-Menschen zu erledigen, manchmal an die Pistolenkugeln Rodas . . . und es ist doch Linke Poot.
Aber das Wort des Buches steht auf Seite 114. Nachdem vorher von der deutschen Republik (die leider nicht Lubitsch inszeniert hat) gesagt worden ist: „Da hatte man sie. Ein prächtiges Ding. Man überlegte, ob man ein Glasgehäuse darum bauen sollte, putzte es fleißig, zeigte es allen Nachbam, hatte seine Freude daran. Einige ältere Männer und Frauen wurden damit betraut, das Ding in Ordnung zu halten und zu bewachen; denn es wird im Land furchtbar gestohlen" — nachdem das gesagt worden ist, steht zu lesen:
„Die Republik war von einem weisen Mann aus dem Auslande ins Heilige Römische Reich gebracht; was man mit ihr machen sollte, hatte er nicht gesagt: es war eine Republik ohne Gebrauchsanweisung."

Drei Zeilen — und doch das Entscheidende über einen Laden, bei dem nicht einmal die angestellten Commis so viel Interesse haben, ihren shop zu halten.
Ist das deine linke Hand, Linke Poot? Ein Glück, daß du nicht mit der andern zugeschlagen hast; Du Linkscher. Du bist der rechte Bruder. Ignaz Wrobel

Das Schlemmerparadies

Kennen Sie den erfreulichen Zustand, in dem man sich befindet, wenn man sich über und über kalt abgebraust hat —? Die gereinigten Poren atmen die frische Luft ein, die Blutzirkulation ist erhöht, die Muskeln fühlen sich selbst und sind froh darüber — das Ganze ist hoch ergötzlich. So eine reine Luft weht in dem entzückenden Buch: ‚Das Schlemmerparadies' von Hans W. Fischer (bei Rösl & Cie. in München erschienen).
Die Lebensbreviere, die wir hier so in Deutschland haben, sind ja im allgemeinen ein Scheul und ein Greul. (Wenn die Lebenskünstler „Angostura" sagen, tauschen sie nicht mit den Goncourts.) Aber wie hier bei Fischer der Genuß am Essen, am Rauchen und am Trinken ausgekostet ist, ohne daß man jemals den Eindruck der Spießigkeit oder des Snobismus hat: das ist wirklich heiter. Er sagt so hübsche Sachen über das innere Wesen dieser Gegenstände, die wir Menschen uns einverleiben, er sagt sie so verständig und so nett! Speisen sind so beschrieben, daß einem auch nur halbwegs charaktervollen Menschen die Appetitfäden in perlenden Schnüren zu laufen beginnen.
„Wer mit einem Paukenschlag beginnen will, probiert eine echte Hamburger Aalsuppe, auf dem Schinkenknochen gekocht . . ."
Die Anschaulichkeit aller Schilderungen erinnert an die guten alten Stilleben, wo sich Maler und und Beschauer liebevoll ins physische und metaphysische Innere der Hammelkeulen versenkten . . .
Und das Buch ist so angenehm norddeutsch. Es ist ganz unjüdisch — was in diesem Falle ein Vorzug ist —, denn an schmückenden aesthetisierenden Beiwörtern haben wir — heiliges Prag! — übergenug. Dies Buch ist kühl und warm zugleich — es gibt gewisse Liliencronsche Saufgedichte, an die es lebhaft und auf das schönste erinnert. Und daß Hans W. Fischer sogar diejenige Seite der Liebe, die gewissermaßen als Dessert serviert werden kann, ohne daß die Frauen dadurch erniedrigt zu werden brauchen, so zart und sauber geschildert hat: das macht das Buch zu einem literarischen Leckerbissen des Gourmets.
Das Werkchen gehört selbst ins Schlemmerparadies.
Peter Panter

Deutsche Staatsanwälte

Das Deutsche Fahndungsblatt (6851—6854) zeigt als beschlagnahmt hinter einander an:
Novellen des Bandeo Mandello
Brevier des Kardinals
Werkstatt der Liebe, Meisterstücke neulateinischer Liebesdichtung
sämtlich bei Georg Müller.
Nummer 46 des ‚Junggesellen'
Horst, das Tagebuch eines Knaben
Nummer 5 der ‚Nachtpost'
Das Liebesleben der Marion Valeska
Nächte der Venus
Guck-Guck, Brutale Geschichten von Hans Baldur
§ 173 Reichsstrafgesetzbuch
Auf Venus Geige.

Liebe Weltbühne!
Im Hamburger Stadttheater, wo Straußens ‚Frau ohne Schatten' gespielt werden soll, aber im letzten Augenblick wegen Erkrankung eines Künstlers durch ‚Lohengrin' ersetzt wird, sagt nach dem ersten Akt Frau Professor X zu mir: „Finden Sie nicht auch, daß sich dieser Strauß ein wenig mit fremden Federn geschmückt hat?"

Antworten

Zeitungsleser. Dein Mentor steht fassungslos vor der Milde des Urteils im Schlieffen-Prozeß. Bis zum letzten Wort der langen Spalte findet er keine Erklärung für diese Milde. Er findet und findet keine. Die gute Seele! Die Schlieffens sind eben die bekannten Linkskommunisten aus Weißensee, und ihr Rössel ist trotz erheblich geringerm Vergehen nur deshalb erheblich härter als sie bestraft worden, weil er einem reichsunmittelbaren Geschlecht von ältester Tradition angehört.

Kunstfreund. Das Schloßtheater in Steglitz fordert auf, Theaterkarten zu verschenken; und fügt hinzu, die Bücher seien so teuer geworden. Nun muß man erleben, wie die mutigen Sortimenter aufstehen, weil am Himmel eine Geschäftsstörung auftaucht. „Das Theater in allen Ehren, und ich besonders wünsche unserm Schloßpark-Theater das Beste. Aber den höhern Wert hat doch wohl das Buch." Welche geschwellte Heldenbrust! Welcher Regenschirm! Ihr solltet euch lieber bemerkbar machen, wenn euer Börsenblatt durch reaktionäre Politik und Zensur verschandelt wird. Den Theatern laßt Leben und Reklame, und gar eine so unanstößige Reklame.

Demokrat. Achten Sie immer nur brav die heiligen Gefühle der Andern. Aber glauben Sie nie, daß auch die Revolutionäre heilige Gefühle haben. Monarchistische Straßennamen in Deutschland sind sakrosankt und dürfen schon aus historischen Gründen niemals geändert werden. Sie auch nicht.

Journalist. Streiken? Wenn an der nächsten .Ecke schon ein Andrer steht? Ihr seid alle gar keine Journalisten mehr, denn Ihr habt alle einen Nebenberuf. Das heißt: der Zeitungsverlag ernährt euch nicht mehr. Er könnte es zwar, aber er tut es nicht, weil Ihr ihn nicht dazu zwingt. Und so geht es denn jedem Stand so, wie er sichs gefallen läßt.

Professor H. in Elberfeld. Sie schicken mir die Ankündigung einer Deutschen Ehrendenkmünze des Weltkrieges (D. E. d. W.) Offenbar war noch ein Beweis nötig, daß das Volk imstande ist, das Amt des davongelaufenen Ordens-Erfinders und -Verleihers selbst zu verwalten. Gestiftet ist das Blechding von einem Ordensrat des Verbandes nationalgesinnter Soldaten. Aber so ist das in der Natur: Deutsche sind auf Orden stolz und Kühe auf ihre Glocken. Die Glocken erfüllen einen Zweck.

Traugott v. Jagow. Sie empfangen Besuch ohne jede Kontrolle — während in Niederschönenfeld der Aufsichtsbeamte verhindert, daß die Gattin nach balbtagelanger Bahnfahrt dem Gatten die Hand reicht. Sie erhalten Stadturlaub — den die Niederschönenfelder nicht kennen. Sie werden bedient — und die Niederschönenfelder schikaniert. Ich mache einen Vorschlag zur Güte. Die beiden fremden Völkerschaften einigen sich: die Bayern geben die Niederschönenfelder und die Preußen den Jagow heraus.

Verantwortlicher Redakteur Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard. Chartottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Lloyd George und die Wahlen von Joachim Kuhn

Lloyd George ist das Ideal des fortschrittlichen Bürgers im Nachkriegs-Europa. Auf diesen Staatsmann, der neben common sense auch Verständnis für die Notwendigkeiten des busineß und eine gewisse, von mutiger Originalität anscheinend nicht freie Weite des Gesichtskreises besitzt, sind — hier in London wie in der Welt — die Blicke Derer gerichtet, die eine „vernünftige”, allmähliche Ueberleitung in die normalen Vorkriegszeiten” ersehnen. Es sind das die törichten Hoffnungen Jener, die vor dem Kriege nicht sehen wollten, was tatsächlich vorging, die es während des Krieges nicht sahen, und die in der ganzen Zeit nichts gelernt haben. Auch Lloyd George hat nichts gelernt; aber seine Fähigkeit, sich jeder Situation anzupassen, hat sich entwickelt und es zu einer erstaunlichen Virtuosität gebracht, die den oberflächlichen Beobachter fast wie Voraussicht und Beherrschung der Situation anmutet.

Lloyd George hat den Krieg geführt und den Frieden mitbestimmt. Es sind seine eignen Fehler, die er zu verbessern trachtet. Nicht aus humanitären Gründen, sondern unter dem Druck der City und der Furcht vor der wachsenden Arbeiterbewegungsgefahr infolge der Arbeitslosigkeit. Lloyd George hat die berühmten Black and Tan's auf Irland losgelassen und das unglückliche Land in ein unsagbares Elend gestürzt. Der Irische Freistaat hinkte sehr weit hinten nach. Lloyd Georges Regierung hat Koltschak in Sibirien eingesetzt und Denikin mit Waffen versorgt; erst als sich die Bolschewiki stärker erwiesen und die schönen, funkelnagelneuen 30 000 Uniformen in Besitz nahmen, die General Knox den weißen Truppen in Sibirien zugedacht hatte — erst da wich Lloyd George der Kraft. Sein Kabinett hat die weise Mäßigung der Lord-Milner-Kommission, die aus alten Kolonialen bestand, bei Seite geschoben und sich gegen Aegypten einer Handlungsweise schuldig gemacht, die jede Entrüstung über die deutschen Wortbrüche als cant erscheinen läßt; und die Türkei hat man mit Hilfe der Griechen so lange zu erschlagen getrachtet, bis die Griechen zusammenbrachen. England hat durch die von ihm unterstützten panarabischen Träume der Scherifiden Frankreichs Mandat in Syrien bedroht und war dann aufs höchste verwundert, daß Paris seine nordsyrische Grenze gegen Feisuls Revanchegelüste mittels eines Friedens mit Angora zu decken trachtete. Lloyd George, dem man Alles nachsagen kann außer Prinzipien und Konsequenz, sucht sich immer den Folgen seiner eignen Handlungsweise zu entziehen. Dadurch, daß er es vermag, überragt er alle seine Kollegen auf dem Kontinent. Dem Poincaré, der mit Millerand zusammen den Krieg vorbereitet hat (wodurch der Deutschen Schuld freilich um nichts gemildert wird), kann man nicht einmal das nachsagen, daß er versucht, Katastrophen hinauszuschieben oder zu mildern.

Lloyd George wünscht nicht nur die allgemeine Weltlage, die er mitverursacht hat, zu bessern, sondern auch sich aus den Schlingen zu lösen, die er sich selbst in der innern Politik bereitet hat. Der alte Liberale, die Hoffnung der englischen Demokratie, ging in die letzten Wahlen am Kriegsende als Derjenige, der den Krieg geführt

und gewonnen hatte. Seine Losungsrufe waren blutrünstig, die niedersten nationalistischen Instinkte aufpeitschend. Er hatte eine Koalition zwischen Liberalen und Konservativen als Grundlage des künftigen Parlaments geschaffen, sich dabei aber den konservativen Führern völlig ausgeliefert, sodaß bei der Zuteilung der Sitze die Konservativen an hundert mehr bekamen, als ihnen ohne diese Nachgiebigkeit der Liberalen zugefallen wären. Die Folge war, daß die Konservativen die überwältigende Mehrheit im englischen Unterhause besitzen und das House of Commons noch reaktionärer in seiner Zusammensetzung ist als die unter gleichen Umständen gewählte französische Kammer des bloc national.

Zwei Jahre hindurch hat Lloyd George mit dieser Kammer regiert. Aber die Tories mißtrauten ihm und wünschten eine Tory-Regierung. Lloyd George selbst war eine völlige Abschwenkung in das Tory-Lager nicht recht. Aber ohne sie konnte er nicht regieren. Da ließ er, vor seiner Abreise nach Cannes, einen Versuchsballon steigen: er ließ seine Absicht ankündigen, das Parlament im Februar aufzulösen und Neuwahlen auszuschreiben. Er wollte die Aufnahme dieses Schrittes abwarten. Die Koalition war allgemein unbeliebt. Die breite Masse der Tories im Lande schätzte weder Lloyd George noch seine Politik, die Liberalen waren ebenso unzufrieden, und der Premierminister hoffte, mit lockenden Schlagworten — Lösung der irischen Frage, winkende Erleichterung der europäischen Lage, Oeffnung Rußlands und Behebung der Arbeitslosigkeit, Minderung der Rüstungen und Steuern — sich an die Spitze einer breiten, zentristisch-liberalen Partei stellen zu können, deren Mäßigkeit und Prinzipienlosigkeit, schillernd wie seine eigne Politk, Jedem etwas verspräche. Aber die Tories wollten keine Neuwahlen: sie wollten, im Gegenteil, wenn möglich, Lloyd George los werden oder ihn völlig in ihre Bahn ziehen, vorläufig, solange sie ihn nötig hatten. Sir Georges Younger, der Führer der konservativen Vereinigungen, erließ einen scharfen Protest gegen die beabsichtigten Neuwahlen, die den Konservativen wohl ihre leitende Mehrheit gekostet hätten. Er wies darauf hin, daß Lloyd George noch eines seiner wichtigsten Versprechen: die reaktionäre Reform des Oberhauses und die Wiederherstellung seines Vetorechts nicht durchgeführt habe. Für Lloyd George und die Koalitionsliberalen hieß es nun: biegen oder brechen. Die Koalitionsliberalen wollen ihren Namen ändern und sich Nationalliberale nennen, ein Name, dem von der deutschen Tradition her wahrlich nicht viel Liberalismus anhaftet, und als ihren vorläufigen Führer haben sie einen der reaktionärsten englischen Staatsmänner in Aussicht genommen: Churchill. Es ist möglich, daß Lloyd George gehofft hatte, an der Spitze dieser Nationalliberalen, im Bündnis mit Churchill und vielleicht auch Lord Birkenhead, eine Mittelpartei bei den nächsten Wahlen mit Hilfe der großen Presse zum Siege führen zu können. Die unabhängigen Liberalen, die Free-Wee's, die als Leiter ihrer Wahlbewegung Lord Gladstone berufen hatten, und die Labour Party, für die die Arbeitslosigkeit eine scharfe Waffe ist, hatten gerüstet. Eine Koalition dieser zwei Gruppen ist wohl unmöglich; aber ein Wahlvertrag, der ihnen für gewisse Fälle gegenseitige Unterstützung sichert, hätte sich wohl herbeiführen lassen.

Die Entscheidung sollte nach Lloyd Georges Rückkehr von Cannes erfolgen. Der Premierminister hoffte als Sieger heimzukehren, breite

Aussichten auf ein neues Europa eröffnend. Frankreich hat einen Strich durch die Rechnung gemacht. (Ob die Reihe der mondänen Konferenzen zur Rettung Europas bei Jazzband und Golf beendet ist? Poincaré predigt die Rückkehr zur stillern, aber vielleicht noch gefährlichern geheimen Vorkriegsdiplomatie. Poincaré hat sie vor dem Kriege gut verstanden.) Die Lage Europas ist noch verwickelter. Und da Lloyd George Mut zu allem besitzt, nur nicht dazu, Farbe zu bekennen, offen ins Tory-Lager überzugehen oder rein als Liberaler zu handeln, hat er sich gebeugt: die Wahlen sind aufgehoben worden, die Koalition besteht fort. Sie ist eine Unmöglichkeit, an der Alle leiden, und die Keinem sympathisch ist. Aber die Zweideutigkeit, Unentschiedenheit und Gefährlichkeit der Lage paßt vortrefflich zu der schillernden Gestalt Lloyd Georges, dem nichts fremder ist als konsequente Stellungnahme und Entscheidung.

Papst Benedictus der Fünfzehnte

von Richard Lewinsohn

Eine Woche Mittelalter ist über Europa gegangen. Das lange Sterben des Papstes ließ Zeit genug, das ganze wunderliche Trauer-Spiel in Szene zu setzen, das die klügsten und geschicktesten Regisseure der Geschichte in tausend Jahren ersonnen haben. Eine Welt tut sich auf, wunderlicher als ein Märchen, und die doch lebt und, vielleicht, nur lebt, weil sie so wunderlich ist. Der ganze Heerbann Roms ist mobil gemacht, aus allen Enden der Welt strömen die Sendboten Christi herbei, ehrwürdig-weiße Kardinäle eilen durch die Gänge des Vatikans, um vor dem Heiligen Vater, den sie selbst aus ihrer Mitte erwählt haben, demütig auf die Kniee zu sinken und die Hand des Sterbenden zu küssen — während drüben im Café San Pietro ungeduldig und übernächtigt die Horde der Journalisten auf das Ableben des Papstes wartet, um im Augenblick seines Todes die Hetzjagd auf das Telegraphenamt anzutreten.

Emsige Journalisten haben sich nicht nehmen lassen, vorzeitig den Tod Benedicti des Fünfzehnten zu melden, und hätte der Papst noch die Kraft gehabt, so hätte er hören können, wie die Gläubigen und die Ungläubigen dieser Welt seinen Namen rühmten. (Dem ‚Reichsboten', dem Blatt der preußisch-protestantischen Pfarrer, blieb vorbehalten, auch noch in der Stunde des Todes den Papst anzupöbeln.) Der Ruhm ist wohlverdient. Denn dieser zartgliedrige, geschmeidige genuesische Edelmann hat erreicht, was seine Vorgänger mit Güte und mit Gepolter vergeblich erstrebt haben: er hat der Kurie wieder die volle Anerkennung einer weltlichen Großmacht verschafft. In den sieben Jahren seines Pontifikats hat sich die Zahl der Gesandten am Vatikan mehr als verdoppelt, und unter den neuen Legaten befindet sich nicht nur der Botschafter der deutschen Republik, sondern auch der Vertreter des puritanischen England. Die größte Freude aber wird dem Schüler Rampollas bereitet haben, daß er noch die Wiederbekehrung Frankreichs erleben durfte: nach siebzehnjähriger freiwilliger Verbannung ist im April 1921 die unbotmäßige Tochter in den Schoß der allein selig machenden Kirche

zurückgekehrt; und die italienische Staatstrauer zu Ehren des Papstes, die erste seit 1870, zeigt, daß auch der Quirinal zur Versöhnung bereit ist. Damit wäre auch der letzte Apostat überwunden.

Es war ein Glück für die römische Kirche, daß zu Anfang des Krieges der ungelenke, starre Pius der Zehnte die Augen schloß und ein weltkluger, diplomatischer Papst die Leitung der Kirchenpolitik übernehmen konnte. Denn Pius der Zehnte hatte sich — Wahlverwandtschaft der Armen im Geiste! — dem vorletzten Habsburger verschrieben, dem er die Tiara verdankte. Als nach Leos Tode das Konklave zusammengetreten war und der große Mariano Rampolla del Tindaro als aussichtsreichster Kandidat galt: da erhob sich der Erzbischof von Krakau und legte im Namen des Kaisers von Oesterreich Einspruch gegen die Wahl Rampollas ein, und obwohl das heilige Kollegium das Mitbestimmungsrecht eines weltlichen Fürsten — auch wenn es die Apostolische Majestät war —, nicht anerkannte, so sah sich doch Rampolla genötigt, seine Kandidatur aufzugeben, und damit war die Niederlage der Partei Rampollas im Konklave besiegelt. Vier Jahre später entfernte Pius der Zehnte den ehemaligen Sekretär Rampollas: Giacomo della Chiesa aus dem Vatikan, um mit der diplomatischen, franzosenfreundlichen Politik endgültig zu brechen; aber nach wiederum sieben Jahren zog derselbe Giacomo della Chiesa als Papst in Rom ein.

Es war außenpolitisch vielleicht das schwerste Amt, das je ein Papst übernommen hat, und doch war es, in gewissem Sinne, das leichteste Pontifikat. Denn der Burgfriede, der überall zur Betölpelung der Völker verkündet wurde, war nicht zuletzt ein Friede mit Rom, mit den klerikalen Parteien. Und dieser Friede lief in praxi darauf hinaus, daß der Staat hüben und drüben gewähren ließ. Der Klerus hat nicht versäumt, die neuen Konzessionen gehörig auszunutzen und seinen Einfluß zu befestigen. Die Macht der Klerikalen hat, wenn auch nicht zahlenmäßig, so doch tatsächlich in allen kriegführenden Ländern gewaltig zugenommen. Die Vormachtstellung, die heute die Klerikalen in den katholischen wie in den konfessionell gemischten Ländern einnehmen, ist der beste Beleg dafür: in Deutschland regiert das Zentrum, in Oesterreich regieren die Christlich-Sozialen, in Italien die klerikal-demokratischen Popolari; in Belgien, in Spanien und Portugal, in Polen, in dem bloc national der französischen Kammer — überall haben die Klerikalen entscheidenden Einfluß. Benedictus der Fünfzehnte konnte mit der Gewißheit heimgehen, daß noch nie die Klerikalen in den europäischen Parlamenten so mächtig gewesen sind wie zur Zeit.

Und doch bleibt das Merkwürdige, das Merkwürdigste, daß die Herrschaft des Klerus bei uns wie in den andern Ländern fast unmerklich und reibungslos vor sich geht. Der Vorgang selbst ist leicht zu deuten: Deutschland, Europa, die Welt hat zur Stunde wichtigere Dinge zu tun als mit Rom einen Kulturkampf auszufechten. Die wirtschaftliche Not läßt keine Zeit, sich auch noch mit der Frage der geistlichen Schulaufsicht zu beschäftigen, um die die vorige, die vorvorige Generation jahrelang die erbit-

tertsten Kämpfe geführt haben. Wer hat sich von uns ernsthaft um das Reichsschulgesetz bekümmert, über das in diesen Tagen im Reichstag verhandelt worden ist? Wer hat sich über die Worte aufgehalten, die der Doktor Wirth, einige Wochen, nachdem er den deutschen Journalisten Heine und Börne als Vorbild empfohlen hatte, über die konfessionelle Schule sprach? Kein Mensch! Kulturfragen sind — Gott seis geklagt! — keine Gegenwartsfragen, und wenn die Gegner einem nicht gleich brunnersch kommen, kehrt man sich nicht daran. Das ist heute so. Das wird morgen so sein und vielleicht noch auf Jahre hinaus. Aber der Kampf um Rom ist keine historische Episode, sondern ein ewiger Kampf. Wehe der Generation, die das vergißt!

Rechthaberei und Gerechtigkeit **von Robert Breuer**

Sir Thomas Barclay, der den deklamierenden Poincaré geleitet durch die Tatsachen in den Spuren Briands marschieren sieht, sprach als produktiver Zyniker, also als handelnder Mensch, das heißt: als Politiker: „Asquith, obgleich er wahrscheinlich ebenso wie Lloyd George handeln würde, kritisiert dessen Handlungen, aber nicht aus Mißgunst, sondern um Lloyd George zu zwingen, seine ganze Tasche auszuleeren."

Wilhelm Dittmann, einer der wenigen nichtintellektuellen und darum brauchbaren Führer der USPD, erregt sich, weil der Mehrheitssozialist Loebe auf die augenscheinliche Billigung der rechtssozialistischen Koalitionspolitik durch die Unabhängigen hinweist. Beinah entrüstet und fast pathetisch stellt Dittmann fest: „Nicht die USPD hat sich zur Politik der Koalitionsparteien, sondern die Koalitionsparteien haben sich zur Politik der USPD bekehrt. Die Politik des loyalen Erfüllungsversuchs ist nicht eine Politik Wirth, sondern eine Politik Haase."

In dem Gegeneinander jenes Engländers und dieses Deutschen erblicken wir mit überwältigender Deutlichkeit den Gegensatz des politischen zum unpolitischen Menschen. Dort: auch die Opposition ein bauendes Element. Dort: kein Trieb zur Wahrheit, sondern zum Zweck. Dort: eine Hand wäscht die andre. Hier: der Fanatismus der geschichtlichen Forschung, die Raserei, recht zu behalten und das Richtige schon vorgestern erkannt zu haben. Dort kalte Sachlichkeit, hier gieprige Eitelkeit. Wie eng denkt dieser Herr Dittmann! Wenn zuträfe, daß die Politik Wirth eine Politik Haase geworden ist — was könnte Herr Dittmann dann Besseres tun, als diese Politik sich auswirken zu lassen? Dann würde ja nicht Wirth, sondern Haase regieren. Könnte es für Herrn Dittmann etwas Wünschenswerteres geben? Wenn er sich aber auf den Markt hinstellt und mit Magisterfinger auf Wirth zeigt, daß sein Name eigentlich Haase sei — soll dadurch die Politik Haase, die Herr Dittmann doch wünschen muß, gefördert werden?

Man darf im Anschluß an diese Episode wieder einmal feststellen, daß die Deutschen das Volk der Rechthaber sind und darum ganz und gar kein Recht haben, die Politik der Welt zu machen, Somit auch ein Volk, in dem das wahre, schaffende, menschengestaltende Recht noch keine Stätte hat.

*

Wie würde ein englischer Richter, einsam und doch volksnah auf seinem Stuhle sitzend, nur nach dem Tatbestand und dem gesunden Menschenverstand urteilend, den ganzen Apparat der Voruntersuchung und alles dessen, was damit zusammenhängt, verschmähend, die Herren von Schloß Petzow am Schwielow-See behandelt haben? Die Herren waren schlimm davongekommen; ihr Adelsbrief hätte keine Wirkung gehabt. Sie wären als Raufbolde eingesteckt worden, wie nur irgend Raufbolde, die in einer Hafenkaschemme Messerchen spielen. In Deutschland wird dergleichen anders erledigt. „Viele Ausflügler haben die Schrotkörner, viele schon die Kugeln Derer von Kähne gespürt, und viele mögen auch schon zu Krüppeln geschossen sein. Sowohl die harmlosen Morchelnsucher als auch die Motorbootsbesitzer haben die Treffsicherheit Derer von Kähne schon empfunden.” Ist das der Anfang irgendeiner Hintertreppengeschichte? Ist das in irgendeiner vergilbten Chronik zu lesen? Das stand in den Zeitungen von 1922 als Gerichtsbericht, in den Zeitungen Berlins, der Hauptstadt eines Volkes, das sich einbildet, die Gerechtigkeit gepachtet zu haben. Und die Zeitungen berichteten ferner, daß diese Raubritter-Petrefakte wieder einmal eine lustige Schießerei aufgeführt hätten, und daß die Geschworenen der Stadt Potsdam zum so und so vielten Male holde Milde hätten walten lassen. Der Staatsanwalt war der Auffassung, daß mit dem Wild-West-Idyll am Schwielow-See aufgeräumt werden müsse, daß der Schießbengel ins Gefängnis gehöre. Die Geschworenen aber, die Stimme Gottes also, nämlich des Rechtsgottes, wie er im deutschen Volke lebt, im Volke Kants und Goethes, bewährten sich als Vergebende.

Es ist nicht einzusehen, wie ein Volk, das in seinem Rechtsempfinden so mangelhaft entwickelt ist, sein Weltschicksal nach dem Maßstab des Rechts gemessen haben will. Es wäre nicht zu verwundern, wenn demnächst die Angeschossenen sich zu einem Klub zusammentäten und hinauszögen, um den Herrschaften von Kähne die Sitzfleische zu karrieren. Es bleibt zu fragen, ob die Justizminister Preußens und des Reiches zu dem Faustrecht, wie es am Schwielow-See waltet, wie es durch das letzte potsdamer Urteil gezüchtet und durch die begreifliche Revanche der Zielscheiben leicht multipliziert werden könnte, nichts zu erklären oder zu tun haben.

Ein Redakteur, der Fehlurteile Fehlurteile nennt, erhält fünf Monate Gefängnis; ein hoher Beamter Bayerns, der Redakteure Schweinehunde heißt, braucht nur zweihundert Mark zu zahlen. Bei einer meuchelnden Gräfin wird erwogen, wie hart durch die Gefängnisluft ihr Teint geschädigt werden könnte. Und in Niederschönenfeld dürfen die „Festungsgefangenen”, selbst wenn sie ertaubt sind, keinen Spezialarzt befragen.

Wir sind eben ein Volk der Rechthaber und des Stammtisches, aber keins der Gerechtigkeit, der weltkundigen Gerechtigkeit, die den Völkern feste Häuser baut. Sind kein Volk der Politik, das aus erprobtem Selbstgefühl unpathetisch handelt; sind vielmehr eine unausgegorene Mischung aus Bombast und Feigheit, aus Unteroffizier und Leibeignen, aus Schulmeister und Wolkensegler, aus Germanen und Franken, Slawen, Wenden, Kassuben und Juden.

Wir und Ihr von Helene Keßler von Monbart

Briefe an einen französischen Freund

4.

Sie haben die Waffen nicht niedergelegt. Nirgends. Und sie haben für sich: das Geld; den kühlen und beschränkten Willen der Selbstbehauptung; die Gewohnheit des Herrschens.

Das sind drei sehr starke Trümpfe. Der erste ist der stärkste. Und wir können in diesem Sinne nur die eiserne Folgerichtigkeit Lenins bewundern, ihn den Feinden in Rußland aus der Hand geschlagen zu haben.

Dadurch und wohl nur dadurch, trotz aller Fehlbarkeit und Fehlgriffe, hat seine kommunistische Republik sich bis heute gehalten.

Wenn dem demokratischen oder sozialistischen Deutschland nicht gelingt, durch ein minder gewaltsames, sozusagen gesetzliches oder gesetzmäßiges Vorgehen die Kapitalkraft in den Staat aufzusaugen und festzulegen, ist es verloren, den Machenschaften und Ränken einer skrupellosen Clique ausgesetzt, deren Ziel: Macht heißt, Macht um jeden Preis! Die den Wenigen das Recht der Ausbeutung für alle Zeiten oder auf möglichst lange noch sichert! Und diese Gruppe, die sich über die Fragestellung: Republik oder Monarchie? wenig den Kopf zerbricht — sie arbeitet ebenso gut unter einem wahnsinnigen orientalischen Despoten wie mit dem freien Wahlrecht aller erwachsenen Staatsbürger —, ist international fest gegliedert, durch gleiche Interessen verbunden. Sie ist der wahre, der gefährliche Feind, kraft ihrer Naturanlage, die Talente anzuziehen und auszubeuten.

Wer, außer dem Genie des Herzens, das rar ist, Jesus oder Franciscus, würde sich dazu verdammen, arm, ein Gekreuzigter und Verachteter zu sein, wenn er weiß, daß seine Fähigkeiten ihm erlauben, an der reichbesetzten Tafel aller Lebensgenüsse zu schwelgen? Nichts in der Welt kommt der bewunderungswürdigen Geschmeidigkeit des Geldes gleich in der Verführung auch der Besten. Ich erinnere an Mirabeau, an Lloyd George, der als feuriger Idealist und Reformer anfing. Oder was brach, was zerbog den stahlharten Stoß des Hasses aller Ungerechtigkeit und Heuchelei, der Georges Clemenceau hieß, ein Gracchus werden wollte und als ein greiser Tiberius in Menschenverachtung und Einsamkeit endet?

Wir träumen gern von dem, was der Mensch mit seinen Fähigkeiten sein könnte, wenn man ihm diese Verführung des Goldes aus seinem Wege nähme. Leidenschaftlich, mit zitternder Begierde sind unsre Augen auf Rußland gerichtet. Diese Revolution könnte etwas viel Ungeheuereres als der Weltkrieg —: der Anfang der Gesellschafts-Umgestaltung sein. Und jeder Schleier, der uns jede ihrer Bewegungen, die Zuckungen der Neugeburt verhüllt, sollte zerrissen werden. Sie haben recht! auch die Mißgriffe noch verdienen unsre volle Beachtung und Teilnahme. Im verhüllten Schoße von Lenins Rußland liegt die europäische Zukunft — nicht an der umstrittenen Rheingrenze oder im Ruhr-Gebiet.

Ein Verhängnis ist, daß von allen europäischen Machtkomplexen nur England Politik auf lange Dauer treibt. Es ist Politik des Kaufmanns, der Vorräte braucht und sich gegen Rückschläge eindeckt. Die

Andern haben die Vorsicht sich balgender Buben, der Barbaren oder Kaffernstämme geübt.

Ewig kindische Völker und alte Weiber hören gern Märchen von putschenden Prinzen, vom auferstandenen Barbarossa, von Jung-Siegfried mit goldenem Schwert, hervorreitend aus dem Odenwald.

Die Monarchen, seit langem, in Purpurmänteln und Zackenkronen waren die Spielkartenkönige in den Händen der eigentlichen Könner, der Königsmacher.

Früher gab es noch Politiker, Spieler um die Macht von Beruf. Hazardeure wie Fox, wie Struensee oder Mirabeau, Parnell und Mazzini. Heute lenkt alle — auch den Draufgänger und die Bombe — der Finanzkonzern. Der Kapitalismus ist eine so furchtbare Macht, weil er diese furchtbare Naturwahrheit verkörpert: Es gibt keine Gemeinsamkeit, keine Vernunft. Es gibt nur Hammer und Amboß.

Ein mittelalterlicher Mensch, das Volk des Mittelalters konnte sich in ein Leben der Knechtschaft und Entbehrung leicht fügen. Den Dulder belohnte der Himmel: der diesseits Geplagte, der Bettler, der Aussätzige saß jenseits zur Rechten Gottes — durch eine Ewigkeit.

Ich persönlich glaube an diese Gerechtigkeit, den Ausgleich, die Fortwirkung jedes Antriebs durch die Unermeßlichkeit von Zeit und Raum. Und ich glaube, daß dieser Gang, in dem wir Welle und Schwingung sind, ein rhythmischer ist, nach feierlichen und unwandelbaren Gesetzen: Aus dumpfer Gebundenheit zum Licht empor und erdwärts wieder, zum Staube neigt Gottes Klarheit sich, fruchtbar und tragend.

Nichts, nichts könnte in mir das Bewußtsein der Eingebundenheit in solche Gesetzmäßigkeit erschüttern — kein Widerspruch der Wissenschaft, die doch nur eine Weise des Erkennens, kein Wissen ist. In einem Zusammenhang, der innig und geheimnisreicher als der des werdenden Lebens mit dem Mutterherzen ist, schreitet mein Fuß, streckt sich meine Hand aus, denkt mein Hirn und ahnt meine Seele. Der leibliche Tod kann wohl eine Enge weitern, eine Verknotung lockern: ihn zertrennen oder abschneiden kann er nicht.

„Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe”, sagt der fünfundsiebzigjährige Goethe, dem Tode entgegenschauend, „denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur, es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.”

Im jugendlichen Alter, unter dem Drängen aller Säfte der körperlichen Vollreife zu, lebt dieser Gedanke der Allverknüpftheit weniger stark. Das geistige Wachstum vollzieht sich in Abschnitten wie das des Halms, wobei jeder Knoten Wurzel und Keimbett des neuen Triebes darstellt. Das Maß dieser Wachstum-Strecken im Einzelleben — fünf Jahre, sieben Jahre oder neun — wäre wohl unschwer zu bestimmen. Wir finden auch als Volk den Aufstieg nicht, ohne die Ablösung von gestorbenen, von stumpf und brüchig gewordenen Bestandteilen, ohne Abstreifung der alten Haut.

Es ist die schmerzhafte Gewalttätigkeit dieses Durchbruchs zu neuer Lebensgestaltung, die wir als Weltkrieg oder als Revolution erleiden.

Möge man aufhören, uns Erwachsene mit dem Kinderstubenbegriff von Kriegs-Schuld und -Unschuld zu plagen!

Ich empfing den Brief einer frommen und wohltätigen genfer Dame. Sie rief mich auf, um meinen Landsleuten ihre tiefe Verworfenheit zu Gemüt zu führen. Zur Buße, zur Reue sollt' ich sie wecken! „Sie sind Verbrecher und müssen als solche behandelt werden!"

Auch des Verbrechers nach verbüßter Strafe nimmt der Fürsorge-Verein sich an. Die Entente.

Mich freut, daß grade von Ihrer Seite, von christlichen Freunden wie de Cé . . . so würdig und entschieden gegen diese Nursery-Pädagogik protestiert wird, daß die Liga der Menschenrechte diesen Protest öffentlich vertritt.

Frankreich — daß es sich nicht täusche! — lebt heute noch, bei Freund und Feind, vom Prestige der großen Revolution, dem einzig wahren Prestige, seinem Freibrief zu immer fortschreitender Selbstbefreiung. Es tut mir weh — erinnern Sie sich, daß ich einmal sehr nahe zu Ihnen gehörte! —, es in der Rolle des europäischen Büttels, des Gerichtsvollziehers zu sehen. An dem Tage, wo es sich selber sieht, wird es aufgehört haben, seiner unwürdig zu sein.

Die Spießbürgerselbstgerechtigkeit, aus ihrem Palästina jenseits des Kanals in breitem trüben Strom herübergeflossen, obgleich sie alt und zäh wie die Welt war, als der „gute Sansculotte" Jesus sich die Zähne an ihr zerbiß — er sagt darüber die noch heute hübschesten Sachen! —: sie bildet das wahre Hindernis jeder Selbsterkenntnis.

Auf eben dieses denkfaule, genüßliche, spröde und beharrliche Massentier stützt sich die Presse. Sie behandelt es klug, indem sie es ständig knetet, was es als Streicheln empfindet, indem sie jede Sehnsucht oder Leidenschaft geschickt ablenkt. So zupft man zur Mast bestimmten Gänsen oder Puten die Schwungfedern aus.

Das Volk kann gar nicht dumm genug sein! sprach ein Diplomat — natürlich ein deutscher Diplomat der alten Schule.

Das Volk ist nicht mehr dumm — nirgends mehr. Aber dem Bürger kann gar nicht gründlich genug bange gemacht werden! denkt man heute.

Nichts wirkt staatserhaltender als Feigheit.

Ihre Presse übertreibt in einer Weise, die ebenso schlecht unterrichtet wie böswillig ist, den Einfluß der Junker, „ces hobereaux prussiens", der märkischen Grundbesitzer.

Es ist eine Klasse, die sich gar nicht so leicht kennen lernt, selbst nicht für einen Reporter. (Nebenbei: welche Klasse kennt im Grunde der Journalist, überall heimatlos, stets nur Horcher und Zuschauer, von Allen mißachtet, ausgenutzt oder abgelehnt?) Weil sie im allgemeinen ihr Land nicht verlassen hat und heute bodenständiger ist denn je. Diese Kaste, die ihren Einfluß schon unter dem letzten Kaiser Schritt um Schritt an die Neueingedrungenen, Juden, Hochfinanz, Großindustrie, verlor, hatte zweifellos ihre Qualitäten. Beschränkt, lebhaft und habgierig — vorzüglich zu einem Erobererheer im Sinne der alten Normanen und Wikinger geeignet. Sie ist nicht mehr hungrig heute — der Landwirt ist reich. Nicht überzahlreich, isoliert und exponiert auf ihren Gütern, könnte das Schicksal der baltischen Barone sie treffen.

Die ungeheure Verarmung unsres öffentlichen und privaten Lebens durch Ausschaltung der Beziehung zu Gott und dem All zeigt sich jetzt im allgemeinen weltweiten Katzenjammer. Nach dem — auch dem blindesten Auge offenbar gewordenen — großen Fall.

Darauf stehen meine Hoffnungen, die einzigen und wirklichen, für den Wiederaufbau. Von den Grundmauern aus. Nicht in Rathenaus Wirtschaftsprogramm oder irgendeinem andern. Obgleich alle diese Programme und Reformen schon Aeußerungen des neuen Willens sind. Aber wir wollen fortan nicht vom Brot allein leben. Das Brot, das tägliche Brot bietet nur die stoffliche Grundlage unsres Lebens, eines Lebens mit den höchsten Zielen im ungehemmten Aufschwung.

Freiheit, sagt Lagarde, ist nicht, daß Jeder tun kann, was er will, sondern: daß Jeder werden kann, was er werden soll.

Wir sind trotz all unserm Unglück, in unserm Unglück, dem Himmelreich näher als Ihr. Offiziere der französischen Besatzungstruppen haben mir diese für sie etwas trübsälige Wahrnehmung schon oft bestätigt. Immer wieder bewundern sie — der Deutsche schimpft zur Zeit bloß — die Pünktlichkeit, die Ordnung, den Fleiß, die Tätigkeit bei uns.

Ein englischer Freund ist begeisterter Anhänger von Ebert — für den unsre nationalistische Presse nichts als Hohn, die Snobgesellschaft nichts als faule Witze hat.

Indes hat dieser „einfache" Mann Takt, Umsicht, eine gewisse Vornehmheit gezeigt.

Ich glaube nicht, daß irgendeine andre Nation eine gleich harte Erprobung nach den Entbehrungen, den Erfolgen und den Anstrengungen des Krieges überstanden hätte. Es beweist die sterling qualities, jene ungeheure Leistungsfähigkeit des deutschen Volks, die selbst Briand anerkennen muß.

Aber den Kern, die Hoffnung des deutschen Volks sehe ich einzig und allein in dem deutschen Arbeiter. In der zielbewußt zusammengeschlossenen Arbeiterklasse.

(Fortsetzung folgt)

Städte von Ignaz Wrobel

Es ist ein unabänderliches Gesetz intellektueller Betätigung, daß jede Verengerung des Gesichtskreises eine Konzentration des Interesses mit sich fühlt die für die Wertbeurteilung der Gegenstände entscheidend ist.

Wilhelm Wundt

Die deutschen Städte wissen nicht mehr viel von einander. Jede liegt da, hält sich für den Mittelpunkt des Landes und ignoriert alle übrigen. Und das kam so:

Die Nation, nach dem Kriege von einem unendlichen Ruhebedürfnis beseelt, packte sich in Watte und! kapselte sich ein. Nie waren die Deutschen partikularistischer als heute, und niemals wurde der „Landfremde" mit so viel Mißtrauen angesehen. „Landfremd" — das ist der Dortmunder dem Nürnberger, dem er die ängstlich gehütete Wohnmöglichkeit kürzt, und „landfremd" ist der Berliner dem Bremer. Noch nie waren die Kirchtürme so hoch wie heute.

Nun müßte man glauben, dieser aufs neue verstärkte Partikularismus sei heilsam für das Wachstum der lokalen Eigen-

arten und halte der nivellierenden Reichseinheit die Wage. Dem ist nicht so. Es ist nämlich merkwürdig, zu beobachten, wie alle deutschen Mittelstädte die Unarten Berlins, von den Behördenwasserköpfen bis zum Nachtleben, prompt nachahmen, ohne an Landestracht und Landeskolorit zu andern als den Festtagen auch nur zu denken. Denn das große Geschrei von der Provinzautonomie heißt auf deutsch nichts andres als: „Wir wollen auch unsre kleine Wilhelm-Straße haben! Ihr habt lauter Esel in den Zentralbehörden — das können wir auch! Ich will auch Staat spielen, Mama!" So rufen alle kleinen Provinzkinder. Von den Bundesstaaten zu schweigen, die es höchlich bedauern, daß in fremden Erdteilen keine bayrischen, keine mecklenburgischen, keine thüringischen Gesandtschaften zu finden sind. (Aber nur gemach: Wem Gott Verstand gibt, dem gibt er auch ein Amt)

Da liegen die Städte. Früher polterte die Diligence durch die dicke Stadtmauer — heute fährt der D-Zug durch eine Umwallung, die grade so fest ist wie die alte historische. Denn der gewöhnliche deutsche Städter aller Kaliber kann heutzutage mit seinen Landsleuten im Reich schwer in Verbindung treten. Und er will es auch nicht.

Er kanns kaum. Wer reist heute? Wer schreibt zum Vergnügen Briefe? Wer telephoniert zum Scherz seine Leute in Altona an, um zu fragen, wie es ihnen gehe? „Die Zeiten sind ernst — die öffentlichen Verkehrsmittel sind kein Spaß." Nein, weiß Gott, das sind sie nicht. Dieses übervölkerte, am Boden liegende Land hat noch immer für Alles, was es je erlitt, eine ethisch-philosophische Beschönigung gehabt — erleben wir doch jetzt das widerliche Schauspiel, wie dieselben Hurraschreier, die im Kriege den Sieg Deutschlands logisch bewiesen haben, heute das „Lob der Armut" singen und dir klipp und klar demonstrieren, das Heil deiner Seele sei besser bei Margarine und in den Niederungen des Lebens aufgehoben denn in Glanz und Herrlichkeit. Die Anschauung, daß der Mensch um des Apparats willen da sei, ist hier sehr verbreitet, und sie gilt nur dann nicht, wenn es sich um die Klassen handelt, die davon profitieren. Man erinnert sich vielleicht ähnlicher Erscheinungen aus dem Kasinokriege . . . Nein, die Zeiten sind ernst, und wenn man das Ganze überblickt, hat man immer mehr das Gefühl: Die Leute bekommen ein „Quartier" zugewiesen, dazu die Möglichkeit, ihren Lebensunterhalt zu verdienen (oder auch nicht) — und nun hat der Deutsche seinen Teil dort abzuleben, wo man ihn hingesetzt hat.

Das hat ihm noch gefehlt. Das Einzige, was besonders den Mittelstand früher vor dem Verrosten bewahrt hat, war die Reise, die doch die Augen wenigstens manchmal ein wenig öffnete. Aber heute?

Wer reist denn heute? Der Kapitalismus reist.

Die Möglichkeit, herauszukommen und ein Stückchen von der Welt und nun gar von der außerdeutschen Welt, die es ja immerhin auch noch geben soll, zu sehen, hat hauptsächlich der große Kaufmann und der von ihm Angestellte, insbesondere die Angehörigen der Filmbranche sowie ein gewisser Teil der Be-

amten. (Das ist auch der Grund, weshalb in Deutschland solche Funktionen so leicht zum Selbstzweck ausarten — die Funktionäre benutzen eine Möglichkeit, die ihnen sonst verschlossen bleibt.) Die Fäden, die die Städte mit einander verbinden, sind hauptsächlich kapitalistisch oder offiziell.

Die Folgen sind leicht zu sehen.

Jede Stadt ist Rom und sich selbst genug. Der am Reisen behinderte und künstlich eingeklemmte Einwohner zeigt eine bekannte soziologische Erscheinung: er will nicht mehr, was er nicht mehr kann. Er sagt von Braunschweig etwa: „Ja — da war ich mal vor dem Kriege.” Das ist lange her, und heute hockt er zu Hause. Daher die maßlose Ueberschätzung aller Lokalgrößen, daher die treudämliche Unwandelbarkeit der Kollektiv-Vorstellungen — da Vergleichsmöglichkeiten fehlen, ändern sich diese Bilder nie: Der Königsberger ißt immerzu Klops, der Bayer ist gemütlich und rauft, und der Italiener — der tanzt Tarantella und ist heißblütig, soweit er nicht den ganzen Tag über — Santa Lucia! — mit Schellen klingelt. Dem Lübecker ist die Schande der münchner Polizei Hekuba — und ob Erich Ziegel in Hamburg anständiges Theater macht, das ist dem Breslauer ganz gleich. Sie haben von einander entweder gar keine Vorstellungen oder antiquirierte oder falsche. Auf einer kleinen holsteinischen Insel fragte mich vorigen Sommer in einer Molkerei ein Schweizer: „Na — und Berlin? Alles ruhig? Keine Straßenkämpfe mehr?” Weil wir das Jahr 1921 schrieben, sagte ich ihm, das sei lange vorüber, und Niemand in Berlin dachte an Straßenkämpfe. Er lächelte ungläubig , und erkundigte sich dann eingehend nach dem Begräbnis der Kaiserin, das er für das wesentlichste berliner Ereignis hielt. Nun schon, es war auf dem Lande, und da hatte die Kreisblattpresse, von der Republik subventioniert und daher kaisertreu bis auf die Knochen, gut gearbeitet — aber man muß nicht denken, daß es in den Mittelstädten besser sei. Ein großer Teil der Leute lebt in einer Hühnerstallatmosphäre.

Daher die Metapher, eine gute Stadtleistung als die „beste von ganz Deutschland” anzusprechen — daher die völlige Interesselosigkeit am Kommunalleben andrer Städte, an ihren Versuchen und Erfolgen, Niederlagen und Lehren. Und begannen früher die Erlebnisse, die ein Schriftsteller zu erzählen hatte, etwa mit den Worten: „In Tirol hatte ich einmal eine Wirtin . . .”, so erschöpft sich heute die deutsche Geistigkeit des Alltags in kleinen Geschichten, die alle so anfangen: „Sitze ich da jüngst in der Elektrischen . . .”

Die Berichterstattung aus der Provinz gleicht ungefähr der aus Timbuktu: es liest ja doch Keiner, und außerdem ists gleich. Und so hockt jedes Gemeinwesen in seinem Kram und weiß vom andern nichts.

Berlin macht durchaus keine Ausnahme. Wenn wir von der Quantität absehen, ist doch das, was hierorts viele Cliquen bewegt, recht kleinstädtisch und unterscheidet sich nur in der Form, aber nicht in der Anschauung vom Milchkannenklatsch auf den krummen Straßen Posemuckels. Asphalt oder Kopfpflaster: es ist kein großer Unterschied.

Und reisen die Berliner, die sichs heute leisten können, wirklich fort, dann nehmen sie ihr Berlin mit, färben ab, sehen und sprechen wieder nur sich und fühlen sich auch nur da wohl, wo ihre Melodien, ihre Speisen, ihre Redensarten und ihre Leute zu finden sind. Es gibt an der See und im Gebirge eine ganze Menge Berlins . . .

Vom Ausland zu schweigen. Daß für Deutschland die fremde Literatur, daß die fremde Kunst, daß die Kenntnisse fremder Wirtschaftsformen mit dem Jahr 1914 aufgehört haben — wer bedenkt das, wenn er sich sein Weltbild macht? Der Literat, einige Journalisten, wenige Politiker, die Kaufleute, die das Fremde brauchen, und Dieser und Jener. Der Rest trottet stumpfsinnig seinen alten Trott. Newyork? Aber sie wissen ja nicht einmal von Hessen-Darmstadt sehr viel.

Und pfeifen auf den guten Europäer und sind sich selbst genug.

Jedermann sein eigner Globus.

Der selige Noske von Theobald Tiger

Es ist ja beinah Leichenschändung,
wenn man dir, Gustav, eine klebt.
Du sprichst von deiner neuen Sendung . . .
Eisner ist tot.

Und sowas lebt.

Die Hände in den Hosentaschen,
hältst du noch einmal Instruktion.
Hast du die Finger dir gewaschen?
Sie sind noch rot . . . Du weißt, wovon.

Nochmal? Nach dieser Kapp-Blamage?
Nochmal? Und wieder mit Hurra?
Die Unteroffiziersvisage
hat Jeder dick — Mensch, bleib bloß da!

Blamier nicht die Parteikollegen!
Du Bendlerstraßensozialist!
Geh in Pension mit Gottes Segen!
Wohl dir, daß du Beamter bist!

Brutal und roh zu den Genossen,
beschubst von jedem Lieutenant —
so hast du deutsches Blut vergossen.
Das Maul: dein Rex. Format: Sergeant.

Dann wurden die Kadetten tätlich.
Und Gustav fuhr ums Morgenrot . . .
Bleib in Hannover. Nähr dich redlich.
Und iß nur, garantiert unschädlich,
dein wohlverdientes Gnadenbrot —!

Berliner Molière-Feier

Bei der Kultur und Bildung der berliner Thespisse war kein Zweifel, daß sie ihrer Dankbarkeit für die Lebensleistung eines unsterblichen Genossen zu seinem dreihundertsten Geburtstag überschwänglichen Ausdruck geben würden. Ihr Herz war immer bei den Franzosen gewesen; und im Theater der Königgrätzer Straße statt der ‚Fahrt ins Blaue' die ‚Schule der Ehemänner', im Komödienhaus statt des ‚Karussells' die ‚Lächerlichen Preziösen', im Kleinen Theater statt ‚Haben Sie nichts zu verzollen?' den ‚Eingebildeten Kranken', im Lessing-Theater statt der ‚Roten Robe' den ‚Don Juan', in der Tribüne statt der ‚Fremden Frau' die ‚Schule der Frauen' aufzuführen — das machte umso geringere Mühe, als man ja weiß, wie sicher unsre Theatertradition funktioniert. Der Hauptgratulant wollte Jeßner sein. Da sein reichlich subventioniertes Staatstheater in den ersten vier Monaten dieses Spieljahrs vier alte Stücke neueinstudiert und nur für eins die Regiekunst des Direktors herangezogen hatte, schien er frisch genug, im fünften Monat, trotzdem der ursprünglich auch noch seiner Erholung hatte dienen sollen, den Berlinern, nach einer Pause von fünfundzwanzig Jahren, das Meisterwerk des toten Kollegen: den ‚Misanthropen' unter die Augen zu bringen.

Was weiter geschah, ist bekannt. Die Protagonisten der sechs Festabende bekamen zu der einen Vormittagsprobe, die ausgereicht hätte, keinen Urlaub vom Film, und der Verband der Berliner Theaterleiter beschloß, die Feierung Molières, der ja wohl unter allen Umständen fortleben werde, bis zum vierten Säkulartag hinauszuschieben und für den dritten das Deutsche Theater mit der Abhaltung einer Ehrenvorstellung im Ramsch zu betrauen. Auf daß nichts dazwischenkomme, auf daß der Film sich nicht wieder einmische, wurde der sach- und fachverständige Rat erteilt, ‚Scapins Schelmenstreiche', bei deren Begehung der Dichter ohnehin fest geschlafen habe, gleich mit der siebenten Garnitur zu besetzen. Menge man unter diese Truppe Paul Graetz, so werde die Fähigkeit, uns zu lächern, ihm schon von selber vergehen und der würdevolle Charakter einer Jubiläumsaktion ohne einen Mißton von Heiterkeit gewährt werden. Für das Renommee des Hauses sei schwerlich mehr nötig, als daß im Hintergrund eine bunte Hafenlandschaft aufgebaut werde, durch deren Schiffswimpel unter roten, blauen und grünen Sternen der Abendwind ein Gesäusel veranstalte.

Vorausgeschickt sei ‚Tartüff'. Molière war vielseitig: seien wirs auch. Man kann ihn historisch oder modern spielen: im Stil der Comédie oder wie einen Autor von heute. Coquelin war Repräsentant der Comédie, Bassermann Proletarier der Gegenwart. Unser Reinhardt, vor sechzehn Jahren, hielt es mit der Vergangenheit. Er bewegte, unsichtbar Takt schlagend, seine Leute in abgemessenen Zwischenräumen, ließ sie in einer schrägen Phalanx vorrücken und ebenso steif wieder retirieren. Unser Iwan Schmith pfeift auf solche Künste. Das Ueberraschende macht Glück; und außerdem soll uns

die Schwarte des verwesten Geburtstagskindes weniger Geld kosten als der krabbelnde ‚Hühnerhof' seines quicklebendigen Erben Tristan Bernard mit den vielen teuern Gesellschaftskostümen. Also stecken wir den ‚Tartüff' in das Straßengewand unsrer Zeit, welches die Mimen beizustellen haben. Daß in diesem Gewand der märchenhafte rex ex machina ziemlich unsinnig wird; daß die gallische Abgezirkeltheit des Aufbaus und der Versform mit berlinischem Stubennaturalismus nicht zu vereinen ist; daß, zum Beispiel, ohne tönende Akzentuierung ein Mann wie Cleant der höchst private Schwager des Herrn Orgon bleibt, statt das gute Gewissen des Stücks, der Dolmetsch seines Verfassers, der gesunde Menschenverstand in Person zu werden; daß die schwarze Gefahr dieses skrupellosen Tartüff über der Lockerkeit zufälliger Alltagsvorgänge keinen Augenblick dräuend wird: das Alles . . .

Das Alles würde durch eine einheitlich große lebensvolle Schauspielkunst vielleicht ausgeglichen werden. Gülstorffs birnenbäuchigem Orgon glaubt man schwerer die Ehe mit einer so hoheitsvoll schönen Dame wie Lina Lossen als die echte Erschütterung bei der Entlarvung seines Freundes. Unvermittelt steht neben dieser Natur die Unnatur der Frau Straub. Die glücklichste Mischung von selbstverständlicher Unerschrockenheit und überlegener Schalkhaftigkeit, von derbem Mutterwitz und anmutigem Esprit — eben Molières Dorine tänzelt und schwänzelt, zappelt und schreit, wiegt sich in den Hüften und grimassiert, schmeißt sich krampfhaft über Tische und Stühle, schlägt mit den Füßen aus und klatscht sich die Schenkel. So böse Beispiele verderben die starke Menschengestaltung Eugen Klöpfers. Er siedelt seinen vierschrötigen Tartüff mit dem speckglänzenden Genießergesicht im Breisgau an. Die muskulösen Drohlaute nach der Ertappung kommen aus einem Schollengewächs. Aber die Mätzchenmacherei seiner Hauptpartnerin verführt ihn immer wieder, ins Falsett zu hopsen, aus der Rolle zu fallen, sich über sie zu erheben, sie zu parodieren. Daß ‚Tartüff' dem Haß einer edeln Kampfnatur entsprungen ist, geht ganz verloren. Die weltliterarische Satire wird zur Posse. Aber immer, immer spiegelt das Theater seine Epoche: es ist die Molière-Feier, die dem Berlin von 1922 haarscharf entspricht.

Coriolan von Alfred Polgar

Unsre Liebe gehört dem Coriolan, aber Recht geben wir dem Demos, der den Herrischen aus der-Stadt treibt. Shakespeare tut freilich Alles, den Coriolan auch ins Recht zu setzen. Höchste Tugenden häuft er auf des Römers Haupt, und selbst die Hoffart, deren er ihn sich schuldig machen läßt, hängt dem Helden nur an wie der Schatten, den seine adelige Seele wirft. „Ich kann nicht Volkesdiener sein!" spricht er ungefähr, und es klingt genau so stolz, tapfer, männlich wie des Posa Wort: „Ich kann nicht Fürstendiener sein". Der innere Tonfall ist es, der beiden Dikten das Hinreißende gibt. Abkehr von der praktischen Notwendigkeit zugunsten einer, im eignen Wesen tief begründeten, ideellen

Notwendigkeit ist ja die Formel, auf die fast alles Heroentum zu bringen ist. Wir werten den Helden nicht nach der Güte oder Schlechtheit der Sache, der er dient, sondern nach der Intensität und Unbedingtheit, mit der er ihr dient. Shakespeares Drama lehrt nicht die Volks-Verachtung, es ist vielmehr das Drama des kompromißunfähigen Besonder-Menschen. Nirgends ist gesagt, daß der hochgeartete Einzel-Mensch in natürlichem Gegensatz zur Masse stehen müsse. Aber wohl ist gesagt, daß die Masse in solchem Gegensatz zum besondern Individuum stehe. Und insofern darf ‚Coriolan' freilich ein antidemokratisches Stück heißen. Die Tribunen hassen den Besieger der Volsker nicht um seiner aristokratischen Gesinnung willen, sondern aus einem Instinkt heraus, der sie das große Individuum hassen heißt. Sie nutzen nur seinen Aristokratismus, um ihn zu Fall zu bringen, und er könnte sie gar nicht empfindlicher treffen, als wenn er aus einem Verächter der Volksgunst ein Werber um sie würde. Daß des Coriolan Volksverachtung als tragische Schuld empfunden werden könnte, dazu wären gleichwertige Gegenspieler nötig, Volksfreunde von der gleichen Charakterstärke, Gesinnungshöhe, Unbedingtheit wie er. Aber was ihm der Dichter entgegenstellt, ist dürftig an Geist und Seele, feige, tückisch und der Größe bar. Die Sache des Volkes wird in diesem Drama nicht entschieden, denn sie wird gar nicht vertreten. Nicht ihre Gegner, nicht sie selbst: ihre Anwälte setzen sie ins Unrecht.

Das Burgtheater, Regie: Herr Heine, treibt solchen Gegensatz zwischen Plebejer (in des Wortes üblem) und Aristokraten (in des Wortes bestem Sinn) sehr kräftig heraus. Die Sprecher des Volkes haben schon in der Erscheinung, noch mehr in Ton and Gehaben, etwas Klägliches, Giftiges, Ridiküles, Duckmäuserisches, das ihrer Sache schon deshalb Unrecht gibt, weil sie sie vertreten. Coriolan ist Herr Aslan, und es ist erstaunlich, wie viel Härte, Entschlossenheit er seiner mehr zum Langueszenten, Schwärmenden, Passiv-Ekstatischen neigenden Art abgewinnt. Wenn er sich nicht manchmal überschriee, wäre seine Leistung, die Stil und Charakter hat, vollwertig. Die fabelhafte Bleibtreu ist Coriolans Mutter; sie füllt ohne Verlust an lebendiger Substanz das Heroenmaß der Figur. Einen neuen dekorativen Einfall brachte der Maler-Mitarbeiter dieser Aufführung (Professor Roller). Den Vordergrund der Szene flankieren die üblichen zwei polygonen Türme, den Hintergrund jedoch bilden breite Tafeln in Schwarz-Weiß, gleichsam ins Riesige entartete Holz- oder Linoleumschnitte. Es ist ein Einfall; aber den Wert solches Einfalls über den Wert hinaus, daß es ein Einfall ist, vermag ich nicht zu erkennen.

Glanz und Freude der durchaus vornehmen, ein hohes Niveau haltenden Aufführung ist der Menenius Agrippa Hugo Thimigs, Vaters der talentgesegneten Dynastie. Wie menschlich, klug und fein, wie behaglich-klassisch und klassisch-behaglich stellt er den alten Patrizier hin, durchwärmt von Lebensfreude, väterlich-gütig und väterlich-aggressiv, weise, herzhaft, humorvoll. Ein Mensch von unvergeßlicher Daseins-Fülle, vor dessen Atem Leimgeruch des Theaters restlos hinschwindet.

Der klassischste deutsche Stil

> ‚Libussa, des Kaisers Leibroß' heißt Carl Sternheims neues Buch — in dessen Inseratenanhang der Satz steht: „Sternheim schreibt den klassischsten deutschen Stil." Dieses Satzes Autor? Kasimir Edschmid, von dem man bis dahin geglaubt hatte, daß auf den klassischsten deutschen Stil er selber Anspruch erhebe. Wer ihn hat, das weiß ich nicht, doch es will mich schier bedünken, daß meine Leser zu erfahren verdienen, wie Das beschaffen sein muß, was heute für den klassischsten deutschen Stil gehalten werden soll. Die folgenden Zitate sind nicht durch Druckfehler — weder der Worte noch der Interpunktionen — entstellt.

Doch vergesse der Leser keinen Augenblick: ist das Folgende auch durch meines Menschenhirns Kontrolle gegangen, und zu perfekten Sätzen geworden, es sich durchaus als pferdhafte Mentalität äußert, und wolle daher manchem auf den nächsten Seiten Geäußertem gegenüber in anbetracht dieses Umstands voll verständnisvoller Rücksicht sein.

Während in Rußland gepeinigte Masse sich gegen das vergewaltigende Herrscherpaar gewehrt hatte, stand hier ein Einzelner, der nichts als Ruh und Freiheit eines good fellow man wollte, gegen ein ganzes Volk . . .

Und aus dem von den mit allen Wassern Gewaschenen Erzähltem merkte ich . . .
Ich wußte vor, jedes Gespräch, das von Porterbier, einer Kravatte, eines Mädchens Strumpfband oder Shakespeares Päderastie anfänglich gehandelt hatte, vom König wie von einem Maniakalischen unbedingt auf Wilhelm II. zugesteuert wurde und ihn belastete.

Kein Grund, den Träger nicht nur mit fanatischem Haß, doch schließlich das ganze von ihm beherrschte deutsche Volk, das nicht dafür konnte, als Ausschuß der Welt zu betrachten.

Und doch ist es verfehlt, dem Kaiser, Schlüssen so einfacher Vernunft nicht gefolgt zu sein, vorzuwerfen, nachdem man wußte . . .

Kein Beispiel einer an die Adresse wirklicher Macht gewandten Höflichkeit erinnere ich mich.

Beweisen wollte er, wie er Beziehungen zu England stets gepflegt hatte, sogar während des Kriegs mit den Buren, in dem er zwar Ohm Krüger das bekannte hilfeversprechende Telegramm gesandt hatte, aber, als die Burenbeauftragten Europas Intervention wirklich wollten und in Frankreich stürmisch gefeiert wurden, er ihren Empfang sowohl wie Rußlands und Frankreichs offizielles Ersuchen an Deutschland, England aufzufordern, die Burenrepubliken in Ruh zu lassen und es damit zu demütigen, abgelehnt hatte.

Und an tausend Beispielen bewies er, wie das heilige Rußland voran nur zuckende Beute zweier Erzschelme, des Mönchs Grigori Rasputin und Protopopoffs war, die es aus einem Grund, daß Rußland dem Zaren, der Zar der Zarewna, die aber ihnen beiden blind zu allem mit ihr körperlich und geistig Gewolltem gehorchte, erdrosselten, indem sie Vernunft erschlugen und an ihre Stelle mannigfaltigen, angeblich von Gott befohlenen mystischen Blödsinn setzten.

Mochte das wahr oder Märchen sein, für mich blieb es Beweis, weite Kreise gaben meinen Befürchtungen recht umsomehr, seit der Kaiser aus Rache für den Schritt vom November 1908 den Fürsten Bülow nach Scheitern der Erbanfallsteuer schlicht entlassen hatte, aber wußte, der war, weil er für sein Gesetz keine Mehrheit gefunden hatte, als erster Kanzler auf Grund eines parlamentarischen nicht mehr monarchischen Prinzips gegangen, dem er vielmehr mit solchem Abgang den Dolch in die Flanke stieß, als er vom Publikum jubelnd begrüßt, ein Triumphator, Berlin verließ.

Wiederaufbau von Morus

Die Zwangsanleihe

Es ist töricht und anmaßend, bei der Verwüstung, die der Krieg über Europa gebracht hat, immerfort vom Wiederaufbau Deutschlands zu sprechen. Deutschland ist nicht zerstört worden und braucht nicht wiederaufgebaut zu werden. Es ist an seinen Grenzen geschmälert worden, und von den abgetretenen Ländern war jedes in irgendeinem Wirtschaftszweig ein Ueberschußgebiet: Posen und Westpreußen gaben Korn und Kartoffeln, Elsaß-Lothringen gab Erze und Kohlen. Aber Deutschland hat schließlich nicht nur Produzenten verloren, sondern auch Konsumenten. Es sind heute sieben Millionen weniger Esser da als vor dem Kriege, und nur eine wahnwitzige Bevölkerungspolitik, der der Militarismus noch immer in den Knochen steckt, kann wünschen, daß diese „Menschenverluste” möglichst bald wieder ausgeglichen werden. Deutschland ist auch nach Versailles — im Gegensatz zu Deutsch-Oesterreich — eine lebensfähige und lebenskräftige Wirtschaftseinheit, die nicht des Wiederaufbaus, sondern nur einer rationellen und entschlossenen Finanzwirtschaft bedarf, um wieder in die Höhe zu kommen.

Aber dem Willen, zu einer Sanierung der Reichsfinanzen zu gelangen, fehlt die Kraft. Wer daran noch zweifelte, ist durch das in letzter Minute abgeschlossene Steuerkompromiß eines Bessern belehrt worden. Dieser Steuerpakt der bürgerlichen Parteien — denn die Sozialdemokraten spielen ja bei der ganzen Angelegenheit nur eine dekorative Rolle — ist das Schamloseste, was seit der Zeit der Branntwein-Liebesgaben auf diesem Gebiet in Deutschland fabriziert worden ist. Auch die bescheidensten Erwartungen (wie sie hier vor acht Tagen geäußert wurden) sind weit unterboten worden. Nach vierzehn Tage dauerndem Kopfzerbrechen haben sich die Herren Stinnes, Klöckner und Siemens dahin geeinigt, daß sie garnichts hergeben werden. Im Gegenteil: man hat auch bei dieser Gelegenheit dem Reich noch etwas abgeknöpft. Von der zweiten Rate des Reichsnotopfers sollen statt der von der Regierung vorgesehenen 60 % nur 40 % erhoben werden, die Zuschläge zur Reichsvermögenssteuer sind von 300 auf 200 % herabgedrückt worden, und, als Wichtigstes: die Besteuerung des Betriebsvermögens nach dem gemeinen Wert, das heißt: eine Veranlagung nach dem wirklichen Wert, nicht nach dem (in Goldmark gezahlten) Anschaffungspreis hat man glücklich hintertrieben.

Als „Aequivalent” erhält das Reich eine p. p. Zwangsanleihe von 1 Milliarde Goldmark. Nachdem das Reich von dem Reichsverband der deutschen Industrie und von den Agrariern, deren „Hilfswerk” der Edle v. Braun und der nicht minder edle Kappist v. Wangenheim in diesen Tagen noch als Deutschlands einzige Rettung bezeichneten, schmählich genasführt worden ist, darf es von seinen Steuerzahlern einen Pump aufnehmen. Die Zwangsanleihe ist also weder eine „eiserne Jungfrau” noch sonst ein Marterinstrument, sondern die freundliche Genehmigung, daß sich der Staat nunmehr seinen rechtmäßigen Anteil, den er nicht wagt als Steuer einzuziehen, gegen Zinsen und Amortisation leihweise vorschießen lassen darf. Man will also die Valuta, das ist: das Vertrauen des Auslands zur deut-

schen Währung dadurch heben, daß man die schwebende Schuld des Reichs noch um 40 Milliarden vermehrt. Ein probateres Mittel hätte man in der Tat kaum finden können.

Rußlands Kapitalisierung

Zwei Gebiete gibt es tatsächlich in Europa, die des Wiederaufbaus bedürfen: Frankreich, dessen 18 verwüstete Arrondissements — nicht ohne die Schuld der französischen Provinzialen, deren kleinbürgerlicher Traditionalismus einen raschen, rationellen Typenbau verhindert — noch immer nicht wiederhergestellt sind; und das größere und schlimmere: Rußland. Rußlands Wirtschaft ist drei Jahre lang von den Westeuropäern als eine Sache des Gefühls behandelt worden, der man zujubelt, die man haßt, der gegenüber man „unabhängig", nämlich unentschlossen ist. Rußland war eine Prinzipienfrage geworden — über das wirkliche Rußland wußte man nichts, denn die Hüter Kapital-Europas und die russischen Emigranten hatten um das große graue Reich einen undurchdringlichen Lügenwall gelegt.

Jetzt haben die Sowjet-Leute selbst diesen Wall durchstochen, und das Bild beginnt sich zu klären: Rußland will wieder in die Weltwirtschaft zurück, nachdem die Hoffnung auf die Weltrevolution, auf eine sozialistische Umgestaltung der Weltwirtschaft einstweilen aufgegeben ist. Das Experiment des isolierten Sozialistenstaates Utopia — so unmarxistisch wie nur irgendetwas — ist militärpolitisch geglückt, oekonomisch —, und das ist das Entscheidende! — gescheitert. Die Mißernte des letzten Jahres hat den Prozeß beschleunigt, aber er wäre auch ohne sie eingetreten. Künstlich noch versucht man die kapitalistische Restauration zu verzögern; aber man kann nicht kapitalistische Weltwirtschaft treiben ohne die Gebräuche des Kapitalismus. Alles kehrt wieder: die Börse, die Banken und, als sichtbarstes Zeichen, die privatkapitalistische Reklame. Man bemüht sich noch, vom Sozialismus zu retten, was zu retten ist: nachdem der starre Staatssozialismus sich als unbrauchbar erwiesen hat, will man als beweglicheres Zwischenglied zwischen dem sozialistischen Staat und den Privat-Kapitalisten eine Art Genossenschaftssozialismus mit kapitalistischen Geschäftsmethoden einrichten. Aber man kann heute schon sagen, daß die Kapitalisierung Rußlands bei diesem gemischten System nicht stehen bleiben wird. So wenig, wie man die moskauer Börse für Private hat sperren und nur den Genossenschaftlern hat reservieren können, wird sich das Bankwesen auf Staats- und Genossenschaftsbanken beschränken lassen. Gewiß hat der Präsident der eben eröffneten russischen Staatsbank recht, wenn er befürchtet, durch Privatbanken würde der Valutaspekulation Vorschub geleistet werden. Aber um eine Periode wilder Valutaschwankungen wird wahrscheinlich auch Rußland nicht herumkommen, wo man jetzt nach Jahren absichtlicher Inflation — der Notenumlauf beträgt gegenwärtig zehn Trilliarden Papierrubel — zu einem regelrechten Geldverkehr zurückkehrt.

Der Angelpunkt des „neuen Kurses" aber ist die Aufnahme ausländischen Kapitals und ausländischer Unternehmer. Als der Plan, Konzessionen zum Wiederaufbau der russischen Industrie zu vergeben, zum ersten Mal auftauchte, befand sich die Welt noch in einem Zustand krankhafter Bolschewistenangst. Man fürchtete die Berührung mit den Sowjet-Männern wie die Pest und hoffte von Woche zu Woche,

daß ihre Macht von selbst zusammenbrechen werde. Damals bot sich der deutschen Industrie und dem deutschen Finanzkapital eine Möglichkeit, auf Jahre hinaus die Vorhand in Rußland zu bekommen. Aber die deutsche Regierung des Herrn Simons „warnte", und das deutsche Unternehmertum, das sich nie durch ein Uebermaß an Initiative und Wagemut ausgezeichnet hat, ließ sich diese Gelegenheit entgehen. So war auch hier wieder England als Erster auf dem Plan, und erst im Mai 1921 folgte ein Handelsabkommen zwischen Rußland und Deutschland. Die Lieferungen, die seitdem nach Sowjet-Rußland gegangen sind, halten sich in recht bescheidenen Grenzen. Aber jetzt will sich das internationale Kapital mit aller Kraft an die Ausbeutung Rußlands machen. In Moskau steht man den Riesenplänen, wie sie Stinnes in London entwickelt hat, durchaus nicht freundlich gegenüber. Man braucht fremdes Geld — der ganze Notenumlauf beträgt ja, in Gold umgerechnet, nur 100 Millionen Goldrubel —, man braucht fremde Maschinen und Ingenieure, aber man denkt nicht daran, einfach das Heft aus der Hand zu geben. Das „Konzessionskomitee des obersten Volkswirtschaftsrates" arbeitet zur Zeit einen allgemeinen Plan aus, nach welchem künftig Konzessionen an Ausländer verteilt werden sollen, und vermutlich werden die Vertreter Lenins in Genua selbst mit einem großen Wiederaufbauplan aufwarten. Denn der Eifer, die Tatkraft und die Klugheit, mit der man jetzt in Moskau an der Umstellung der Wirtschaft arbeitet, ist umgebrochen und unterscheidet sich immer noch um Einiges von dem Niveau der Wilhelm-Straße.

Sarotti

Der berliner Börsenfimmel hatte sich an den Aktien der süßen und bittern Sarotti-Chocolade ganz besonders ausgetobt. Sie waren eine Zeit lang auf das 70fache ihres Stammwerts geklettert, und es gehörten schon 75 000 Märker dazu, um glücklicher Besitzer einer Sarotti-Aktie zu werden. Ursache war die schwindelhafte Höhe des Reingewinns, die es ermöglichte, neben vierzig Prozent Dividende den Stammaktionären eine junge Aktie zu pari zu geben. Auch nach Abschlag dieser unerhörten Bezugsrechte zog der Kurs noch bis 3500 an, und erst der Schwarze Donnerstag machte dem Publikum klar, daß die Gebrüder Ranold in Gothenburg, die die Aktienmajorität in der Hand haben, auch keine Alchemisten sind. In raschem Tempo ging es herunter bis 1800.

Dann kam das Feuer — und nun das Merkwürdige! Ein Brand, der doch immerhin an die 50 Millionen Mark Schaden verursacht hat, beeinträchtigt das Unternehmen fast garnicht. Der Kurs stürzt zwar in der üblichen Panik der ersten Tage auf 1200, aber ist bald wieder auf dem alten Stand, der Betrieb wird in eine andre Fabrik verlegt, und Alles ist in schönster Ordnung. Es ist derselbe Vorgang wie bei dem viel schrecklichern Unglück in Oppau. Auch dort übt ein Verlust von 460 Millionen, die durch Versicherungen nicht gedeckt sind, auf den Kursstand gar keinen nennenswerten Einfluß aus. Und wieder fragt man sich: Was müssen diese Unternehmungen verdienen, was müssen sie aufgespeichert haben — und wie niedrig müssen sie besteuert sein, wenn sie solche Verluste belächeln!

Aber die deutsche Republik muß sich mit Zwangsanleihen begnügen . . .

Rundschau

Der Höhlenbewohner im Gefängnis

Ganz ohne den üblichen Trara der sogenannten öffentlichen Meinung ist jüngst ein Mensch ins Gefängnis gewandert, der einmal acht Tage lang der populärste Mann Berlins gewesen. Das will natürlich garnichts sagen. In einer Stadt wie Berlin wird leicht Jemand zur Lokalgröße erhoben. Aber da sich in diesem Fall das gesamte Presseorchester total vergriff, ist es geboten, die Harmonie wiederherzustellen.

Es handelt sich um Doktor Heinrich Goldberg, den sogenannten „Apostel von Spreehagen". Also um jenen Höhlenbewohner, der sich der Natur in die Arme warf, als ihn die „Kultur" an der Spree gehörig anwiderte. Selbst in seine Verbannung drang die List jener verfluchten Hydra. Es fanden sich schnell Leute, die „sittlichen Anstoß" nahmen. Und sie jagten den zufriedenen Einsiedler zurück in den berliner Hexenstrudel. Hier belauschte man ihn auf Schritt und Tritt. Die nationalistische Phalanx zog den Fall politisch auf und witterte in dem Eigenbrötler und harmlosen Menschen einen Sowjet-Sendling.

Goldbergs wirklichkeitsabgewandter Sinn begriff kaum das Kreuzfeuer, das er im Lager der unersättlichen Sensationshascher entfacht hatte. Er sah sich in eine Welt versetzt, die sich plötzlich für ihn interessierte, die ihm aber nie interessant gewesen war. Er hielt sich jeder Kollektivität fern. Er war mit einer Handvoll Gleichgesinnter der glücklichste Mann im Staate. Er drängte seine Ueberzeugung Keinem auf. Von Beruf war er Mediziner. Honorar war ihm Nebensache. Er half aus Idealismus, aus Nächstenliebe. Seine „freie Liebe", von der die Reporter hörten und dummes Zeug schwätzten, ist von der moralischen Gebundenheit eines Gesetzesverächters. Er horcht nur auf die Paragraphen seiner Herzensordnung. Auf Standesamt und Priestersegen pfiff er sich eins. Er war ein Mensch und kein Heuchler. Von seiner Auffassung der Liebe bis zur Polygamie ist es aber noch ebenso weit wie vom Spießbürgertum bis zur freien Gesinnung.

Dieser Mensch ist sang- und klanglos hinter Gefängnismauern verschwunden. Was hat er getan? Goldberg hat Leben (lies:Elend), das im Entstehen oder im Wachsen war, verhütet. Er hat, um es rund heraus zu sagen, nichts andres getant, als was jeder Hausarzt heute auch tut, sobald man ihm nur ein gutes Wort (und die nötigen Scheine, natürlich) gibt. Vor Gericht heißt das: Verbrechen gegen keimendes Leben. Goldberg hat verzweifelten Frauen aus innerster Ueberzeugung, aus reiner Menschenfreundlichkeit geholfen. Allerdings hat er gegen das Gesetz gehandelt, das den Frauen das gute Recht raubt, über die Frucht ihres eignen Leibes zu bestimmen. Hat nicht der Staat mit dem Leben von Millionen Schindluder gespielt? Warum verurteilt er Einen, der verhindern wollte, daß diese Blutschuld noch höher in den Himmel wachse! In einem Augenblick, wo Broschüren auf die Mitwelt losgegelassen werden, die in alten Tönen „aufklären"! In einer Zeit, wo Zeitungsanzeigen sogar dem Schwerhörigsten „vertrauenswürdige Ratschläge" geben, und wo noch dazu das Parlament sich sachte anschickt, mit den Paragraphen einer längst überholten Epoche zu brechen. Alles hatten die Gesetzemacher im Kopf, nur nicht die Menschlichkeit. Ihr Spruch ist diktiert von dem Bedarf an „Menschenmaterial" für kriegerische Zwecke. Der Staat braucht heute keine Soldaten mehr. Also gebe man den Frauen das Recht auf ihren Leib zurück.

Die Aerzte haben Goldberg fallen lassen. Zwei ärztliche Sachverständige waren mit dem Indizien-Beweis schneller zur Hand

als bei der Operation mit dem Messer. Goldberg soll den Tod zweier Frauen leichtfertig verschuldet haben — vor zwölf Jahren, wohlverstanden! Wie soll bei diesem Grad von Verjährtheit der Angeklagte die Möglichkeit zur stichhaltigen Verteidigung haben! Auch ein Psychiater war zur Stelle, der Goldbergs „Abnormität” feststellte. Aber er hielt sie selbstverständlich für begrenzt. Damit das Urteil nicht hinfällig werde!

So ist dieser reine, uneigennützige Idealist für zweimal zwölf Monate in seine einsame Zelle gewandert. Nun hat er Zeit, darüber nachzudenken, warum zwischen ihm und der Welt ein ewiges Mißverhältnis sein muß. Bruno Manuel

Neue Zeit

Daß die Entwicklung zu stocken scheint, daß in allen Künsten die ältesten Mottenkisten noch einmal aufgemacht werden: das ist nicht die Müdigkeit eines verbrauchten Zeitalters. Auch nicht die Abgeschlossenheit des Landes ist schuld daran. Hinter der Rampe ist deshalb Alles beim alten geblieben, weil in den Logen das Publikum gewechselt hat.

Die neuen Reichen kennen eben ‚Haben Sie nichts zu verzollen?' noch nicht und lassen es sich demgemäß vorspielen. Daß man kleine souperaufmunternde Ferkeleien auch so sagen kann, daß die Damen sie sich mitanhören dürfen, hat sich erst kürzlich bei Denen herumgesprochen, die ihrerseits einen verlorenen Krieg gewonnen haben. Sie entsinnen sich noch aus ihren Grünkramläden, daß die Kundschaft gesagt hatte: „Heute abend gehen wir mal in eine französische Posse!” Man platzte vor Neid, damals, als Mutter noch die Sauern Gurken selbst einlegte . . . Heute ist man so weit und läßt sich also die französische Possen vortrudeln.

Unfähig, neue Kulturgüter zu erzeugen, halten sie sich vorläufig an die bewährten alten und kopieren sklavisch, was sie einstmals so bewundert haben. Man muß nicht vergessen: Das Leben fängt ja erst jetzt richtig für sie an. Daß die Welt inzwischen weitergegangen ist, geniert sie nicht — sie beherrschen die Szene, sie sind dran und beginnen nun, langsam und herablassend die feinere Psychologie der Jahre um 1900 einzukaufen.

Und so stockt denn Alles: der Eine kanns, der Andre hats, und die Kulturproduzenten richten sich nach dem Abnehmer, der Alles nachholt, was er vor zwanzig Jahren versäumt hat. So kommt der Genießer von heute sachte auf die französischen Provinzschlager unsrer Schultage und lacht dröhnend, wo der jäh aus der Entwicklung gerissene Logenbesucher des Kaiserreichs keine Miene verzieht.
Diese neue Zeit ist ein schlechtes Abziehbild der alten. Hans im Glück, betagt, aber mit guten Verbindungen zu den Feen, holt Alles nach, was er in seiner ärmlichen Jugend entbehrt hat. Nur das Gute nicht. Und so bleibt denn der einzige Rudolf Rittner weit, weit dahinten . . .
Aber wir haben die tröstliche Aussicht, alle Schmarren, die um das Jahr 1910 als piekpervers und hochelegant zu gelten die Ehre hatten, noch einmal auf dem Ladentisch zu sehen. Frau Piesecke kanns und will es ganz genau wissen.

Peter Panter

Liebe Weltbühne!

Adele Sandrock kommt zu einer jungen Kollegin, trifft nur deren Mutter an und läßt sich von dieser die Wohnung zeigen. Sie ist voll der schönsten Heiligenbilder. Im Schlafzimmer hängt gegenüber dem Bett ein großer splitterfasernackter Sankt Georg. Die Tragödin schlägt die Hände zusammen und ruft im dröhnenden Jambenton der Medea entsetzt: „Daß Ihre Tochter sich nicht schämt, wenn sie hier Herrenbesuch empfängt!”

Antworten

K. V. Wie Ihr Vetter Karl aus München berichtet, hat man dort Ludendorff zum Ehrensaupreußen ernannt. Ich gratuliere geziemend.

Professor Dr. Herbert Hirschberg. Sie wünschen die Fragen zu beantworten, die Robert Breuer in Nummer 2 der ‚Weltbühne' gestellt hat. „1. Wo und wann hat Herr Hirschberg seinen Doktor gemacht? In der Philosophischen Fakultät der Universität Bern am neunzehnten Juli 1905, auf Grund einer Dissertation über den ‚Frankfurter Fürstentag von 1863'. 2. Wie wurde er Professor? Durch Erlaß vom dreißigsten Mai 1918. 3. Wie heißt das Buch, mit dem er einen Herzog von Coburg-Gotha erfreut haben soll? ‚Geschichte der Herzöglichen Hoftheater zu Coburg und Gotha'. 4. Welcher Art waren seine Beziehungen zu Zickel? Dramaturgischer Art. 5. Wodurch ist er für seinen dramaturgischen Beruf qualifiziert? Durch praktische Tätigkeit an Provinz- und berliner Bühnen nach zehn Semestern Studium der Literaturgeschichte, der Geschichte und der Philosophie an den Universitaien Berlin, Breslau, Halle und Bern. 6. Wie beurteilt die Kritik seine Mitteilungen ‚Aus der Mappe eines Dramaturgen'? Sehr günstig. 7. Welche Orden sammelte Herr Hirschberg? Eine ganze Spange voll; als Eins vor den Nullen das E. K. II, erworben in der vordersten Stellung bei Vauquois in den Argonnen. 8. Wann gründete er die Deutsch-Bulgarische Gesellschaft? Niemals. Dagegen den Deutsch-Bulgarischen Verein 1913. 9. An welchen Bühnen ließ er seine Stücke aufführen, und wieviel Einwohner hatten die Städte dieser Bühnen? In Bern, Eisenach, Würzburg, Münster und Straßburg im Elsaß — Städte, deren Einwohnerzahl leicht festzustellen ist. 10. Gibt es eine Hirschberg-Stiftung, und wer ist deren Gründer? Es gibt eine Hirschberg-Stiftung; der Stifter heißt: Leopold Hirschberg."

Sozialist. Man könnte und würde gern den Jobber der Republik sein dunkles Gewerbe ungestört weitertreiben lassen, schon deshalb, weils schade um jede Zeile ist, die an ihn gewendet wird. Aber so oft der Bursche sich herausnimmt, saubere Führer der USPD zu verunreinigen, soll hier stehen, daß der Kommunist Wilhelm Herzog seinen Beruf, über die Sache der Revolution zu wachen, vorläufig nur durch die Unterschlagung von Arbeitergeldern erwiesen hat.

Hans G. Sie schreiben mir: „In den Textteil eines innsbrucker Blattes eingerückt fand ich jüngst die kurze, aber kernige Anzeige: ‚Tretet dem Tiroler Antisemiten-Bund bei! Jahresbeitrag drei Kronen.' Endlich, sagte ich mir, endlich einmal Leute, die den ekelhaften Preiswucher nicht mitmachen und es so billig geben, wie sie unter Voraussetzung eines bescheidenen Verdiensts irgend können. Das Herz lacht jedem Braven im Leibe, erkennt er dergestalt, daß Treu und Redlichkeit selbst in einem Lande, wo der letzte Bauer nur noch gegen Lire und Schweizer Franken sein Vaterserb verkauft, keineswegs ausgestorben sind. Darüber hinaus jedoch eröffnen sich einem ideenreichen Politiker Perspektiven von kaum übersehbarer Tragweite. Fragen wir uns nämlich ernsthaft, was heute 3 Kronen bedeuten, so erhalten wir die Antwort; 6 Pfennige oder 2 centisimi. In edlern Valuten sind sie nur durch Brüche ausdrückbar. Hier nun überlegt der weitblickende Hakenkreuzler: Wie denn? Gibt es nicht einen Antisemitismus in Amerika? Man verständige sich mit dessen Führern! 600 000 Einwohner hat unser Land Tirol; werden sie alle, vom Säugling bis zum Greis am Stabe, ja bis zum Dorftepp, Mitglieder des T. A. B., so kostet oder bringt das 1 800 000 Kronen im Jahr. 1 800 000 Kronen sind jedoch — da der Dollar in Wien jetzt 3600 Kronen notiert — genau 500 Dollars. Mithin kann sich ein antisemitischer kleiner Rentier der U. S. A. leisten, den Antise-

mitismus endlich und wirklich und wahrhaftig einmal, zu einer Volksbewegung zu machen! Auf — die Gelegenheit ist günstig!" Hepp, hepp, hurra! Aber nimm den Teutschen ihren Antisemitismus — und was bleibt übrig? Das Bier.

Theaternarr. In Kainzens Briefen, die der wiener Rikola-Verlag erscheinen läßt und die Sie verschlingen werden, findet sich folgende Stelle: „Mein Entschluß, Berlin zu verlassen, hat hier großes Aufsehen, zum Teil sogar Unwillen erregt. Die Leute können eben nicht begreifen, daß einem neben großen pekuniären Vorteilen auch noch ruhige künstlerische Arbeit am Herzen liegen kann. Letzteres ist hier einfach nicht mehr möglich. Die Leute leben hier alle von der Hand in den Mund. Man wird abgehetzt und ausgenutzt und weniger geschont wie ein Pferd." Da Kainz leider schon 1910 sich davongemacht hat, muß das noch früher geschrieben sein. Es ist 1897 geschrieben, wo das berliner Theaterwesen in Tempo und Stimmung ungefähr dem idyllischsten Satz der Pastorale entsprach. Käme Kainz nach fünfundzwanzig Jahren vom Himmel hoch desselben Weges gefahren — er war ein so guter Flucher, daß man ihn kaum in den Himmel zurück, sondern wahrscheinlich stracks in die Hölle verfrachten würde.

Traugott v. Jagow. Euer Liebden sind noch immer in Haft und nicht frei wie ein Vogel? Wie ist denn das möglich? Trösten Sie sich: ich bin überzeugt, daß Kapp zurückkehrt und Sie nicht sitzen lassen wird. Denn er ist es ja, der damals die Verantwortung getragen hat, und was der trägt, das trägt: er. Aber die Niederschönenfelder kommen nicht zu Ihnen nach Gollnow. Das brauchen Sie sich auch nicht gefallen zu lassen. Proleten mit wirklichen Vergehen, wie Hochverrat und derlei scheußliche Sachen, und politisierende Angehörige der guten Gesellschaft: das wird sich niemals zusammenreimen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

XVIII. Jahrgang 9. Februar 1922 Nummer 6

Brief an Herrn Rathenau von Tyrus

Etwas merkwürdig waren die Vorgänge bei Ihrer Ernennung zum Reichsminister des Aeußern, Herr Rathenau. Die sind vielleicht von keiner Seite ganz korrekt wiedergegeben worden. Man kann sich, zum Beispiel, kaum denken, daß die Herren Ebert und Wirth Ihnen ganz plötzlich, hinter dem Rücken ihrer Verhandlungsgegner von der Deutschen Volkspartei, dieses Amt, das seiner geheimnisvollen Reize wegen von so Vielen erstrebt wird, mit befristeten Dringlichkeitsanträgen gewissermaßen aufgezwungen hätten. Denn das schlüge Alles, was man in Personalfragen bisher von dem Kabinett Wirth erlebt hat. Es würde auch die Erklärung Ihrer demokratischen Parteifreunde: daß sie nach wie vor für eine Verbreiterung der Koalition seien, als üble Heuchelei brandmarken — denn so etwas tut man nur, wenn man Verhandlungen sprengen, nicht aber zu einem glücklichen Ende führen will. Wobei die Frage offenbleibt, ob diese Verbreiterung der Koalition wirklich ein Segen für uns oder auch nur für die Regierung wäre.

Auf der andern Seite kann man aber auch kaum glauben, daß Sie, Herr Rathenau — der Sie doch im Leben viel erreicht haben und als eine Persönlichkeit betrachtet werden, deren Eintritt in das Kabinett für dieses eine Bereicherung ist — in Form eines befristeten Ultimatums Ihre Ernennung zum Reichsminister des Aeußern verlangt hätten. Das müßte man fast als Ausnutzung einer Notlage bezeichnen, wenngleich nicht einer unverschuldeten. Es ist ja ein törichter Irrtum, daß nur ein beamteter Minister in der Lage sei, Deutschland bei den Reparationsverhandlungen würdig zu vertreten. Nicht auf den Titel kommt es an, sondern auf die Person: und grade Ihr stärkster Trumpf ist bisher eigentlich gewesen, daß Sie auch ohne Ministerrock bei den Gegnern Beachtung, ja sogar Achtung gefunden haben. Man hätte sich deshalb wohl vorstellen können, daß ein außerhalb des Kabinetts stehender Reichskommissar mit umfassenden Vollmachten, wenn er selber eine potente Persönlichkeit ist, durchaus fähig wäre, das Deutsche Reich und das deutsche Volk, namentlich aber das deutsche Wirtschaftsleben ebenso würdig und nachdrücklich auf den Verhandlungen in Genua — wann finden sie statt? Morgen und übermorgen gewiß noch nicht — zu vertreten wie ein Minister, deren wir so sehr viele haben, gegenwärtige, vergangene und zukünftige.

Wie dem nun sei: Sie sind da. Und jetzt erwartet man von Ihnen allerlei, was Ihre Amtsvorgänger uns vorenthalten haben. Sie sind Präsident eines Instituts, von dem man sagt, daß seine Vertreter und ihre Unterschriften zur Zeit im Auslande mehr Gewicht und Kredit haben als das Reich und seine Vertreter selbst. Vielleicht übertragen Sie von den Grundsätzen, nach denen dieses Institut geleitet ist, einige auf den Betrieb, dessen Chef Sie soeben geworden sind. Vielleicht suchen Sie die Vertreter für das Ausland und die Ressort-Chefs im innern Betrieb

nach ähnlichen Grundsätzen aus, frei von der Schablone und fern von dem andern Extrem, Kassenbeamte und Buchhalter in die Politik hineinreden zu lassen. Dabei werden Sie freilich von dem hohen ethischen Pathos, das Sie auf Ihrer ganzen Laufbahn begleitet hat, ein bißchen aufgeben müssen, denn wer in den Häusern Wilhelm-Straße 74 und 76 — ganz zu schweigen vom Leopold-Palais — etwas erreichen will, der braucht nicht Seherblick und Predigerton, sondern klare und scharfe Augen und eine feste Hand, sonst wird er entweder durch die bekannte Geheimratsmauer isoliert oder in Akten erstickt. Sie werden sich um Kleinigkeiten kümmern müssen und dürfen sich doch nicht in Kleinigkeiten verlieren. Die Ernennungen, Beförderungen und Versetzungen dürfen Sie nicht der Personalabteilung allein überlassen, auch nicht den Staatssekretären und ihren Freunden, die bisher unumschränkt in diesen drei Häusern geherrscht haben; und zwar nicht nur die Ernennungen, Beförderungen und Versetzungen in der sogenannten hohen und höchsten Diplomatie, sondern auch in den untern Regionen. Früher war im Auswärtigen Amt die diplomatische Laufbahn und die Bürolaufbahn in gewisse Formen gezwängt, die fast nie durchbrochen wurden. Das war ein Fehler. Ein eben solcher Fehler aber wäre es, diese Formen ganz fallen zu lassen. Früher begann man mit Chiffrieren und Dechiffrieren in der Attachéstube und rückte dann über den Legationssekretär zum Legationsrat und weiter auf. Oder man schlug die nicht ganz so vornehme Konsularlaufbahn ein, von der aus dank Schülers Bemühungen jetzt ja auch der Weg in die Diplomatenwelt führt. Heute verfährt man anders. Es sind nach allen Seiten hin — vielleicht noch besser gesagt: nach allen Parteien hin, deren Anhänger Einfluß auf die Regierung nehmen können — kleine Türchen geöffnet, die die Aufschrift „Regierungsrat” oder „Ministerialrat” tragen. Wer durch eine solche Tür eingeht, dem wird die Kleinarbeit des Attachés erspart, und er braucht sich nicht so viel kommandieren zu lassen. Er verhält sich einfach still und wartet seine Zeit ab, bis ein Posten, der für ihn geeignet oder wenigstens wünschenswert erscheint, frei ist oder freigemacht werden kann. Dann sitzt er mitten drin und zwar sehr fest. Diese Leute nämlich, Herr Minister Rathenau, wird man nicht so leicht wieder los. Wer einmal Beamter ist und sich nicht ganz besonders schreckliche Sachen zuschulden kommen läßt, der stärkt sich an der Krippe des Reiches bis an sein seliges Ende und vermehrt das Heer der Vielen, Allzuvielen.

Noch ein Wunsch, mit dem alle Ihre Amtsvorgänger seit 1918 begrüßt worden sind, darf Ihnen nicht vorenthalten werden. In diesen Blättern hat vor einiger Zeit Kuno Tiemann eine große Rechnung aufgemacht, um zu beweisen, wie der Adel jetzt in der demokratischen Volksrepublik ebenso, ja vielleicht mehr als unter dem kaiserlichen Regime in der Diplomatie an der Herrschaft ist. Es waren nicht generelle Behauptungen aufgestellt, sondern eine ganze Seite voll Namen genannt und dabei die Aemter, die sie bekleideten. Man fand da an den wichtigsten deutschen Missionen des Auslands in hervorragenden Stellungen 28 adlige Personen, darunter 2 Prinzen, 6 Grafen und 12 Frei-

herren. Seitdem ist darin keine wesentliche Aenderung eingetreten; nur daß ein Bürgerlicher, Herr Pfeiffer, zum Gesandten in Wien ernannt worden ist. Herr Pfeiffer war ein Zentrumsmann, und einer Ihrer Vorzüge ist in den Augen Vieler, daß Sie kein Zentrumsmann sind. Von dieser Farbe haben wir genug.

Als erfahrener Kaufmann werden Sie ferner wissen, daß es dem Ruf einer großen Firma nicht dient, wenn sie befreundeten Firmen Vertreter zu schicken wünscht, die diese ablehnen. Das könnte für Washington beherzigt werden. Außerdem aber werden Sie wissen, wie teuer Umzüge von Auslandsvertretern sind. Gegenüber den kostspieligen Umzügen von Diplomaten könnte man die Versetzungen von Beamten der A.E.G. mit dem guten alten berliner Ausdruck „rücken" kennzeichnen. Nehmen Sie sich die Mühe, da einmal hineinzusehen; es wird für Sie lohnend sein und noch mehr für das Reich. Sie werden staunen — vorausgesetzt, daß Sie sich nicht mit allgemeinen Berichten abspeisen lassen.

Wenn Sie nach der Bewältigung all dieser und hundert andrer Aufgaben noch etwas Zeit übrig behalten, so lassen Sie Ihren Blick einmal in das Leopold-Palais schweifen. Es untersteht Ihnen nicht. Es gehört gewissermaßen nicht mehr ganz zu Ihrem Ressort, denn es ist ja die Presseabteilung der Reichsregierung und nicht mehr, wie einst, die Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amts; aber ihrer ganzen Struktur und Tätigkeit nach schließt sie sich doch so eng an das Auswärtige Amt und dessen Vertreter an (oder sollte es wenigstens tun), daß Ihr Interesse mindestens berechtigt wäre. Sie kommen aus einem Institut, das an vielen Plätzen der Welt für Licht sorgt. Sorgen Sie dafür, daß das Auswärtige Amt durch diese Abteilung dasVolk und die Welt zu erleuchten und nicht, wie bisher immer geschehen ist, seine eignen Wege zu verdunkeln trachtet. Vielleicht werden Sie dann finden, daß diese Abteilung, wenn sie auch einen wasserkopfartigen Eindruck macht, doch eine ganze Menge tüchtiger und brauchbarer Elemente enthält und sogar — neben vielen überflüssigen Mitläufern und einigen wenig wünschenswerten Elementen — Männer, die internationalen Stempel und diplomatische Fähigkeiten zeigen. Umsomehr werden Sie sich dann wundern, daß als Pressebeiräte unter Aufwendung von Hunderttausenden, ja von Millionen, Leute hinausgeschickt werden, die bisher, vom Zeitungslesen abgesehen, nie in ihrem Leben etwas mit der Presse zu tun gehabt haben, und die ihrem ganzen Wesen nach eher in die Schulstube oder in das Archiv eines Museums passen als auf das schwierige Terrain, auf dem die erfahrensten und geschicktesten Vertreter der Auslandspresse sich betätigen. Sobald Sie, Herr Minister, sich um diese Dinge einmal kümmern, werden Sie sicherlich dafür sorgen, daß die furchtbaren Fehler, die im Haag und in Brüssel gemacht worden sind, in Washington und an andern Plätzen nicht wiederholt werden. Falls es noch nicht zu spät ist, und falls man Ihnen Zeit dazu läßt.

Zum Schluß den Rat eines alten Praktikers: Hüten Sie sich vor einem Uebermaß in der Anwendung des geschriebenen und des gesprochenen Wortes! Das Wort fließt Ihnen leicht von den Lippen, und die Tinte fließt gefällig aus Ihrer Feder. Man wird

grade jetzt ringsherum versuchen, Sie zum Reden und zum Schreiben zu veranlassen — was Sie beides gern und gut leisten. Ein höchst schätzenswertes, aber gefährliches Geschenk! Das hat ja Ihr Freund und Gönner, der Herr Reichskanzler, beim Beginn seiner Amtszeit erfahren müssen. Kein Dementi entkräftet das gesprochene oder geschriebene Wort eines Mannes von Ihrem Rang und Ihrer Stellung. Lassen Sie die Andern reden, aber lassen Sie sich in Ihre Angelegenheiten nicht hineinreden — wenn auch beides manchmal sehr schwer fallen sollte!

Erinnerungen an den Papst von Emil Ludwig

Wer die zwei Stockwerke des schräg gegen Sankt Peter gestellten herrlichen Palastes erstiegen hat, steht vor immer neuen Schweizern, die seit einigen Jahren die kluge Hand ihres freiburger Obersten in echte Costüme nach alten Mustern gekleidet und von der Faschingstracht der letzten Jahrzehnte befreit hat. Macht man dabei einen glücklichen Umweg und bändigt die Autorität des begleitenden Priesters das gerechte Mißtrauen der Leibgarde, so kann man im Vorüberschreiten das Vorgemach der Diplomaten in der vollen Unordnung einer Renovation sehen.

Dort ließ zuletzt Papst Benedikt einige mäßig schöne alte Medaillons in den Saalnischen übertünchen, um überaus häßliche anmalen zu lassen, die seine eigne Regierung illustrieren. Dieses Unternehmen ist vielleicht das Einzige, was man ihm direkt vorwerfen kann, denn es ist aesthetisch, psychologisch und historisch vergriffen.

Ist der Besucher schließlich in die päpstlichen Gemächer gelangt, so umsummt ihn die geschmückte Stille eines fast weiblich wirkenden Palastes: seidenberauscht, teppichbelastet, vorhangumhaucht schweigen dreizehn quadratische Säle und Zimmer im abgedämpften Mittagslichte, und mit Erstaunen sieht man darin nur wenige Priester, aber sehr viele Offiziere, die sich in dieser lautlosen Welt, vollends in ihrer goldroten Vorkriegs-Adjustierung als Ehrendienst vatikanisch gesinnter Adliger wunderlich ausnehmen, wie moderne Georgsritter neben den Madonnen des Perugino.

Den sie beschützen, das ist ein weißer Priester, und vor seinen Blick wird man endlich in ein Kabinett gerufen, in dessen Mitte er stehend den Fremden zu Kniefall und Handkuß empfängt. Auch wir andern Heiden werden diese Zeremonie nicht bekämpfen, denn es ist nicht dieser Conte della Chiesa aus Genua, vor dem ich kniee, sondern die älteste und vielleicht stärkste Institution, die sich der Geist in der Welt geschaffen, und es ist nicht Benedikts gebrechliche Hand, sondern der smaragdene Fischerring, in dem ich das tiefe Gleichnis des Menschenfischers verehre.

Der Papst war ein kleiner, zarter, verwachsner, trotzdem nicht mißtrauischer, eher offener Mann, dessen leidend bleiche Züge nur durch das milde Feuer seiner italienischen Augen belebt wurden. Mit den Sinnen war ihm nicht gegeben Welt und Menschen zu erkennen, er sah und hörte gleich schlecht, aber ein weltlich gebildeter Verstand unterstützte hier ein fühlendes Herz, um in den Fragen der Menschenerkenntnis richtig zu entscheiden. Er sprach leise, aber viel lebhafter, als

man von einem Heiligen Vater erwartete, und staunend sah ich ihn im Gespräch nervös den geheiligten Ring umdrehen, wie Gyges.

Freilich belebte ihn der Gegenstand, denn wie er mit voller Freiheit von der politischen Weltlage sprach, achtete er es nicht, daß ein französischer Graf mit seinen Damen, dicht vor uns zum Segen empfangen, die Schwelle kaum verlassen hatte, sondern er erwiderte ein vorsichtig vortastendes Wort mit der raschen Wendung: „Das ist gewiß so! Diese Franzosen hören ja auf, wirkliche Christen zu sein, wenn sie weiter von Volk zu Volk noch nach dem Krieg durch Jahre solchen Haß nähren!” Als später von der neu erwachten Religiosität nach dem Kriege die Rede war, drehte er diesen allgemeinen Gedanken in sein spezielles Gebiet und verstieg sich zu der Behauptung: „Freilich: Denn Luther ist es, der den Krieg verloren hat.”

Roma locuta, dachte ich und unterdrückte meinen Widerspruch.

In allem war Benedikt der Gegenspieler seines Vorgängers, den ich noch 1907 sah, und es schien, als wiederholte sich hier rhythmisch das Auf und Ab der Gestalten: denn auf den riesigen neunten Pius, den Streitbaren, folgte der gebrechliche hochgeistige dreizehnte Leo, wie ein zartes Capriccio dem Allegro furioso folgt, und auf den baumstarken Bauernsohn Pius den Zehnten kam wieder dieser Benedikt, ein Diplomat und Europäer, nach jenem Landpfarrer, den nur die Reinheit der Sitten und der Lehre, der Kampf wider den „Modernismus” erfüllte.

Benedikt war freilich auch sittenstreng und hielt letzten Neujahr den adligen Gratulanten in einer Ansprache die Verderbtheit ihrer Gesellschaft schonungslos vor, wobei sogar die Tiefe der Décolletés auf Bällen und Festen von ihm gerügt wurde. Als im vorigen Winter nach einem großen Ricevimento der zur Botschaft erhobenen chilenischen Vertretung einige Kardinäle neben den festlich geschürzten Damen des Diplomatischen Corps im Bilde erschienen, gab es viel Aergernis, und die unschuldigen Kirchenfürsten hörten schlimme Worte von ihrem Herrn. Klein, körperlich schwach und schließlich am Ende eines Weltlebens, das den Rahmen einer altadligen Lebensführung nicht gesprengt, doch ehedem ganz ausgefüllt hatte, nahm er es erst als Papst mit all diesen Dingen so genau und gewährte die große Toleranz des Vatikans am wenigsten dem Vatikan.

Was ihn zuletzt befriedigte, nach all den Fehlschlägen seiner Friedensversuche, das war im vorigen Jahr die zwar nicht reuige, doch wenigstens formelle Rückkehr seiner ungetreuen Tochter Frankreich. Schwer hatten sie's einander noch zuletzt gemacht, und als im vorigen Januar und Februar der angekündigte Vertreter aus Paris zweimal im letzten Augenblicke ausblieb, fühlte sich der Papst gekränkt und sagte mit einem Anflug von Stolz: „Ist das die Art, wie man einen Souverän behandelt?” Auch war es keineswegs gewiß, daß endlich die Vertretung dieser katholischen Großmacht wirklich erneut würde, und noch kurz vorher lächelte ein alter Kardinal: „Ich werd’ es erst glauben, wenn er wirklich da ist!”

Schließlich aber kam Monsieur Jonnard doch, und mit mehr persönlichem Verdienste kann der Papst vor der Geschichte diese Heimkehr der verlorenen Tochter unter seinem Pontifikat feiern, als er am Mißlingen seiner Friedensaktion schuldig ist.

Lerchenfeld und Niederschönenfeld von Ernst Niekisch

Mitglied des Bayrischen Landtags

1.

Als ich kurz nach dem Regierungswechsel in Bayern dem neuen Ministerpräsidenten und Justizminister Lerchenfeld das Material für Niederschönenfeld bekannt gegeben hatte, versicherte er, daß er auf einem Strafvollzug bestehe, den Grundsätzen der Menschlichkeit Rechnung trage und sich persönlich über die Verhältnisse in Niederschönenfeld unterrichten wolle.

Es vergingen Wochen, ohne daß Lerchenfeld seine Zusicherungen erfüllte. Da erst setzten Veröffentlichungen in der Presse ein, da erst erschien auch meine Denkschrift über den Strafvollzug. Als man den Grafen an sein Versprechen erinnerte, ließ er erklären, daß es nunmehr eine Prestigefrage für ihn geworden sei, nicht nach Niederschönenfeld zu gehen.

2.

Wenn in den verflossenen zweieinhalb Jahren eine Klage über den Festungshaftstrafvollzug laut wurde, bediente sich die bayrische Regierung bei der Abwehr immer des gleichen Rezepts. Sie überschüttete die Festungsgefangenen mit den ungeheuerlichsten Schmähungen und Verleumdungen. Der Demokrat Müller-Meiningen verfuhr hier nicht anders als der Deutschnationale Dr. Roth.
Als ich nach meiner Entlassung aus der Festungshaft damit begann, mich meiner bedauernswerten Genossen anzunehmen, griff die bayrische Regierung wieder nach ihrem alten Rezept. Sie erzählte im Bayrischen Landtag die schauerlichsten Geschichten über Niederschönenfeld. , Die bewährten Kniffe hatten jedoch nicht mehr ganz die frühere Wirkung; ich trat der Regierung entgegen als Einer der aus eignem Erlebnis zu erzählen und zu berichtigen wußte. In ihrer Verlegenheit kam ihr schließlich der Führer der bayrischen Demokraten Dr. Pius Dirr zu Hilfe.
Er stellte den Antrag, die Regierung möge sofort ihr „aktenmäßiges Material" in einer Denkschrift zusammenzufassen und der breitesten Oeffentlichkeit zugänglich machen. Und die Regierung verstand.
Die bürgerlichen Zeitungen erwiesen sich gefällig. Sie hatten alle Anklagen gegen den Strafvollzug totgeschwiegen. Die Regierungsdenkschrift verbreiteten sie in langen Auszügen.

3.

Die Regierungsdenkschrift macht zweifellos auf jeden unvoreingenommenen, unbefangenen und aufmerksamen Leser einen Eindruck, der für das bayrische Justizministerium nicht günstig ist. Man vermißt den Willen zur Sachlichkeit; man riecht förmlich aus jeder Zeile den Geist kleinlicher Schmähsucht; man spürt, wie die bayrische Regierung selbst die Schwäche ihrer Stellung empfindet, aber um jeden Preis und unter Anwendung jeden Mittels sich ins Recht zu setzen sucht. Es wird offenbar, daß das bayrische Justizministerium in den politischen Gefangenen nicht Verurteilte erblickt, an denen einfach von Gesetzes wegen eine verhängte Strafe nach Recht und Gerechtigkeit zu vollstrecken ist, sondern einen Gegner, der zu unterdrücken, zu zerbrechen ist.

Die bayrische Staatsregierung ist nur die Geschäftsführerin der Bayrischen Volkspartei. Beide sind gleichen Geistes und gleichen Willens. Ein Mitglied dieser Partei hat mir gesagt, daß in seinen Fraktionsfreunden und dem bayrischen Volk heute noch die Wut und der Zorn über die Geschehnisse der Räte-Regierung stecke.

Wen diese Aeußerung eines „christlichen" Politikers verwunderlich dünkt, der sei daran erinnert, daß fast nirgends Gefangene fürchterlicher mißhandelt und gefoltert werden als im ehemaligen katholischen Kirchenstaat.

Auch die Regierungsdenkschrift kann nicht in Abrede stellen, daß die Strafvollzugsvorschriften verschärft worden sind in demselben Augenblick, wo Sozialisten zu Festungshaft verurteilt worden waren. Die Verschärfung wurde durchgeführt, ohne daß sie durch ein besonderes Ereignis oder eine schlimme Erfahrung herausgefordert worden wäre. Sie entsprang offenkundigem Uebelwollen.

Namhafte Juristen sind der Ansicht, daß die Verordnung, durch welche jene Verschärfungen eingeführt wurden, rechtsungültig sei und zwar deshalb, weil sie nicht vom Gesamtministerium, auf das das königliche Verordnungsrecht übergegangen war, erlassen wurde, sondern nur vom Justizminister. Die Regierungsdenkschrift wendet sich gegen diese Auffassung; sie behauptet die Rechtsgültigkeit jener Verordnung. Die Beweisgründe sind jedoch fadenscheinig und dürftig.

Nun aber bestehen nicht nur formale Einwendungen gegen die Rechtsgültigkeit der Verschärfungen. Die Regierungsdenkschrift übergeht mit Schweigen, daß der praktische Strafvollzug sich nicht einmal an die in ihrer Rechtsgültigkeit bestrittene Verordnung gehalten hat. Die Verordnung wurde fast in jedem einzelnen Paragraphen durch geheime, neuerdings verschärfende Dienstanweisungen, Erlasse, Anordnungen außer Kraft gesetzt; Kann-Vorschriften wurden zu Ungunsten der Festungsgefangenen in Muß-Vorschriften umgewandelt oder wenigstens gehandhabt, als ob sie Muß-Vorschriften wären. Die Ausnahmeverordnung von 1919 hatte noch bestimmt: „Besuche können überwacht werden"; bald wurde die Ueberwachung Regel, und die Denkschrift gibt zu, daß jetzt die Besuche ohne Ausnahme überwacht werden. Zwischen dem gefangenen Ehemann und der besuchenden Ehefrau nimmt ein Polizeiorgan Platz; dieses Organ lauscht auf jedes Wort und verhindert jegliche körperliche Berührung der Ehegatten.

Die Praxis des Strafvollzuges in Niederschönenfeld hat schon längst aufgehört, dem Geiste des § 17 R.St.G.B. zu entsprechen: sie ist in höchstem Maße entehrend. Als Herr Radbruch noch Universitätsprofessor war, hat er das ausdrücklich anerkannt.

Die Praxis des Strafvollzuges ist also völlig ungesetzlich. Da jedoch die bayrische Regierung nicht zu befürchten braucht, daß das „Recht der Reichsaufsicht" geltend gemacht wird, findet sie es geschmackvoll, zur Ungesetzlichkeit noch den blutigen Hohn zu fügen. Die Denkschrift verkündet dem erstaunten Leser, daß die bayrischen Vorschriften in manchen Punkten sogar noch milder seien als in Preußen. Dort sei für besondere Fälle die „Fesselung" vorgesehen — ganz im Gegensatz zu dem „humanen" Bayern.

Der Unterschied? Die „Fesselung" und ähnliche scharfe Maßnahmen werden in Preußen nur in wirklich ganz seltenen Ausnahmefällen zur Anwendung gebracht; der bayrische Strafvollzug hingegen beruht auf der ständigen Anwendung der schärfsten „Ausnahmeregeln". Was „Ausnahme" sein soll, ist in Niederschönenfeld Regel geworden.

Eine der allerwesentlichsten Erleichterungen der Festungshaft ist der sogenannte „Stadturlaub". Der Gefangene allein weiß zu schätzen, welche seelischen Entspannungsmöglichkeiten darin liegen, von Zeit zu Zeit die Gefängnismauern verlassen und sich erfrischen zu können. In Preußen besteht die Einrichtung des „Stadturlaubs" uneingeschränkt fort; in Bayern wurde sie für die sozialistischen Festungsgefangenen (nicht aber für den Mörder Arco) am ersten Tage aufgehoben. Noch kein einziger Festungsgefangener von Niederschönenfeld hat sich seit zweieinhalb Jahren dieser Vergünstigung erfreut. Eben der „Stadturlaub" unterscheidet die Festungshaft am einschneidendsten von Gefängnis- und Zuchthausstrafe; die Entziehung dieser Erleichterung war eine der ersten und bedeutungsvollsten Maßnahmen, durch die allmählich die bayrische Festungshaft der Gefängnisstrafe angeglichen wurde.

5.

Anfänglich hatte die bayrische Regierung wenigstens noch das Gesicht gewahrt. Die Regierungsdenkschrift hält das nicht mehr für nötig. Es wird zugestanden, daß § 22 der Hausordnung, der von den Sicherungsmaßnahmen spricht, dem Anstaltsvorstand „weitgehende Befugnisse zu selbständigem Einschreiten gegen die Gefangenen in die Hand” gibt, wenn die Gefangenen die „Ordnung und Sicherheit der Anstalt gefährden”. Die Denkschrift räumt ein, daß „Sicherungsmaßnahmen in Kostschmälerung und Entziehung des Bettlagers” Anlaß zu „besonders heftigem Widerspruch” gegeben hätten. Dieser Widerspruch ist nicht verwunderlich. Denn ausdrücklich sagt die allgemeine Verordnung, daß die Sicherheitsmaßnahmen nicht den „Charakter von Disziplinarstrafen” tragen dürfen — und tragen sie diesen Charakter hier etwa nicht?

Die Ordnung und Sicherheit der Anstalt war angeblich bedroht, wenn Toller der ‚Freiheit' mitteilte, daß er den Staatskommissar Weismann nicht persönlich kenne, oder wenn ein andrer Festungsgefangener sich in einem Brief an seine Frau über die Regelung der Besuchsfrage beklagte. Sie war gleichfalls bedroht, wenn Mühsam Tagebuchaufzeichnungen machte oder an einem Roman arbeitete. Lächerlichste Harmlosigkeiten beschworen Disziplinarstrafen herauf, die sich aber immer heuchlerischerweise als „Sicherheitsmaßregeln zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit der Anstalt” ausgaben. Der Staatsanwalt Kraus aus Augsburg, der am sechzehnten Mai 1921 die Leitung der Anstalt übernahm, hatte vom Justizministerium die Vollmacht erhalten, selbst über die wenigen Bindungen, die schließlich auch der § 22 der Hausordnung noch bedeutete, sich hinwegsetzen zu dürfen. Er begann seine Tätigkeit mit der Erklärung: „Ich bin an keine Vorschrift gebunden. Die Festungsgefangenen sind völlig in meine Hand gegeben. Für mich ist die Verordnung vom Jahre 1919 über den Strafvollzug durchaus nicht maßgebend.”

Nach diesem offenen Eingeständnis des Staatsanwalts Kraus ist gradezu unbegreiflich, daß das Reichsjustizministerium, dem dieser Sachverhalt sehr wohl bekannt ist, hier nicht einschreitet.

6.

So standen die bayrischen sozialistischen Festungsgefangenen vom ersten Tage des Strafvollzugs an jenseits von Recht und Gesetz. Das Gefühl, willkürlich behandelt zu werden, fraß an ihnen. Längere Einkerkerung führt gewöhnlich an sich schon zu seelischer Erkrankung, zur Haftpsychose. Das ständige niederdrückende Bewußtsein, rechtlos zu sein, verschlimmerte die Haftpsychose noch unendlich.

In solchem Zustand schritten die Festungsgefangenen zum Kampf um ihr Recht, zur Abwehr des Unrechts. Es waren in der Tat nur wenige, die sich widerspruchslos vergewaltigen lassen wollten.

In diesem Kampfe hatten sie allerdings nicht viele Wirkungsmöglichkeiten. Er mußte sich hinter Gefängnismauern abspielen; seine Formen wurden dadurch bestimmt. Man versuchte durch Zeitungsartikel und Briefe einflußreiche Helfer und Bundesgenossen zu gewinnen. Artikel und Briefe wurden beschlagnahmt. Was war da zu tun? Unbeherrschte Naturen schrieen ihre Empörung und Verzweiflung den Vorständen und Aufsehern ins Gesicht. Die Regierungsdenkschrift schreibt: „Sie bedrohen den Vorstand und das Personal mit späterer Vergeltung oder mit Anzeige nach § 345 St.G.B. (Amtsverbrechen)”. Die Justizbehörde antwortete mit neuen Verschärfungen. Verzweiflung und Trotz der Festungsgefangenen wuchsen. In diesen zermürbenden und verzweifelten Verhältnissen verloren manche Festungsgefangene die Kraft der Selbstzucht. Sie begingen diese und jene Torheit; sie ließen sich zu mancher Handlung hinreißen, die besser unterblieben wäre. Was kann im Menschen auf-

wachen, wenn er lange Tage und schlaflose Nächte ausschließlich erfüllt ist von Gefühlen des Grimms, der Feindseligkeit, der Bitterkeit!

Mit sattem Behagen unterbreitet das Justizministerium die „Fälle” der Oeffentlichkeit. Mit der Enthüllung dieser „Fälle” hofft es die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen.

Indes fällt dem aufmerksamen Leser sogleich eine Unredlichkeit der Regierungsdenkschrift auf. Die Denkschrift gesteht an einigen Stellen zu, daß für alle mitgeteilten „Fälle” eigentlich nur eine kleine Gruppe in Frage kommt: nichtsdestoweniger zieht sie die Torheiten jener „kleinen Gruppe” heran, um Maßnahmen zu rechtfertigen, die die Gesamtheit der Festungsgefangenen betreffen. Es wird also für die Taten Einzelner die Allgemeinheit verantwortlich gemacht; es werden alle diese mühsälig zusammengescharrten Einzelfälle als „kennzeichnende Handlungen der Festungsgefangenen schlechthin” dargestellt.

7.

Die Denkschrift ist nicht in der Lage davon zu erzählen, daß etwa ein Aufseher einmal tätlich angegriffen worden sei, oder daß irgendwann sich eine tatsächliche Widersetzlichkeit ereignet habe. Sie bringt viel Klatsch; Graf Lerchenfeld scheint nicht umsonst in kleinen Hauptstädten Diplomat gewesen zu sein. Gewicht und Beweiskraft aller angeführten „Fälle” wird auf der Stelle kläglich, wenn man bedenkt, daß diese „Fälle” ja nur Begleiterscheinungen des Kampfes der Festungsgefangenen um ihr Recht sind. Ausgangspunkt ist der ungesetzliche Strafvollzug; ohne diesen gäbe es keine Auswüchse bei der Abwehr der Ungesetzlichkeiten. Schuldig vor allen Dingen ist also die bayrische Regierung.

Die von der Regierungsdenkschrift mitgeteilten „Fälle” lassen sich ihrer innern Natur nach in mehrere Gruppen ordnen.

I. Affekthandlungen, zu denen es infolge ganz bestimmter Anlässe kam. Dazu gehört der Zettel an den Vorstand, der diesem empfiehlt, zur „Abgewöhnung” seines Unteroffizierstons den Knigge zu lesen. Oder die Aeußerung eines Festungsgefangenen zu einem Aufseher: „Sagen Sie dem Küchenmeister, er sei ein Schwein”. (Das Essen war einige Zeit hindurch verunreinigt; die Aeußerung erfolgte, als in dem Mittagessen ein Wurm entdeckt worden war.) In diese Gruppe fallen nur ganz wenige, ganz harmlose Fälle.

II. Bedeutungslose Vorkommnisse, die in der Denkschrift maßlos aufgebauscht und übel ausgedeutet werden. Die Anstaltswäsche sei böswillig zerfetzt worden. Was ist daran wahr? Niederschönenfeld war früher eine Strafanstalt für Jugendliche. Aus den Wäschebeständen der Jugendlichen wurde Leibwäsche an verschiedene Festungsgefangene gegeben. Sie war aber für Erwachsene zu eng und platzte auf dem Körper der Träger. Es hatte keinerlei Absicht zur Beschädigung der Wäsche bestanden.

III. Eine ständige Klage der Festungsgefangenen: daß sie nicht in sachgemäße ärztliche Behandlung kommen. Ein Landarzt, der weder auf besondere Kenntnisse noch Fähigkeiten Anspruch erhebt, versieht recht und schlecht in Niederschönenfeld den ärztlichen Dienst. Es gibt indes Erkrankungen, vor denen er versagen muß, Erkrankungen, die nach dem Spezialarzt verlangen. Er ist unfähig, zu operieren. Er weiß keine Hilfe für Mühsams zunehmendes Ohrenleiden. Er ist lässig in der Behandlung eines augenkranken Gefangenen. Für einen Magenkranken, den furchtbare Schmerzen Tage und Nächte lang peinigen, hat er einzig und allein Morphium. Vor der Beineiterung, eines Kriegsbeschädigten, der ein Geschoßstück im Körper trug, stand er anderthalb Jahre rat- und tatlos. Geplagt von Schmerzen, um die Gesundheit besorgt, entrüstet ob der ärztlichen Untüchtigkeit, ließ ein Gefangener sich hinreißen, den Arzt als Vieharzt zu bezeichnen.

Die Denkschrift ist schamlos genug, den Vorfall folgendermaßen zu berichten:

„Der Hausarzt wurde wiederholt als Vieharzt bezeichnet, besonders wenn er die geforderten Zulagen an Speck, Eiern und Weißbrot verweigerte.”

IV. Große Wirkung verspricht sich die Denkschrift von ihrem Hinweis auf vorgefundene „Totschläger”, „Ausbruchspläne”, „Revolutionsprogramme” und Mühsams Tagebuchaufzeichnungen. Die Entdeckung dieser Gegenstände soll dartun, daß sich die Justizverwaltung den Gefangenen gegenüber in einem „Notstand” befinde, daß sie „derartigen Beweisen ernster Gefahr volle Berechtigung zu schenken und ihre Sicherungsmaßnahmen entsprechend zu treffen hat”.

Wenn die bayrische Regierung nicht über eine gradezu unermeßliche Unverfrorenheit verfügte, würde sie darauf verzichtet haben, dieses Kapitel anzurühren. Denn in Wahrheit ist es höchst kitzlich für die — Regierung, nicht aber für die Festungsgefangenen. „Totschläger” (einige Holzpfähle und ein geflochtenes Drahtstück), Ausbruchspläne und dergleichen stammen aus der Zeit des Kapp-Putsches. Als dieser die Herzen aller Reaktionäre mit froher Hoffnung erfüllte, gingen in Niederschönenfeld seltsame Dinge vor. Geschütze wurden angefahren. Schützengräben ausgehoben, Maschinengewehre in Stellung gebracht, mit unzähligen Flinten die Waffenkammern gefüllt, die Stacheldrahtverhaue verstärkt. Der damalige Justizminister Müller-Meiningen hat jüngst im Bayrischen Landtag öffentlich zugegeben, daß diese Maßnahmen getroffen worden seien, weil Befürchtungen bestanden, es könnten die politischen Gefangenen ermordet werden. Man denke: Das Leben der politischen Gefangenen ist in Gefahr, und die Gefangenen wissen das. Ist es ein Wunder, daß das Gefühl der Ohnmacht und das Bewußtsein vollständiger Verlassenheit die Angst, die Verzweiflung, die allgemeine Haftpsychose unter den Gefangenen aufs höchste steigerten und in ganz abnormen Aeußerungsformen auftreten ließen? Die Gefangenen sahen den Tod vor Augen. Die einen waren entschlossen, sich zu wehren und sich nicht einfach abschlachten zu lassen, die andern sannen auf Flucht. Aus diesen Verhältnissen ist die Entstehung des Materials zu verstehen, das die Regierung gegen die Gefangenen ausnutzen will.

Auch nach dem Kapp- Putsch bestärkten neue Vorkommnisse die Gefangenen in ihren Befürchtungen. Der Vorstand Kraus gebrauchte bei allen möglichen Gelegenheiten Waffendrohungen; er unterwies die Posten darin, wie man „flüchtende Gefangene” abschieße; er stellte dem Gefangenen Sauber in Aussicht, man werde mit ihm ebenso fertig werden, wie man mit Gareis fertig geworden sei. (Die Denkschrift bestätigt diese Aeußerung.) Der Gefangene Hagemeister wurde durch einen Aufseher tätlich bedroht; Toller handgreiflich angepackt. Das Alles hat man zu beachten; man wird alsdann zwar von einem „Notstand” der Gefangenen, nicht aber von einem „Notstand” der Justizverwaltung sprechen können.

Diese hatte wenig Grund zur Klage. Der Festungsvorstand Dr. Vollmann erklärte wiederholt, er habe an den Gefangenen nichts mehr auszusetzen, sie erleichterten seine Amtsführung, er wolle das an der höhern Dienststelle zum Ausdruck bringen.

Der Justizminister Roth nahm an der loyalen Haltung dieses Vorstands schweren Anstoß: er berief ihn von seiner Stelle ab und ersetzte ihn durch den berüchtigten Kraus, der allerdings auch der geringsten Anwandlungen der Loyalität ermangelte. Die Versetzung des Kraus nach Niederschönenfeld kann unmittelbar als Beweis dafür gedeutet werden, daß das Justizministerium gesunde Beziehungen der Gefangenen unter einander und einen loyalen, seelenentspannenden Strafvollzug nicht wünscht, daß es ihn verhindert. „Die Gefangenen sollen

stets fühlen, daß sie Bestrafte sind.” Das bleibt eine der auffallendsten Aeußerungen des Staatsanwalts Kraus.

8.

Die Denkschrift beschäftigt sich überraschend ausführlich mit Erich Mühsam. Wer die Vorwürfe gegen Mühsam kritisch prüft, der behält nicht viel mehr übrig, als daß Mühsam fest zu seiner anarchistischen Gesinnung steht. Die bayrische Regierung ist empört, weil Mühsam nicht, wie Staatsbeamte zuweilen tun, seine Gesinnung nach den äußern Umständen einrichtet. Mühsam hat keine Wäsche zerrissen, niemals den Arzt Vieharzt genannt, nie einen Totschläger angefertigt; aber er hat ein Hölz-Gedicht niedergeschrieben und in einem Tagebuch seine Ueberzeugungen aufgezeichnet. Das Justizministerium hat sich vorgenommen, durch seelische Mißhandlungen diese politische Gesinnung zu bestrafen.

9.

Auf der Suche nach Zeugen und Eideshelfern greift die Regierungsdenkschrift nach „Bekenntnissen und Briefen von Festungsgefangenen”. Diese Bekenntnisse sind vermutlich echt. Sie stammen von Gefangenen, die zeigen wollen, daß sie nunmehr gutgesinnt und einer Begnadigung würdig seien. Das Justizministerium hat sich in der Regel dankbar erwiesen. Unter hunderten von Gefangenen werden sich immer etliche finden, die die geheimen Wünsche der obersten Justizbehörde förmlich ahnen und über ihre Mitgefangenen Betrachtungen anstellen, die mit Vergnügen gelesen werden. Ein Strafgefangener, der als Hausknecht in der Anstalt beschäftigt war, nahm Anstoß an den Büchern der Festungsgefangenen, an dem Weidensessel in Tollers und den selbstangebrachten Tapeten in Klingelhöfers Zelle. Nicht nötig, sich lange mit diesem Strafgefangenen auseinanderzusetzen. Es empfiehlt sich, ihn ganz und gar der Gesellschaft des ehrenwerten Grafen Lerchenfeld zu überlassen.

10.

Man hat sich seit längerer Zeit im Reiche daran gewöhnt, der bayrischen Regierung nur in sehr eingeschränktem Maße Glauben zu schenken. Das deutsche Volk ist im Kriege von seinen Regierungen mit Lügenberichten und Greuelgeschichten abgespeist worden. Die bayrische Regierung wendet gegen ihren „innern Feind” das gleiche System an, das man vordem gegen den „äußern Feind” beliebt hatte.

Festzustellen ist, daß die Regierungsdenkschrift auf keine meiner Anklagen wirklich eingegangen ist. Sie hat nicht widerlegt, daß dem Gefangenen Blößl der Urlaub zur Beerdigung seines toten Kindes versagt wurde; daß Toller in Einzelhaft gesperrt wurde, als er eine Berichtigung an die ‚Freiheit’ senden wollte; daß Mühsam bestraft wurde, weil er, einer schönen menschlichen Regung nachgebend, sich eines kranken Genossen annahm. Sie kann nicht leugnen, daß ein bösartiger Geist den Strafvollzug beherrscht, ein Geist, dem es entspricht, daß man kürzlich Mühsam wieder verbot, an die Presse eine Richtigstellung zu geben, worin er die niederträchtige Verleumdung abwehrte, er habe amerikanisches Geld unterschlagen. Nichts hat man widerlegt. In dem Stillschweigen der Regierung zu den Anklagen liegt ein Schuldbekenntnis. Die bayrische Regierung ist alles dessen schuldig, wessen sie in meiner Denkschrift bezichtigt ist.

Weil sie schuldig ist, deshalb duldet sie keinen Untersuchungsausschuß in Niederschönenfeld. Sie gewährt weder Reichstags- noch Landtagsabgeordneten Zutritt. Die Gefangenen warten von Tag zu Tag auf die Herstellung des Rechtszustandes. Der Reichsjustizminister weiß, daß in Niederschönenfeld das Gesetz mit Füßen getreten wird. Die bayrische Regierung beantwortet die Forderung nach Gerechtigkeit mit einer Schmähdenkschrift.

Fühlt der Reichstag noch immer nicht seine Pflicht, hier zuzupacken?

Wir und Ihr von Helene Keßler von Monbart

Briefe an einen französischen Freund

5.

Ist eine Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland möglich? Ihre Pressevertreter fragen darüber unermüdlich alle Deutschen aus.

Es ist eine delikate Frage. Fragte man: Ist eine Aussöhnung Deutschlands mit Frankreich notwendig? — es gäbe hüben und drüben wohl nicht ein vernunftbegabtes Wesen, das Nein sagte.

Wir wissen heute, daß ohne diese Aussöhnung, politisch, wirtschaftlich und gefühlsmäßig, Europa, der Kontinent verloren ist. Daß er keinen zweiten Weltkrieg, keine Weltrevolution überstünde. Das wütende Zerfleischungsbedürfnis hielte vielleicht an: Europa stürbe am Hunger, in allgemeiner Verelendung.

So starben die Völker früherer Aufstiegsperioden, die selten, wie im Falle Karthagos, gewaltsam, mit dem Schwerte ausgetilgt wurden. Erschöpft von Kämpfen, in innerer Ratlosigkeit verfielen sie dem Kräfteschwund. Die Lebensquellen selbst trockneten aus. Rom und Babylon, Athen, die griechischen Demokratien wie die vollblütigen Fürstentümer der Renaissance starben nach langem Siechtum, fast unvermerkt dahin. Kein neuer Gedanke, kein Schöpferwille, keine Tatkraft bewegte die namen- und seelenlos gewordenen Massen mehr. Sie starben an der Glaubenslosigkeit.

„Das eigentliche, tiefste und einzige Thema der Welt- und Menschengeschichte," sagt Goethe, „dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, in welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt."

Der Glaube entdeckte Amerika und bezwang Rom. Er führte die Kreuzzüge in den Orient, und ein neuer Glaube, die Neu-Offenbarung des alten köstlichen Ueber-sich-selbst-hinaus-Schaffens-Drangs vermochte die Bastille zu stürzen.

Das war die letzte Glaubenstat.

Sie werden mir erlauben, den Feldzug der Verbündeten gegen Deutschland nicht als eine solche aufzufassen, obgleich man ihn dazu zu machen eifrig bemüht war, im arglosern Amerika wohl auch Gutgläubige gefunden hat.

Aber wir wollten über die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland sprechen. Also müssen wir über Elsaß-Lothringen sprechen.

Fünfzig Jahre lang hat es als offiziell anerkannter Block des Anstoßes — in Wahrheit gab es noch andre! — zwischen beiden Völkern gelegen. Die „große Witwe" Frankreich kam und kam — immer in der schulgerechten Version — über den Verlust der schnöde geraubten Kinder nicht hinweg. Auf deutscher Seite wurden Fehler über Fehler begangen. Alle Fehler gegen Frankreich — wie so viel deutsche Barschheit und Steifheit auch im Privatverkehr — beruhen auf fundamentaler Unsicherheit. Auf einem gewissen Mangel an Eitelkeit oder — tiefer liegend — an Welt- und Lebensfreude. Wenn der Italiener, der Franzose überzeugt, weil er sich selbst gefällt, möchte der Deutsche sich durch forsches, schneidiges oder korrektes Auftreten selbst überzeugen. In diesem Lande der überall offenen Grenzen, der verwischten

Linien und Farben, des Nebels, des Drucks und der Enge werden wenig blutvolle, ganz in sich ruhende und gefestigte Persönlichkeiten geboren. Erst die Leistung gemeiniglich macht hier den Mann, die Stellung. Nicht das Menschliche, das Menschentum in ihm. Selbst die Gattin möchte den Mann bewundern, will zu ihm aufsehen — statt ihn zu lieben. Er ist von Kindheit an in die fortwährende Heldenpose gezwungen, die den typischen Repräsentanten Neudeutschlands trotz alledem zur tragischen Figur macht. Für den großen Tragödiendichter der Zukunft, der Ehrfurcht und Mitleid kennen wird. Das alte, einfache und arme Deutschland, das Deutschland der Kleinstaaten, der gotischen Dome und des abgestimmten Wohllauts kannte diese ständige Gezwungenheit noch nicht. Es brachte Goethe und Bach, Karl August, den Kantor Musaeus und den Schneiderlehrling, Schulmeister und Hof- und Medizinalrat Jung-Stilling hervor. Und sagt nicht sogar der große Goethe, Vorbild und Musterbild deutschen Erlebens, irgendwo mal, daß er sich bis an sein Lebensende durch die Gegenwart eines adligen Leutnants „bekniffen" gefühlt hätte? Preußen war das Land gegenseitiger Bekniffenheit — sie machte den Verkehr ermüdend und unausgiebig. Der erholungsbedürftige oder künstlerisch veranlagte Deutsche flüchtete nach München oder Dresden, nach Rom oder Paris.

Es ist nicht leicht, die Welt zu regieren — außer den Engländern, die sich in langen Lehrjahren erprobt haben, würde jeder Aspirant blunder über blunder, gaffe über gaffe, Dummheit über Dummheit begehen. Und Deutschland, das junge kaiserliche Deutschland beging seine Dummheiten vor einem verärgerten und unerbittlichen Publikum. Im Grunde waren es lauter Dummheiten. Nur Dummheiten. Niemals ist die kalte Grausamkeit, die rücksichtslose Ausplünderung bis aufs Hemd, wie in Irland und Indien, von Deutschen oder Franzosen geübt worden. Bei den Deutschen mißhandelt pedantische Rechthaberei, bei den Franzosen Rachsucht, eine weiblich-triebhafte Bosheit, die beide zu den häßlichsten Charaktereigentümlichkeiten jeder Rasse gehören und Pflichttreue und heißblütige Großmut beschatten.

Mag man sagen, was man will: Frankreich nahm seine verlorenen Provinzen trotz den vorausgegangenen Notjahren in blühender Entwicklung zurück.

Und hier stehen wir wohl an dem trübsten Punkte der ganzen trüben Geschichte der letzten Jahre — wo ich nur Dunkelheit sehe.

Selbstverständlich ist bei unsern Nationalisten beschlossene Tatsache, daß Elsaß-Lothringen, ein deutsches Land, wieder deutsch werden muß. Mit oder gegen seinen Willen. Eine Diskussion gibts da nicht. Es spricht hier nicht allein gekränktes Machtbewußtsein. Man versichert, daß der ehemalige deutsche Kaiser bei einem unverbindlichen englischen Friedensvorschlag aus dem Jahre 1917, der die Frage der Selbständigkeit und Volksabstimmung im ehemaligen Reichsland berührte, im höchsten Zorn auffuhr: Mit dem Reichsland stünde und fiele die Dynastie. Und ohne die Hohenzollern-Dynastie möge seinetwegen ganz Deutschland zum Teufel gehn!

Ich sage es offen: eine tiefe Herzenswunde, die sehr schwer ausheilen würde, müßte zurückbleiben, selbst wenn ein mit Glück geführter Krieg dem Reich die beiden Provinzen zurückgewönne. Ich spreche da nur aus persönlichstem Empfinden, überzeugt, daß Kali- und Saarkohlen-Interessenten weniger gefühlvoll denken. In jedem Grenzland,

zwischen gleich starker Anziehung hin und her gezerrt, wird der Charakter der einheimischen Bevölkerung zwiespältig, versteckt, abwartend, mißmutig, neidisch, beflissen zurückhaltend werden. Die Wahrhaftigkeit leidet. Selten erwächst Edelrasse aus halb widerwilliger, seelisch behinderter Kreuzung. Davon verlautet öffentlich wenig, aber unter Vertrauten steht so viel fest: In Deutschlands Schicksalsstunde hat sein Grenzland sich untreu und unwürdig gezeigt. So häßlich, so roh war der Triumph der Schadenfreude, daß aus dem Munde von Nationalfranzosen die Mißbilligung kam. Wieder bewies den Mangel an Rasse die Uebertreibung, die hündisch schweifwedelnde Profitlichkeit, die Denunziationswut, der freiwillige Schergendienst.

Ich also könnte mir denken, daß Deutschland auf diese unfreiwillige, zweifelhafte Zugehörigkeit — nicht ohne tiefste Trauer und Scham, die dem schwachen Punkt der ganzen Rasse: dem Mangel an Stolz und Geschlossenheit gilt — ehrlichen Herzens verzichtete. Ueberlaßt diese Zweifelhaften der zweifelhaften Rolle in ihrem selbstgewählten Vaterlande: immer ihre Sprache und Abstammung verleugnend, den Namen, der den Boche verrät, verbergend oder umstellend, Fleiß und Unzufriedenheit in eine läßlichere, leichtblütigere Gemeinschaft hineintragend. Sie stellten Paris die Dienstmägde, dem Heer die Unteroffiziere, der Fabrik die Werkmeister. Ohne den kernhaften Freiheitssinn des Schweizers, die künstlerische und mystische Begabung des Schwaben-Alemannen vom gleichen Stamm! Durch Untreue zu Unfruchtbarkeit und Abhängigkeit verurteilt.

Mögen sie ihr Schicksal, getrennt von dem Schicksal der deutschen Brüder tragen!

Die Lothringer sind Franzosen — sie gehören zu Frankreich.

Die Andern — sie irren zwischen euch und uns mit zwiespältiger Seele, wurzellos, ohne Vaterland.

Vaterland! Land meiner Mutter! Mütterliches Land!

Mein Deutschland — ist wahr, was man laut und leise flüstert, daß Frankreich nur Furcht hat vor diesem Deutschland, Furcht vor dem gestürzten und gebundenen Riesen, verstümmelt, ausgemergelt, umstellt, wie er ist?

Daß Furcht die hohe Weisheit und Menschlichkeit dieser dreitausend Bestimmungen eines Vertrages diktiert hat, der für die Ewigkeit Frieden bringen sollte und schon heute ringsherum Brandherde geschaffen hat?

Ward jemals aus großartigerer Anstrengung der Völker — wie bewundere ich, wie bewundert bei uns Jeder das Frankreich der Marne und von Verdun! — kläglicheres, schäbigeres Schreibwerk spintisierender Greisenhaftigkeit geboren?

Und zittern diese Hochmögenden nicht auf ihren angemaßten Stühlchen, daß eines Tages die Leidenschaften, die sie zu paragraphieren meinten, daß die Völker aufstehen — ja, das französische, das deutsche und das englische Volk — und das elende Machwerk aus Impotenz, Geiz und Gier zerreißen und zertreten werden?

Begreifen die Völker nicht, daß man sie abermals — zum wievieltausendsten Mal? — entrechtet und betrogen hat, daß die spitzfindigen Klauseln ihnen gelten, ihrer Freiheit, ihrem Daseinskampf? Dem Bedürfnis nach einem europäischen Frieden, der der Anbruch des Sozialismus sein muß!

(Schluß folgt)

Wilde, Björnson, Bassermann

Wer Kopfschmerzen und Ohrensausen kriegen will, der reise ins Residenz-Theater zu der ‚Frau ohne Bedeutung'. Da prasselts und zischts von Raketen und Schwärmern, die in Unzahl zum Himmel schießen und oben in buntschillernde Kugeln zerplatzen. Wie kann man solch ein Feuerwerk einen ganzen Abend mitansehen, ohne daß einem flau wird? Noch dazu, wenn man frieren muß bei der Kaltblütigkeit, mit der dieser britische Pyrotechniker seine Blender steigen läßt. Denn um das arme Bild nicht totzuhetzen: Oscar Wilde hat seine Reflexionen, Paradoxe und Bonmots an die blutlosesten Theaterfiguren ausgeteilt und diese zu der veraltesten und gleichgültigsten Fabel zusammengekoppelt. Vorgänge und Personen sind ihm nur Mittel zu dem Zweck, die weitläufigsten espritvollen Behauptungen über Ehe und Liebe und gesellschaftliches Leben aufzustellen, die boshaftesten Spitzen gegen die hohle Tugendheuchelei, die innere Wurmstichigkeit, die aschgraue Gouvernantenhaftigkeit, die hausbackene Prüderie der englischen society zu kehren. Das geht bekanntlich auch indirekt. Wilde aber legt seine sarkastische Weisheit zum größten Teil zwei Raisonneuren in den Mund: von außen her, wie der Lichtstreifen eines Scheinwerfers, fällt so der Hohn und Spott auf die Träger menschlicher und nationaler Schwächen. Von diesen beiden Raisonneuren kommt der eine, eine Dame, deren Koketterie überaus geistreich und schlagfertig ist, für die dramatische Bewegung so wenig in Betracht wie die meisten übrigen Herrschaften, die in dem Schauspiel herumsitzen und unablässig Brillanten reden, echte und falsche, stumpfe und glitzernde. Der andre Raisonneur aber, der nicht aufhört, eine Konversation von sublimer Gesiebtheit und eleganter Abrundung zu machen, ist der eigentliche Träger der „Handlung", die am Ende des zweiten Aktes, auf einem Landsitz der selektesten englischen Aristokratie, behutsam in die Wege geleitet wird. Man wird Zeuge, wie mit dem Lord Ilingworth, einem skeptischen, illusionslosen, suffisanten, brutalen Lebenskünster, eine Frau abrechnet, die er vor zwanzig Jahren verführt und verlassen hat, und die ihm jetzt seinen Sohn, ihr Schmerzenskind, nicht abtreten will. Man wüßte nicht, wie diese trüben Verhältnisse zu klären wären — da wird zur puella ex machina eine junge, steinreiche Amerikanerin, der reine Zucker und die vestalische Unnahbarkeit selber. Ihr zartes und doch energisches Mädchentum kann zu den Extravaganzen ihrer Umgebung kein Herz fassen, wohl aber für den umstrittenen Jüngling entflammen. Ihr dankt man, daß schließlich, nachdem das böse Prinzip von der Frau ohne Bedeutung geohrfeigt worden ist, drei goldene Seelen in Wonne schwimmen und heute noch leben, wenn sie nicht gestorben sind.

Dieses Melodram müßte nun, sollte man denken, eine starke Theaterwirkung üben. Es hätte doch Alles zu einem Erfolg. Es rührt an die Tränendrüsen mit Tiraden der edeln Frau und liebenden Mutter, es funkelt von Antithesen und Witzworten, deren abspannende Ueberfülle zur Not einzudämmen wäre. Aber . . .. „Wie geistreich Sie sind, meine

Teure", heißt es einmal, „ — Sie glauben nicht ein einziges Wort von dem, was Sie sagen." Das ist Wildes Fall. Auch er glaubt nichts von all den schönen Dingen, um die er hochherzige Menschen Tränen vergießen läßt; er ist wirklich nicht so dumm, wie das Thema seiner Komödie aussieht; er stellt sich nur so seinem Publikum zuliebe, für das er nicht dumm genug sein zu können meint. Sobald man sich aber erst dazu zwingen muß, stmmt die Geschichte nicht. Mit einem gewissen heiligen Ernst muß der Theaterdichter dumm sein. Der nur so tut, der mit Fleiß unter seinem eignen Niveau „dichtet", dem werden die Leute mißtrauisch und störrisch. Die Zumutung weisen sie doch zurück, einem Geist, der diese Gespräche geprägt hat, das Gemüt der Birch-Pfeiffer zuzutrauen. Da murmeln sie: Ja, am Ende achtet uns der Mensch garnicht! Und das verzeihen sie niemals.

*

In neunzehn Jahren ist Wilde von Reinhardt auf die Rotters gekommen — von eben dem Reinhardt, dessen Erben nicht einmal für sich selber zu sorgen wissen, geschweige denn für ihre Nachfolger. Wenn man gewöhnt ist, Premieren zu verschmähen, und Glück hat, wird in den Kammerspielen aus Abend und Morgen, dem Morgen der tötenden, ‚Herbstvögel' tötenden Nachtkritiken, kein zweiter Tag, und man gewinnt die Zeit, in einem andern Theater abermals eine alte Bekanntschaft zu erneuern. Der Erste Teil des Schauspiels ‚Ueber unsre Kraft' hat vor zweiundzwanzig Jahren auf Viele wie eine Offenbarung gewirkt. Heut fällt der Reiz der Ueberraschung fort, und übrig bleibt ein ungemein geschickt gemachtes oder, um es freundlicher auszudrücken, von einem unfehlbaren Bühneninstinkt erzeugtes Theaterstück, nicht mehr. Was darüber hinwegtäuscht, ist die gründliche, schon durch ihren Wortreichtum benebelnde Erörterung religiöser Fragen, deren Inhalt, weil er die mystischen Tiefen oder Untiefen jeder Menschenseele in diesen Zeiten heftiger denn jemals aufrührt, es verhältnismäßig leicht hat, für Poesie zu gelten. Nicht etwa, daß Björnson auf diese Nebenwirkung seines Gegenstands spekuliert. Er ist durchdrungen von der Heiligkeit seiner Mission und seiner Schöpfung. Aber das spricht nur gegen seine Selbstkritik, nicht für sein Werk — welches ein schlauer Zauber ist. Es ersetzt Gedankenstärke durch ein feuriges Ungestüm (das anhält, bis wir am Schluß des zweiten Teils, in der Region der blassesten Abstraktion, bei Credo und Spera anlangen). Die Bretter beben. Die Aufgeregtheit ist so groß, daß man von ihr als solcher angesteckt wird, ohne daß einem deshalb wichtig würde, ob Klara Sang schlafen, ob der Bergsturz die Kirche verschonen, ob dieser Tag für oder gegen Bratts Leben entscheiden, und ob die Pfarrersfrau am Ende wandeln wird. Es ist das alte Geheimnis des Bühneneffekts. Die Geste ist da, und sie ist stark. Es wird geschrieen, geschwärmt, Bekenntnis abgelegt, geweint, gehofft, verzagt und mit Apotheose gestorben. Wofür, kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Der Lärm genügt sich selbst. Aber er wird begreiflicherweise umso bessere Zuhörer ergreifen, je resoluter er sich geistige Intent ionen unterlegt. Darum hat ‚Ueber unsre Kraft' es dahin bringen

können, nicht allein neben, sondern über Ibsens Alterswerke gestellt zu werden. Es steht ungefähr bei den ‚Stützen der Gesellschaft'; und es wird, wie diese, in keiner halbwegs guten Aufführung versagen. In der Volksbühne verdienen Helene Fehdmer und Friedrich Kayßler den ernstesten Dank. Die Frau ist umleuchtet von Liebe, Sehnsucht, Innigkeit, den Mann umschwebt ein Glorienschein von Reinheit, Güte, Größe, und wenn ihre Blicke, ihre Hände, ihre Herzen sich treffen, so gibt es einen Zusammenklang von überirdischer Schönheit, wie er auch an den Stätten reifster Menschendarstellung zu den Seltenheiten gehört.

*

Damals, vor zweiundzwanzig Jahren, kümmerte sich kein Mensch um die beiden Pfarrersleute. Man hörte und sah nur den Bratt Albert Bassermanns, der eine schwere Seelenkrise mit den neuen Mitteln seiner einzigartigen, vom Publikum noch keineswegs anerkannten Persönlichkeit aufwühlend vorlebte. Die Episode ward Mittelpunkt. Heut ist Bassermann Mittelpunkt, um den Alles zur Episode wird, in einer ‚Romantischen Komödie' der Firma Hatton und Ditrichstein. „Romantisch" ist wohl ein Uebersetzungsfehler, beabsichtigter oder unbeabsichtigter. Diese romanhafte Komödie steht tief unter ‚Potasch und Perlmutter', die auch aus Amerika stammen, und hoch über Kasimir Edschmids ‚Kean', der auch hinter den Kulissen spielt. Verschärfung des bunten Lärms und der sensationellen Gegensätze: daß es Opernkulissen sind, und obendrein in Wild-West. Die eine Erleichterung für uns: daß den ganzen Abend aus dem ‚Don Juan' Motive gesummt und Melodien, zu Klavier und Orchester, gesungen werden — was uns auf den berliner Opernbühnen allenfalls Ein Mal in sieben Jahren gewährt wird und dem Theater am Kurfürstendamm durchaus zugute gebucht werden soll. Die andre Erleichterung: daß also Bassermann der ‚Große Bariton' ist. „Sie können so liebenswürdig sein, Sie können charmant sein, so berückend können Sie sein", spricht ein Weibsbild zu ihm, und jedes Mannsbild verfällt der gleichen Bezauberung. Mit sichern und warmen Händen hält und hebt Bassermann diesen Reißer. Für den gewerbsmäßigen Verführer im weißen Seidenkostüm, im grauen Cutaway und im grünsamtenen Hausanzug hat er die ritterliche Erscheinung, die weltmännische Geschmeidigkeit, die chevaleresken Manieren, die siegesbewußte Schwerenötrigkeit, das leuchtende Auge und den „vibrierenden" Ton, der zu der ständigen Bereitschaft, ein fühlendes Herz vorzutäuschen, durch Jahrzehnte virtuos geschult worden ist. Bassermanns Anmut beglückt wie wahre Güte; und man begreift die Umgebung dieses Genießers, die mitleidet, wenn sich ihm Freude jäh in Schmerz verwandelt. Es ist kein herber Schmerz, der fassungslos überflutet: es ist ein süßer Schmerz, der sich selbst bespiegelt, ein Theaterschmerz, der Theaterschmerz. Auf dem schmalen Grat zwischen der ungemischten Anteilswürdigkeit des gebrochenen Menschen und der lächerlichen Tragik des ausgesungenen Stars balanciert Bassermann mit einer Unfehlbarkeit, für deren Anblick man schließlich sogar ein schlechteres Stück in Kauf nehmen würde.

Lulu von Alfred Polgar

Das Deutsche Volkstheater spielt in einer vier Stunden beanspruchenden Vorstellung: ‚Lulu', die von Frank Wedekind selbst besorgte Zusammenfassung der beiden Dramen ‚Erdgeist' und ‚Büchse der Pandora'. Der dritte Akt des ‚Erdgeist', der erste der ‚Pandora' sind weggelassen; in fünf prägnanten Strophen wird die schauerliche Ballade von Weibes Gift und Süße vorgetragen. Den Bürger, eingefriedet in die sanfte Konvention von Ehe und Familie, dünkt Wedekinds Werk — zeigend das entfesselte Element und wie es dahinrast, verantwortungslos, zerstörend, übelsten Schlamm des Lebens aufrührend und in ihn, als in die Urmaterie, daraus es gekommen, heimkehrend —, den guten Bürger dünkt Wedekinds Werk noch immer wie vor zwanzig Jahren ein Pamphlet wider Gott und die Menschen, insbesondere die Damen.Daß das Ewig-Weibliche hinanzieht, paßt nicht in den klassischen Idealismus des deutschen Mannes. Hier hat in der Tat einer, mit dem Hammer dichtend, den blauen Glashimmel der „Liebe" zerschlagen, daß die Seele sich wund schneidet an den messerscharfen Scherben. Ihn des Verrats der Liebe an das Gemeine und Häßliche zu bezichtigen, ist dennoch furchtbar dumm. Wer den Ritus der unbedingten Wahrheit übt, beschwört implicite das Gemeine herauf. So ist das Leben, so ist die Welt, so sind die Dinge. Möge man sich darüber bei Gott beschweren, nicht bei Wedekind. Und Verrat an die Häßlichkeit? Es gibt kaum ein zweites Werk der Weltliteratur, in dem die Schönheit so furchtbar triumphiert wie hier. Sie zeigt sich als die stärkste Himmels- und Erdenmacht, stärker als Pflicht, Ehre, Moral, stärker als alle Vernunft, stärker selbst als der Wille zum Leben. Nicht an dem Charakter der Lulu scheitern die Menschen — sie hat ja keinen, weder guten, noch bösen, sie ist ein Indefinitum, ein Nicht-zu-Fassendes, dem Gefühl wie dem Verstand Entgleitendes —, am Antlitz der Lulu gehst du zugrunde, ihre Beine machen die Herzen rebellisch gegen Gott, ihre Grazie berückt bis zur Selbstzernichtung. Lulu ist nicht nur der Sexual-Dämon, sie ist auch: der katastrophale Sieg des Aesthetischen über alles Ethos.

Diese satanische Himmelsmacht, diese furchtbar freie Tochter der Natur darzustellen, hat im Deutschen Volkstheater Frau Ida Roland übernommen. Hätte ihre Lulu doch nur etwas von jener fast rührenden Ahnungslosigkeit, die Frau Roland hinsichtlich der Grenzen und Möglichkeiten des eignen Talents bekundete, da sie die Lulu zu spielen unternahm! Es war eine Qual, die ausgezeichnete Künstlerin fortwährend auf der Flucht vor sich selbst zu sehen, hinten Tönchen ihren Ton versteckend, mit Roland-Virtuosität die Roland verleugnend. Es war eine Pein, dieses absichtsvolle Vertuschen der Absichten, diese posierte Jenseits-von-allem-Pose, dieses bewußte Nicht-Wissen, dieses taghelle Nachtwandeln. Sonderbarerweise geriet die Figur auch farblos, blutarm gradezu, alles innern Müssens entbehrend. Diese Lulu hatte gar nichts von einem Elementarwesen, aber sehr viel von einem leichtsinnigen, mäßig temperamentvollen Kokottchen, das nach

dem Motto lebte, gab und nahm: je m'en fiche . . . Nur in den paar aktiven Augenblicken der Lulu, dort, wo stärkere Theaterluft weht, dort, wo Frau Roland nicht zu sein, sondern was Richtiges zu spielen hatte, erzwang sich dieses Spieles Intensität Wirkung. Von der Regie des Wedekind-Abends (Hans Brahm) ist nichts Erfreuliches zu berichten. Sie begann mit einem Mißverständnis. Der Zirkusmensch, der den Prolog spricht, ist ein Zirkusmensch, kalt, nüchtern, ein brutaler Durchschauer der erotischen Komödie. Im Deutschen Volkstheater kommt er als Mephisto, den roten Talar mit magischen Zeichen bestickt, von Scheinwerferlicht magisch umflirrt. Dem einleitenden Mißverständnis folgen fünf, durch lange Pausen getrennte Akte. Schon diese Pausen stören die Klimax des Spiels empfindlichst. Aber auch in den Akten selbst kein Zusammenfassen, sondern ein Auseinanderfallen. Die infernalische Sachlichkeit Wedekinds wird in konventionellem Theater-Getue vertan. Statt exakter Zeichnung verwaschene Farbigkeiten. Statt Straffheit und Bindung Zerfließendes und Verschwimmendes. Nirgends das Gespenst: Leben heraufbeschworen. So blieben dem Zuschauer Furcht wie Mitleid fern.

Eisenbahnerstreik von Theobald Tiger

Unnötig.
Aber ohne jedes Recht.
Die Frau, die Kinder wollen Schuhe.
Wißt Ihr, wie solcher Dienst den Körper schwächt?
Tag-, Nachtschicht und das bißchen Ruhe.

Ja, standet Ihr schon mal am Führerstand?
Der Kessel glüht — es ziehn die Winde.
Heiß-kalt, kalt-heiß wird seine Führerhand . . .
Wo ist sein Sinn? Bei seinem Kinde?

Wo ist sein Sinn? Die Augen spähn: „Fahrt frei!"
Er darf nicht Einen Griff versäumen.
Er sieht das Vorsignal und Weiche III —
Ihr könnt auf weichen Polstern träumen.

Wollt Ihr nicht sichere Fahrt durch euer Land?
Wie soll Der Dienst tun mit den Sorgen?
Zweihundert Leben in der einen Hand —
und dieser Hand will Keiner, Keiner borgen?

Er hats nicht leicht der Mann vom Flügelrad.
Stets droht der Tod. Er soll nicht Ein Mal fehlen.
Ihr tuts für euch. Macht seine Kinder satt!
Wer fünf Milliarden für die Reichswehr hat:
Der darf uns nichts von Sparsamkeit erzählen!

Wirtschafts-Sabotage von Morus

Amerika und Genua

„Amerika den Amerikanern."
James Monroe (1823)

Als der fünfte Präsident der United States seinen Landsleuten diese Mahnung gab, hatten die Vereinigten Staaten noch nicht 10 Millionen Einwohner, davon mehr als die Hälfte Indianer, Neger und Mischlinge. In Südamerika war man eben dabei, Spanier und Portugiesen fortzujagen, und die jungen Freistaaten im Norden pochten stolz auf ihre Unabhängigkeit, die ihnen Washington erstritten hatte. Man wollte mit dem ganzen europäischen Gesindel nichts mehr zu tun haben: das war der Sinn der Monroe-Doktrin.

Heute ist diese Lehre barer Unsinn geworden. Es handelt sich nicht mehr darum, Amerika vor den europäischen Ausbeutern zu schützen, sondern Europa mit amerikanischer Hilfe wieder in Stand zu setzen. Amerika ist nicht mehr europäisches Kolonialland, sondern ist der Gläubigerstaat von ganz Europa, Wallstreet das Zentrum der Weltwirtschaft. Amerika verfügt über die reichsten Bodenschätze und die besten technischen Anlagen, ist der größte Exporteur, unterhält die zweitgrößte Handelsflotte und besitzt den halben Goldfundus der Welt — und wenn dieses Land erklärt, es wolle mit Europa nichts zu tun haben und die Europäer mögen in Genua ihre Finanzen allein in Ordnung bringen, so ist das eine wahnwitzige Sabotage der Weltwirtschaft. Der Vorgang wird dadurch nicht veredelt, daß Harding als Bedingung für Genua allerlei Abrüstungsforderungen stellt, von denen er mit einiger Sicherheit weiß, daß das Frankreich Poincarés sie nicht erfüllen wird. Man kann nicht zu gleicher Zeit politischer Pazifist sein und den Wirtschaftspazifismus im Keime ersticken, Kanonen zerstören und Zollkriege führen. Wer es tut, ist ein Narr oder ein Heuchler.

Wahrscheinlich hätten die Amerikaner vor einem Jahre, als die Wirtschaftskrise drüben auf der Höhe stand, weniger Bedenken gehabt, an einer europäischen Wirtschaftskonferenz teilzunehmen. Als der Warenabsatz nach dem ausgepowerten Europa stockte und 5 Millionen Arbeiter brotlos auf der Straße lagen, da schossen die amerikanischen „Wiederaufbau"-Projekte und die angeblichen Milliarden-Kredite nur so aus dem Boden: kein Bewohner der Fünften Avenue, der nicht sein Plänchen zur Restaurierung Europas schon fix und fertig in der Tasche hatte. Aber mit dem Abflauen der Krise und der Besserung des binnenamerikarischen Geschäfts hat das Interesse für die Alte Welt merklich nachgelassen. Die Bank- und Industriekreise New Yorks sehen wohl ein, daß ohne ein zahlungsfähiges Europa nichts zu verdienen ist. Nur: New York ist nicht Amerika, und die Farmer des Westens treiben nicht Weltpolitik, sondern nach wie vor das fröhliche Gewerbe des Kolonialbauern: Raubbau, Aussaugung, momentaner Gewinn sind ihre Geschäftsprinzipien. Daß in dieser Rechnung Europa nicht vorkommt, ist selbstverständlich; und der Einfluß der Wild-West-Männer ist nicht gering. Sie haben sich zu einem „Agricultural Block" zusammengeschlossen, der schon jetzt die Hälfte der Senatsmitglieder auf seiner Seite hat. Das Sinken der Bodenprodukte unter den Vorkriegspreis hat die amerikanische Landwirtschaft in eine bedrängte Lage gebracht, und wie Frankreich sich an die deutschen Reparationsleistungen klammert, so

klammert Amerika sich an seine europäischen Schuldner. Erlassen wird nichts — Europa muß zahlen! Der Senat in Washington hat soeben die Konsolidierung der interalliierten Schulden beschlossen, und wenn man auch den Fälligkeitstermin auf 25 Jahre hinausgeschoben hat, so bedeuten diese 11 Milliarden Dollar Kriegsschulden für die europäische Entente doch eine ungeheure Belastung. Vor allem aber ist dadurch die Aussicht geschwunden, daß die Kürzung der Schulden an Amerika als Voraussetzung zur Kürzung aller übrigen interalliierten Schulden und schließlich zur Ermäßigung der deutschen Reparationszahlungen dienen werde.

Die Patrioten

„Was, meinen Sie, kostet uns Rathenau?”
Fahrgast der Linie 69

Walther Rathenau, Erbe eines stattlichen Privatvermögens und Leiter eines weltumspannenden Privatunternehmens, hat, wie jeder vollsinnige Mensch, erkannt, daß die friedliche Zukunft Deutschlands nur gesichert ist, wenn es seine Reparationsleistungen erfüllt. Damit das Reich diese Leistungen erfüllen kann, muß das deutsche Privatkapital sie aufbringen. Da aber das Privatkapital nicht daran denkt, „für das Reich” zu arbeiten, muß Walther Rathenau fort. Der Gedankengang ist logisch und zwingend. Er ist kein geistiges Privateigentum der Deutschen Volkspareit, die jetzt damit krebsen geht, sondern stellt, sozusagen, die öffentliche Meinung der begüterten Deutschen dar; wenigstens der kompakten Majorität.

Aber mit Hilfe des Presseapparats, den die Schwerindustrie zusammengekauft hat, fängt man jetzt an, diese Anschauung gewaltsam dem Volke einzutrichtern: jede Besserung der deutschen Valuta, jede Verminderung des Notenumlaufs, jede Sanierung der Reichsfinanzen durch Heranziehung des Privatbesitzes wäre ein Unglück für die Besitzlosen, Deutschland lebt von der Pleite (alias vom Valutadumping). Hebt sich die Valuta, dann können wir nicht mehr das Ausland unterbieten, dann fallen die großen Aufträge fort, dann geht es den Arbeitern wie in England und Amerika. Warnend wird auf das Beispiel der Tschechoslowakei hingewiesen, wo das Steigen der tschechischen Krone eine schwere Wirtschaftskrise hervorgerufen hat. Die reichenberger Textilindustrie steht still, weil die Auslandsaufträge annulliert worden sind, in den Kohlenrevieren Böhmens geht es nicht besser. Die hochvalutarischen Länder verlieren durch die höhern Preise die Kauflust, die schwächervalutarischen Länder verlieren die Kaufkraft. Ergo, meine lieben Brüder, bleibt uns nichts weiter übrig, als die Deflation und die Stärkung der Mark zu hintertreiben, Sabotage der Reichsfinanzen wird patriotische Pflicht, Dienst am Volke.

Ein feiner Beweis, nur mit einem Loch in der Mitte! Die Absatzkrisen der hochvalutarischen Länder sind entstanden, weil Mittel- und Osteuropa zum Weltmarktpreise nichts kaufen kann. Setzt man die Papiergeldländer wieder in den Stand, auch als Käufer aufzutreten, stabilisiert man die deutsche Valuta — so kleine Absatzgebiete wie die Tschechoslowakei können keine Aenderung herbeiführen —: dann wird auch die Arbeitslosigkeit aus der Welt verschwinden, hüben und drüben, soweit das eben unter dem kapitalistischen System möglich ist Freilich: die deutsche Industrie wird sich dann nicht mehr auf Kosten des

Staates bereichern können, sondern wird sich ihre Aufträge durch Leistungen verdienen müssen. Und das hat sie sich in der großen Zeit allmählich abgewöhnt.

Das Hilfswerk der Landwirte

„Eine Sage ist keine Tue”
Theobald Tiger (1920)

Am siebenundzwanzigsten Januar haben sich in Dresden an der Elbe sechstausend Landwirte versammelt, um das deutsche Vaterland zu retten. Es war, wie die Deutsche Tageszeitung berichtet, „die bedeutsamste Kundgebung unsrer Zeit”, und das will in einer Epoche, wo Gustav Roethe im Zirkus Busch auftritt, doch etwas heißen. Zweck der Uebung war allerdings in Dresden nicht ausschließlich, antisemitischen Radau zu machen, sondern: das lange angekündigte „Hilfswerk der deutschen Landwirtschaft” zustande zu bringen.

Unverbesserliche Optimisten haben bisher geglaubt, daß sich unter diesem stolzen Titel so etwas wie eine Hilfsaktion für das Reich verbirgt, etwa von der Art der sanft entschlafenen Kredithilfe der Industrie. Aber von solch häßlichen Hintergedanken sind die deutschen Landwirte frei. Sie wollen (wie ein Redner treffend bemerkte) dem Reich am besten dadurch helfen, daß sie sich selbst helfen. Anders ausgedrückt: die Landwirte, die Großagrarier wie die Bauern, wissen mit dem Gelde nicht mehr, woher und wohin. Die Strümpfe sind voll, die Bettkästen sind voll, die landwirtschaftlichen Banken und Kassen sind voll, und der Staat will und will ihnen nichts abnehmen. Da bleibt auf die Dauer schließlich garnichts andres übrig, als das Geld praktisch zu verwerten. „Um die Ernährung Deutschlands unabhängig vom Ausland zu machen”, will man also jetzt überall Meliorationen vornehmen, Bewässerungen und Entwässerungen durchführen, Dünger und Maschinen anschaffen und vor allem die Kleinbetriebe mit technischen Hilfsmittein ausrüsten. Die 20 Milliarden Mark, die dazu notwendig sind, sollen durch öffentlich-rechtliche Kreditgemeinschaften aufgebracht werden, die dafür Pfandbriefe mit 5 Prozent Verzinsung und 2½ Prozent Tilgung ausgeben.

Bis dahin ist alles ganz vortrefflich — wenn man auch leise Zweifel hegen darf, ob grade jetzt, wo angeblich das ganze deutsche Volk mit Müh und Not noch nicht eine Goldmilliarde aufbringt, eine derartige Aktion eines einzelnen Gewerbes uns im Ausland viel Sympathien einbringen wird. Aber davon abgesehen: die Freude bleibt nicht lange ungetrübt, denn schon wird der Pferdefuß sichtbar. Eine „Große Anfrage” der Deutschnationalen im Preußischen Abgeordnetenhaus verlangt als „Voraussetzungen für das Hilfswerk” nichts weiter als: „völlige Beseitigung der Zwangswirtschaft” (ergo: unbeschränkten Preiswucher), „Versorgung mit Produktionsmitteln” (also staatliche Zuschüsse), „gerechte Steuern” — obwohl doch kein besitzender Mensch weniger als nichts zahlen kann — und, last not least, „Arbeitsfriede”, id est: Beseitigung der Landarbeiterordnung und — daß ja der Braun nicht wieder Landwirtschaftsminister wird!

Man sieht: der Wunschzettel ist nicht kurz. In Dresden nennt man so etwas: Ein Werk aus eigner Kraft, ohne jede Staatshilfe. Vor Tische las mans anders. Was macht das? Eine Sage ist keine Tue!

Rundschau

Presseball

Einen Ballbericht zu schreiben und über Jedem, bei dem es lohnt, einen sanften Pflaumenbaum blühen zu lassen, wäre eine Kleinigkeit, selbst für mich, der ich diese Veranstaltung nicht besucht habe. Seh ich doch die Glanzschicht dieser Tage! Eine Damenspende gibts und einen Almanach — wie witzig müßte der ausfallen, wenn Karl Rößler ihn ganz allein schriebe! —, und in einer dichten Gruppe lacht Jemand, wie nur Ida Wüst lachen kann. Und ernste Männer der Wissenschaft mit ihren Damen, fröhliche Männer des Feuilletons mit ihrem Namen, Angestellte der Republik in Uniformen des vorigen Geschäftsinhabers — sie inserieren zwar nicht, sind aber trotzdem bei der Presse wohlgelitten, bringen sie doch einen bunten Farbton in das fröhliche Gewühl mit dem strengen Schwarz-Weiß der Fräcke . . . Der Fräcke?

„Smoking ausgeschlossen" stand auf der Einladung.

„Im nächsten Jahre werden wir uns mit den Anzügen, die wir heute eben noch tragen können, und mit unsrer defekten Wäsche in der sogenannten ‚Gesellschaft' nicht mehr sehen lassen dürfen."

So steht am siebenundzwanzigsten Januar 1922 in einem ehrlichen, blitzsaubern Aufsatz der ‚Deutschen Presse', dem Fachorgan des Reichsverbands der Deutschen Presse. Und in der Tat: von allen anwesenden Redakteuren können sich keine zehn in diesem Jahr den geforderten Frack kaufen. Der Aufsatz spricht von „Almosen".

Der Presseball ist eins.

Gewerkschaftlich auch in der höchsten Not vor lauter Stehkragentum und Tintenfaß nicht organisierbar, eingebildet, weil Der, der etwas „lancieren" will, Dem schmeichelt, den der Verleger für ein Hungergeld zur Nachtaufsicht bestellt hat, haben alle Diese da offensichtlich vergessen, wovon die alten Journalisten leben. Der Ueberschuß des Presseballs ist einfach eine interne Vereinsangelegenheit — unbestreitbar, daß ohne ihn viele ausgeschiedene und aufs Altenteil gesetzte Journalisten auf der Straße säßen. Der Presseball ist wirklich ein gesellschaftliches Ereignis erster Ordnung. Besonders für die Gesellschaft der Presseleute.

Viele, beinah alle suchen sich Nebenberufe. Es muß als verwunderlich bezeichnet werden, daß es so wenig direkt korrupte Journalisten gibt — die Versuchung und diese Notlage schafften alle mildernden Umstände, die man sich nur denken kann. Darin sind sie tapfer: sie harren aus. Weniger tapfer dem Verleger gegenüber: es werden auf allen mir bekannten berliner Redaktionen Gehälter gezahlt, die bei der jetzigen Indexziffer ungefähr der Hälfte mäßiger Friedensgehälter entsprechen. Ueber Mitarbeiterhonorare nicht zu reden.

„Unter den Erschienenen bemerkte man . . . ." Minister und heimliche und unheimliche Polltiker und jene sanften Schiebериche, denen man zu viel Ehre antut, wenn man ihr Gemache mit dem Ehrennamen „Korruption" bezeichnet — sie waren alle da.

Auch Verleger erblickst du auf dem Menschenauftrieb, der dieses Mal besonders gut beschickt gewesen ist. Am Bettelstab nagend, sahen sie sich die lebendige Pensionskasse ihrer Angestellten an.

Ich war nicht da. Aber ich habe mich prachtvoll amüsiert.

Ignaz Wrobel

Die Existenzberechtigung

„Kurz vor zehn Uhr wurde die durch Reichswehr abgesperrte Sprungbahn in Garmisch von einer Kolonne in Trampelschritt geglättet" Sportbericht

Liebe Weltbühne!

Sarah Bernhardt will in Deutschland gastieren. „Da wird sie wohl", sagte Gussy Holl, „die Grüning fragen, wie man sich alt schminkt!"

Antworten

Republikaner. Selbstverständlich fällt keinem gescheiten und geschmackvollen Menschen ein, die Verbrechen der gräßlichen Familie Schlieffen dem gesamten „Christlichen Adel deutscher Nation” aufzumutzen. Wenn, umgekehrt, der Adel von Einem nichtsnutzigen Juden auf alle schließt, ist das seine Sache.

Propheten. Einer von euch hat 1917 in der pädagogischen Zeitschrift: ‚Die Lehrerfortbildung’ folgendermaßen orakelt: „Von der Nord- und Ostsee bis zum Roten Meer und Persischen Meerbusen wird sich ein großes Arbeitsgebiet für das deutsche Volk erstrecken, das unsern Verhältnissen besser angepaßt ist wie” — als! Herr Lehrer! — „unsre afrikanischen Kolonien. Der Weltkrieg wird es ja auch ermöglichen, uns in Mittelafrika ein neues Kulturland zu schaffen, das von West nach Ost durch ganz Afrika sich hinzieht und durch Aegypten mit der Türkei in Verbindung tritt.” Und ein solches Gehirn — der Mann heißt Scherer und ist Schulrat — lehrt die deutsche Jugend. Ein solcher Kopf, der urteilslos den Propagandakram der O. H. L. nachbetet, ohne die Welt, die er aufteilt, jemals gesehen zu haben, genießt sicherlich in seinen Vereinigungen heut noch dasselbe Ansehen wie damals. Und Keiner hält ihm diese Blamage vor. Und er hat wohl das Eiserne Kreuz am Weiß-Schwarzen Bande erhalten. Der Orden ist aus demselben Material wie seine Weisheit: aus Blech.

Student. Das lassen Sie hübsch bleiben. Die Akademie der Wissenschaften, von der Republik am Leben erhalten, nennt sich noch „Königliche Akademie”. Das ist eine unzweideutige politische Provokation. Aber nun fragen Sie, ob Sie auf einem solchen Schilde, das sich in der Staatsbibliothek befindet, das Wort „Königlich” durchstreichen dürfen. Nein. Jeder deutsche Richter würde all seine Gelehrsamkeit zusammensuchen, um Sie wegen Hochverrats, Sachbeschädigung mit tödlichem Ausgang und Verbreitung unzüchtiger Schriften zu ein paar Jahren Gefängnis zu verknacken. Oder heißen Sie vielleicht Graf Schlieffen? Der Akademie der Republik geschieht nichts. Sie hat sich, höchst unköniglich, bewährt und wird es auch weiter tun. Ihre republikanisch besoldeten und monarchistisch politisierenden Vertreter haben meist den Charakter eines Geheimen Rats. Es ist ihr einziger.

Traugott v. Jagow. Ihre Flucht ist des Eisenbahnerstreiks wegen verschoben worden? Deshalb? Ihre Freunde haben doch genug Autos, worin die Verbrecher fortgeschafft werden. Kollege Dithmar hat Naumburg auch nicht zu Fuß verlassen. Sie aber — Ihr Regierungspräsidentenposten wird noch ein paar Monate von einem Republikaner für Sie offengehalten werden. Dann freilich müssen Sie sich beeilen. O flieh, solang du fliehen kannst — die Stunde kommt, die Stunde naht, wo du am Trone stehst und weinend hörst:Was tun? (spricht Zeus) die Welt ist weggeben; Kultus, Justiz, Finanz sind nicht mehr mein. Willst du hier als Berliner Schutzmann leben — so oft du kommst, du sollst willkommen sein!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33.
Vorantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

XVIII. Jahrgang 18. Februar 1922 Nummer 7

Die Lehren des Streiks von Robert Breuer

> Hab ich den Kopf des eignen Bruders nicht geschont,
> sitzt euch der eure locker auf den Schultern.

Unsre Nationalen müssen ein arg böses Gewissen haben; wo es nur irgend geht, suchen sie Deckung auf Vorschuß. Weil den Eisenbahnern von der republikanischen Regierung das Streiken geschmälert worden ist, frohlocken Die um Westarp, erinnern an den Kapp-Putsch und schmunzeln, daß nunmehr Das, was damals geschah, nicht wiederkehren könne: Generalstreik. Damit kein Mißverständnis entstehe, muß festgestellt werden, daß Generalstreik, Streik der Eisenbahner, der gesamten Beamtenschaft und aller Derer, durch deren Hände Deutschland lebt, Parole sein wird, wenn irgendwer wieder einmal wagen sollte, an dem Bestand der Republik zu freveln. Dann wird uns abermals nicht schrecken, daß die Geister, die gerufen werden müssen, später einmal peinlich werden könnten. Generalstreik ist die tödliche Waffe, mit der jeder Diktaturversuch niedergeschlagen werden kann und niedergeschlagen werden soll.

Mancherlei Einsicht wird das Beamten-Abenteuer nicht nur seinen Urhebern, sondern auch der gesamten Bevölkerung, den politischen Parteien, dem Parlament und der Regierung verschafft haben. Eins vor allem sollten die Beamten sich merken: daß sie nicht allein marschieren können, daß sie Seite an Seite zur Arbeiterschaft gehören, daß sie von dieser die Lehre annehmen müssen, wie schädlich für sie ist, sich von der Arbeiterschaft abspalten zu lassen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß eine genaue Prüfung der Vorgeschichte des Eisenbahnerstreiks zerstörungssüchtige Kulissenschieber feststellt, Kulissenschieber, denen viel weniger darauf ankam, den Beamten schöne Perspektiven aufzubrechen als darauf, Beamte und Arbeiterschaft durch Scheidewände zu trennen. Doch dürfte es sich hierbei nur um einige besonders eifrige oder besonders verrückte Individuen handeln. Im großen Ganzen ist unwahrscheinlich, daß irgendeine der radikalen Parteien die Streike inszeniert hat. Dazu fehlt es sowohl den Deutschnationalen wie den Kommunisten an der erforderlichen politischen Energie. Den beiden Extremen könnte wohl kaum etwas Schlimmeres passieren als der Zwang, die Macht an sich zu nehmen. Darum beschränkte sich auch Herr Hergt darauf, den Zuschauer zu machen. Sein freches Feixen kennzeichnet am besten die Ohnmacht seiner Kolonne.

Nicht poiltische Energie hat die Streikenden vorwärts getrieben: sie sind nach berühmtem Vorbild in den Streik hineingeschliddert — mehr aus Passivität als aus Zielstreberei, mehr aus Fatalismus als aus Eroberungssucht, mehr aus Taprigkeit als aus Kraft. Man muß sich die Lage der Massen vergegenwärtigen, und man wird schnell begreifen, daß die immer deutlicher werdende Aussichtslosigkeit auf spürbare Besserung und die immer klarer werdende Gewißheit, daß in den nächsten Jahren und Jahrzehnten für die Massen Alles so notdürftig bleiben wird,

wie es nun einmal ist — man muß sich diesen Zustand des Grade-Leben-Könnens deutlich vorstellen, um sofort zu begreifen, wie leicht diese Massen in den Streik hineintaumeln müssen. Der Hunger, die Kälte und die Blöße — das sind immer noch die besten Streikagitatoren. Und sind es besonders dann, wenn jenseits des arbeitenden Elends ein zum mindesten scheinbar genießender Wohlstand, ein nicht immer vorsichtiger und oft ganz überflüssig paradierender Luxus sich breit machen. Wir wissen, daß die Beseitigung solcher mit der kapitalistischen Wirtschaft untrennbar verbundenen Materialisation des Mehrgewinns nicht möglich ist, daß sie auch den Millionen Derer, die keine Produktionsmittel besitzen, kaum irgendwelchen spürbaren Nutzen bringen könnte. Wir wissen ferner, daß alles Das, wodurch der Neid der Besitzlosen aufgestachelt wird, nicht unerheblich dazu beiträgt, einen Teil dieser Besitzlosen vor dem Verhungern zu schützen. Immerhin: daß das Herrscherglück der Kapitäne und deren Troß die aus der Not wachsende Streikverzweiflung anhitzt, wird einsehen, wer überhaupt Verstand und Empfindung für den Umstand hat, daß selbst die Masse Mensch ist. Auch trägt die Masse Erinnerung; es schläft in ihrem Hirn das Gedächtnis an die Ungezählten, die vom Besitz geopfert worden sind. Nur keine falsche Entrüstung! Es starben vielleicht durch das Versagen des Wassers ein Dutzend oder auch deren mehrere von Säuglingen und Greisen. Aber starben nicht durch die Tuberkulose schon hunderttausende von Glasschleifern und Wollspinnerinnen, und sind nicht ständig zehntausende von Proletarierkindern, neben die Kinder des Kurfürstendamms gestellt, Sterbende? Das Gedächtnis der Masse explodiert zuweilen. Aber vielleicht hat die Masse auch Voraussicht. Nie abbrechende Erfahrung gebiert Hellsichtigkeit. Die Masse hat nun oft genug erproben können, wie alle Versuche, das Budget des niedergebrochenen Deutschland zu regeln, unbekümmert um all die Etiketten der Kapitalsteuern schließlich doch auf die Schultern der Masse abgewälzt wurden. Das Steuerkompromiß wird und muß Gesetzeskraft bekommen. Kann man den Millionen der Konsumenten verübeln, daß sie abzuschütteln versuchen, was morgen von neuem auf sie drücken wird? Und dies ist mehr als alle Reden des Kanzlers und alle Jonglierkünste Rathenaus geeignet, die Aufmerksamkeit unsrer Fronvögte zu wecken. Die Masse wittert, daß sie den überwiegenden Teil der Reparationspflichten wird tragen müssen. Die Masse will keine Revanche: die Masse will Wiedergutmachung, die Masse will den Frieden der Welt. Aber die Masse will auch leben. Es wäre gut, wenn man in London und ganz besonders in Paris auf die letzte deutsche Streikwelle wie auf ein Fernbeben achtete.

Wir werden nicht den letzten Streik hinter uns haben. Es müßten Zeichen und Wunder geschehen. Herr Poincaré müßte vernünftig werden, und Herr Lloyd George müßte lernen, neben den Interessen des englischen Imperiums auch etwas von der Not und der Notwendigkeit Deutschlands zu sehen, wenn die Atmosphäre der Verzweiflung von uns weichen sollte. Bis dahin werden wir an dem eklen Brei, den uns der Imperialismus der

kapitalistischen Staaten eingebrockt hat, weiterschlucken müssen, werden wir uns hüten müssen, dem Aberglauben zu verfallen, daß irgendein Ludendorff durch Zerschlagen der Töpfe uns bessere Speise verschaffen könnte. Löffeln, speien, weiterfressen! Die rettenden Milliarden werden ausbleiben; die Türkisierung werden wir zu verhüten trachten. Herr Helfferich hat seinen Kopf behalten; so werden wir auch den Streikern ihre Köpfe lassen müssen. Im Ausweichen vorwärts tasten, im Ausbluten ein wenig Fett ansetzen, im Erfüllen ein wenig Fülle bekommen: das ist Deutschlands Schicksal für die Dauer dieses Geschlechts.

Prophezeiung von Theobald Tiger

Natürlich kommt noch mal die Stinnes-Zeit:
mit Streikverboten, Posten an den Ecken,
mit Schwarz-Weiß-Rot und den Etappenrecken —
Das kommt bestimmt. Nur ists noch nicht so weit.

Hoch oben Landwirtschaft und Industrie.
Handlangerdienste tut der kleine Bürger.
Der Großknecht war noch stets ein guter Würger
(nach unten hin) — er liebt die Monarchie.

Wie bläht sich dann der kleine Mittelstand!
Geschwollen blickt er auf zum Reichsverweser.
„Die Pazifisten? Und die Vorwärts-Leser?
Die Kerle müssen alle an die Wand!"

Potsdam steht auf. Hervor kraucht Prinz an Prinz..
Wer nicht pariert, der fliegt. Und es setzt Hiebe!
Jetzt bin ich Gottseidank Herr im Betriebe!
Der kleinste Koofmich fühlt: Ich bins! Ich bins!

Hol aus dem Mottenschrank die Uniform!
Für Klassenurteil, Haft, für feiles Morden
gibts Titel, Stellen, Rang und schöne Orden . . .
„Der Adler Erster" — so was hebt enorm!

Du, Proletarier, bist der tiefste Stein.
Auf dir wird immer feste druff getreten.
Das putzt die Stiefel sich an dem Proleten —
Und Jeder, Jeder will ein Caesar sein.

Poincaré? Wir Ziehen übern Rhein!
Und über die Verfassung (altes Möbel!)
grinst bayrisch-preußischer Soldatenpöbel.
Und dann das schöne Plus, das da erzielt wird!

Wann, Deutschland, siehst du ein, was hier gespielt wird?
He, Republik — !
Sie fährt empor, nickt, döst und schlummert wieder ein.

Die Krise des Panslawismus von Elias Hurwicz

Vor und lange auch nach dem Ausbruch des Weltkriegs hat man sich in Westeuropa, besonders aber in Mitteleuropa mit dem Panslawismus beschäftigt. Der Panslawismus wurde literarisch und politisch abgehandelt; gewichtige Historiker, vornan Hans Delbrück, haben an ihm sogar die tiefere Ursache und — in der Unterstützung der Serben durch die Russen gegen Oesterreich — die unmittelbare Veranlassung des Krieges gesehen. Dann verstummte Alles, und seit Jahren ist es um den Panslawismus still geworden. Was ist nun aus dieser vor kurzem noch mächtigen Bewegung geworden? Ist sie tot, oder lebt sie noch und wie?

Das Ideal des Panslawismus —: des fortschrittlichen wie des reaktionären — war immer die Freiheit der Slawenvölker unter den Fittichen eines starken Rußland. Der Weltkrieg schien die Verwirklichung dieses alten Traumes zu bringen: die Gruppierung der Großmächte gegen einander war wie zugeschnitten darauf, die kleinern Slawenvölker aus dem „teutonischen Joch" und der türkischen Bedrohung zu lösen. In England kannte man sich freilich nur mit Mühe in der Ethnographie (und Geographie) dieser „ungeschichtlichen Völker" aus; in Frankreich aber bemühte sich Louis Légér seit Jahren, sie in vielen Schriften der französischen Oeffentlichkeit zu Gemüte zu führen; der berühmte Philosoph Alfred Fouillée stellte sogar die Theorie einer „race celto-slave" auf; vor allem aber bestanden hier seit jeher lebhafte Sympathien für Polen, dessen Autonomie auch von russischen Regierungskreisen sogleich bei Beginn des Krieges mit einem Seufzer in Kauf genommen wurde. Doch der Verlauf und der Ausgang des Krieges täuschten die allslawischen Hoffnungen aufs Grausamste.

Bulgariens Beitritt zu den Mittemächten, die Okkupation Polens und die Proklamierung seiner staatlichen Selbständigkeit durch die Mittemächte waren die ersten, immerhin mehr äußern Spaltungen, die der Krieg in den Organismus des Slawentums brachte. Noch die provisorische Regierung des revolutionären Rußland glaubte die Sache des Slawentums nicht verloren. Noch im März 1917 forderte sie Polen auf, seine „ethnographische Einheit aus drei Teilen wiederherzustellen", wobei sie, nach dem authentischen Zeugnis des damaligen Außenministers Miljukow, an ein Kriegsbündnis mit Polen als „Bollwerk des Slawentums gegen die Mittemächte" dachte. Doch grade Polen, das stets einen integrierenden Bestandteil des linksgerichteten Panslawismus gebildet hatte, und für das noch Bakunin glühend eingetreten war, erwies sich, sobald es seine staatliche Freiheit erlangt hatte, als der größte Störer der slawischen Einheit. Durch den Frieden von Riga kamen zu Polen etwa 140 000 Kilometer russischen Bodens, auf dem die Polen innerhalb einer Bevölkerung von fast sieben Millionen Seelen nur vier Prozent bilden. Damit griff es nicht nur in die Integrität des russischen Reiches auf das empfindlichste ein, sondern begann in seinen slawischen Adnexen eine Politik religiöser und kultureller Unduldsamkeit zu betreiben, die manchem seiner eignen Preßorgane (wie ‚Tribuna', ‚Dziennik Ludowy', ‚Robotnik') Grauen einflößt und die Ukrainer und Weißrussen zu unerbittlichen Feinden Polens macht. Dabei strebt Polen, den Gegensatz zu Rußland gleichsam zu verewigen; am siebzehnten Dezember 1920 nahm

der polnische Ssejm ein Gesetz an, das in 21 Grenzdistrikten Militärkolonien vorsieht; um das Maß voll zu machen, erklärte manches polnische Blatt (zum Beispiel der ‚Naprzod') ganz unumwunden, daß „unter den gegenwärtigen Umständen" den Polen nur der Wunsch übrig bleibt, „daß die Bolschewiki sich möglichst lange am Ruder erhalten". Dadurch verscherzte sich Polen vollends die Sympathien der freiheitlichen, aber antibolschewistisch gesinnten russischen Kreise. Daß die Polen dadurch etwa zu Freunden der Bolschewiki geworden sind, läßt sich bekanntlich auch nicht behaupten.

Damit sind die Zwiespälte innerhalb des Slawentums keineswegs erschöpft: Ukrainer und Großrussen stehen sich heute in schroffem Gegensatz gegenüber, wobei die Opposition gegen einen russischen Zentralismus (mag er auch von den Kadetten vertreten sein) und die Feindschaft gegen den Bolschewismus als wirtschaftliche Aussaugung des Landes nicht weniger wirken als der ukrainische Nationalismus. Hinzukommen dann — hinter jenen andern Gegensätzen freilich an Schärfe erheblich zurückbleibend — die Spannungen zwischen Chorwaten und Serben, Slowaken und Tschechen. Statt der erträumten Einheit also das Gesamtbild einer Zerklüftung. Inmitten dieser bildet eine Ausnahme einzig das Bündnis zwischen der Tschechoslowakei und Jugoslawien, in dem das slawische Brudergefühl sich harmonisch mit dem gemeinsamen Interesse gegen die Wiederherstellung der oesterreichisch-ungarischen Monarchie paart. Das Bündnis der Tschechoslowakei mit Polen ist dagegen eine reine Geschäftsverbindung, in der panslawistische Motive, wenn überhaupt, nur eine verschwindend geringe Rolle spielen.

Zu dieser äußern Krise des Panslawismus gesellt sich aber eine innere Krise der panslawastischen Idee selbst. Seit jeher standen sich nämlich im Panslawismus zwei feindliche Strebungen gegenüber: eine reaktionäre und eine demokratische. Die eine verband die slawische Idee mit Mystik, Orthodoxie und Autokratie, für die andre bedeutete diese Idee nicht nur die Freiheit der Slawenvölker von fremder Herrschaft, sondern auch ihre innerpolitische Freiheit. Außenpolitisch schwebte der einen das Allslawentum nur als eine Entente sui generis vor, während die „slawische Konföderation" der andern mit Bakunin nur eine Vorstufe zu den „Vereinigten Staaten Europas" war und noch ist. Weltpolitisch überwog bis zum Zerfall Rußlands die erste Richtung die zweite bei weitem. Der Kampf um den Bolschewismus hat die Spannung zwischen diesen beiden Richtungen aufs Aeußerste gesteigert. Und es ist ein eigentümliches Spiel der Geschichte, daß grade der tschechischen Politik, die am meisten von den Elementen; der Slawophilie durchsättigt war, beschieden wurde, in diesem Kampf eine entscheidende Rolle zu übernehmen. Die politische Führung der tschechoslowakischen Legionen, die der Zarismus als freudige Helfer im Kampf gegen den äußern Feind begrüßte, hat sich unter Koltschaks Regime von Beginn an auf die Seite der Demokratie gestellt. Sie drängte auf eine Koalition der sozialistischen und bürgerlichen Elemente im gemeinsamen Kampf gegen den Bolschewismus. Und als diese Koalition, kurz nach ihrer Begründung, von Koltschaks Diktatur gesprengt wurde, entstand eine immer tiefer werdende Spannung zwischen den Tschechen und Koltschak. Die anfänglich jubelnd begrüßten „tschechischen Brüder" wurden in den autokratischen Kreisen

Sibiriens immer verhaßter, und dieser Haß hat den — moralischen und leiblichen — Untergang Koltschaks nicht zuletzt entschieden. Auf den Feldern Sibiriens wurde also die alte reaktionäre Richtung des Panslawismus zu Grabe getragen. In der Tschechoslowakei selbst aber und deren Hauptstadt Prag, dem Mekka der Slawophilie, wo Mancher vor nicht so langer Zeit den Plan der Besetzung des tschechischen Throns mit einem Romanow propagierte, trat mit Masaryk ein alter Freund Rußlands, sicherlich mit einem warmen slawischen Herzen, doch mit entschiedener Ablehnung jeglicher reaktionär-slawischen Mystik auf den leitenden Posten. Alle Versuche der russischen Konterrevolutionäre, den tschechoslowakischen Staat zu einer Intervention in Rußland zu bewegen, schlugen fehl. Der reaktionäre Strom der Slawophilie richtete sich nach Jugoslawien. Hier scheint er noch seine relativ stärkste Stellung zu besitzen. Hier sind einige Teile der Wrangel-Armee untergebracht worden. Hier ist auch das Gefühl der Dankbarkeit gegen den „großen slawischen Bruder" besonders groß.

Aber mit all dem offenbart sich noch eine Erscheinung, die für die Beurteilung des Panslawismus in der Gegenwart von Bedeutung ist: die russische Diaspora unter den slawischen Völkern. Bedeutet diese Zerstreuung nicht eine tatsächliche Steigerung der Slawophilie, sind die in all den verschiedenen slawischen Ländern lebenden Repräsentanten des größten slawischen Volkes nicht von der Geschichte grade durch das Unglück ihres Heimatlandes zu Missionaren und lebendigen Bindegliedern des Slawentums bestimmt worden? Der ‚Manchester Guardian' glaubte noch vor kurzem diese Frage bejahen zu müssen. Doch die Geschichte selbst gibt darauf eine andre Antwort: Die russische Diaspora hat den andern slawischen Völkern nur den ungeheuern innern Zerfall des Russentums selbst offenbart und vorderhand nur das Selbständigkeitsbestreben dieser Völker gestärkt.

Und das ist der springende Punkt des ganzen Problems: Mit einem starken Rußland steht und fällt die ganze Panslawismus. Der große Puschkin hat es schon 1831 vorausgeschaut:

„Ob die slawischen Bäche im russischen Meere zusammenströmen
Oder dieses versiegen wird — das ist die Frage."

Dieses starke Rußland mit Waffengewalt wieder aufbauen zu helfen, lehnen die slawischen Staaten ab. Bei der Abstimmung über die Anerkennung der Randstaaten im Völkerbund vom September 1921 haben Jugoslawien und die Tschechoslowakei sich des Votums enthalten. Sie wollen damit (ebenso übrigens wie die Vereinigten Staaten) zum Ausdruck bringen, daß eine Entscheidung von Fragen, an denen Rußland vital interessiert ist, ohne Rußlands Teilnahme unmöglich ist. Das ist freilich nur eine sehr schwache Hilfe. Und die neueste aktiv polenfreundliche Politik Beneschs steht nicht einmal mit dieser Haltung in Einklang.

So liegt also der Panslawismus heute schwer krank darnieder. Aus der Weltpolitik der Gegenwart ist er jedenfalls ausgeschaltet. Doch das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Slawen ist zu jung, um schon tot zu sein. Ein starkes Rußland bleibt den slawischen Völkern ein natürliches Bedürfnis. Ein starkes, — aber ein freies Rußland! Wohl für immer tot ist nur der alte, reaktionär-mystische, undemokratische Panslawismus.

Genosse Boelitz von Johannes Fischart

Geboren in einem westfälischen Pfarrhaus zu Wesel, an einem Apriltag des Jahres 1876. Ein überaus strammer Junge. Stark, kräftig, impulsiv und herausfordernd. „Der muß Gustav Adolf heißen", sagte die Mutter. „Er soll Zeit seines Lebens für den evangelischen Glauben unsres lieben Herrn Doktor Martin Luther kämpfen." „Gut", fügte der Vater bedeutsam hinzu, „dann soll er aber auch den Namen unsres Bismarck tragen, der jetzt den Kampf gegen Rom aufgenommen hat". So, unter diesen Auspizien, trat Gustav Adolf Otto Boelitz ins Leben.

Aus dem Gymnasiasten von Wesel wurde, an den Universitäten Berlin, Halle und Bonn, ein Student der Theologie. Aber die war auf die Dauer nichts für ihn. Er sattelte um, wurde Philologe und Oberlehrer an der Oberrealschule in Bochum. Da er ein beweglicher Geist war, spähte er nach fernen Ufern. Ins Ausland. Er wurde als Lehrer an das deutsche Realgymnasium in Brüssel berufen und machte, nach verhältnismäßig kurzer Zeit, von dort einen weiten Sprung an die deutsche Realschule in Barcelona. Dann kehrte er nach Deutschland zurück und brachte es zum Gymnasialdirektor in Soest. Die Träne rann, die westfälische Erde hatte ihn wieder. Das Hirn ließ ihm keine Ruhe. Er mußte schriftstellern. Dieses und jenes. Philosophisches, Pädagogisches, Politisches. Nichts Aufregendes. Aber er hatte es doch schwarz auf weiß. So wuchs er, in der Stille Westfalens, heran und nahm zu, täglich, an Geist und an Körper. Die Kleider vermochten des Leibes Fülle kaum mehr zu bergen. Der Kopf wurde rund und massig wie ein Kürbis. Die Haare auf dem Schädel hatten sich längst auf und davon gemacht. Wer ihn nicht kannte, mußte ihn für einen überaus gut situierten, behäbigen Bierbrauereibesitzer halten, der auch noch eine Fleischerei mit elektrischem Betrieb angeheiratet hatte.

Da schlug für ihn die Stunde des Lebens. Die Stimme des Herrn rief ihn, und er folgte ihr als getreuer Knecht. Eigentlich war es die Stimme des Herrn Stinnes oder, richtiger, der von ihm finanzierten Deutschen Volkspartei. Er war, als Doktor Stresemann die Trommel rührte, zum Kampf für Thron und Altar bereit. Gustav Adolf wollte den Altar und Otto den Thron wieder aufrichten, und er setzte sich hin und schärfte ununterbrochen, Tag und Nacht, das Schwert seines Geistes und seines Leibes, um die Schlacht bei Lützen zu schlagen und, wenn es sein mußte, auf der Wahlstatt wie ein Held zu fallen. Und er fiel. Aber anders, als er gedacht hatte. Nicht bei Lützen, sondern bei Damaskus. Nämlich so.

Boelitz kam als Abgeordneter der Deutschen Volkspartei in die Konstituierende Preußische Landesversammlung. Februar 1919. Damals, als Alles noch auf ziemlich schwankendem Boden stand. Er sah sich vor eine positive Aufgabe gestellt. Der Staat, die Monarchie, mußte wieder aufgerichtet und der von Adolph Hoffmann geschändete Altar gesäubert werden. Nun, Hoffmann, dieser personifizierte berliner Weißbierwitz, ging ja nicht mehr im Kultusministerium um. Auch sein Adlatus, der freireligiöse

Friedhofswärter mit der blaurot angelaufenen Nase, eine shakespearische Zwischenspielsfigur, waltete nicht mehr als Chef aller Dissidenten seines Amtes. Aber Konrad Haenisch saß noch da. Fester denn je. Der sollte dran glauben. Ach, der gute, fromme, liebe, nette Konrad, der jeden Satz mit einer Entschuldigung anfängt, war in Boelitzens Augen ein furchtbarer Kultusrevolutionär. Der hatte Schulgemeinden, Elternbeiräte, Bezirks- und Kreislehrerräte geschaffen, Volkshochschulen, Arbeiterakademien ins Leben gerufen, eine Schulbuchreform eingeleitet, hatte der Einheitsschule den Boden geebnet und auch ein bißchen frische Luft in die Kirche hereingelassen. Das waren lauter Verbrechen am deutschen Volke. Das war wider alle Tradition, und dagegen mußte man wettern und donnern. Und Boelitz legte bei jeder Gelegenheit los. Im Dezember 1919 „geißelte” er im Plenum des Parlaments die Verrohung und Zügellosigkeit der Jugend. Daran trage die Revolution die Hauptschuld, und die Politik des Herrn Haenisch: „Ich erinnere Sie an den Religions-, an den Geschichts-, an den Schulgemeinden-Erlaß, an den Erlaß über die Hohenzollernbilder, die Elternbeiräte und an den ganzen Komplex von Fragen der Schulreform”. In diesem Ton ging es, Monat vor Monat, bald in der Vollversammlung, bald im Ausschuß fort. Auch als Boelitz, nach den Neuwahlen, in den neuen Landtag einzieht. „Dem Kosmopolitismus und dem Pazifismus muß man den nationalen Willen gegenüberstellen.” Bayern, wo Herr v. Kahr die Zügel der Ordnung (lies: der reaktionären Unordnung) in die Hand genommen hatte, ist Boelitzens stille Sehnsucht. Mit Genugtuung blickt er nach „Bayern, das die durch die Phrase der Revolution hervorgerufene, Krise überwunden zu haben scheint”. Kurz: jede Reform ihm zuwider, und sein Blick ist rückwärts in die glorreichen Zeiten Wilhelms des Zweiten gerichtet. Am neunten Januar 1921, auf dem Parteitag der Deutschen Volkspartei, legt er in einer großen Kaiserrede sein politisches Glaubensbekenntnis ab: „Der alte Geist Preußens, der Geist Potsdams muß und wird wiederkommen!” Und ein andrer Redner rühmte, angesteckt von diesem potsdamer Pathos, den preußischen Parademarsch als das beste Erziehungsmittel. Jedem mußte, nach alledem, Boelitz als die Kreuzung eines wilhelminischen Oberlehrers und eines orthodoxen Theologen erscheinen.

Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. In Preußen hatte man schon lange, trotz allen Parteidifferenzen, die große Koalition herstellen wollen, die von der Mehrheitssozialdemokratie über das Zentrum und die Demokratie bis zur Deutschen Volkspartei reichen sollte. Alle Versuche indessen waren gescheitert. Die ganze parlamentarische Arbeit stockte, weil die Regierung sich, unter Adam Stegerwalds Führung, nur auf Zentrum und Demokraten, eine Minderheit, stützen konnte. Die beiden großen Flügelparteien der Mitte: Sozialdemokratie und Deutsche Volkspartei standen schmollend und grollend beiseite. Auf die Dauer ein ganz unhaltbarer Zustand. Da spielten, bei einer passenden Gelegenheit, die Demokraten das Prävenire, zogen ihre Minister aus dem Kabinett heraus, Stegerwald mußte zurücktreten, und eine neue Lage war geschaffen. Oktober 1921. Inzwischen hatte

sich allerdings Manches gewandelt. Die Sozialdemokratie hatte ihren starren Entschluß, niemals eine Verbindung mit der großindustriellen Deutschen Volkspartei einzugehen, auf dem görlitzer Parteitag fallen gelassen, und die Deutsche Volkspartei war nicht mehr allein von den rechts gerichteten Elementen, den Leidig und Konsorten, um den kleinen Finger zu wickeln. Die Gegensätze fingen also an sich zu berühren. Die Verhandlungen über die große Koalition begannen. Stunde um Stunde verran. Im Prinzip war man auf beiden Seiten bereit. Aber die Personalfrage! Nach langem Hin und Her präsentierte die Deutsche Volkspartei Boelitz als Kultusminister und Herrn v. Richter, ehemaligen Regierungspräsidenten mit einer leichten kappistischen Lähmung, als Chef der Finanzen. Die Sozialdemokratie war über Boelitz zuerst außer sich. Redeschlachten tobten in der Fraktion. Haenisch entrollte, schweißtriefend, die Standarte des Idealismus, die grüne Fahne des heiligen Krieges wider die Reaktion in Gestalt des Herrn Boelitz. Und dennoch unterlag er. 46 Stimmen für Boelitz und 41 dagegen. Haenisch mußte sich fügen und mit ihm die Fronde.

Boelitz hatte gesiegt. Triumphierend zog er in das stattliche Haus Unter den Linden 4. Die Geheimräte und Referenten des Regimes Haenisch zitterten leise, und mit Schleiermacher seufzten sie: „Ein großes Schicksal geht unschlüssig auf und ab in unsrer Nähe mit Schritten, unter denen die Erde bebt, und wir wissen nicht, wie es uns mit ergreifen kann.” Ihre Befürchtungen waren indessen grundlos. Gustav Adolf hatte zwar die Schlacht bei Lützen gewonnen, aber er war doch auch gefallen — auf die linke Seite. Auf Otto, den Staatsmann, der über die Parteischablonen hinweg die Politik zu meistern verstand, legte er hinfort das Hauptgewicht. Dieser große, massive Otto Boelitz, vor dem die Neuen und Neuesten im Kultusministerium gebangt hatten, tat, wie sich bald herausstellte, keiner Fliege etwas zu Leide. Becker, diese einzigartige Geschäftsgewandtheit, blieb sein Staatssekretär, und mit ihm blieben auch alle die Andern. Jedem lieh er sein Ohr. Jede Anregung fand er erwägenswert. Jedes Wunsch schien ihm erfüllbar. Die bisher geleistete Reformarbeit war ihm etwas natürlich Gegebenes, auf dem man weiter bauen müsse. Die Augen, die, solange er Abgeordneter gewesen, rückwärts geblickt hatten, ließ er von Ruhnke neu richten und erklärte im Hauptausschuß des Landtages frank und frei: „In erster Linie verfolge ich als Minister die Erziehung zu einer neuen Staatsidee, die Erziehung zur Bejahung des jetzigen Staates, was auch für den Geschichtsunterricht von größter Bedeutung ist. Vor allem muß der Idee der deutschen Kultureinheit zum Siege verholfen werden. Die Einheits- und Aufbauschule wie auch die Grundschule, für deren Durchführung ich mich einsetze, sind bereits erreichte Ziele, die dem gleichen Zwecke dienen.”

Was soll ich noch weiter erzählen? Die sozialistisch gestimmten Beamten des Kultusministeriums sehen sich augenzwinkernd an, sagen, daß sie es nie so gut und so bequem gehabt hätten, und reden, so liebevoll immer nun vom — Genossen Boelitz.

Wir und Ihr von Helene Keßler von Monbart (Schluß)

Briefe an einen französischen Freund

6.

Es gibt für Frankreich und die Welt nur eine Rettung: das ist die Aussöhnung und das Bündnis mit Deutschland. Ich weiß, daß bei Ihnen ein paar Menschen darauf hinarbeiten. Man verspottet sie.

Auf die deutschen Gesinnungsgenossen dieser paar Menschen fällt bei uns der Abscheu gegen den Vaterlandsverräter, der Vorwurf mangelnden Stolzes, der dem besiegten noch eher ziemt als dem Sieger.

Sie lächeln über mich, die Psychologin von Beruf, die in diesem Moment des feilschenden Gezänkes Gesetze der Liebe zwischen den Todfeinden wünscht, weil sie Befruchtung, weil sie Fruchtbarkeit ist.

Aber ich glaube, daß die Allianz ganz von selber aus der wirtschaftlichen Verquickung kommen muß, und daß sie kommen wird.

Sie kommt ohne uns. Und wenn sie nicht kommt, ist es Europas Tod.

Frankreich muß sich bewußt werden, daß sein, daß unser Erdteil der Zukunft zumarschiert.

Oder es muß sterben.

Es muß leiblich sterben ohne den Blutzuschuß der andern lebenskräftigern Nation.

Aber es muß auch politisch sterben. Daß es sich nicht täusche! Und eigentlich täuscht es sich auch gar nicht. Die Torheit, die Unentschlossenheit und Ungeschicklichkeit der halben Maßregeln — dies unwürdige Schauspiel, das die übermächtige Mächtegruppe den wenig applaudierenden Neutralen und spottenden Feinden gibt, beweist die tief innere Unfreiheit und Zerfahrenheit.

Der wirkliche, der große Gegensatz von Arm und Reich, von Gewinn und Arbeit erschüttert die Welt, wird sie in Krämpfen und Erdbeben schütteln und sich nicht an jenen Landesgrenzen aufhalten, die der Geographie unkundige Fremdlinge auf geduldiges Papier zeichnen.

Eine neue Denkart oder Lebensform kommt uns von Osten. Schon wächst in ihr eine neue Generation heran — Kinder, die als Familie die Gemeinschaft, als Brotherren den Broterzeuger kennen.

Das Experiment der Philantropisten, des Familistère zeigt sich im Riesenausmaß, durch eine wilde und harte Naturkraft wiederholt, die, was immer sie zerbrochen haben mag, schließlich doch fertig gebracht hat, ein nur in die Luft gezeichnetes Gebilde drei Jahre lang festzuhalten, ein paar Millionen Besitzender oder Intellektueller mit ihren Kindern und ihrem Anhang auszuschalten oder auszutreiben. Die Urzeiten der Staatenbildung kehren wieder, mit ungeheuern Bauerndemokratien, deren werbender, wuchtender Anziehung weder Polen noch Rumänien noch die Balkanländer widerstehen werden.

Und zwischen Frankreich und diesem neuen, unentdeckten Weltteil, einem dunklern Amerika als dem ersten, steht nur Deutschland. Deutschlands betriebsame Intelligenz, die den Agrarkoloß industrialisieren und mobilisieren könnte und müßte.

Glaubt Frankreich — trotz Belgien und England, das seine Geschäfte an den entferntesten Punkten der Welt im entscheidenden Moment vielleicht abhalten würden — glaubt Frankreich bei der Mög-

lichkeit solcher Weltentwicklung, daß es imstande wäre, die Rheingrenze, besetzt oder unbesetzt, zu halten?

Und gibt es keine Sozialisten, keine Kommunisten in Frankreich selbst mehr — dem Land der Revolution, der ersten Kommune?

Wird sein arbeitendes Volk immer für internationales Großkapital und seine ebenso internationalen Freudenmädchen frohnden wollen? Wenn die Brüder von jenseits des Rheins rufen, wenn Europa in Gaburtswehen der neuen Ordnung wirtschaftlicher Gerechtigkeit liegt?

Und sollte in diesen Geburtswehen das Abendland zu Grunde gehen, so wäre das Abendland eben zum Untergang reif und irgendein neuer Keim aus dem ewigen Morgenland strebte bereits lebensfrisch und angriffskräftig empor. Sieben Jahre lang vorher haben wir die ersten Anfänge dieser Neubildung in der Form des Weltkriegs beobachtet. Sie wird ihren rein wirtschaftlichen Charakter allmählich ausweisen. Es treiben trotz Zeitungsphrasen und aller ermüdenden Beredsamkeit der sogenannten Machthaber nur diese zwei Dinge die Menschen: der Hunger und der Fortpflanzungsdrang.

Wir müssen essen und schlafen können. Und bald. Heute schon. Morgen.

Vielleicht ist schon wichtige und entscheidende Zeit versäumt worden. Vielleicht ist Alles zu spät nach dem seltsamen Verhängnis, dem unsre Zeit untersteht, und worin doch zweifellos hohe Gerechtigkeit waltet.

Die wirren Ahnungen von Gottesgericht und Gottes Wiederkunft, die im verdunkelten und verödeten Gemüt des Volks, auch unter den Spöttern und Ungläubigen, umlaufen, deuten auf die nahende Katastrophe: die Scheidung des echten Wesens vom Scheinwesen. Von Phrase, Papier, Moder und Schimmel. Des Lebenstüchtigen vom Todgeweihten, von der Lüge.

Alle großen Zeiten der Menschheit haben diese Scheidung und Entscheidung gebracht. Auf Tod und Leben.

Es gibt nur Sterben oder Leben. Für die Einzelnen, für die Völker und die Gesamtheit.

Und Zögern, Abwarten, Stillstand ist Rückschritt, ist Abwärtsbewegung.

Ich glaube nicht an Deutschlands Untergang. Sie sind so weitdenkend, ein so wahrhafter Mensch, daß Sie mir Wahrhaftigkeit verzeihen: ich glaube an Frankreichs Tod, wenn es so fortfährt.

Denn ich sehe — wir alle sehen zu! — Frankreich am eignen Grabe graben.

„Nein!” rufen Sie, „nein! Sind nicht wir da? Wir, das junge Frankreich? Jung, feurig, von Glauben glühend, brennend in Liebe!”

Ich grüße Sie. Ich versuche, Sie und die Ihren zu grüßen. Ueber den Trümmerhaufen hin, über die alten uns teuren Zeichen von Ehre, Ritterlichkeit und Großmut. Wie die Worte blechern, ohne Kurs klingen in der Zeit der Milliardenwechsel!

Sie sagen mir, daß auch Ihr leidet. Und ich glaube Ihnen. Ich habe einmal, halb scherzhaft, geäußert: Wenn wir Deutschen in diesem Kriege siegen, dann ziehe ich nach Paris — nur dort könnte ich dann leben! Ich wünschte, daß Viele von Ihnen herkamen, und daß sie in Berlin lebten. Unter uns. Unsre Sprache sprachen, unsre Schmerzen und unsre Tapferkeit kennen lernten.

Dieses Volk ist tapfer, unendlich tapfer. Kein zweites in Europa, nicht England, geschweige denn Frankreich ertrüge eine ähnliche Lage mit gleicher Geduld. Arbeiten. Ohne Hoffnung auf Ernte. Sein Acker zertreten, sein Pflug zerbrochen. Dennoch säend.

Das ist Ehrfurcht gebietend.

Könnten sie bei Ihnen die Ehrfurcht kennen lernen, statt der Furcht! Der blöden, öden, rastlosen und ratlosen Furcht.

Sie ist Englands schlimmes Geschenk.

Wir reden vergebens über das Blättergeraschel, das Gezeter der Bosheit, die, immer zweckvoll, heut nur noch versetzte Habgier ist, hinüber.

Oberschlesien verloren, Lebensadern unterbunden und abgeschnitten, Menschenseelen zu Miet- und Tauschware erniedrigt!

Alte Damen kenne ich hier, frühere Lehrerinnen, Rentenempfängerinnen, den gebildeten Klassen angehörig, die nicht mehr aufstehen, im Bett bleiben, um Licht und Heizung zu sparen, bei dünnem Tee-Ersatz und trocknem Brot langsam verhungernd.

Sind die auch Hunnen? Am Weltkrieg schuldig? Nach irgendeiner thronenden und unbestechlichen Gerechtigkeit verdammt?

Ich habe Sie lieb. Sehr stark empfinde ich die Brüderlichkeit zu dem einen Menschen, der, vom Feindesstamm, im Feindeslande wohnt.

Fühlen nicht Viele heut, Hunderte und Tausende das Gleiche wie ich? Selbst Freigewordene, dem Freunde nahe, seufzen sie nach der Erlösung der Vielen, nach Verständigung und Versöhnung.

Auch englische Freunde fechten, mit dem rücksichtslosen Mut ihrer einst so edlen Nation; sie schicken gute und tröstliche Botschaft herüber. Aber der eigentliche, der tragische Zweikampf spielt sich ab zwischen Frankreich und Deutschland.

Unter der Beschattung dieser Tragödie bin ich geboren worden und aufgewachsen.
Täglich erlebe ich sie wieder im eignen Blut.

Auch der Schmerz, weil er Besitz geworden, gibt ein Recht.

Hier haben Sie meine Not! Sprunghaft und ehrlich! Allerpersönlichstes nur! Wie Ihre freundschaftliche Nachricht verlangte!

Ich möchte weinen. Auch das Briefschreiben tut mir weh. Ich fühle Heimweh nach Ihnen. Viel stärkeres, blutwarmes Weh um meine geschändete und gequälte Heimat.

Sprechen Sie mir nicht mehr vom Weltbürgertum, vom Europäer!

Ich bin deutsch heute. Und diese brennende und persönlichste Einzelerfahrung, das weiß ich, wird Sie nachdenklich stimmen. Weil Sie die der Tausende und Hunderttausende ist im besetzten und abgesprengten Gebiet, die der Auswanderer, jener Amerika-Deutschen, die Briand sich nicht schämte zu loben.

Die Seele eines Volkes ist unbesiegbar. Die Seele Frankreichs der Seele Deutschlands begegnend: das wäre der Friede, die Fruchtbarkeit. Wir haben davon geträumt. Selbst wenn eines Tages die unerbittliche Logik der Tatsachen die Widerwilligen und die Stumpfsinnigen in den toten Gleichschritt des Selbsterhaltungstriebes gezwungen hat, bleiben wir Liebende, die Liebenden des alten traurigen Volkslieds über das „tiefe Wasser” hinüber.

Liebende, deren Sehnsucht zugleich hoffnungslos und unsterblich ist.

Mitterwurzer, Meinhard, Mozart

„Mitterwurzer ist tot, und Das lebt!” rief vor rund fünfundzwanzig Jahren, am dreizehnten Februar 1897, ein Galeriegast des Burgtheaters und schlug in seinem verzweifelten Schmerz auf einen Provinzmimen ein. Wer denkt noch daran, daß es diesen herrlichen Dämon einmal gegeben hat, diesen schwarzsilbern funkelnden Lucifer, dieses glühende Erz, diesen Seelenergründer, diesen maskenfreudigen Zauberer, der sich doch niemals verstellte, sondern immer nur die Reichtümer Seiner unbändigen Natur aus sich hervorzauberte und in uns hineinzuzaubern verstand! Er hatte die belebende Phantasie. Sie ist tot. Und die tötende Phantasielosigkeit lebt.

Carl Meinhard hatte schon längst verfügt, daß „das Ende des Bühnendramas” gekommen sei. Aber selbst ohne Drama kann die Bühne nicht leer stehen, weil ihre Funktionäre ernährt sein wollen. Das Kino holt sich die Kundschaft aus den Theatern. Holen wir sie zurück, indem wir unser Theater zum Kino machen. Wenn wir hierbei den Film veredeln, ist uns sogar das Lob der verdammten Kritik gewiß. Und da wir keine Zelluloidstreifen abrollen, sondern schwerfällige Menschen sprechen lassen, so erfinden wir zur Erzielung des springend schnellen Szenenwechsels eine technische Neuerung, die unsre viel zu wenig und selten mit genügender Achtung genannten Namen in die Marmortafeln der Theatergeschichte graben — was heißt das? mit Goldschrift einätzen wird.

Damit das Rechenexempel aufgehe, wurde eine Betriebsamkeit ohnegleichen entfaltet. Zeitungsnotizen von wachsendem Umfang verhießen die schauerlich-schönsten Sensationen. Die Stadt, an Gesprächsthemen ja nicht grade arm, beschwatzte die Summen, die der Bühnenumbau verschlinge. Zu dem einsamsten Bürger an der Peripherie drangen Schwaden von Atelierklatsch, Generalproben wurden angesetzt und, des Streiks wegen, wieder abgesetzt. Und als man sich endlich, endlich zu einer einfand, um die Premierengesichter nicht zu sehen, erwies sich, daß die angebliche Generalprobe bereits die richtige Premiere mit Presse war, daß aber zur Wahrung des Scheins zwei Parkettreihen ausgespart waren, wo die Theaterleitung samt Stab so tat, als befürchte sie die Gelegenheit, abzuklopfen.

Ich hätte am liebsten gleich abgeklopft. Nach diesen Fanfarenstößen nicht zu enttäuschen, war ja kaum möglich. Aber hinter allen Erwartungen, zu denen das Theater der Königgrätzer Straße berechtigte, so weit zurückzubleiben! Keller von Lutter & Wegener. Ein Bassist soll Ludwig Devrient sein und vermutlich erhärten, daß Bühnengenies beim Wein Nullen sein können. Wenn Kreislers Name fällt, wird der Musiker zu Häupten der Tafelrunde sichtbar, einmal geigend, einmal klavierspielend. Die Pioniere Meinhard und Bernauer sagen: Sei hier und dort! — und die Personen ihres ‚Phantastischen Melodrams’ tauchen an jedem beliebigen Fleck der Bühne aus dem Dunkel, oben und unten, rechts und links, vorn und hinten, in ovalen, quadra-

tischen, rechteckigen, gradlinig und gebogen abgeschrägten Ausschnitten. Es muß sehr schwer gewesen sein, den Apparat so bemeistern zu lernen, daß er läuft wie geölt, das Licht so zu zähmen, daß ein Linnebach seine Freude habenwürde, kurz: das Mittel ganz in die Gewalt zu bekommen. Aber schließlich fragt unsereins doch nach dem Zweck zu dem Mittel.

Dieser Zweck fehlt. Zweck wäre die Bewilligung einer tropischen Szenenfülle, zum Beispiel von Grabbe oder Shakespeare. Aber daß Hartau — leibhaftiger Ersatz für die berüchtigten „Filmtitel" — in einer Nische „die wunderlichen Geschichten des Kapellmeisters Kreisler" dem „treuen Theodor" anvertraut; daß diese Geschichten in Bildern sinnfällig werden, die aus „E. T. A. Hoffmanns Leben und Erzählungen" nüchtern, dürftig, ohne die Atmosphäre von Wein, Romantik, Liebe, Hofetikette und Schminke zusammengestellt sind; und daß die Sprache des verbindenden Textes klingt, als wäre der Dichter nicht ein kleinerer Kollege der Zeitgenossen Jean Paul und Goethe, sondern ein platter Reporter von heute: das ist doch wohl kein ausreichender Ertrag eines nahezu beispiellosen Einsatzes. Wenn man nicht gähnte, würde man den Kapellmeister Kreisler mit jenem Trostwort seines Nachfahren Franz v. Suppé bedenken: „Fatinitza, Fatinitza — was hast Du Alles durchgemacht!", und wäre damit in einer Operettenstimmung, über die Hoffmanns musikalischer Monograph Offenbach ihn und sich hoch hinausgehoben hat. Dem Komponisten Reznicek war eine dienende Rolle zugewiesen. Er sprengte sie nicht. Auch die meisten Schauspieler taten ihre Pflicht. Nur Abel schuf um seine mephistophelischen Figuren ohne Künstelei einen Phosphorglanz, der uns vollends zum Bewußtsein brachte, ein wie großer Aufwand hier schmählich vertan worden ist.

Soll man sich echauffieren? Der Musikkritiker E. T. A. Hoffmann, bedeutender als der Poet, hat über ‚Don Juan' ein paar Seiten geschrieben voll nützlicher Aufschlüsse über Mozart für Jeden, der Kierkegaard nicht kennt. Die paar Seiten haben Meinhard und Bernauer zu dem Dritten Teil ihrer Arbeit angeregt. Zwischen deren Trivialitäten leuchten Auftritte aus jenem Jahrtausendwerk auf und versinken. Das Herz bebt bei diesen Tönen aus dem Titanenreich der Kunst. Wer mehr davon hören will: das Theater am Kurfürstendamm spielt den ‚Großen Bariton'. Aber keines von unsern Opernhäusern den ‚Don Juan',aus dem Kraft für die Kämpfe unsrer Tage zu schöpfen wäre. Das ist aus Berlin geworden. Undenkbar, daß diese Oper in Hamburg, München, Dresden je vom Repertoire verschwände. Wir haben Kino, Klimbim, Klamauk, Kapellmeister Kreisler, Kostümmaler Krehan, Choreographen Kröller und ihre Helfershelfer, die nicht nur auf dem Theaterzettel vor der Schauspielerschaft rangieren. „Das Ende des Bühnendramas"? Es brauchte nicht gekommen zu sein, wenn man sich mit den Menschendarstellern, die man gefunden, und den „technischen Neuerungen", die man erfunden hat, energisch dagegen stemmte. Aber in dieser Zeit die Gegenwehr aufgeben — das heißt sogar das Ende des Theaters herbeiführen.

Schaupielerausstand von Klaus Pringsheim

Wenn man sie reden hörte, waren sie nicht zu halten; sie rannten in ihren Streik (der, zu ihrem Glück, verhütet worden ist) wie Kadetten in den Weltkrieg; stolz und ahnungslos. Stolz, die Feuerprobe zu bestehen (als richtige Gewerkschaftler); und ohne Ahnung von dem, was ihnen, kam es dazu, bevorstand; ohne Ahnung von der tödlichen Gewalt der schleichenden Gefahren, die man wahrlich nicht bezwingt, solange man nur, mutig-geschlossen den Blick auf das gemeinsame Kriegsziel gerichtet, sich am künftigen Sieg berauscht; die zu bewältigen es viel, ach, so viel mehr gewerkschaftliche Erfahrung, gewerkschaftliche Schulung braucht, Schulung der Nerven, der Gehirne und Charaktere, so viel mehr Standessolidarität und organisatorische Autorität, als die Schauspielerschaft, dieser aus innerster Natur organisationsfeindlichste aller Stände, bis jetzt erworben und bewährt hat.

Ein Gesamtstreik aller berliner Bühnenkünstler war nicht beabsichtigt. Die Staatstheater, deren Mitglieder zufriedengestellt waren, sollten weiterspielen. Jeder Direktion war möglich, dem staatlichen Beispiel zu folgen und die Streikdrohung von ihrer Bühne abzuwenden. Uebrigens wollte man nicht so unmenschlich sein, auch jenen Theatern die Beteiligung am Streik zuzumuten, deren Direktoren voraussichtlich den Anlaß wahrnehmen würden, um ihren Betrieb aufzulösen. Woher wußte man, schon vorher, so genau, welche Direktoren so vorgehen, und, insbesondere, welche, ganz bestimmt, nicht so vorgehen, das heißt: welche nach glücklicher (oder unglücklicher) Beendigung des Kampfes den unterbrochenen Betrieb im alten Rahmen wiederaufnehmen würden? Wie also, wenn schließlich wider Erwarten ganze Ensembles auf der Straße geblieben wären, während die übrigen in ihren Theatern den gehofften Erfolg errungen hätten? Sympathiestreik aller berliner Schauspieler, bis die geopferten Kollegen sämtlich wieder am frühern Platz geborgen sind? Aber jedes Theater steht ja für sich. Das Ziel war gemeinsam; der Weg wäre es nur für die geblieben, die ans Ziel kommen: die Glücklichen müßten sich mit dem Teilerfolg ihres Sieges bescheiden. Es war ein kluger, menschenfreundlicher Plan.

Konnte der Plan gelingen? Die „bestreikten" Direktoren hätten sich zu helfen gewußt. Es gibt in Berlin ein Heer engagementsloser Schauspieler, die nur von den Absagen erkrankter oder filmender Kollegen und ähnlichen Glücksfällen leben. Keine „Namen"? Es gibt in Berlin, wie man weiß, „Prominente", die sich noch immer nicht an gewerkschaftliches Denken gewöhnen wollen (und kein Gesetz, das sie dazu zwingt). Die Bildung von Ersatzensembles hätte kein genossenschaftlicher Bannfluch zu hindern vermocht; die Streikparole, die nicht Alle bindet, bände Keinen, der sich nicht binden lassen will — und ganz gewiß Keinen, dem, o ungeahnte Fügung des Geschicks, Erlösung von drückendster Not winkt. Es würde Theater gespielt werden; und wollte in den Theatern das technische Hauspersonal die Respektierung des Streiks erzwingen: es gibt sehr verwendbare Säle in Berlin; für die lohnende Gelegenheitsarbeit, Bühnen- und Dekorationsersatz zurechtzuzimmern, ein paar Möbel aufzustellen und die unerläßlichen Handlangerdienste zu leisten, fänden sich nicht-organisierte Liebhaber. Das berliner Theaterleben, das Stabilität nicht

zu seinen Merkmalen zählt, könnte sich an den provisorischen Zustand gewöhnen; umso mehr, je länger er dauerte.

Konnte der Zustand lange dauern? Wenn man herumfragte, mit welchen Mitteln dieser Streik, um nicht nach ein paar Tagen zusammenzubrechen, finanziert werden sollte — daß ein Streik Geld kostet, weiß Jeder aus den Zeitungen —: die Antworten waren beschämend. Aber es ist wahr, und es ist keine Kleinigkeit, daß der ‚Allgemeine Freie Angestelltenbund' den Schauspielern Unterstützung zugesagt hatte. Wie weit diese Unterstützung gereicht haben würde, ist nicht leicht zu ermessen. Ich setze den unwahrscheinlichsten Fall, daß dank der moralischen, finanziellen und taktischen Hilfe streikkundiger und -gerüsteter Kreise die rücksichtsloseste, konsequenteste Durchführung dieses Streiks möglich geworden wäre (so, daß selbst das Auftreten von „Streikbrecher"-Ensembles unterbunden wurde): was stand auf dem Spiel, was war zu befürchten?

Der Streik ist eine furchtbare Waffe, wenn er Wasser, Gas, Elektrizität, Zufuhr an Kohle und Lebensmitteln sperrt: furchtbar, weil er — nicht den Gegner, sondern die Allgemeinheit so schwer trifft, daß er nicht lange ertragen werden könnte. Ein Streik, der ‚Haben Sie nichts zu verzollen?' oder ‚Die Flamme' und auch ‚Die Mutter' dem öffentlichen Verbrauch eine Weile entzieht, ein solcher Streik, nichts für ungut, meine Freunde, ist ein Kampfmittel, dessen Komik nicht lange verborgen bleiben könnte. Ernste Kunst? Die Staatstheater, immerhin, sollten ja weiterspielen; und wie Viele, denen ernste Theaterkunst ernstes Lebensbedürfnis war, müssen sich ohnehin das ganze Jahr den heute für sie unerschwinglichen Theaterbesuch versagen! Die Mehrheit des heutigen Publikums aber, dafür sorgt die Großstadt, wüßte immer Geld und Abendstunden auf die vergnüglichste Art zu vergeuden. Die armen Schauspieler würden inne werden, daß das Theater ein „lebenswichtiger Betrieb" nur für Die ist, die davon leben. Auch die Direktoren gehören zu Denen, gewiß; aber hundert Schauspieler müßten an diesem Streik verhungern und erfrieren, bevor nur Ein Direktor genötigt wäre, seine Lebensweise zu ändern. Nun ja: das Geschäft könnte man den Herren gründlich verderben, für einige Zeit, vielleicht für immer. Aber im äußersten Fall müßten sie sich eben „umstellen"; in das Elend des über Nacht brotlos gewordenen Schauspielers würde keiner von ihnen geraten. Es geht nicht unter, wer Theaterdirektor in Berlin gewesen ist.

Wenn die Schauspieler im Kampf um ihr Dasein das Aeußerste wagen — die öffentliche Meinung würde sich ihrer verwöhnten Lieblinge annehmen? Das Gegenteil würde geschehen. Theaterleute? Menschen, die sich in Attitüden gefallen und in Attitüden erschöpfen. Für ihren Lebensernst hat der Bürger keinen Sinn. Die Zeitungsberichte von bühnengenossenschaftlichen Tagungen pflegt man höchst spaßhaft zu finden und nimmt die aufgeblasenen Backen der Theaterparlamentsredner, ob sie den Blick auf Apoll oder auf nützlichere Götter gerichtet halten, nicht viel ernster als die Tränen und Todesseufzer, die täglich im Rampenlicht geboten werden. Gewiß: für interne Theaterdinge ist immer ein Quantum öffentlicher Aufmerksamkeit verfügbar, wenn nur ein bißchen Sensation dabei ist; doch empfiehlt sich nicht, das für Reklame zulässige Maß zu überschreiten. Weil der Schauspieler Lohnsorgen hat, soll man sich in seinen Lebensgewohnheiten stören lassen?

Vom Arbeiter, der ein Stück harte Wirklichkeit ist, nimmt mans knirschend hin. Ueber die feiernden Bühnenkünstler, diese dummen Spielverderber, würde man sich ärgern, ein, zwei Tage; doch schon am dritten sich ärgerlich fragen, ob man denn wirklich nichts Besseres zu tun hat, als sich über streikende Schauspieler zu ärgern; und da man, weiß Gott, andre Sorgen hat, ließe man die Schauspieler Schauspieler sein. Gewöhnt den Leuten das Theater ab, und sie werden bald merken, wie unendlich unwichtig ihnen heute das ganze Theater mit all seinen Künstlern ist.

Nein: Sympathie, gar Förderung hätte dieser Streik vom Publikum nicht zu erwarten. Aber es ist schlimm, das Publikum nicht für sich, gar, es gegen sich zu haben: in einem Beruf, in dem nun einmal Alles auf das Publikum ankommt. Denn das Publikum ist es, das die Schauspielergagen bezahlt; nicht der Direktor. Und das Publikum ist gegen den Streik: gegen jeden Streik, fühlt sich durch jeden Streik provoziert, dessen Wirkung es so oder so zu spüren bekommt. Nur das bürgerliche Publikum? Aber die meisten berliner Theater dienen ja dem Bedürfnis der bürgerlichen Gesellschaft: in ihrem Sold stehen die ber liner Schauspieler, die streiken wollen.

Die werden recht behalten, die fühlen, daß die Vergewerkschaftlichung, gewerkschaftliche Fesselung des Bühnenkünstlers das Ende der Bühnenkunst ist. Das Publikum — nicht genau das bürgerliche, sondern das theatergläubige — will Künstler; und keine Theatergewerkschaftler. (Künstler, die sich feiern lassen; nicht Gewerkschaftler, die feiern). Ihr kennt und ehrt, im Dienst der Bühne Erfahrene, den alten Brauch, der dem Darsteller untersagt, am Abend seines Auftretens, vorher oder während einer Pause und selbst, wenn Alles vorbei ist, sich im Zuschauerraum zu zeigen, und Ihr begreift den tiefen Sinn dieses Urgesetzes aller Theaterei: ein Franz Moor, der den Zwischenakt mit dem Parkett verschwatzte, stieße eine Welt in grauenhafte Lächerlichkeit. Aber Ihr wollt, auch Ihr, im Leben Derer, die um eurer Wirklichkeitsfremdheit willen euch lieben und ernähren, ein Stück gewerkschaftlich harte Wirklichkeit werden: wißt Ihr auch, ob sie, die euer Publikum sind, willig bleiben würden, noch an den Wirklichkeitsschein des Spiels zu glauben, das Ihr als Leistung, als einzige Lebensleistung einzusetzen habt? Wird aber der hart arbeitende Mann, nur weil Ihr eurer Sonderstellung euch begeben wollt, euch überhaupt als seinesgleichen bestätigen, wird er eurer Beschäftigung, soll sie nur nach hartem Wirklichkeitsmaß geschätzt werden, den hohen Arbeitswert zuerkennen, der das Recht auf ein Dasein, ein nach euern Begriffen menschenwürdiges, begründet? Je gewerkschaftlicher Ihr dieses Dasein sichert, umso sicherer, fürchte ich, werdet Ihr als Künstler den Anspruch darauf einbüßen. Was hilft endlich, zur Erreichung wirtschaftlicher Ziele, alle Gewerkschaftlichkeit, durch die Ihr eure wirtschaftliche Kraft lähmt: denn der Glaube des Publikums ist die künstlerische — und darum die wirtschaftliche Kraft des Theaters!

Wenn es allen Ernstes wahr ist, und vielleicht ist es wahr, daß es mit dem Künstlerberuf so nicht weitergeht — solche Befürchtung dämmert, mit weniger Nebengeräusch, auch in andern Künstlerbezirken —: dann, deutsche Künstler, macht es, wie die Nürnberger taten, dann werdet Schuster und Schneider, und in eurer freien Zeit, zu eurer

Erquickung, dient der Kunst. (Die Nürnberger haben ihr nicht schlecht gedient.) Nicht Gewerkschaftlichkeit, sondern Halbheit mache ich euch zum Vorwurf. Wer in der Gewerkschaft sein Heil erblickt, der erlerne und betreibe das Handwerk, das ihn ernährt. So wird er, immerhin, als Künstler frei, die Kunst von gewerkschaftlicher Fessel frei erhalten.

Fräulein Julie von Alfred Polgar

Nun das ist wohl eine Merke für den Wandel der Zeiten: ‚Fräulein Julie' im Burgtheater! In diesen heilgen Hallen ein Theaterstück, darin die Grafentochter mit dem Kammerdiener sozusagen bei offener Szene aufs Zimmer geht. Und hernach sagt sie ihm „Dieb" und er ihr „Hure". Er sagt es, in der jetzigen unvergeßlichen Aufführung, sogar ein paar Mal mehr als der Dichter vorgeschrieben, in einem stichelnden, neckenden Ton, wie man „Etsch, Etsch!" sagt. Im Burgtheater darf es ja erst seit relativ kurzer Zeit eine ausgesprochene Hure geben, und man versteht, daß die alte Bühne, im Ueberschwang junger Freiheit, an der lang entbehrten Vokabel ihre pudelnärrische und pudeltäppische Freude hat.

Diese Burgtheater-Aufführung von Strindbergs krassem Sexualstück wider die konventionelle Gesellschafts- und Kastenmoral wird denkwürdig bleiben. Sie war kläglich. Es gelang, aus dem zum Reißen straff gespannten Akt ein schlaffes, langwieriges und langweiliges Theaterding zu machen. Brave Schauspieler spielten das Stück aus dem Tragischen fort an die Grenze des Grotesken. Eine Nuance noch, eine winzige Steigerung noch der allerseits falsch angeschlagenen Töne: und es wäre die lustigste Parodie von ‚Fräulein Julie' geworden.

Herr George, ein Schauspieler, überquellend von Begabung, aber führerlos herumirrend in einem Wirrsal kunterbunter Absichten, wurde für den Jean mißbraucht. Er war, übergangslos, ein sentimentaler Schwärmer, ein Rächer der Unterdrückten, ein weinerlicher Ankläger, ein roher Kraftkerl, ein Romantiker, ein Schwein, ein nüchterner Verstandesmensch, ein Idealist, eine Dreckseele. Im Zick-Zack taumelte er durch die Rolle, am unrechten Ort pathetisch, am unrechten laut, in Affekte sich verirrend, die der Figur völlig fremd und ungemäß. Es war eine Marter, diesen jungen, sympathischen Schauspieler — dessen Art alles Scharfe, Kalte, Nüchterne gut zu liegen scheint — in völlig sinnlosen asthmatischen Ekstasen sich abröcheln zu hören.

Wer aber hatte die Faschings-Idee, der herzigen Frau Retty die Julie zu überliefern? Einen „Glühwein voll starker Gewürze" nennt sie der Jean. Es war aber nicht einmal ein dramatisch Gespritzter. Bis zum Verschwinden ins schicksalsschwere Nebenzimmer ging es noch halbwegs. Fehlte auch das Sinnliche der Julie, das herrische, das nach Demütigung verschmachtet, das lüsterne Spiel mit dem Feuer, so gab Frau Retty doch immerhin ein kokettes Mädelchen, das dem Kammerdiener fest an den Leib rückte. Aber später, post jenem festum, nach dem jedes Animal ein Recht hat, triste zu sein (und Fräulein Julie in ihrem besondern Fall ein ganz besonderes), wurde es

ganz arg. Rührend und peinlich, wie Frau Retty aus ihrem gewohnten Lustspielton nicht herauskonnte, und wie die Strindberg-Diktion in diesem Mündchen zu Niedlichkeiten verzwitscherte. Parodie. Parodie das Spiel des Herrn George mit den gräflichen Stiefeln. Parodie, wie er im Morgensonnenglanz dastand und minutenlang sein Rasiermesser schliff — die ostentative Geburt der Idee, das Rasiermesser später zur Durchschneidung des dramatischen Knotens zu gebrauchen —, Parodie die Würde und Höhe, die Frau Medelesky an die dumpfe, stumpfe Magd Christine verwandte, Parodie das Licht-Regiewunder des Schlusses: da schien nämlich die Sonne von zwei Seiten her auf die Bühne.

Alle Hochachtung, die das Burgtheater Strindberg durch Nicht-Spielen seiner Dramen bisher bezeugte, erscheint durch den Bosheits-Akt dieser Aufführung wett gemacht.

Die dunkle Woche von Morus

Ueber das Streikrecht der Beamten zu diskutieren, ist ungefähr ebenso närrisch, wie wenn man darüber stritte, ob die Bäume im Frühjahr grün werden. Wer eine gute Axt hat, kann die Bäume abhauen: dann werden sie nicht mehr ausschlagen; und der Staat, der die politische und wirtschaftliche Macht dazu hat, mag seinen Arbeitnehmern die Beamteneigenschaft absprechen (viel wäre damit für beide Parteien nicht verloren!). Aber keine Macht der Erde, und wäre sie rigoroser als Herr Wirth und charaktervoller als Herr Groener, kann Menschen, die einmal zum Selbstbewußtsein erwacht sind, daran hindern, die Arbeit niederzulegen. Der Streik ist kein Recht, sondern eine Tatsache. Dieses Wort, das Albert Thomas sprach, als er noch nicht Funktionär des Völkerbundes in Genf, sondern Vertreter der französischen Arbeiter war, gilt und wird gelten, solange der Grundzug unsrer Wirtschaft, die Wirtschaftsgesinnung kapitalistisch ist, solange es Arbeitgeber und Arbeitnehmer gibt, solange der Erwerbstrieb die Wirtschaft regiert. Daß im Einzelfall der Arbeitgeber kein millionenschwerer Unternehmer, sondern ein armer, ausgepowerter Staat ist, daß es sich bei dem Beamtenstreik um einen Streik gegen ein „sozialisiertes" Unternehmen handelt, ist völlig belanglos. Wir haben eine kapitalistische Wirtschaft, und der Streik ist ein Attribut der kapitalistischen Wirtschaft, so notwendig mit ihr verknüpft wie der Mehrwert, wie die Akkumulation des Kapitals, wie die Wirtschaftskrisen und wie die industrielle Reserve-Armee der Arbeitslosen. (Hol der Teufel den Marx — den heute jeder Lausbub erledigt, und den Herr Friedrich Stampfer, der Chef des ‚Vorwärts',feierlich totsagt — hol der Teufel den Marx, er ist verflucht lebendig!) Seitdem die Handwerksgesellen des Mittelalters die Streikwaffe erfunden haben, wird sie als einziges Kampfmittel der Menschen, die von ihren Produktionsmitteln getrennt sind, gebraucht werden — und wenn der Staat mit Kanonen, und wenn er mit hundert Streikgesetzen dagegen schießt.

Der Streik ist eine Tatsache und kein Recht. Will man aber durchaus juristisch an dem Eisenbahnerstreik herumtüfteln — für ehrliche Menschen liegt der Fall ganz klar: Die Eisenbahnbeamten haben das

Beamtengesetz verletzt, und die Regierung hat die Verfassung gebrochen; und da die Verfassung über den Sondergesetzen steht, so ist die Regierung im Unrecht. Der Artikel 159 der Weimarer Verfassung gewährt allen Arbeitnehmern, Angestellten und — ausdrücklich — allen Beamten das Recht der freien Koalition zur Wahrung und Förderung ihrer wirtschaftlichen Interessen. Koalitionsrecht ohne Streikrecht aber ist Das, was die Eisenbahner der Aera Wilhelm auch schon hatten: das Recht, Gesangvereine und Kegelklubs zu gründen. Wozu sollen die Mitglieder der Beamtengewerkschaften Beiträge zahlen, wenn das Geld nicht im Ernstfall zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen verwandt werden darf? Um zum Begräbnis ihres Vorsitzenden einen Kranz zu kaufen? Um Sommerfeste zu arrangieren? Das durften sie vorher auch schon. Dazu brauchten sie nicht die Koalitionsfreiheit. Eine Regierung, die das Koalitionsrecht zubilligt und Streikkassen beschlagnahmt, macht sich — gelinde gesagt — der Vorspiegelung falscher Tatsachen schuldig.

Ueber die Vorgeschichte des Beamtenstreiks ist in Nummer 2 der ‚Weltbühne' (‚Groener muß fort!') ausführlich berichtet worden, als die Eisenbahnarbeiter streikten, die ersten Teilstreiks der Beamtenschaft ausbrachen und noch Zeit war, den großen Kladderadatsch abzuwenden. Aber nichts geschah. Herr Groener blieb und reizte durch einen militärischen Vorgesetztenton, durch Ablehnung und Verzögerung von Verhandlungen die Beamten zum Widerstand; und war die Haltung des Verkehrsministers ungeschickt und überheblich, so war die Art, wie der deutschnationale Präsident der Eisenbahndirektion Berlin, Herr Wulff, und sein deutschnationaler Stellvertreter, Herr Wallbaum, zu den Eisenbahnern sprachen, arrogant und tölpelhaft. Das war die Hausmusik. Und draußen sang Herr Stinnes unentwegt seine Arien von den unrentabeln Staatsbetrieben und von der Privatisierung der Eisenbahnen, und die bürgerlichen Parlamentarier, die sich noch im Herbst männiglich darüber entrüstet hatten, begannen sich allmählich an den Gedanken zu gewöhnen, daß ihnen das Reich die Freikarten Erster Klasse bei Herrn Hugo Stinnes würde lösen müssen. Der General Groener ließ zwar von seinen Referenten Abwehrschriften gegen die Stinnesierung verfertigen und erwarb sich damit einen Ehrenplatz auf der Proskriptionsliste der Deutschen Volkpartei. Aber pflichttreu, wie ein preußischer Offizier nun mal ist, ließ er prompt an die Eisenbahndirektionen die 5000 Freiexemplare der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' verteilen, die das Reich — nach dem unglücklichen Vertrag des seligen Reimar Hobbing mit dem unseligen Bethmann Hollweg — für 750 000 Mark Herrn Stinnes abnehmen muß. Und so konnten sich die Eisenbahnbeamten aus bester Quelle über den Stand der Stinnesierung auf dem Laufenden halten.

Von zwei Seiten sahen sie sich bedroht. Die Regierung wollte Ihren Gehaltsforderungen nicht nachgeben und ihnen statt dessen das Einzige rauben, was die Arbeitnehmer von der Revolution übrig behalten haben: das bißchen faulere Leben. Und die Stinnesierung oder die Etappe dazu, die gewaltsame Rentabilisierung der Eisenbahnen, drohte ihnen ihre Existenz zu nehmen. Genau so, wie ihnen das neue Arbeitszeitgesetz den Achtstunden-Tag nehmen sollte, konnte ihnen ja ein neues Beamtengesetz die lebenslängliche Anstellung nehmen, dieweil Rentabelmachung der Staatsbetriebe nichts andres heißt als: Ver-

kleinerung der Beamtenschaft. Wie weit noch, als drittes Moment, politische Motive mitspielten, bleibe dahingestellt. Hatte die Streikbewegung der Eisenbahner politische Hintermänner, so standen sie jedenfalls rechts, sehr weit rechts. Denn die Eisenbahnbeamten, die bis vor kurzem noch „gelb" waren, stellen ein Hauptkontingent der deutschnationalen Wählerschaft; und die Emsigkeit, womit der deutschnationale ‚Tag' des Herrn Hugenberg während des Streiks die Erklärungen der Reichsgewerkschaft brachte, lassen zum mindesten auf eine zarte Seelenverwandtschaft schließen.

Auf alle Fälle war der Eisenbahnerstreik im Grunde eine Lohnbewegung, ein reiner Lohnkampf, und Pflicht der Regierung war, ihn als solchen zu verstehen und durch gütliche Verhandlungen möglichst schnell beizulegen. Statt dessen mimte das Kabinett Wirth die verletzte Staatsautorität (o du mei! Wie oft haben in den letzten drei Jahren deutschnationale Beamte die Staatsautorität verletzt!); Herr Groener, der sich schon bei dem Silvesterstreik so jämmerlich desavouiert hatte, markierte wieder den starken Mann, der sozialdemokratische Vizekanzler, Genosse Gustav Bauer, versprach, die Gewerkschaften im Zaum zu halten, und so gab sich Ebert zu jener Verordnung her, deren Dummheit und Unverschämtheit seit Noskes Blütetagen nicht erreicht worden ist. Die Antwort? Streik der Eisenbahnarbeiter; Kriegsstimmung bei den berliner Städtischen Arbeitern; Generalstreikstimmung überall im Reich. Die Regierung mußte, wenn sie nicht Herrn General Groener zuliebe Alles aufs Spiel setzen wollte, den Rückzug antreten. Noch an demselben Tage, wo der sozialdemokratische Polizeipräsident Richter, im besten Jagow-Stil, die Streikführer verhaftet hatte, mußte er sie wieder freilassen, über die beschlagnahmten Streikgelder wurde mit der Reichsgewerkschaft verhandelt, und die prinzipielle Ablehnung der Gehaltsforderungen wurde aufgegeben. Aber anstatt sich nun wirklich mit den Eisenbahnern an den grünen Tisch zu setzen und schnell zu einem Vergleich zu kommen, verhandelte man, aus „Prestige"-Gründen, auf Umwegen. Das Kabinett besprach sich mit dem Gewerkschaftsbund, der Gewerkschaftsbund mit dem Beamtenbund und der Beamtenbund mit der Reichsgewerkschaft — während draußen die Schienen zufroren, die Städter am Verrecken waren, auf den Güterbahnhöfen die Lebensmittel verfaulten, die Menschen nicht in ihre Werkstätten konnten, der Export stockte und die Frachtschiffe leer davon fuhren.

In einigen Wochen werden hoffentlich überflüssige Ministerialreferenten berechnet haben, wieviel Millionen jede Streikminute dem deutschen Volk gekostet hat. Aber als die Regierung mit Leichtigkeit den Streik um Tage hätte verkürzen können, da erlaubte Herrn Groeners Ehre nicht, mit Streikenden zu verhandeln. Ueberkluge Juristen wollen jetzt versuchen, die Streikgewerkschaft privatrechtlich für Streikschäden haftbar zu machen — wer macht endlich Minister haftbar, die so leichtfertig mit der deutschen Volkswirtschaft umgehen? Die um einer militärischen Marotte willen Millionen und Milliarden verpulvern?

Nach sechs unnötigen Streiktagen fand endlich der Doktor Wirth den Mut, mit den Streikenden direkt zu verhandeln, und in wenigen Stunden war der Friede da. Herr Groener, der täglich zweimal in der Presse verkünden ließ, mit Streikenden verhandle er nicht, solange er

Minister sei, hat an den Schlußverhandlungen im Kabinett, die direkt mit den streikenden Beamten geführt wurden, teilgenommen. Was gedenkt der Herr Reichsverkehrsminister und Ehrenmann Groener zu tun? Gedenkt er weiter, wie zu Neujahr, an seinem Ministerstühlchen zu kleben, nachdem er mit seinem Kasernenhofton abgewirtschaftet hat? Sein erster Streich hat dem deutschen Volk ein paar hundert Millionen gekostet, der zweite Streich ging in die Milliarden. Für neue Streiche bedankt es sich.

Da große Beispiele noch immer ihre Nacheiferer gefunden haben, so hat auch die Methode Groener Schule gemacht. Herr Oberbürgermeister Böß, der bisher rosafarben zwischen den Parteien hin und herschwankte, glaubt jetzt, mit der bürgerlichen Mehrheit als Rückendeckung, sich als starken Mann betätigen zu können. Vorweg sei bemerkt, daß der Streik der berliner Städtischen Arbeiter vom Zaun gebrochen war. Sie hatten im Augenblick keinen andern Anlaß als den, daß gleichzeitig mit dem Eisenbahnerstreik und bei grimmiger Kälte mehr herauszuholen war als im Sommer, wo in wenigen Stunden der Rollwagenbetrieb in Gang ist. Der tiefere Grund ist derselbe wie bei den Eisenbahnern: man weiß, daß man über das Existenzminimum doch nicht hinauskommt, und man kämpft deshalb um das Einzige, was man durch die Revolution gewonnen hat: um seine freie Zeit, um ein paar dienstfreie Stunden am Tage und um ein paar Urlaubswochen im Jahr.

Herr Böß hat zwar anfangs mit den Arbeitern verhandelt, aber er hat dann, als der Eisenbahnerstreik abgeblasen wurde, geglaubt, die Gelegenheit beim Schopfe fassen und die überschüssigen Arbeiter (deren es bei der Stadt nicht wenige gibt) einfach auf die Straße setzen zu können. Herr Groener will „maßregeln", Herr Boeß hat es bequemer: er schmeißt raus. Ob er diesmal recht behalten wird, ist im Augenblick noch unentschieden. Aber sicher ist bereits, daß man mit der Methode Böß nicht die Arbeiter- und Streikbewegung drosseln kann, sondern daß man sie ganz gewaltig verschärfen würde. Das Schreckgespenst der „industriellen Arbeiterarmee" taucht wieder auf, das man schon glaubte durch die gewerkschaftlichen Organisationen vertrieben zu haben: der Kampf der Arbeitslosen gegen Die, die im Brot sind, der Existenzkampf des Proletariers in seiner entsetzlichsten Form. Aber dieser Kampf spielt sich nicht mehr, wie zu Marxens Zeit, innerhalb einer stumpfen, durch Ueberanstrengung und Elend mürbe gemachten Fabrikhorde ab, sondern innerhalb einer zum Selbstbewußtsein erwachten, durch Krieg und Revolution gegangenen Arbeiterschaft, die entschlossen ist, sich mit Händen und Zähnen zu verteidigen. Kommt die Methode Böß in Uebung, dann stehen wir am Anfang eines sozialen Kampfes, von dem sich seine intellektuellen Urheber, die jetzt in der bürgerlichen, und am lautesten in der demokratischen Presse dazu aufreizen, wohl keine rechte Vorstellung machen. Die Vertreter des Kapitals, die den Staat und die Kommunen verkommen lassen, aber Geld genug haben, um sich jeden Luxus zu leisten und darüber hinaus viele Milliarden für Betriebserweiterungen aufzubringen, sind zur Zeit in Deutschland außerordentlich frohen Mutes. Aber sie täten besser, ihre Kampfesstimmung ein wenig zu dämpfen. Denn es ist immerhin noch nicht ganz sicher, ob der Kampf mit der Arbeiterschaft sich rentiert.

Rundschau

Der Meter

Am zwanzigsten Mai 1875 wurde zu Paris das Internationale Maß- und Gewichtsbureau begründet; damals wurde in allen Staaten der Meter eingeführt, und das Büro hatte die Aufgabe, die den verschiedenen Ländern übergebenen Normalmeter zu vergleichen und dem Urmaß möglichst ähnlich zu gestalten. Das war damals.

Man male sich aus, was heute geschähe, wenn wir das nicht hätten, und wenn einem beikäme, allen Staaten Europas ein neues Längenmaß zu geben.

Zunächst entstünde ein Heidenkrach zwischen den beiden Organisationen: dem Allgemeinen Deutschen Meter-Verein (A. D. M. V.) und der International Organisation für Maßeinheiten (I. O. M.) Die Sekretäre, hier und dort bange um ihren Posten und um den Nachruhm, hetzen zum Kampfe — und nachdem der Papst vergeblich versucht hätte, die Kampfhähne zu trennen, würde es Stinnes gelingen, sie auf einer Basis zu einen. Und dann käme die Einführung.

Was Deutschland anbetrifft: Eher holst du die strahlende Sonne vom Himmel herunter, ehe du einem deutschen Bauern etwas Neues infiltrierst. Die gesamte Kreisblattpresse stünde auf dem Kopf. Die deutsche Eigenart des kernigen Bauernvolkes wäre bedroht — wie soll der wackre Dörfler in Frieden wuchern, wenn solche Umwälzungen ihn bedrohen? Er tut nicht mit.
Daß es einen norddeutschen und einen süddeutschen Meter gäbe, ist ja klar; und auch die besondern Verhältnisse Ostpreußens machten es — schon wegen der dort drohenden Bolschewistengefahr — notwendig, einen samländischen Meter einzuführen.
Die drei freien Reichsstädte werden einen Wassermeter einführen. Und wir hätten einen reaktionären Meter und einen revolutionären, und die Demokraten säßen zwischen beiden genau in der Mitte. Und Bayern?
Bayern lehnt den neuen Judenmeter einmütig ab. Das wäre ja noch schöner! Steht vielleicht etwas vom Meter in der Bibel? Reservatrechte lassen wir uns nicht antasten — und so bleiben die Quadratköpfe in Bayern auch weiterhin drei Ellen breit und eine Elle dick. Basta.
Denn daß hinter dem Berge auch noch Leute wohnen, daß nicht jeder kleine Landstrich so tun soll, als habe mit ihm die Weltgeschichte angefangen — das hat sich noch nicht herumgesprochen auf dieser staatenbunten Welt, der die Organisationen viel wichtiger sind als die Zwecke, die man damit verfolgen könnte.

Die Menschheit muß damals, am zwanzigsten Mai 1875, einen lichten Moment gehabt haben. Inzwischen war Krieg, und Spurweiten, Schraubenwindungen und Eisenbahnzeiten sind nicht mehr so leichtfertig auf einen Leisten zu schlagen wie damals.

Und nur der unerschütterliche Glaube an ihre Staatssouveränität eint sie — und die göttliche Dummheit. Wären sie alle so lang, wie sie dumm wären: sie könnten aus der Dachrinne saufen. Und wären jeder 20 Meter groß. „Meter, verdammter Kosmopolit?" Nein, nicht Meter, du guter Untertan. 6,372 preußische Fuß.

Ignaz Wrobel

Die Krone

In Wien kostet eine Ansichtskarte sechsmal so viel wie das Porto darauf, der Einspänner vom Westbahnhof zum Südbahnhof dreimal so viel wie eine Fahrkarte Erster Klasse auf den Semmering, die Gepäckbeförderung auf der gleichen Strecke aber nur den zehnten Teil des Trinkgelds für den Hausdiener der den Koffer auf seinem „Wagerl" von der Station zehn Minuten weit ins Kurhaus zieht.

Wenn man in Wien den Dienstmann fragt, wieviel man ihm schulde, antwortet er: „Unser Brot kostet 400 Kronen". Der Droschkenkutscher: „Die Mark steht heute 51". Der Chauffeur aber sagt auf 200 Kronen Trinkgeld: „Dös? Na, dös heb i net vom Mist auf".

Im Buchladen soll ein kleiner Pappband 1477 Kronen 20 Heller kosten. „Fräulein," sage ich, „darum die lange Rechnerei? Hier 1480 Kronen — um die Differenz werden doch weder ich noch Ihr Chef reicher". „Oh," antwortet sie, „wir sollen den Ladenpreis ganz genau herauskalkulieren. Das ist nur, weil ein paar von unsern Herren die Ein- und Zwei-Kronen-Scheine und die Zwanzig-Heller-Stücke als Raritäten sammeln — die werden bald sehr viel wert sein."

In der Gegend des Asyls für Obdachlose fegt man täglich eine große Anzahl solcher Geldsorten zusammen, die von den Aermsten der Armen dort weggeworfen werden. Letzten Sonntag wurden insgesamt 183 Kronen 60 Heller gefunden. Man überwies sie der Rettungsgesellschaft. Gisella Selden-Goth

Rieges Holzschnitte

Hamann-Chocolade (Originalreklame im Text! Neu! Angebote seriöser Firmen erbeten — Theater demnach ausgeschlossen) — Hamann-Chocolade, junger Herr, müssen Sie ihr aber nicht immer schenken. Gewiß, sie freut sich und sagt lieblich: „Du sollst doch nicht!" und ißt, wenn Sie weggegangen sind, den ganzen Zimt mit einem Male auf . . . Aber Sie müssen auch einmal etwas andres schenken, wenn Sie lieben. Zum Beispiel: Rieges Holzschnitte.

Kriegen Sie keinen Schreck. R. Riege ist kein teurer Mann, weil die Kunstschreiber noch nicht ihre Fremdworte über ihn ausgeschüttet haben — noch ist er billig. Seine Mappen und Mäppchen, eine immer hübscher als die andre, sind in der, entschuldigen Sie das harte Wort, Holzbock-Presse zu Weimar erschienen, und dorther können Sie sie auch beziehen lassen. Die Adresse genügt.

Ich habe meiner jungen Dame gleich zwei geschenkt: ‚Kord Dönebön' und noch eine.
Kord Dönebön ist herrlich. „Hier habt Ihr", steht auf der ersten Seite, wo ein haargewaltiger Kerl abgebildert ist, „zehn Holzschnitte von R. Riege, dadrauf seht Ihr Kord in Situatschonen, die durchaus gewöhnlich sind. Kord jedoch ist ungewöhnlich. Kord stammt aus Multhöpen. Sein Vater aus Plötzen. Er wurde im März soundso geboren. Vermutlich stimmen diese Angaben nicht." Auf jedem Bild steht zu lesen, was da los ist: „Kord und annere Lüe". „Kord kümmt." Dann das hübscheste: „Kord up'n Torm." Und auf einem, wo der Lümmel nackte Bademädchen belauscht, steht über seinem Kopf mahnend von des Holzschneiders Hand hingesetzt: „Kord! Kord!"

Das ist die eine Mappe. Die andre, die ebenso lächerlich wenig kostet wie die eine, heißt: ‚Die Hochzeitsreise' und sollte auf keinem Nachttisch fehlen. Es brunnert sich aber gar nichts — die Bilder (die Riege übrigens handschriftlich gezeichnet hat) sind entzückend rein und hell. Mit am schönsten die abendliche Ankunft im Gasthaus — welch deutsche Wolken! welch weicher Abendwind! Obgleich das Blatt gar nicht farbig ist: in warmem Gelb lädt das Haus das junge Paar zum Eintreten. Und wie erinnerungsreich das morgendliche und das abendliche Beieinander . . .
Mir hat diese schönen Mappen Munke-Punke empfohlen, und der weiß in solchen Dingen Bescheid. Ich denke, das wäre etwas für eine kluge gnädige Frau. Peter Panter

Antworten

Höherer Beamter. Sie beschweren sich über das Mißtrauen, das Ihnen die Republik entgegenbringt? Zerstreuen Sie es. Vorläufig wirken Sie und fast alle Ihre Kastengenossen, besonders aber in der Provinz, wie schlechte Angestellte, die gegen den Brotherrn intrigieren, wo sie nur können. Euer Herz sitzt rechts. Ihr mögt Titel und Gehalt einstecken: das Vertrauen der anständigen Leute habt Ihr nicht. In der Verwaltung nicht, in den Schulen nicht, auf den Universitäten nicht — und in den Gerichten? Nie hing die Wage so schief. Ihr dürft euch nicht zum Verdienst anrechnen, daß Ihr euch Kapp nicht zur Verfügung gestellt habt. Es rentierte sich nicht, es stand nicht dafür, wie die Wiener sagen. Aber verkappt seid Ihr jeden Tag. Man sollte euch pensionieren.

Reichsverband Deutscher Presse. Klabund hat im ‚Vorwärts' die Kriegsberichterstatter geschildert, wie sie tatsächlich waren. Wie sie — Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel — tatsächlich waren, wie sie gegen einander hetzten und wühlten, wie sie sich fette Pfründen abzujagen versuchten, wie sie vor den militärischen Vorgesetzten stramm standen, wie sie jeden Auftrag der Obersten Heeresleitung zur Beschwindlung des deutschen Volkes willig ausführten, wie sie fern vom Schuß so taten, als wären sie Frontkämpfer, wie sie gegen Frontkämpfer vorgingen, die über sie die Wahrheit zu sagen wagten: das Alles ist schon vor dreiviertel Jahren in jenem Kriegsberichterstatterprozeß zutage gekommen, mit dem sich die Zeitungen ebenso wortkarg abgefunden haben wie mit jeder wirklich wichtigen und interessanten Angelegenheit. Aus zwei Gründen. Erstens hatten sie beinah sämtlich mitgesündigt; und zweitens hätte immer wieder von mir die Rede sein müssen — und wenn unsre große Presse die Wahl hätte, ob sie Deutschland zugrunde gehen lassen oder meine Zeitschrift, die etwa ein Mittel zu seiner Rettung wüßte, zitieren sollte, so ließe sie Deutschland zugrunde gehen und nötigenfalls sich selber mit. Nichts macht so allgemein verhaßt wie Aufrichtigkeit. Klabund für die seine wird von der Deutschen Tageszeitung folgendermaßen geehrt: „Als Sängerder Geschlechtskrankheiten stellte er einen Rekord der Ekelhaftigkeit auf"; „seine säuischen Leistungen"; „Dreckschleuder"; „der Bursche"; „die bösartigste Besudelung der deutschen Presse"; „dieser lakaienhafte deutsche Preßbengel". Der herrenhafte Preßbengel, der sich hier polemisch betätigt, ist selbstverständlich so deutsch, daß er den Angriff weder mit seinem Namen noch mit einem Pseudonym noch mit einer Chriffre zeichnet. Und damit wären wir bei dem Schwesterblatt des saubern Kartoffelwuchererorgans: der Deutschen Zeitung, in der selten ein Beitrag anders aussieht als die folgenden Fetzen einer Theaterkritik: „Orpheus in der Unterwelt oder Die gesamte arisch-christliche Glaubenswelt als Judenramsch, ausgeboten von Schack Offenbach (Ebertsch) und Max Reinhardt (Goldmann)"; „nach der Ouvertüre kündigte eine kesse Sektdielendirne mit halbnacktem Oberkörper und unter möglichst häufiger Entblößung ihrer enthaarten Achselhöhlen, nämlich die symbolische Figur der ‚öffentlichen Meinung' (Gussy Holl) einen Anti-Brunner-Abend an"; „daß der Zeus Reinhardts aber gar kein Zeus ist, sondern deutlich der Christengott (Pallenberg), dem bei einem Himmelsaufstand nur mehr übrig bleibt, sich hinter seinen Regenschirm zu f!üchten und ihn mit faulen Aepfeln bewerfen zu lassen: das ist die ‚geniale Nuance' Reinhardts — seine Juden verstehen ihn und jauchzen ihm zu." Und nachdem diese Zierde meiner Zunft in bebendem Mitleid mit dem sonst so wüst geschmähten Frankreich noch festgestellt hat, daß dessen „Zusammenbruch von 1870 und seine völlige rettungslose Verjudung seit dieser Zeit in engem Zusammenhang mit dem Geiste oder Ungeiste dieser Frechiade Halévy-Offenbachs von 1860

steht" — wobei leider zu berichtigen ist, daß der Text garnicht von Halévy stammt, sondern von Hektor Crémieux —, und nachdem zuguterletzt „nennenswerte arische Künstler" tief bedauert worden sind, daß sie „in diesem Kankan jüdischer Ausverkäuferei abendländischer Gläubigkeit und Sittlichkeit mittun" müssen: danach liest man die Unterschrift Aug. Prgr. Dieses verkümmerte Individuum bleibt, seitdem ihm bekannt geworden ist, daß man ihm an den Gummikragen will, hübsch unauffindbar — genau wie der deutsche Redakteur der musterhaft Deutschen Tageszeitung, der vor einiger Zeit H. v. Gerlach beschmutzt hat. Tapfere Germanen und stolze Edelleute. Diese Ritter ohne Furcht und Tadel tragen die Verantwortung immer grade so lange, bis sie zu ihr gezogen werden sollen. Aber wie ist das nun eigentlich mit der berühmten Wechselwirkung zwischen der Presse und ihrer Leserschaft? Schillers Fiesco spricht zu dem Maler Romano: „Ich habe getan, was du nur maltest". Wer ist hier der Täter und wer der Maler? Sind diese „deutschen Preßbengel" derart mutig, weil sie das Vorbild Ludendorff-Lindstroems haben? Oder hat Lindstroem-Ludendorff nach dem neunten November, kürzlich im Jagow-Prozeß und zwischendurch bei jeder Gelegenheit sich gesagt, daß es das Ansehen Deutschlands in der Welt schmälern würde, wenn er dessen geistige Führer durch Zivilcourage beschämte? Schillers Muley Hassan würde einen Gelehrten fragen. Wir — freuen wir uns, daß wir von Repräsentanten deutscher Sachlichkeit, deutscher Mannhaftigkeit und deutschen Bekennertums zwei so durchaus gleichwertige Sorten haben.

Traugott v. Jagow. Sie sollen mit Ihren alten Corpsbrüdern, den höhern Gefängnisbeamten, einen Lumpenball veranstaltet haben und tagelang in der Verkleidung des Junkers Christoph von Bleichwang herumgelaufen sein. Das ist selbstverständlich nicht richtig. Es war gar keine Verkleidung: So sehen Sie aus, und so haben Sie sich vor dem Reichsgericht benommen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co. Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVIII. Jahrgang 23. Februar 1922 Nummer 8

Die letzte Wirth-Krise? von Otto Katz

Man merkt langsam doch, daß wir in einer Republik leben. Nun ist es gar so weit, daß der Reichstag — „in offener Feldschlacht" heißt das Cliché — einer Regierung sein Vertrauen oder Mißtrauen votieren darf, und mit der Zeit werden unsre Abgeordneten vielleicht noch andre Schiebungen des Parlamentarismus kennen und gebrauchen lernen.

Als Herr Wirth am Mittwoch zu der Sitzung des Reichstags ging, da hatte er das Auflösungsdekret in der Tasche. Das kann er nun ruhig in ein Schubfach seines Schreibtisches sperren: der Reichstag hat pariert und ein verhältnismäßig anständiges Vertrauensvotum hingelegt, mit dem sich, parlamentarischer Anschauung gemäß, bis zu der nächsten Krise ganz schön regieren läßt. Vorausgesetzt, daß die Eisenbahner nicht einen Strich durch den Regierungsfahrplan machen.

Die Wirth-Krisen pflegen ohne größere Aufregung einigermaßen pünktlich wiederzukehren, und auch die vorläufig letzte wäre nicht besonderer Erwähnung wert, wenn sie nicht den Gegensatz aufgedeckt hätte, der zwischen Wirth und der Arbeiterschaft besteht. Die Unabhängigen, einst der Regierung beste Stütze, sind abgeschwenkt und haben — wenn auch in Abwesenheit vieler Fraktionsgenossen — gegen das Kabinett gestimmt. Sie taten es sicherlich nicht leichten Herzens und keineswegs, wie ihr Redner Crispien bemerkte, um der puren Ministerstürzerei willen — nein: sie wandten sich gegen die Regierung in richtiger Erkenntnis der Stimmung, die bei der Arbeiterschaft aller Lager herrscht. In den letzten berliner Versammlungen der Unabhängigen hat man Gelegenheit gehabt, die Meinung der Arbeiter zu studieren.

Als Herr Wirth in die Reichskanzlei einzog, da war das Vertrauen der Arbeiterschaft sein einziges Kapital. Die Arbeiter haben ihn gegen den Willen der Zentrumsindustriellen und der Demokraten zum Reichskanzler gemacht und ihm überhaupt die Möglichkeit gegeben, Erfüllungspolitik zu treiben. Damals, kurz nach Erzbergers Ermordung, hat er auch das Wort geprägt, daß ihn die endgültige Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit an der Seite der Arbeiterschaft finden werde: aber die neun Monate seiner Kanzlerschaft haben bewiesen, daß seine Kräfte nur zu scharfen Worten, nicht zu Taten reichen.

Mit Bayern fing es an; dann kam das Steuerkompromiß und schließlich die Regierungstaten beim Eisenbahnerstreik. Herr Wirth, statt nach dem Rechten zu sehr nach der Rechten sehend, vergaß seine Liebe zur Arbeiterschaft und begann, um die Deutsche Volkspartei zu werben. Unermüdlich war er an der Arbeit, um die große Koalition zu schaffen, und eine Forderung nach der andern ward dem Industriekapital bewilligt, ein Prinzip ums andre geopfert. Die Arbeiter verfolgten dieses Spiel erst mit Staunen, dann mit Erregung und Zorn. Und auch ein bißchen Resignation war dabei: der Doktor Wirth ist auch nicht besser als die Andern.

Nun ist das Vertrauen der Arbeiterschaft vertan und das Mißtrauen der Deutschen Volkspartei nicht beseitigt. Und doch darf Herr Wirth Reichskanzler bleiben: Genua hat ihn gerettet. Nur um dieser Konferenz willen sind die meisten der fehlenden 27 Unabhängigen der entscheidenden Reichstagssitzung fern geblieben und haben somit dem Reichskanzler Gelegenheit gegeben, sich bei den neuen Kämpfen um das Steuerkompromiß seiner Zuneigung zum Proletariat zu erinnern. Er möge die Zeit nicht nutzlos verstreichen lassen oder gar zu neuen aussichtslosen Verhandlungen mit der Deutschen Volkspartei benutzen. Dort ist für ihn nichts zu holen. Herr Stinnes wird ihm weder die Ernennung Rathenaus verzeihen noch seine Kasse öffnen. Einzig die Arbeiter können ihm die Reparationsmittel beschaffen, und die Unabhängigen haben ihm auch schon deutlich zu verstehen gegeben, daß eine anständige Steuervorlage ihre Stimmen haben würde. Wenn Herr Hermes sich sträubt, möge er fallen — die Rechtsparteien werden schon Sorge tragen, daß sein Sturz nicht zu tief wird.

Die Zeit ist kostbar: nach Genua kommt die Abrechnung. Da werden die Taten des Herrn Wirth noch einmal gewogen — und wehe, wenn sie zu leicht befunden werden!

Unsre Vertreter in Amerika und China

von Kuno Tiemann

Unter den feindlichen Staaten, die den Versailler Vertrag nicht unterzeichnet haben, stehen die Vereinigten Staaten und China an erster Stelle. Da die Wiederaufnahme wirtschaftlicher Beziehungen sowohl zu Amerika wie zu China durch jenes unmögliche Friedensinstrument von Versailles nicht gehindert wird, haben in diesen Staaten wir Deutsche bessere Möglichkeiten als in den andern Entente-Ländern, um zu erneuter wirtschaftlicher Betätigung zu gelangen. Welche Männer sollen nun in den weiten westlichen und östlichen Gebieten eine Wiederanbahnung in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht betreiben?

Die deutsche Botschaft in Washington wird noch heute von einem Geschaftsträger geleitet: dem Geheimen Legationsrat Dr. Lang, der schon vor dem Kriege in den Vereinigten Staaten als Konsul tätig war. Lang wird unterstützt von dem Gesandschaftsrat Freiherr von Thermann und dem Legationssekretär Dr. Rießer, die leider beide in Amerika Neulinge sind. Als „financial adviser", auf deutsch: Handelssachverständiger, ist ein Herr Bendix der Botschaft beigegeben. Nach Ernennung des deutschen Botschafters — Dr. Hermes hat ja nun verzichtet — wird Lang das Generalkonsulat in New York übernehmen. Zur Zeit betreut diese Stelle ein Konsul Dr. Kraske, mit einem Dr. Reichel als Vizekonsul. Beide Männer sind leider mit amerikanischen Verhältnissen wenig vertraut. Die Führung des Generalkonsulats in Chicago und San Franzisco liegt in den Händen der bereits vor dem Kriege in Amerika beschäftigten Generalkonsuln Steinbach und Ziegler. An die in Saint Louis und New Orleans errichteten Konsulate sind die Konsuln Mundt und Freiherr von Ungelter beordert worden. Diese beiden Funktionäre waren zwar vor dem Kriege gleichfalls im

deutschen Außendienst tätig, aber man darf ihre amerikanischen Kenntnisse nicht grade hoch anschlagen, da sich Mundt garnicht, Ungelter nur kurze Zeit in den Vereinigten Staaten aufgehalten hat.

Für das übrige Personal von jüngern Vizekonsuln, Attachés und Bürosekretären, die für alle gekennzeichneten Posten reichlich vorgesehen sind, möchte man nur hoffen, daß sie seßhaft werden und nicht durch dauernde Versetzungen unsern armen Staatssäckel noch mehr belasten — diese konsularischen Einrichtungen verschlingen ja Millionen und Abermillionen!

Die Gesandtschaft in Peking wird von dem Gesandten Dr. Boyé geleitet, der vor Jahren Konsul in Shanghai war; ihm helfen die Gesandtschaftsräte von Borch und von Altenburg, außerdem zwei ehemalige Dolmetscher als Legationssekretäre. So ist diese Mission ausnahmlos von China-Kennern besetzt. Leider trifft dieses qualifikatorische Moment für das wichtigste Generalkonsulat in Ostasien: Shanghai nicht zu. Dort treten nur krasse Neulinge in Aktion. Als Generalkonsul fungiert Herr Thiel, der bis zu seinem Zwist mit dem Botschafter Solf in Tokio als Expert für japanische Verhältnisse galt. Thiel wurde wohl mit Recht gezwungen, seinen japanischen Wirkungskreis zu verlassen. Aber anstatt daß die auch von Thiel erwartete Zurdispositionsstellung erfolgte, mußte — der Personalreferent Gneist ist ein Duzfreund Thiels — das Generalkonsulat in Shanghai, das dem klugen Herrn von Borch versprochen war, wohl oder übel herhalten, um Herrn Thiel nebst Familie aufzunehmen. (Es ist dies ein Schulbeispiel für unsre Politik der Sparsamkeit, die im Grunde nichts als Milliardenverluste bewirkt.) Weil Herr Thiel von China garnichts versteht, ist ihm ein Adlatus beigegeben worden: Konsul Thiemann, der von den Verhältnissen noch viel weniger weiß. Thiemann ist niemals in Ostasien gewesen, sondern hat viele Jahre vor dem Kriege als Konsul in Spanien zugebracht. Aehnlich wie hier in Skanghai verhält es sich mit dem Generalkonsulat in Kanton. Der deutsche Generalkonsul Dr. Büsing hat die Vorkenntnisse, die ihn zu seinem schwierigen Amt in Südchina befähigen sollen, in den paar Monaten gewinnen müssen, wo er Rechtsanwalt im deutschen Pachtgebiet Kiautschau war. Das Auswärtige Amt hatte diesen Beamten zur Vorbereitung für den Außendienst auf einige Zeit nach Monrovia (in Afrika) gesandt! Im übrigen sind zwei andre Generalkonsulate: in Tientsin und Hankau mit frühern kaiserlichen Konsuln, den Herren Beetz und Dr. Ney, einigermaßen guten Kennern Chinas, besetzt worden. Auch hier überall ist der Beamtenapparat allzugroß. Da der Generalkonsul und sein Gehilfe, der Konsul, das chinesische Leben meist nicht kennen, geschweige denn die Sprache des Landes sprechen, so muß naturgemäß jedes Mal dem Nichtkenner ein Kenner: ein Dolmetscher oder Sachverständiger beigesellt werden. Für unser Geld.

Jeder Laie wird hiernach zugeben, daß sich gegen früher nichts geändert hat. Annähernd dieselben Gestalten bekleiden wieder auf der westlichen wie der östlichen Erdkugel jene jahrelang verwaisten Posten. Aus den Kreisen sachverständiger Auslandsdeutscher ist Niemand herangezogen und mit einer amtlichen Vertretung betraut worden. Techniker, Chemiker und Ingenieure, die im englischen und amerikanischen Konsulatsdienst eine große Rolle spielen, fehlen bei uns noch immer vollständig. Unmöglich kann das Ausland die Ueber-

zeugung gewinnen, daß alle jene bekannten Kaplane ihrem frühern Gott plötzlich untreu und zu Anbetern eines neuen Götzen geworden sind. Immerhin: alle jene Momente, die so stark auf Deutschlands innenpolitische Umstellung gewirkt haben, brauchen im Ausland, obgleich es wenig glaublich erscheint, ja nicht als zwingend empfunden zu werden. Und so geben vielleicht grade China und Amerika mit jenen alten Exponenten verflossenen kaiserlichen Glanzes sich gern zufrieden. Wir einsichtigen republikanischen Deutschen vermissen bei dieser Auswahl jedoch Eins: wir wünschten heute deutsche Vertreter, die politische Befähigung mit Sachverständnis vereinen. Wir finden zur Not verwaltungstechnisch und richterlich vorgebildete ehemalige kaiserliche Reichsbeamte, die schließlich diese oder jene wirtschaftspolitische Aufgabe wohl lösen können, aber nicht in der Lage sein werden, unsre republikanischen Tendenzen zu verfechten, unsern Handel zu schützen und zu fördern und damit Pioniere unsres neuen Deutschland zu sein. Heute beherrscht ein Konsul, der von Reichs wegen hinausgesandt wird, gewöhnlich nur alle jene Dienstobliegenheiten, die mit den Aufgaben von Seemanns-Aemtern, Schiffahrtspolizei, Standesämtern, Notariaten, Schiedsgerichten, Matrikelstellen und Paßstellen zusammenhängen.

Mit der zunehmenden Demokratisierung in unserm Lande werden ohne Zweifel politische und wirtschaftliche Begabungen mit der Zeit in die Erscheinung treten. Diese zu finden, muß unser Aller Streben sein. In der Journalistik, im Parlament, im Handel, in der Industrie und in der Finanz müssen sie gesucht werden. Ein Unding ist es — wie dies heute die Rechtspresse propagiert —, daß unsre diplomatischen und konsularischen Vertreter einzig und allein dem Häuserkomplex des Auswärtigen Amtes sollen entnommen werden dürfen. Dort können sie gewiß auch gefunden werden. Aber daß die Uebernahme irgendeines gutprotegierten monokeltragenden Junkers oder ixbeliebigen Aktenmenschen in den Außendienst diesen in den Stand setzt, sich zeitlebens als Diplomat oder Konsul zum Schaden unsres Landes aufzuspielen — damit müßte nun doch ein Ende auf immer gemacht werden!

Waffenstillstand der Nacht von Eichendorff

Windsgleich kommt der wilde Krieg geritten,
Durch das Grün der Tod ihm nachgeschritten,
Manch Gespenst steht sinnend auf dem Feld,
Und der Sommer schüttelt sich vor Grausen,
Läßt die Blätter, schließt die grünen Klausen,
Ab sich wendend von der blut'gen Welt.

Prächtig war die Nacht nun aufgegangen,
Hatte alle mütterlich umfangen,
Freund und Feind mit leisem Friedenskuß,
Und, als wollt' der Herr vom Himmel steigen,
Hört' ich wieder durch das tiefe Schweigen
Rings der Wälder feierlichen Gruß.

Wirtschafts-Führer von Frank Faßland

I. Walther Rathenau

Will man der innersten Wesensart Walther Rathenaus mit einem einzigen und einfachen Begriff nahe kommen — und das ist in diesem Falle trotz der scheinbaren Kompliziertheit des Charakters und der Vielseitigkeit der Erscheinung vielleicht möglich —, so wird man sagen müssen: das bewegende, das entscheidende Gesetz dieser Persönlichkeit ist Dialektik. Dieses Wort, weit entfernt davon, ein abfälliges Werturteil zu enthalten, soll dabei in dem Sinne gebraucht werden, daß es die grade beim deutschen Menschen nicht häufige Fähigkeit kennzeichnet, für irgendeine Sache, mag sie nun gut oder schlecht, stark oder schwach, richtig oder falsch sein, den treffendsten, wirksamsten, sozusagen überzeugendsten Ausdruck zu finden. Diese Kunst des Ausdrucks, der Formulierung steht im Reich des Gedankens etwa ebenso zu der Auffindung von Wahrheit, wie im Reich der Tat das Organisieren zum Schaffen steht. Sicher ist, daß der Dialektiker, der in seinem Denken nicht letzte Wahrheit, sondern nur letzten Ausdruck (und höchstens zufällig einmal letzte Wahrheit) findet, niemals in seinen Taten ein Schöpferischer, ein ursprünglich Schaffender sein kann. Denn ursprüngliches Tun setzt ursprüngliches Denken voraus. Wohl aber kann der Ausdruckskünstler, wenn seine Fähigkeit vom Ausdruck auf die Ausführung, von dem theoretischen auf das praktische Gebiet, übergreift, leicht ein großer Organisationskünstler werden.

Walther Rathenau, der aus Organisationsmethoden und Zellenkeimen seines sicherlich schöpferischen Vaters Emil Rathenau gewisse Gebiete des großen A.E.G.-Trusts (die Elektrochemie, die in der Züricher Elektrobank vereinigten Auslandsbeteiligungen und verschiedene große Transaktionsformen des Konzerns) nicht nur entscheidend beeinflußt, sondern mit weitgehender konstruktiver Selbständigkeit durchgestaltet, der — von einer fremden Idee inspiriert — die Kriegsrostofforganisation des Deutschen Reiches in ihrem grundlegenden Stadium ausgebaut hat, steht bei Vielen in dem Ruf eines genialen Organisators. Andre erkennen ihm auf diesem Gebiet zwar nicht den großen Zug, aber doch die Ursprünglichkeit der Konzeption ab und nennen seine Leistungen dieser Art Ergebnisse eines abgeleiteten, durch Nachahmung und Schulung bei den ersten Lehrmeistern dieses Fachs erworbenen Könnens. Es ist vielleicht müßig, diese psychologisch schwierige Grenzfrage zu entscheiden. Denn selbst wenn Walther Rathenau kein geborener, sondern nur ein gelernter Organisator sein sollte, so ist er doch durch seine frühzeitige und vieljährige Praxis, durch seine Tradition und seine überaus kluge Anpassung im organisatorischen Lebenselement so dicht an die Zentralkräfte des großen Organisierens herangekommen, daß er sie — wenn er will, wenn seine hurtige und vielseitige geistige Phantasie die Geduld zu solchen ihm manchmal vielleicht trocken erscheinenden Fachdingen auf-

bringt — fast ebenso zu meistern weiß, als wenn sie einer ursprünglichen Veranlagung entstammten.

Dies Eine aber festzuhalten bleibt wichtig: ob der jüngere Rathenau ein geborener Organisator ist oder nicht — seine Fähigkeit zum Organisieren entspringt nicht so sehr einem schlichten Dienst an den Sachen, an den sich objektiv auswirkenden Verhältnissen und Bedürfnissen, deren Lebens- und Wirkungsgesetze es zu erlauschen gilt, und die man ordnen kann, indem man Alles aus dem Wege räumt, was die Betätigung dieser Gesetze stören und verwirren kann. Sein Organisationstalent ist vielmehr erwachsen aus der dialektischen Grundart seines Wesens. Es ist kombinatorisch und konstruktiv und bescheidet sich nicht damit, die Dinge gewähren zu lassen, sondern ist oft bestrebt, noch etwas von sich selbst zu diesen Dingen hinzuzutun. Denn das ist ja grade das Wesen der Dialektik, daß sie sich nicht damit begnügt, den Geist freizumachen, der aus den Dingen, aus der immanenten Wahrheit der Dinge spricht, sondern daß sie geistreich ist, und dieses subjektive Element sogar so weit treiben kann, sich selbst in den Dingen zu bespiegeln und nicht mehr nur nach der Wirkung, sondern nach dem Effekt zu streben.

Um die dialektische Wesenart Walther Rathenaus, die eine solche exzessive Entwicklung bisher nur selten genommen hat, anschaulicher zu machen, sollen zwei Beispiele angeführt werden, und zwar ein negatives und ein positives.

Das negative liegt — für die Oeffentlichkeit tief genug vergraben, aber jeder wissenschaftlichen Nachforschung zugänglich — in den dickleibigen Protokollen über die Sitzungen der Sozialisierungskommission, und zwar in den Bänden, die sich mit der Sozialisierung des Kohlenbergbaus beschäftigen. In diesen Sitzungen hat Rathenau mit der Ueberlegenheit seiner Dialektik nicht nur die Debatte, sondern auch die Situation bald so sehr beherrscht, daß alle andern Redner und Vorschläge gradezu immer sichtlicher vor dem Glanz seiner Diktion, der Schärfe seiner Audruckskraft, vor der anscheinenden Logik seiner Argumentation verblaßten. Rathenau kam — wie der Fortgang der Protokolle beweist — ohne festen Plan, sozusagen nur mit einer vagen Idee in diese Konferenzen. Aber dann, nachdem einige, zunächst mehr gelegentliche Anregungen und Hinweise aus seinem Munde ihn, wie überall, in den Mittelpunkt oder besser: auf das Podium über der Debatte gestellt hatten, entzündete sich seine Konstruktivität an der Wirkung, die ihm schnell zuflog, zu einem Projekt. Und dieses Projekt begründete er mit einer dialektischen Ausdruckskraft, die auf den ersten Blick nahezu wie Gestaltungskraft berührte. Aber es war, wenn man bis zum sachlichen Kern dieses Projektes vordrang, wirklich keine Gestaltungskraft, die sich da äußerte. Was Rathenau produzierte, war eine blasse Kunstgeburt, ohne organisches Leben und daher ohne Lebensfähigkeit, eine Kompromißmischung zwischen freier Initiative und Gemeinwirtschaft, die die Kräfte beider Systeme verbinden sollte, aber beide nur lähmte. Eine Lösung, die gewissen politischen Strömungen opportu-

nistisch Rechnung tragen sollte, den wirtschaftlichen Bedingungen aber ganz und gar nicht gerecht wurde. In der Kommission sprachen neben zielbewußten Männern des Unternehmertums die besten Köpfe der gemeinwirtschaftlichen Doktrin: der kluge Kritiker Hilferding, der exakte Statistiker Kuszynski und vor allen Lederer, dessen Geist auch positivistischer Anschauung fähig ist. Sie brachten gewichtige sachliche Gründe gegen Rathenaus Plan und für ihre eignen Ideen vor — aber es nützte ihnen nichts: sie wurden von Rathenaus Dialektik hoffnungslos an die Wand gedrückt, und sein Vorschlag gewann die Mehrheit für sich. So sehr behielt Rathenau das letzte Wort, daß er fast recht zu behalten schien. Wenn eine solche Wirkung von einer falschen Sache ausgehen kann: wie stark muß die Wirkung dort sein, wo eine Dialektik wie Rathenaus mit der Wahrheit im Bunde ist!

Aber man braucht sich das nicht nur vorzustellen —, es gibt auch dafür ein Beispiel. Als nach Abschluß des Abkommens von Spa der Reichswirtschaftsrat in einer Plenarsitzung zu dem Vertrage Stellung nahm und die Vertreter des Bergbaus, vornan Hugo Stinnes, die angebliche wirtschaftliche Unzweckmäßigkeit und die politische Zwecklosigkeit des Abkommens, dem sie sogar die Besetzung des Ruhrgebiets vorzogen, begründet hatten: da trat Rathenau, der, wie Stinnes, als Sachverständiger an den Beratungen in Spa teilgenommen hatte, auf die Tribüne. Er legte in einer ganz knappen Rede die staatlichen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten dar, die für die Unterzeichnung des Vertrages den Ausschlag geben mußten. Die Wirkung dieser schlagenden und jede widersprechende Auffassung erschlagenden Rede war ungeheuer. Nach den Beamten, Parteipolitikern und Interessenten, die vor Rathenau das Wort gehabt hatten, schien der Staatsmann zu sprechen, der Horizont schien plötzlich geweitet, der Standpunkt erhöht, jedes Ding an seinen ihm gemäßen Platz gestellt.

Von Rathenaus Reden ging auch sonst fast immer eine große, fesselnde Wirkung aus, der sich so leicht Niemand entziehen konnte, und die selbst gegensätzlich gestimmte und ganz anders gesinnte Versammlungen zum Beifall zwang. Wenngleich Rathenau mit der Geschmeidigkeit, die seiner Dialektik eigen ist, in solchen Versammlungen — zum Beispiel auf dem Demokratischen Parteitag in Nürnberg oder vor dem Reichsverband Deutscher Industrieller in München — die Gegensätze nicht scharf herausarbeitete, sondern Uebergänge, Ausgleichungen sehen ließ, Zugeständnisse für die Praxis machte und seine eigentliche Wirtschaftsanschauung mit allen möglichen Vorbehalten umgab, so konnte doch jenen Versammlungen nicht unklar sein, daß das, was er wollte, hart gegen ihre Traditionen und Ziele verstieß. Dennoch schlug er sie in Bann. Es war nicht herkömmliche, geschickte Rhetorik, die so wirkte, und die gegnerisch Gerichtete, grade wenn sie wirksam ist, erfahrungsgemäß eher reizt als gewinnt. Es war die bauende, erlebende und lebendigmachende Kraft des Ausdrucks, die vielleicht keinen Gestaltungen, aber doch Bildern zum Leben verhelfen kann.

Ein Mensch mit solchen Fähigkeiten, die ihn einer Gemeinschaft ebenso nützlich wie gefährlich machen können, darf nicht als seichter Blender und Bluffer abgetan werden. Der Blender und Bluffer täuscht Eigenschaften vor, die er nicht hat. Auch Rathenau hat manche Eigenschaften nicht, die er sich selbst vielleicht zuerkennen mag, und die ihm Andre sicherlich zuzuerkennen geneigt sind, wenn er ihnen zuerst gegenübertritt. Aber er besitzt doch Eigenschaften, die keineswegs alltäglich und die — grade in Deutschland — kostbar genug sind. Er hat Geist, er hat Wissen von Dingen und Menschen, er hat die Phantasie und die Kombinationsgabe, die solches Wissen zur Anschauung verbindet, er hat Kultur. Nur Eines fehlt ihm zum großen Schriftsteller und Kaufmann: Tiefe. Wo er tief sein will, wird er verschwommen und dunkel, und weil er fühlt, daß er trotz gewollter Vertiefung nicht in die wirklichen Untergründe vorstoßen kann, verschärft er gelegentlich seine Dunkelheit zur Mystik. Seine schriftstellerische Sprache ist apart, elegant, seine Darstellung belebt und gedankenreich. Seinen Gedanken fehlt es nicht an dem großen Zug, wohl aber an dem großen Gewicht. Wie vielen sehr ideenreichen, sehr eindrucks-, anpassungs- und assoziationsfähigen Menschen fehlt ihm die eine große, zeugende Idee, von der fast alle wahrhaft schöpferischen Menschen ausgegangen sind, und zu der fast alle ihre Gedanken immer wieder zurückstreben. Dem Dialektiker, dessen Kunst und Glück der Ausdruck, die Formulierung ist, genügt die eine Idee nicht: er ist beherrscht von dem Drang oder Zwang, sich und Andern zu beweisen, daß er Alles ausdrücken kann, daß sich seine Kunst auch an heterogenen Objekten bewährt — und, was Andern, einfacher Organisierten vielleicht unausdrückbar, unvereinbar erscheint, eben das auszudrücken und zu vereinbaren, strebt sein Ehrgeiz.

Walther Rathenau, erwachsen aus der Welt einer großen und ursprünglich reinen Privat-Initiative, die durch Konzentration immer größere und mannigfacher gestaltete Komplexe um sich gruppierte, hat versucht, unter dem Eindruck der gemischtwirtschaftlichen Unternehmung und des Kriegssozialismus das überkommene Wirtschaftssystem in einer Mischform fortzubilden, die er — oder waren es Andre? — Planwirtschaft nannte. Er hat zu der Zeit, wo sich solche Gedanken in ihm und in der Nationaloekonomie zu kristallisieren begannen, um die aufdämmernden gemeinwirtschaftlichen Ideale ein großes, geistreiches, gedankenüberfülltes und manchmal dunkles Buch: ‚Von kommenden Dingen' geschrieben, auf dessen Grunde nur sehr wenig Konkretes, und dieses in ziemlich dürrer, nüchterner Gestalt lag. Immer, wenn man dieses Buch liest, glaubt man auf das Neue, das Wahre, das Wesentliche zuzuschreiten, oft glaubt man ihm ganz nahe zu sein, und schließlich sagt man sich immer wieder enttäuscht, daß es doch nur wieder — Dialektik war. Als Rathenau später, beeinflußt übrigens und gestützt durch Andre, von der gemeinwirtschaftlichen Philosophie zur gemeinwirtschaftlichen Wirtschaft herabstieg, als er sich über die praktische Durchsetzung seiner Lehre konkreter verbreiten mußte — da trat der magere, zeugungsunfähige Kern seiner Gedanken, die

Künstlchkeit seiner Konstruktion klarer zutage, und die Entwicklung ist dann in der Tat auch einen ganz andern Weg gegangen, als Rathenau ihn vorausgesagt und vorgezeichnet hatte: nicht zur Gemeinwirtschaft, sondern zum Trust. Und Rathenau, der den planwirtschaftlichen Gedanken so bestechend ausgedrückt hatte, hat, als er das Amt des Wiederaufbauministers übernahm, in ebenso einleuchtenden Worten gesagt, daß er auch anders könne, daß er in diesem Amt seine programmatischen wirtschaftspolitischen Ideen nicht zu verwirklichen suchen werde. Schlagendes Charaktermerkmal für den dialektischen Menschen: der schaffende Mench, der einer originalen Idee folgt, weiß, daß er anders als in der Linie dieser Idee garnicht arbeiten, jedenfalls nichts Wesentliches erreichen kann. Den dialektischen Organisator reizen auch andre Aufgaben: er fühlt sich nicht einseitig, sondern mit der ihm eigentümlichen Gabe, nämlich der Ausdruckskraft an sich, glaubt er auch Aufgaben bewältigen zu können, die Andre gestellt haben, mit Problemen fertig werden zu können, die im Innersten nicht seine Probleme sind.

Auch dies ist kennzeichnend für solche Naturen: ohne die große, ursprüngliche Idee ist dem Menschen auch kein großer, geschlossener und zwingender Charakter (im geistigen Sinne) gegeben. Dem Dialektiker Rathenau, der doch seinen Schriften eine so stark ethisierende Färbung verliehen hat, fehlt das Ethos der großen Persönlichkeit, und im praktischen Leben gar endet sein so prachtvoll ausgedrücktes Sozialgefühl vor — den Büros der A.E.G. Und schließlich noch Etwas, was manchem Leser dieser Charakteranalyse vielleicht paradox erscheinen wird: dieser Rathenau, der auf so großer geschäftlicher Praxis fußt, der so überlegen zu diskutieren, so geschickt zu verhandeln, so vielseitig zu handeln weiß, ist im Grunde seiner Natur gar kein Realpolitiker, sondern im Gegenteil eher ein Ideologe. Wandlungsfähigkeit und geistige Beweglichkeit brauchen noch keine Merkmale von Realpolitik zu sein, denn nicht diejenige Natur ist im Grunde realpolitisch, die sich getrieben fühlt, die Dinge den Ideen anzupassen, sondern diejenige, die die Idee aus den Dingen ableitet. Was an Rathenau — im Effekt — realpolitisch ist, stammt nicht aus seiner Natur, sondern aus seiner Schule. Die Hinneigung zur Ideologie aber ist wohl mehr noch als seine Hinneigung zu gemeinwirtschaftlichen Ideen. Das, was die nüchternen interessenpolitischen Industriegenossen mit einem instinktiven Mißtrauen gegen ihn, den Schöngeist unter den Kaufleuten, erfüllte. Er, der mit jedem Fuß in einem andern Lager steht, der Privatwirtschaft mit Gemeinwirtschaft verbinden, Unternehmer und Arbeiter versöhnen will, leidet unter diesem Mißtrauen der Klasse, aus der er hervorgegangen. Das Gefühl, daß ihn seine Industriegenossen nicht ganz für voll nehmen, nicht als ihresgleichen betrachten, macht ihn mitten in der äußern Souveränität des Auftretens innerlich manchmal unsicher. Der Grund dafür ist: auf den scharfen Kampf, bei dem es hart auf hart geht, bei dem sich die Geister scheiden, will er es nicht ankommen lassen, denn er ist kein kämpferischer, sondern ein kontemplativer Dialektiker.

Vor der münchner Rede, worin er dem Reichsverband der Deutschen Industrie sein wiesbadener Sachleistungsabkommen auseinandersetzte, konnte er eine innere Erregung nur schwer meistern, und als er am Schluß starken Beifall gefunden hatte, sagte er glückstrahlend: „Ich habe die Empfindung, daß dies meinen Frieden mit der Industrie bedeutet." Irrtum des Dialektikers, der Beifall für seine Form fand und glaubt, in der Sache überzeugt zu haben.

Kurzum: in Walther Rathenau sehen wir einen Menschen mit seinem Widerspruch, einen Charakter, der die Fehler seiner Vorzüge und die Vorzüge seiner Fehler hat. Kann unser Staat in seiner jetzigen Lage einen Mann dieser Art gebrauchen, in welcher Weise und zu welchen Zwecken? Die Antwort wird lauten: Der Staat vielleicht besser als die Wirtschaft. Der jungen deutschen Republik, die aus den leitenden Stellen die Beamtennaturen der alten Art und des alten Regimes entfernen mußte, fehlen bisher die auf neuem Boden gewachsenen, mit den neuen Säften genährten Staatsmänner; es fehlen ihr außer den Männern, die die neue Sachlichkeit beherrschen, noch mehr diejenigen, die dieser neuen Sachlichkeit die ihr adaequate Form zu geben vermögen: die neuen Diplomaten. Die Volksmänner, die von der Republik an die Stelle der überlebten Diplomaten alter Schule gestellt worden sind, haben dem Staat im besten Falle durch ihre Gesinnung, nicht hingegen durch ihre Kunst genützt, oder wenigstens nicht durch falsche Gesinnung geschadet. In einer solchen Situation könnte die Stunde eines Mannes wie Rathenau immerhin gekommen sein. Ist er auch sicherlich nicht der Staatsmann, den wir brauchen, so hat er doch unter Allen, die inzwischen als Staatsmann-Ersatz in Betracht kamen, die stärkste weltmännische und weltpolitische Form. Wäre oder erstünde ein wirklicher Staatsmann unter uns, so würde er sich zweifellos auch die ihm kongruente Form bauen, denn der große Inhalt schafft sich immer seinen wesensgemäßen Ausdruck. Eine solche staatsmännische Schöpfernatur würde uns auch vielleicht — trotz den Fesseln des Vertrags von Versailles — eine neue Situation bereiten, uns die verlorene Handlungsfreiheit wiedergeben und uns aus einem Objekt wieder zum Subjekt der Weltpolitik machen können. Sie würde auch in unserm innern staatlichen Leben jenem Marasmus ein Ende zu machen vermögen, der daraus entstanden ist, daß es in Deutschland heute, rechts und links und in der Mitte, Mächte gibt, die genug Kraft haben, Alles zu verhindern, aber nicht genug Kraft, irgendetwas Wesentliches zu tun. Ist aber eine solche staatsmännische Vollnatur nicht da, so müssen wir schon zufrieden sein, wenn wir Einen finden, der die uns diktierte Lage wenigstens der Form nach zu meistern versteht, der aus den Bedingungen, die uns von außen her gesetzt sind, durch Einfühlungs- und Anpassungsfähigkeit das relativ Beste herausholt, der, wenn es ihm schon versagt ist, selbständige und ursprüngliche deutsche Politik zu machen, doch wenigstens mit den Mitteln des Dialektikers derjenigen ausländischen Politik zur günstigsten Wirkung verhelfen kann, die für unser Deutschland nach Lage

der Dinge den verhältnismäßig größten Nutzen verspricht. Und in diesem Sinn und in dieser Beschränkung hat Rathenau bisher unendlich viel mehr geleistet als alle die engen Parteipolitiker oder Interessenpolitiker, die ihn bei seinem ersten parlamentarischen Auftreten das Schimpfwort „Feuilletonminister" entgegenwarfen, selbst als die Andern, die zwar genug ehrliche Gesinnung, aber nicht genug Form hatten, der auch von ihnen angestrebten Politik der Anpassung an die stärksten und nützlichsten Auslandspotenzen den richtigen Ausdruck zu verleihen. Auch Rathenau hat bisher keine Eigenpolitik getrieben (er kann es seiner ganzen Natur nach nicht, und, wenn er es doch in Verkennung seiner Fähigkeiten täte, könnte grade dies für Deutschland verhängnisvoll werden), sondern seine Politik war sozusagen reine Stichwortpolitik. Im wiesbadener Sachleistungsabkommen kam er französischen Vorstellungen, bei seinen londoner Verhandlungen englischen Vorstellungen entgegen; aber als dem blendenden Dialektiker und Verhandler, der er ist, gelang es ihm, den Verhandlungspartnern die Konsequenzen ihre eignen Ausgangspunkte klarer und einfacher vor Augen zu führen, als sie das bis dahin vielleicht selbst getan hatten. Es gelang ihm, sie, ohne daß sie den Eindruck hatten, vor dem deutschen Standpunkt zurückgewichen zu sein, zur Erkenntnis und Beseitigung von Inkonsequenzen gegenüber ihren eignen Standpunkten zu bewegen — und grade dadurch, daß er in seiner geschmeidigen Art vermied, sie offen zu schlagen, hat er ihnen wahrscheinlich im Geheimen imponiert. Schließlich ist dieser Rathenau doch der Erste und Einzige, der mit Staatsmännern der Entente in würdiger Form und auf gleichem Fuße zu verhandeln verstanden hat. Von seiner weltmännischen Form darf man auch weiterhin erwarten, daß er, ohne sich etwas zu vergeben und ohne falsch aufzutrumpfen, für Deutschland wenn schon nicht Liebe, so doch Respekt erringen wird. Diese vollendete weltbürgerliche Form war es auch, die auf Lloyd George und die andern Entente-Politiker Eindruck machte, als Rathenau vor dem Obersten Rat in Cannes seine großgeschwungene Wirtschaftsdarstellung Deutschlands (nach einer grundsätzlichen Verwahrung, daß der Verzicht auf die deutsche Sprache keinem Prinzip, sondern nur der Nützlichkeitserwägung entspreche), erst in englischer, dann in französischer Sprache — und beide Male in meisterhafter Diktion — vortrug. Ein Andrer, der deutsch gesprochen hätte, würde damit zwar vielleicht das Prestige gerettet, aber den Eindruck verfehlt haben. Eine solche Potenz, wenn sie sich in ihren natürlichen Grenzen hält, ist ein politisches Aktivum für Deutschland, und wenngleich wir weit davon entfernt sind, dieses Aktivum falsch in unsre Bilanz einzustellen, so sind wir doch nicht reich genug, um auf seine Ausnutzung zu verzichten. Es kann der Tag kommen, wo Walther Rathenau von der Führung, in die ihn die Verhältnisse und seine Fähigkeiten hineingetragen haben, wird zurücktreten müssen. Die Politiker, zu deren Gunsten dieser Rücktritt nötig werden könnte, müßten aber doch etwas anders aussehen als Hugo Stinnes und Gustav Stresemann.

Lovis Corinth und Lesser Ury von Robert Breuer

Etliche berliner Kritiker, braven Herzens und gratulierender Feder, haben gemeint, nunmehr, nachdem man im Zusammenhang das Werk des Lesser Ury — wem ist es übrigens unbekannt gewesen? — zu sehen bekommen habe, müsse die Kunstgeschichte revidiert werden: hier seien die Incunabeln des Impressionismus zu entdecken! Eine unverständliche Auffassung. Hier ist nur im Diminutiv eine Wiederholung des Falls Ludwig Hoffmann festzustellen, des berliner Stadtbaumeisters. Ury darf nicht zuletzt ein Opfer seiner Freunde genannt werden. Er ist ein Mann, eigentlich ein Weibchen ohne Selbstkritik, ein Hysteriker der Unbeholfenheit, Jeremias seiner selbst. Hätte er solch Urteil stets und von Jedermann gehört: er wäre vielleicht noch gesundet. Leider fand er Bewunderer, Mitleidige, die sogar fertig bekamen, seinen besondern Spleen: daß er größer sei als Liebermann, und daß er dem erst das Malen beigebracht habe, hochzupäppeln. Diese Herren sind an dem, was man die Tragödie Ury nennen könnte, mehr schuld als er selbst, sind schuld daran, daß dieser Maler des Genrebildchens sich an monumentalen Absichten die Finger verstauchte, sind schuld an einem Vorgang, der ebenso einzig wie furchtbar ist in der ganzen Geschichte der ernst zu nehmenden Malerei, nämlich daran, daß ein Gealterter in wütender Ohnmacht die wenigen Erfolge seiner Jugend wiederholt, sich selbst kopiert, sein Schatten wird. Erschüttert steht man vor den letzten Bildern Lesser Urys: vor einer Dame im Schnee, vor einem Ausschnitt aus der Leipziger Straße, vor einem Caféhausbild — erschüttert, wenn man erfährt, daß diese Arbeiten, die man, wie man den Maler kennt, in die achtziger Jahre ansetzen möchte, gestern und vorgestern gemalt worden sind. Lähmender kann kaum zum Ausdruck kommen, daß ein Lebender bis zum letzten Grund ausgeglüht ist und ein Sehnsüchtiger sich selbst um die letzte Hoffnung betrügt. Es ist eine beängstigende Groteske, zu sehen, wie Ury in seinen letzten Bildern noch einmal, und zwar wortgetreu, entdeckt, was er bereits vor dreißig Jahren — und damals wirklich — entdeckt hatte: das mystische Flammenspiel der Straßenlaternen, den feuerwerkernden Spiegel des beregneten Pflasters, den melancholischen Rhythmus einer Droschke, die lustige Farbigkeit der Tische und Tassen, der Flaschen und Gläser, der Zeitungen und der Zeitungsleser im Caféhaus. Die kleinen Bildchen, teils in Paris, teils in Berlin Ende der achtziger Jahre gemalt, zeigen deutlich, um wieviel wertvoller dieser Lesser Ury war als etwa Skarbina. In diesen kleinen Bildchen regt sich ein Hauch großer Malerei, eine Erinnerung an Daumier, eine an Menzel. Wenn dem Ury damals Jemand zur Seite gestanden und ihm geholfen hätte, sich selbst zu erkennen, wär' ihm das schwere Schicksal, sich als Betrogenen, als Verfolgten zu fühlen, erspart geblieben und uns die peinliche Pflicht, neun Zehntel der Arbeitsleistung eines Sechzigjährigen der Vergessenheit zu überweisen. Betrachtet man heute, die Entwicklung dieses Malers bedenkend, ein Interieur, das 1880 entstand, so erschrickt man über die

Diagnose, die in aller Klarheit auf der Leinewand geschrieben steht. Im ersten Augenblick erinnert das Bild an einen frühen Munch, an jenes Zimmer, in das hinein das Fensterkreuz gespenstert, und von dem aus man hinausblickt auf eine gleichgültige und doch von Geheimnis umsponnene Hauswand. Der junge Ury fühlte die Seele dieses Zimmers — damals fühlte er auch die Einsamkeit des Volkes Israel. Aber etwas ist in diesem frühen Bild, das Verdacht weckt: eine Perlmuttrigkeit, die ins Banale läuft, ein Vorgeschmack von Süßlichkeit, eine Neigung zu jener Sentimentalität, die den erwachsenen Ury zur Palette der Zichorienpapiere und zum lächerlichen Pathos der als Moses oder sonst alttestamentarisch kostümierten Modelle verführte. In vierzig langen Jahren hat dieser Romantiker, der es aber immer nur bis zur Romanhaftigkeit bringt, seinem eckigen Handgelenk ungezählte Proteste abgetrotzt. Nur selten stand er, nach der Art der Impressionisten, naiv vor der Natur, ließ sich von ihr besiegen, um sie zu beherrschen. Er ist immer absichtsvoll und darum schwach, immer wieder ein kleines Ich, und so entrinnt ihm das Leben, das dem Genie entgegenflammt, wenn der Pinsel in die Farbe taucht.

Dies aber ist das große Geheimnis aller Malerei, und somit auch das Geheimnis des Lovis Corinth: daß unbewußt, aber zielfest Schöpfungskraft sich entwirkt, wenn der vom innern Gesicht Getriebene an die Materie seiner Kunst, an den Marmor, das Holz oder die Farbe gerät. Den Lovis Corinth sieht man vor sich, wie er bis zu den Ellbogen in Farbe, in diese weiche, elastische, Gluten ausströmende Materie eintaucht, wie er in ihr wühlt, wie er sie auf die Leinewand schleudert, wie er sie peitscht und streichelt, daß sie sich zu neuem Organismus sammelt. Da gibt es nichts zu philosophieren, keine Klage über die Last des Daseins noch über den Fluch, der am Stelzfuß schleppt — da gibt es nur Schaffensfreude, die Alles überwindet: Alter und Schicksal, die Wirklichkeit und die Absicht, die Vielfältigkeit der Natur und selbst das Durcheinander der Moden und die Arterienverkalkung. Ein Mann, ein Kerl, ein Herkules, einer aus dem Geschlecht des Rubens, der vor fünfhundert Jahren hätte leben können, vor tausend, der aber heute noch so frisch ist, daß er, wenn nicht Alles täuscht, sämtliche Variationen des Futurismus und andrer Gehirnblähungen überdauern wird. Man sieht den graden Aufstieg eines Unproblematischen, eines naturgemäß Reifenden, der im Gleichmaß entdeckt, lernt und wagt. Selbstverständlich gelingt ihm nicht Alles, was er unternimmt; aber Mißlungenes veranlaßt ihn nicht, die Welt und die Götter anzuklagen. Neuer Anlauf überwindet die Schwäche, wenn nicht Klugheit auf das Eine oder Andre zu verzichten gebietet. Niemand braucht Alles zu können, und wenn Einer schon aus Uebermut oder Leichtsinn einmal sich selbst vergewaltigt, wie das auch Corinth durch die Gruppierung von allerlei Historien und Allegorien getan hat, so muß er dann wenigstens Humor genug besitzen, sich der Auslese durch einen Kenner zu unterwerfen. Heut zeigt Corinths Produktion einheitlich einen Maler, der Bescheid weiß mit dieser Welt, mit Kauen und Trinken, mit den Ver-

gnügungen der Jahreszeiten und nicht zuletzt mit dem Fleisch alles Gewachsenen. Er hat, wie wir wissen, unendlich oft das Weib gemalt. Jetzt hält er es mehr mit den Blumen — und auch sie malt er wie in einer Umarmung, berauscht von ihrem Anblick, aber nicht trunken, und immer handfest und gestaltungsstark. Corinth besitzt nicht Liebermanns produktive Gedankenkälte, nicht Slevogts geschmeidige Kultur. Er steht dem Franz Hals näher als dem van Gogh; er ist vielleicht nicht einmal ein moderner Mensch; auch hat er etwas vom Dekorateur und Edeltapezierer. Aber er ist trotz alledem und in alledem ein Maler, Einer, der mit Erfolg die Farbe zu kneten und zu keltern weiß. Er ist ein Stück Weltbejahung. Er steht mitten im Hirn- und Nervenqualm des niedergebrannten Abendlandes als ein Hutten, zum mindesten als ein Frundsberg des Malerhandwerks.

Fridericus Rex von Theobald Tiger

Fridericus Rex, unser König und Herr,
der rief uns noch einmal in das Kino daher.
Zweitausend Meter lang ist der ganze Quark —
und jeder Parkettplatz, der kostet sechzehn Mark.

„Ihr verfluchten Kerls!" sprach Seine Majestät,
„daß jeder hier im Kino seinen Mann mir steht!"
Sie sitzen alle stramm und können nichts dafür
und freuen sich übern König und über Gebühr.

Wir sind doch eine alte Unteroffiziernation,
und wir brauchen unsre Potsdorfer Prügeltradition.
Kotz Mohren, Blitz und Kreuz-Element,
wer den Tritt ins Gesäß bei der Ausbildung nicht kennt —!

Da fliegen hundert Beine im Parademarsch.
Und das kitzelt unsre Schenkel, und das juckt uns im Gehirn.
Die langen Kerls marschieren vorbei in zwei Reihn —
Wir wollen, wir wollen geprügelt sein!

Sieh hin, Lowise, wisch ab dein Gesicht!
Eine jede Kugel, die trifft ja nicht.
Die Kugeln sind alle von Eisen und Blei —
und er kannte nur den Dolchstoß und keine Partei.

Fridericus tut fragend auf der Leinwand gehn.
„Wo ist denn mein Nachfahr? — ich kann ihn gar nicht sehn."
Wie du fuhr nach Holland dein gutes Enkelkind,
weil die Hohenzollern erblich belastet sind.

Fridericus, unser König, den der Lorbeerkranz ziert,
du wirst für eine kolossale Pleite plakatiert.
Dreh still dich im Grabe, verbirg dein Gesicht:
Sie haben deinen Krückstock.
Deinen Kopf haben sie nicht.

Don Carlos

Kritik an Schiller kommt bei uns gleich hinter Gotteslästerung. Aber er selbst war mit seinem Werk unzufriedener, als der unzugänglichste Urteiler sein könnte — der nicht sagen würde, daß „ein solches Machwerk” ihn „anekelt”; wie den Schiller von 1794. Zwei Jahre später empfindet ers als das Gegenteil eines Vorzugs, daß er „im Posa und Carlos die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht” habe. Und noch kurz vor dem Tode bekennt er: „Es war freilich nicht möglich, es zu einem befriedigenden Ganzen zu machen, schon darum, weil es viel zu breit zugeschnitten ist; aber ich begnügte mich, das Einzelne nur notdürftig zusammenzureihen und so das Ganze bloß zum Träger des Einzelnen zu machen.” Was er hier beklagt, ist das Grundgebrechen seiner Dramatik. Der Rafael ohne Arme und mit dem unbestechlich durchschauenden Auge: Otto Ludwig hat es ihm nie verziehen; und auch dessen weniger grimmiger, weniger unbedingter, weil nämlich als dramatischer Dichter weniger stiefmütterlich bedachter Kollege Hebbel stößt sich an den unhaltbaren Motiven, den innern Widersprüchen, der mangelhaften Gestaltungskraft, als welche Symbole statt individueller Charaktere hinstellt.

Und doch ein Leben von vorläufig hundertfünfunddreißig Jahren, ein Leben, dessen Ende nicht abzusehen ist? Woraus zieht es die Nahrung für eine Reihe von Menschenaltern? Aus den Einzelheiten, den perlenden Cavatinen, den unaufhaltsam strömenden Kaskaden? Sie würden höchstens die Wirkung auf eine Menge erklären, die bei klangvoller Sprache nicht fragt, ob der Sprecher ihrer denn fähig ist. „Wie Gottes Cherub vor dem Paradies steht Herzog Alba vor dem Thron”: das wird der stählerne Toledaner nicht über die strichschmalen Lippen kriegen {der nachher mit dem Kronprinzen über das Liebesleben seiner königlichen Eltern auf eine Weise wortwitzelt, daß man nicht weiß, worüber man sich mehr wundern soll: ob über die Dreistigkeit des alten Zynikers oder über die Unempfindlichkeit eines Sohnes, der Das ruhig mitanhört). „Wie schön ist es und herrlich, Hand in Hand mit einem teuern, vielgeliebten Sohn der Jugend Rosenbahn zurückzueilen”: zu solcher himmelblauen Tirade hat der Carlos, der, womöglich in der nächsten Viertelstunde, mit dem Heer nach Flandern geschickt werden will, keine Zeit. „Und etwas lebt noch in des Weibes Seele, was über allen Schein erhaben ist und über alle Lästerung — es heißt weibliche Tugend”: diese schiefgeschwollene Plattheit ist für einen Posa zu schlecht. Und die Eboli hat mit der Liebe vielzuviel zu tun, um über sie wohlzureden. Und überhaupt wucherts ringsherum von Sentenzen (obgleich die meisten noch aus dem Stamm geschwitzte Harztropfen sind und nicht, wie später, Silberschaum für den Weihnachtsbaum).

Und das Alles ist richtig. Und das Alles ist schade. Und das Alles ist schließlich ganz und gar gleichgültig. Denn wir, die wir es erkennen, uns Rechenschaft drüber geben und es verstehend bedauern: auch wir sind ja tiefgerührt, sind immer wieder gespannt und sind un-

weigerlich hingerissen. Wovon? „Ich muß Ihnen gestehen,” schreibt Schiller während der Arbeit, „daß ich meinen Carlos gewissermaßen statt meines Mädchens habe.” Diese glutende Liebe steckt an. Daß sie bei vorwärtsschreitender Arbeit sich abgekühlt hat: so gut wir das wissen — es kühlt uns nicht ab. Hier ist schmelzendes Feuer. Arien — jawohl; aber aus denen Flammen zum Himmel schlagen. Hier verbrennt Einer in sich und um sich herum, was ihn und die Gattung Mensch gemein macht. Dieser fanatische Haß gegen die Gemeinheit: wahrscheinlich ist er es, um dessentwillen Schiller periodenweise, in naturalistischen Perioden, „unmodern” — und um dessentwillen er nach ihrem Ablauf umso schwärmerischer verehrt wird. Wenn wir lange genug an der Erde gehaftet haben, kommt hier Einer, der sich über sie hoch, durch trüben Dunst, in die reinen Lüfte schwingt und stark genug ist, uns mitzunehmen. Heute hats keins seiner Dramen schwer. Aber am leichtesten hats der ‚Don Carlos’, das jüngste Zeugnis klassischer Humanität, wie ‚Nathan der Weise’ und ‚Iphigenie auf Tauris’ der edle Hochgesang eines zukunftsfreudigen Idealismus, eine Mahnung der Menschheit zum Glauben an ihre eigne Menschlichkeit — ein Glaube, der uns verloren gegangen ist und um jeden Preis wiedergefunden werden muß. Nicht zum ersten Mal hat Schiller der Deutsche eine kosmopolitische Sendung.

*

Wo der ‚Don Carlos’ sie erfüllen soll, brauchts große Persönlichkeiten oder spezifische Schiller-Spieler, die sogar heut noch vorkommen. Das Staatstheater lieferte einen Regisseur und einen Ausstattungskünstler. Der Regisseur, als sein eigner Dramaturg, schien sich gesagt zu haben: Selbst das völlig ungestrichene Drama ist unverständlich; es ganz zu zeigen, dauert zudem zwei Abende; dies hat sich weder bei Schlenther noch bei L'Arronge bewährt; auch bei Reinhardt ist aus einer sechsstündigen Aufführung schnell die normale dreistündige geworden; zu welchem Prozentsatz man aus der Geschichte nicht klug wird, ist übrigens wirklich gleichgültig; also hauen wir uns den Text für die Zeit von halb Acht bis Elf zusammen. Nur freilich: nach welcher Bewertung der drei Teile dieses Dramatischen Gedichts, das zwei Liebesaffären, eine liberale Menschheitspredigt und eine halb schaudernde, halb bewundernde Schilderung der katholischen Kirche enthält? Zweierlei spricht dafür, das Hauptgewicht auf den dritten Teil zu legen: daß dem Ensemble die Erotiker, des Fleischs wie des Geistes, fehlen, und daß Rom, nachdem es, als einzige Macht, den Weltkrieg gewonnen, imposanter denn jemals dasteht. Beseitigen wir möglichst viele Schmachtfetzen; riskieren wir, dem Prinzen seinen Abschied von der Stiefmutter-Königin zu nehmen; zerstückeln wir namentlich den vierten und fünften Akt, daß die Fragmente fliegen — auf das Freskogemälde am Schlusse zufliegen, dem zuliebe vorher selten beachtete Szenen hervorgehoben worden sind. Ergebnis: daß die Kirche über den Staat, der Priester über den Krieg, die Verwesung über die Freiheit siegt.

Der Wiener Strnad hat Jeßners Absichten eindringlicher ausgeführt als seine Vorgänger. Die Treppe, rötlichbraun mit goldenen Rändern — ein breiter Trakt, an den sich, über Kellern als Zu- und Abgängen, rechts und links ein schmalerer, ausgebuchteter Seitentrakt anlehnt — diese Treppe bekommt durch ihre sanfte Steigung und durch den Kuppelhorizont etwas von der unabsehbaren Weitflächigkeit des Reiches, in dem die Sonne nicht untergeht. Wenn der Beherrscher dieses Reiches oben erscheint, um in einsamer Majestät das Mittelstück langsam hinabzuschreiten, dann ergießen Heer und Klerus ihre geharnischten wie ihre schwarzweißen und weißschwarzen Vertreter malerisch und symmetrisch über die Seitenstufen. Später, für die Audienz, wird das grandiose Bild dadurch verändert und gefärbt, daß ein hellgrauer Vorhang, bedeckt mit bunten Panieren und Kreuzen in Schwarz, Weiß und Rot, es hinten abschließt. Die Wohngemächer des Schlosses werden so hergestellt, daß ganze Partieen der Treppe von Tüchern und Türen, eckigen und gerundeten, in vornehm stumpfen Tönungen weggeschnitten werden. Die Welt-Esche Ygdrasil aus dem ‚Othello' kehrt in barock gedrehter Form an dem Platze wieder, wo Carlos und Alba fechten, und erhält für das Boudoir der Eboli ein Geschwister. Die Prinzessin hat ein Ruhebett, ihr König einen Schreibtisch, der gefangene Carlos eine Truhe als Bank — mehr Versatzstücke gibt es nicht, keinen Stuhl und keinen Tron, und an Requisiten nur einen Leuchter, mit dem der übernächtigte Philipp herumwankt, und eine Monstranz, auf die zu der schwärmende Posa rückwärts emporsteigt, bis er sie bei der Bitte um Gedankenfreiheit zu seinen Häupten hat — eine ausgeklügelte Spielerei. Aber Alles in Allem: der Entmaterialisierung und Spiritualisierung des Trauerspiels steht buchstäblich nichts im Wege.

Kein Zweifel, daß Jeßner stets in der Wesen Tiefe trachtet. Es ist ihm, trotz manchen Gesuchtheiten, um den Kern zu tun, um die klare und scharfe Herausarbeitung der bewegenden Kräfte, um die Straffung des organischen und die Kappung des unorganischen Ueberschusses, um die richtige Verteilung der Akzente. Aber was kommt heraus, wenn ein noch so klug bemühter Regisseur keine Schauspieler hat? In diesem Falle zwar für das Auge die Weltbedeutung des Katholizismus — am bezwingendsten dort, wo der Sohn Karls des Fünften vorn auf den Knieen kauert und aus dem Hintergrunde der Großinquisitor, auf zwei gebückte Mönche gestützt, seine diktatorischen Kundgebungen erläßt. Doch für das Ohr? Niemals ein Schauer. Sondern, da die Darsteller kein Format haben, die bürgerlichen Elemente des Stückes, sein Ifflandtum, das Familienpech eines zu alten Mannes, dem der häusliche Kummer so sehr das Distanzgefühl des Monarchen vermindert, daß er einen Untertan in seine Ehemisere einweiht. Eine Theatervorstellung soll einem die Seele umschichten? Hier geht man genau so weg, wie man gekommen. Und sagt sich: Sind Schauspieler da, so werden die sichtbaren Regiekünste überflüssig; und diese nützen nichts, sobald keine Schauspieler da sind.

Das schwere Malheur war Kortners Erkrankung. Man denke ihn aus ‚Richard dem Dritten' weg; und der sinkt zu ‚Don Carlos' herab; man stelle ihn noch nachträglich in ‚Don Carlos',und der wird ‚Richards des Dritten' nicht unwert werden. So aber gähnte ein Riesenloch. Darin stand Bruno Decarli und gab einen Alba für Philipp aus. Der Frau Königin, sonst so sympathisch, wünschte man, daß sie hören könnte, wie sie bei der Frage, warum der Malteser ihr „das" getan, den Namen Posa hervorquarrt. Ihr Stiefsohn Müthel betont, im Sinne von Jeßner, daß er den Vater hauptsächlich haßt, weil der „vier Bluturteile unterschrieben", quält sich höchst achtbar mit der Rolle ab und ermangelt des Zaubers der Unbewußtheit, den keine Technik zu finden vermag. Als sein Freund Posa ist Herr Deutsch getragen, elegisch, würdig, gefaßt — von so bezähmtem Temperament, daß er Keinen mitreißt, Fräulein Margarete Anton, die Eboli, paßt vielleicht ins Salonstück. Ein Glück wenigstens, daß die alte Garde nicht gänzlich ausgeschaltet ist. Patrys Domingo hat eine echte Verschlagenheit, und Kraußneck . . . Ja, wirklich: sein Medina Sidonia, mit einem Gesicht, dessen gramvolle Erloschenheit einem ans Herz greift, ist die überragende Leistung des Abends. Von seinen sechzehn Versen hat man ihm zwei gestrichen. Aber die vierzehn gebliebenen haben das Feuer ihres Rhythmus, die Melodie ihres Tonfalls und den Geist, der sie adelt.

Wird das nun immer so weitergehen? Nach ‚Wilhelm Tell' schrieb ich, in geziemender Geduld: „Solch eine Ensemble läßt sich beim eisernsten Willen nicht von heute auf morgen verjüngen"; nach ‚Torquato Tasso': „Regie kann viel; aber sie kann aus Holz keine Funken schlagen"; nach dem ‚Sturm': „Die Mittelmäßigkeit der Majorität stach förmlich in die Augen"; nach ‚Fiesco': „Aber die Bühne gehört der Schauspielkunst"; nach der ‚Gefesselten Phantasie': „Der Rest war einigermaßen zulänglich, also für Deutschlands führende Bühne unzulänglich"; nach ‚Othello': „Wenn irgendwo, so ist hier schauspielerischer Wesensüberschuß vonnöten." Jeßner wird bald drei Spieljahre hinter sich haben. Seine Truppe ist in der Zeit eher ärmer als reicher geworden. Es verdient Lob, daß er nicht Gäste für einzelne Rollen heranholt, ja, daß er auf Gäste „für die Saison" verzichtet, daß er Schauspieler ganz oder gar nicht haben will, um allmählich doch zu einem Ensemble zu gelangen und für sein Teil dem Zerfall der deutschen Theaterkunst einen Damm zu setzen. Aber derart „allmählich" vorwärtskommen heißt: ins Hintertreffen geraten. Und wo steht denn, daß man nur Dramen geben muß, für die man keine Schauspieler hat? Warum, solange man kein Personal für die Weltdramatik hat, paßt man nicht das Repertoire dem Personal an? Warum, solange man mit klassischen Vorstellungen hinter den großen schauspielerischen Eindrücken der Vergangenheit weit zurückbleiben muß, fördert man nicht unaufgeführte Dramatiker, bei denen zum mindesten die Darstellung vor Vergleichen geschützt ist? Aber was Jeßner auch beschließen möge: so darf es nicht weitergehen!

Das Telegrammspiel

von Gussy Holl und Peter Panter

Wir spielen jetzt immer das Telegrammspiel, weil man ja nicht dauernd von guten Börsentips und weniger guten Filmstars sprechen kann. Das Telegrammspiel haben wir an der Ostsee aufgebracht. Am Vormittag lagen wir — zwischen Heringsdorf (Davidsstern) und Zinnowitz (Hakenkreuz) — in der Sonne und warfen uns gegenseitig unser Fett und unsre Magerkeit vor; nachmittags genossen wir die uns zustehende Naturschönheit und schimpften auf die berliner Theater; und abends spielten wir Telegrammspiel.

Es ist einfach so, daß man Telegrammwörter erfinden muß, deren Anfangsbuchstaben einen vorher bestimmten Namen ergeben. Zum Beispiel für den Namen Ruth: Rickelt unabkömmlich total heiser. Wer die schönsten Telegramme aufgeschrieben hatte, bekam einen Schnaps. Gussy Holl war also jeden Abend heftig vergnügt.

Weil nun der berliner Winter trotz allem guten Zureden keineswegs amüsant ist, haben wir das alte Spiel wieder aufgenommen und uns eine Reihe Telegramme ausgedacht. Die Obigten sind sich vollkommen klar, daß sie sich dadurch eins, zwei, drei, vier, achtzehn Feinde gemacht haben, und erklären demgegenüber:

Die ganz besonders bösartigen sind von dem Andern.

Wir hoffen und erwarten, daß das Telegrammspiel bald zu den geistigen Epidemien gehören wird (vergleiche Hecker: ‚Die Veitstänze im Mittelalter') und stellen Jedem anheim, es nachzumachen. Es sieht sehr leicht aus.

Für uns ist die Sache erledigt. Oeffentliche Lokale werden wir in den nächsten vierzehn Tagen nur in den dringendsten Notfällen betreten.

Wilhelm: Weilt ieberraschend lange Holland. Ein landfremdes Mauerblümchen.

Ludendorff: Lanciert unhaltbare Dolchstoßlegende. Ersatz-Napoleon, doch ohne Rassekopf: Fridericus Fex.

Maximilian Pfeiffer: Position fordert einigermaßen Intelligenz. Fahre frühstens Ersten retour.

Rotter: Rom offeriert Tedeumarrangement. Triesch eiligst reisen.

Thimig: Teutschestes! Hehrstes! Inmitten: Millionen Israeliten Goitik.

Valetti: Versucht altfranzösische Ludenliteratur etwas tauentzienartig tarzustellen. Indiskutabel.

Pola Negri (telegraphiert an die Ufa):
Porten ohnehin lachhaft alt. Nur elegante Gaminhaftigkeit reizt Industrie.

Veidt: Vertreter eines interessanten Damen-Typs.

Wilhelm Herzog: Held ersten Ranges. Zowjetet ohngezählte Gelder.

Wirth: Wirth ist rechts total hintenruntergerutscht.

Noske: Noch Oberpräsident. Spitzen-Kandidatur Eselei.

Paul Graetz: Großer Reißer. Aber etwas Temperament zuviel.

Holzbock: Holzbockt ohnentwegt Lozelachs, Zéancen, Bälle, Opern. Cet K.

Brunner: Beischlaf ähnlicher Rhythmus unzüchtig? Nebbich Neid eines Rappelkopfs.

Sternheim: Schippelnd Tantiemen eilt Rentner nach Haus. Elegante Inversion meistert.

Siegfried Jacobsohn: Jammert alliterierend Ceter ob berliner Sautheater ohne höhere Nebenzwecke.

Peter Panter: Plauscht angschwiet Nebensächlichkeiten. Tief erotischer Rentier.

Gussy Holl: Gussys unqualifizierbar scharfe Schnauze yrreparabel. Halte Operation leider lebensgefährlich.

Stinnes, Frankreich, Laurahütte von Morus

Stinnes und Loucheur

Als Hugo Stinnes im Dezember 1921 zu Schiff nach England ging, da fiel allen Gutgesinnten ein Stein vom Herzen. Endlich war der rechte Mann am rechten Platz. Man wußte, daß die privaten Geschäfte, die Herr Stinnes in London erledigen wollte, ein Vorwand waren, um mit Downing Street, mit Sir Horne und mit den Männern der City über die Kredite und die Reparationen zu verhandeln. Die gesamte deutsche Presse bemühte sich, durch geheimnisvolle Nachrichten und durch noch geheimnisvollere Dementis der Sache den nötigen Applomb zu geben — die ganze Reise war ein einziges Dementi: Herr Stinnes war nicht zum Weekend in dem Landhause Lloyd Georges gewesen, Herr Stinnes hatte nicht mit Curzon und Horne verhandelt, Herr Stinnes hatte nicht mit dem Präsidenten der Bank von England gesprochen, Herr Stinnes — ja, war Herr Stinnes überhaupt drüben gewesen? Nach acht Tagen traf der große Hugo ein wenig plötzlich, aber wohlbehalten in Berlin ein; und Deutschland raunte; Stinnes hats geschafft, er wills nur noch nicht sagen.

Tags darauf fuhr Walther Rathenau nach London, verhandelte ausgiebig und erfolgreich, und als er zurückkam, machten Helfferich und Stinnes im Auswärtigen Ausschuß des Reichstags dem Kanzler eine große Szene. Da wußten alle Gutgesinnten Bescheid: der blonde Jude Rathenau hatte verdorben, was der schwarzbärtige Germane Stinnes erreicht hatte. Es war nicht anders zu erwarten gewesen.

Da kam in diesen freudvollen Tagen eine seltsame Kunde übers Meer. Der londoner Korrespondent der Frankfurter Zeitung, einer der ernstesten und gewissenhaftesten Journalisten, berichtete aus sicherster Quelle, Stinnes habe in London über die Privatisierung der deutschen Reichseisenbahnen verhandelt und habe den Engländern vorgeschlagen, gegen Verpfändung der privatisierten Eisenbahnen dem Reich einen Vorschuß von 500 Millionen Goldmark zu gewähren. Oder um es etwas deutlicher zu sagen: Herr Stinnes bekommt die Eisenbahnen, deren Wert Kollege Helfferich zu Beginn des Krieges auf 20 Milliarden Goldmark geschätzt hat, das Reich bekommt dafür 500 Millionen geliehen, und die Engländer bekommen obendrein das Pfandrecht auf den wertvollsten deutschen Besitz.

Nach langem Zureden fühlte Herr Stinnes sich bewogen, ein formales Dementi von Stapel zu lassen, das über die Sache selbst auch nicht das Geringste sagt. Dafür wartete der londoner Korrespondent mit neuen Einzelheiten auf, und die Frankfurter Zeitung hielt ihre Anklagen unverändert aufrecht. Allein Herr Stinnes ist ein friedliebender Mann, ließ sich seelenruhig des Landesverrats beschuldigen und verzichtete stolz darauf, vor den Kadi zu gehen.

Aber noch gibt es Männer in Deutschland. Am Königsplatz (wo die Affäre Stinnes auf die Dauer nicht verborgen blieb) brach ein Sturm der Entrüstung aus, nicht weil der Reichstagsabgeordnete Stinnes versucht hatte, um seiner Privatinteressen willen Reichsgut an England zu verpfänden, sondern weil der Genosse Dittmann gewagt hatte, einen Untersuchungsausschuß für den Fall Stinnes zu fordern.

In der französischen Kammer hat dieser Tage der sozialistische Abgeordnete des Nord-Departements Inghels gegen den Abgeordneten Loucheur den Vorwurf erhoben, er habe als Minister den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete verzögert, um den Industriellen noch größere Gewinne zuzuspielen. Herr Loucheur konnte zwar die Anklagen zum größten Teil zahlenmäßig widerlegen: trotzdem forderte er selbst die Einsetzung eines Untersuchungsausschusses.

So offenbart sich immer wieder die Rückständigkeit des französischen Volkes. In Frankreich verpachtet man den Handelsteil der Zeitungen seitenweise an Bankiers, Fabrikanten und Börseaner — in Deutschland kauft die Industrie gleich ganze Zeitungen und Verlage auf. In Frankreich sucht man seinen politischen Einfluß beim Börsenspiel auszunutzen und sich und seinen Vettern ein angemessenes Ruhepöstchen zu verschaffen — in Deutschland pfeift man auf den Staat und verschachert hinter dem Rücken der Regierung Reichseigentum. In Frankreich ist man noch altmodisch genug, Lärm zu schlagen, wenn der Gestank zu stark wird — in Deutschland lärmt man nur gegen Den, der die Wahrheit aufdecken will.

Französische Wirtschaft

Nichts für ungut: auch die Franzosen haben ihre Meriten. Das Kesseltreiben, das die Mannen um Poincaré gegen die Konferenz von Genua veranstalten, ist mustergültig und wird sein Ziel nicht verfehlen: es wird Mai werden, und bis dahin versucht Frankreich mit Erfolg, seine Position zu stärken. Die Verhandlungen mit der Kleinen Entente und die Abmachungen mit Rußland zeigen, daß von einer Isolierung Frankreichs keine Rede sein kann. Frankreich braucht von Genua nichts zu befürchten — aber es hat von Genua auch nichts zu erwarten. England drängt auf eine Regelung der europäischen Finanzen, weil es ohne die wirtschaftliche Wiederherstellung Mittel- und Osteuropas seine eigne Krise nicht überwinden kann. Frankreichs Wirtschaftslage ist zur Zeit die beste aller europäischen Staaten. Es hat als Land mittlerer Valuta — der Franc steht etwas unter der Hälfte seines Friedenswertes — weder unter der Arbeitslosigkeit der hochvalutarischen Länder noch unter der mangelnden Kaufkraft der schwachvalutarischen Länder zu leiden. Die zerstörten Gebiete sind zum größten Teile wiederhergestellt, sodaß Frankreich sich wieder selbst ernähren kann. Die Kohlen- und Eisenproduktion hat wesentlich zugenommen, sodaß der Ueberschuß der Einfuhr über die Aus-

fuhr von 23 Milliarden Francs im Jahre 1920 auf 2 Milliarden im Jahre 1921 zurückgegangen ist

Trotz dieser relativ günstigen Handelsbilanz steht es mit den französischen Staatsfinanzen nicht viel anders als in Deutschland. Während England ohne Rücksicht auf die Reparationsforderungen seinen Etat balanziert, verläßt man sich in Frankreich auf die deutschen Zahlungen, und da es bisher nur an den Sachleistungen partizipierte, so weist das Budget für 1921 das stattliche Defizit von 8½ Milliarden Francs auf, und für das laufende Etatsjahr rechnet man sogar mit einem noch höhern Fehlbetrag, obwohl die Steuerlast — auf dem Papier wenigstens — auch jetzt schon im Durchschnitt 16,7% des Einkommens beträgt.

Frankreichs Finanzunglück ist sein Heer. Die neuen Gesetzentwürfe zur Reorganisation der französischen Armee sehen zwar eine Herabsetzung der allgemeinen Dienstpflicht von 24 auf 18 Monate vor: aber Entschädigung für die Verminderung der regulären Truppen von 800 000 auf 630 000 Mann soll ein Söldnerheer von 100 000 Mann sein, und diese „Abrüstung” bedeutet für den Staat eine jährliche Mehrausgabe von 550 Millionen Francs. Man hat selbstverständlich nicht versäumt, diesen menschenfreundlichen Plänen ein Schönheitspflästerchen aufzukleben, und will fortan nicht nur die Zahl der Kanonen erhöhen, sondern auch die Familienunterstützung für die Angehörigen der Mannschaften. Diese Unterstützungsgelder wird man aber nicht beim Heeres-Etat, sondern unter den Ausgaben für Hygiene und soziale Fürsorge buchen.

Geben Sie Acht, Herr v. Seeckt! Da können Sie noch was lernen.

Laurahütte

In dieser dunkeln Zeit hat keine Organisation und kein Beruf sich so wacker bewährt wie die Börseaner. Weder Lichtstreik noch Bahnstreik hielt sie ab, sich im Auto nach der Burgstraße zu begeben, um dort zum Besten der Menschheit ihren Geschäften nachzugehen. Und der Herr belohnte ihre Treue. Der fröhlichen Kali-Hausse ist eine weit lustigere Hochkonjunktur in polnisch-oberschlesischen Montanpapieren gefolgt. Erst munkelte man, daß die Franzosen sich an die neupolnischen Gruben heranmachen wollten, und daß demnächst Laurahütte und Kattowitz an der pariser Börse ihren Einzug halten würden; und dann kam aus London die frohe Botschaft, daß ein englisches Konsortium dem Herrn Weinmann, der die Majorität der Laurahütte-Aktien besitzt, ein fabelhaftes Angebot gemacht habe. Der Erfolg war, daß Laurahütte in wenigen Tagen von 1200 auf 2700 stieg, und, wie es immer zu sein pflegt, profitierten auch die benachbarten Branchenpapiere davon. Selbst die westdeutschen Montanpapiere machten einen kleinen Sprung, und so war der Jubel groß.

Auch das Publikum, das seit zwei Monaten schon fast von der Börse verschwunden war, wurde wieder mobil. Freilich kam es auch diesmal ein wenig spät, denn es hat seinen besten und bequemsten Mentor verloren: die Effekten richten sich nicht mehr nach den Devisenkursen, sondern sie haben sich selbständig gemacht und steigen und fallen ohne Rücksicht auf den Dollar. Der aber pendelt unentwegt um 200 herum und wird es vermutlich tun, bis Genua eine Entscheidung bringt.

Rundschau

Die Reichswehr

Dies soll hier nur stehen, um in acht Jahren einmal zitiert zu werden. Und auf daß Ihr dann sagt: Ja — das konnte eben Keiner voraussehen!

Ich halte es für meine Pflicht, noch einmal die beiden sozialdemokratischen Parteien auf die Gefahr aufmerksam zu machen, die von der Reichswehr droht.
Die Truppe, in hundert und aberhundert überflüssige Detachements gegliedert — überflüssig ihrer Quantität, überflüssig ihrer Qualität nach —, liegt hauptsächlich in kleinen und kleinsten Orten. Damit die Herren unter sich sind. Der Drill ist genau so wie unter dem Kaiser — nein, er ist schlimmer, verschärfter, bösartiger, der Zeit noch mehr ins Gesicht schlagend als schon damals. Ich habe Nachrichten, die alle das Selbe besagen: viele Offiziere politisieren, schikanieren, sind Gegner der Republik — und die Leute fürchten sich. Sie fürchten sich vor dienstlichen Unannehmlichkeiten; sie fürchten sich, vor eine Republik zu treten, die diesen Schutz gar nicht haben will, und die sie gegen die vorgesetzten Monarchisten nicht schützt; sie fürchten sich vor der Entlassung und vor noch Aergerm. Wer die Verhältnisse kennt, wird diese Andeutung verstehen.

In den Soldatenzimmern wimmelt es von kaiserlichen Abzeichen, von Kaiserbildern, von nationalistischen Broschüren und Zeitungen. Die Offiziere, ältere Generalstäbler oder sehr junge Herren, pflegen genau dieselbe Lebens- und Staatsauffassung, deren Rückständigkeit uns in jenes Unglück gestürzt hat. Ihre politische Zuverlässigkeit verträgt keine Prüfung.

Der Milliarden-Etat geht Jahr um Jahr, mit schönen Sparsamkeitsreden begleitet, im Reichstag durch — die Abgeordneten der Mehrheitssozialdemokratie versagen bei Wehrfragen in den Ausschüssen und im Plenum. Die Unabhängigen allein schaffens nicht. Wirklich sachverständige Militär-Spezialisten scheint es nicht zu geben. Jedenfalls merkt man nichts von ihnen.
Fast gänzlich unbeachtet, in aller Stille reift hier ein Werk, das heute noch abzutöten ist. Ueber die Notwendigkeit einer Reichswehr läßt sich streiten — über die Beschaffenheit dieser Reichswehr gibt es nur eine Meinung: sie muß geändert werden.
Geßler zählt nicht — denn er ist nicht Herr über seine Leute. Er hat alle Eigenschaften Noskes — ohne dessen schlimme. Also gar keine.

Einst wird kommen der Tag, wo wir hier etwas erleben werden. Welche Rolle die Reichswehr bei diesem Erlebnis spielen wird, beschreiben alle Kenner auf gleiche Weise. Der Kapp-Putsch war eine mißglückte Generalprobe. Die Aufführung ist aufgeschoben.

Die Realpolitiker, viel klüger und erfahrener als wir Outsider, werden mir antworten, der Staat habe jetzt keine Zeit — er müsse seine ganze Kraft an die außenpolitischen Probleme wenden.

Ich will aber nicht in acht Jahren hier eine Serie Standgerichte haben, die die gewissen raschen Kneifer nicht, wohl aber alle Andern treffen werden. Ich will nicht meine Steuern für Menschen ausgeworfen wissen, die nichts andres im Kopf haben als ihre überlebte Zeit und ihre Ideale — Ideale, deren Unwert nur noch von ihren forschen Vertretern übertroffen wird. Ich will nicht. Viele wollen nicht. Und ich halte es für eine Pflichtverletzung der beamteten und gewählten Volksvertreter, sich auf Meldungen zu verlassen, die verlogen sind, und auf Gruppen zu hören, die warten und warten . . . Ihre Zeit kommt.
Bedankt euch in acht Jahren bei dieser Regierung, diesem Staatsrat, diesem Reichstag.

Ignaz Wrobel

Antworten

Schwarzer Mörder. Sie haben den unbequemen Abgeordneten Ihres Negerstammes, den Herrn Mikolko, ermordet? Lassen Sie sich keinesfalls in Deutschland sehen! Hierzulande ist man mit politischen Mördern, die fremden Völkerschaften angehören, furchtbar streng.

Historiker. In der deutschnationalen Presse, der überzeugten wie der gekauften, ist zur Zeit die rührende Geschichte eimes Herrn Fleck zu lesen, eines frühern Soldaten: ‚Der Kaiserin zum Gedächtnis'. Das ist Historie, wie sie der kleine Moritz sich vorstellt. Es dreht sich um eine Unterredung der Kaiserin mit dem, wie er hier genannt wird, „verstorbenen Kommunisten Hans Paasche". Woran der Mann gestorben ist, wird merkwürdigerweise nicht gesagt. Es war eine überaus bunte Krankheit. Also in dieser Unterhaltung spielt Ihre Majestät erfolgreich die edle, stolze, aufrechte Herrscherin — und Paasche ist der kleinlaute, beschämte, von so viel Größe niedergeschmetterte Untertan. Ja, leistet die hohe Frau doch der Aufforderung Pasches, Platz zu nehmen, um keinen Preis Folge! Das waren wohl wilde Szenen. Nachdem der Ritter den Mann noch als geistig nicht normal beschimpft hat, beendet er die erschütternde Schilderung. Wie so schade, daß eine Revolution uns versagt geblieben ist! Man hat 1789 zwei Dinge gehabt, die heute zu fehlen scheinen: eine Idee und eine Exekutive der Idee. Wir haben verschmockte Oberstleutnants.

Geschäftsmann. Was tun Sie mit einem Filialleiter, der Ihnen ein Unternehmen nach vierzig Jahren der Blüte in vier Jahren durch Borniertheit und Hochmut für ein halbes Menschenalter und länger geschädigt hat? Sie kündigen ihm. Und wenn er Ihnen dann noch gute Ratschläge-geben will, wie Sie in Zukunft Ihre Geschäfte einzurichten haben? Dann werfen Sie ihn hinaus. Die Helfferich, Hergt und Ludendorff aber kriegen Zulage.

J. D.-E. Sie schreiben mir, daß in den hamburger Straßenbahnen seit Monaten ein Plakat des folgenden Wortlauts hängt: „Die beiden Eckplätze an der hintern Eingangstür sind auf Anordnung des Schaffners für Schwerkriegsbeschädigte, soweit sie im Besitz einer Ausweiskarte sind, freizumachen." Da fehlt eine Zeile. Sie hat zu lauten: Sollte der Schwerkriegsbeschädigte zufällig keine Arme haben, um seine Ausweiskarte vorzeigen zu können, so hat er sich diese an einem Bindfaden um den Hals zu hängen.

Traugott v. Jagow. Sie werden Gesellschaft bekommen. Ihr Conaristokrat Kaehne auf Petzow am Schwielowsee hat den Fünfundzwanzigsten abgeschossen. Weil er gewohnheitsmäßig seine Opfer im Walde verbluten läßt, will ihn die deutsche Justiz wegen Verunreinigung öffentlicher Anlagen am Kanthaken kriegen. Bis er bei Ihnen eintrifft, ist auch Graf Schlieffen zu Festung begnadigt, und dann könnt Ihr Drei zusammen viele Partieen Schafkopf spielen. Die Gefahr, daß Ihr euch zur Abwechslung einmal an einem Mauschel-Bête erfreut, ist ja wohl gering.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33.

XVIII. Jahrgang 2. März 1922 Nummer 9

Das Ergebnis von Washington von L. Persius

Jede militärische Rüstung ist eine Verneinung des Rechts, ein Sinnbild der brutalen Gewalt. Zum Abbau dieser Verneinung des Rechts haben die Verhandlungen der Konferenz von Washington wesentlich beigetragen. Sie sind ein großer Schritt vorwärts auf dem Wege zur allgemeinen Verständigung über das Maß der militärischen Rüstungen, zur Beendigung des sinnlosen und für die Völker ruinösen Wettrüstens.

Es standen nur die Seerüstungen zur Debatte. Falls sich aber in der Folge zeigt, daß die getroffenen Abmachungen gut waren, daß sie sich bewähren, vor allem, wenn erkannt wird, wie viel bisher zwecklos vergeudetes Geld gespart werden kann: dann ist wohl sicher, daß man sich bald zu einer neuen Konferenz zusammenfinden wird, die über die Abrüstung auf dem Lande beratschlagt. Diese Arbeit wird sich allerdings schwieriger gestalten als die kürzlich vollendete.

Sooft früher auf den Haager Konferenzen versucht wurde, zu einem Ausgleich über die militärischen Machtmittel zu gelangen, trat Deutschland als Saboteur aller Einigungsbestrebungen auf. Unsre Vertreter hatten strikten Auftrag, sich nicht an irgendwelchen Besprechungen über Rüstungsabkommen zu beteiligen. Dieser Haltung unsrer Regierung entsprechen die Aeußerungen unsrer Staatsmänner. Fürst Bülow erklärte im Reichstag am ersten März 1900:
Wir können keine Konzessionen machen

am dreißigsten April 1007:
Wir lehnen die Beteiligung an der Rüstungsdebatte im Haag ab

am neunundzwanzigsten März 1909:
Verhandlungen über Einschränkung der Flottendistungen haben keinen Zweck

am einunddreißigsten März 1909:
Wir schaffen unsre Flotte nach dem Flottengesetz, ganz gleichgültig, was andre Nationen tun.

(Die letzte Aeußerung ist kennzeichnend für den „Staatsmann” Bülow. Jeder Schulbub weiß, daß ein waffentragendes Volk gezwungen ist, seine Rüstung nach der des voraussichtlichen Gegners zu richten. Auf der See ist nicht nur die Quantität und Qualität des fremden Schiffsmaterials maßgebend — nein, sogar bis ins kleinste technische Detail hinein ist man gezwungen, sich, zum Beispiel hinsichtlich der zu erbauenden Typen, nach seinen Rivalen zu richten.)

Bethmann Hollweg sagte im Reichstag am dreißigsten März 1911:
„Die Abrüstungsfrage ist unlösbar, solange Menschen Menschen und Staaten Staaten sind.”

Erst im Lauf des Krieges — als es zu spät war — stellte sich die bessere Erkenntnis bei unsrer Regierung ein. In der deutschen Antwortnote an den Papst vom neunzehnten September 1917 heißt es:

„Wir teilen die Auffassung Seiner Heiligkeit, daß bestimmte Regeln und gewisse Sicherheiten für eine gleichzeitige und gegenseitige Begrenzung der Rüstungen zu Lande, zu Wasser und in der Luft diejenigen Gegenstände darstellen, bei deren Behandlung der neue Geist, der künftig im Verhältnis der Staaten zu einander herrschen soll, den ersten verheißenden Ausdruck finden müßte.”

Als die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika die Einladung zu der Abrüstungskonferenz ergehen ließ, da schloß keine Nation sich aus, und auf der Konferenz haben sich die Vertreter fast sämtlicher Nationen mit großer Hingabe am guten Werke beteiligt. Es war von vorn herein klar, daß das Problem nicht aus dem Stegreif gelöst werden würde, daß scharfe Meinungsverschiedenheiten auszugleichen waren. Aber dank der Initiative und dem unerschrockenen Eintreten für die wahren Interessen der gesamten Menschheit und dank dem versöhnlichen Geist der nordamerikanischen und englischen Vertreter gelang es, im großem Ganzen ein überraschendes Resultat unter Dach zu bringen. Außerordentlich klug hat Nordamerika die Abrüstungsaktion mit der Erörterung über die Einschränkung der kriegsmaritimen Machtmittel eingeleitet. Und hier wieder stand nur das Material zur Debatte. Vom Personal wurde kein Wort gesprochen. Die Begrenzung der Rüstung zur See festzulegen, ist zweifellos leichter als die zu Lande. Es ist verhältnismäßig einfach, zu bestimmen: Es dürfen keine großen Kriegsschiffe mehr gebaut werden! — denn es ist undenkbar, daß irgendwo auf der Welt der Kiel zu einem solchen im Geheimen gestreckt werden könnte. Auch der Bau jedes kleinen Unterseeboots wird bald ans Tageslicht kommen. Anders bei den Rüstungen zu Lande. Zunächst würde sich die Herstellung der zahllosen kleinen Waffen — Geschütze, Maschinengewehre, Flinten —, wenn der Wille zum Verstoß gegen Abmachungen besteht, im Verborgenen betreiben lassen. Ferner würde wohl möglich sein, im Geheimen ein weit stärkeres kampfbereites Personal vorzubilden — durch Entlassung alter Leute und Neueinstellung —, als vertraglich festgelegt war. Kurz: auf dem Lande wird sich eine Kontrolle der militärischen Rüstungen weit schwieriger gestalten als zur See. Eine Kontrolle muß aber bestehen. Selbstverständlich darf sie nur mit Vorsicht ausgeübt werden; es handelt sich nicht um Sieger und Besiegte, sondern um gleichgestellte Parteien, die freiwillig einen Vertrag eingegangen sind. So wurde die Lösung der Abrüstungsfrage in Washington am richtigen Angriffspunkt: bei der Beschränkung der Seemachtmittel begonnen. Es standen zur Erörterung:

1. der Abbruch von Kriegsschiffbauten — eine zehnjährige Flottenbaupause;

2. die Festsetzung der Gesamttonnage der einzelnen Flotten;

3. U-Boots-Stärken, Hilfsschiffe undsoweiter.

Meiner Ansicht nach ist der Hauptpunkt die Flottenbaupause. Sie enthält die Lösung aller andern Fragen, zieht diese mehr oder minder automatisch nach sich. Wenn während einer längern Zeitspanne kein Kiel zu einem Kriegsschiff gestreckt wird, stagniert die gesamte Seerüstungsindustrie. Die Werften müssen sich völlig anders einstellen, die Fabrikation von Panzerplatten und Monstregeschützen hört auf, und damit zahlloser andrer Dinge, die Verwendung nur im Kriegsschiffbau fanden. Die folgerichtige Fortentwicklung der einzelnen Typen, die sich auf Erfahrungen bei Manövern und andern Uebungen stützt, wird sistiert. Nach längerer Pause in der Aufstapelung von Kriegsschiffen wird es schwer sein, dort wieder anzuknüpfen, wo der Faden abgerissen wurde. Gewiß wird Energie jedes Hindernis überwinden. Aber man frage sich: Wenn die Völker während eines Dezenniums aus ihrem Budget die Kosten für den Neubau von Kriegsschif-

fen verschwinden sahen (der Neubau eines modernen Schlachtschiffes beläuft sich heut auf mindestens 200 Millionen Goldmark), wenn sie bemerken, welche enormen Summen für produktive Zwecke erübrigt worden sind — werden sie nicht endlich zu Verstand kommen, werden sie nicht in den Parlamenten darauf dringen, daß der Bau der kostspieligen Großkampfschiffe gänzlich aufhört?

Damit kein Irrtum entsteht: Die Flottenbaupause ist von allen Regierungen angenommen! Ebenso hat man sich über die Festsetzung der Gesamttonnage der Flotten geeinigt:

England,	Nordamerika,	Japan,	Frankreich,	Italien
5	5	3	1,8	1,7

Eindrücklicher konnte der Geist, der auf der Konferenz herrschte, der übrigen Mitwelt nicht vor Augen geführt werden als durch das Zustandekommen dieses Flottenmachtverhältnisses. Die anfängliche Weigerung Japans und Frankreichs, die von Hughes vorgeschlagene Bemessung anzunehmen, wiegt gering gegen das endlich erzielte Einverständnis. Vor allem aber setzt die Entsagung Großbritanniens in Erstaunen. Es hat sich zufrieden gegeben mit dem amerikanischen Vorschlag: Gleichstellung der Flotte unter dem Union Jack und der unter dem star spangled banner. 1914 rangierte die Flotte der Union hinter der deutschen; die britische dominierte bei weitem. (Deutschland hatte fertig 1 019 417, fertig und in Bau 2 205 040 Tonnen, England 1 345 405 und 2 798 460.) Was nun hat die britische Regierung veranlaßt, die Herrschaft über die Weltmeere aufzugeben?

Die britische Seeherrschaft gründete sich bisher auf die Ueberwasserschiffe, vornehmlich auf die Großkampfschiffe, das heißt: Linienschiffe und Schlachtkreuzer, also Schiffe von ganz großem Deplacement, bestückt mit den schwersten Geschützen, die mit starker Panzerung versehen sind. Die Schlachtkreuzer verfügen außerdem über eine sehr hohe Geschwindigkeit — allerdings auf Kosten der Panzerung. Für jeden unvoreingenommenen Fachmann steht fest, daß diese Monstreschiffe sich im letzten Krieg nicht bewährt haben. Wohl versuchen die Interessenten: Admirale und ältere Seeoffiziere, die nicht U-Boote, sondern große Schiffe befehligen, sowie die Schiffbauer (weil sie an großen Schiffen mehr verdienen als an U-Booten), den Laien den Glauben zu suggerieren, daß trotz allen Erfolgen der U-Boote die Großkampfschiffe ihre Existenzberechtigung erwiesen hätten. Aber man erinnere sich: Deutsche U-Boote vernichteten nicht nur Handelsschiffe, sie versenkten auch öfters durch Einen Torpedoschuß Linienschiffe und Panzerkreuzer. Wären wir im Besitz einer genügend großen Zahl kriegsbrauchbarer U-Boote gewesen, kommandiert von durchgängig tüchtigen Kommandanten, dann wäre der „Dreadnought" unweigerlich auf den Aussterbeetat gesetzt. Das weiß die britische Admiralität. So erklärt sich, warum sie auf die große Menge an Schlachtschiffen keinen Wert mehr legt.

Die Kontroversen, die sich bei der Festsetzung des Gesamttonnagegehalts und bei der Bewertung der einzelnen Großkampfschiffstypen ergaben, interessieren den Laien weniger. Nur kurz sei gesagt, daß sich Frankreich bedrückt fühlte, weil seine neusten Schlachtschiffe gleichgestellt wurden mit wirklich modernen andrer Staaten. In Frankreich ist seit 1914 kein großes Schiff mehr vom Stapel gelaufen — die letzten Linienschiffe der Normandie-Klasse sind 25 200 Tonnen

groß, haben eine schwere Armierung mit dem 34-cm-Kaliber —, hingegen hat Japan 32 000-t.-Schiffe mit 38,1-cm-Geschützen und Nordamerika gar 42 000-t-Schiffe mit 40,6-cm-Geschützen gebaut. Um diesen Mangel an großen Schiffen zu begegnen, ist verständlich, daß Frankreich sich an U-Booten gegenüber den in andrer Hinsicht stärkern Flotten ein Gegengewicht sichern wollte. Der Streit um die U-Boot-Tonnage hat einen ernstern Kern, als gemeinhin angenommen wird. Solange nicht der pazifistische Geist gesiegt hat, der die völlige Abrüstung, also die Abschaffung aller militärischen Machtmittel vorschreibt, gebietet die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß Frankreichs Wunsch nach einer großen U-Boot-Macht verständlich ist. Die französische Regierung vertritt mit ihrer Forderung einer starken U-Boot-Flotte im Grunde die Interessen des ganzen europäischen Festlands gegen England. Dieses weiß, daß es auch mit seiner künftigen — wenngleich gegen früher beträchtlich schwächern — Flotte allen europäischen Staaten ein Paroli bieten kann. Die einzige Rettung der Festlandsmächte liegt im stark ausgebildeten U-Boot-Wesen. Die französische Forderung von 90 000 Tonnen an U-Booten muß als außerordentlich bescheiden anerkannt werden, besonders wenn man die von den Engländern gewiß nicht vernachlässigte Ausbildung der U-Boots-Abwehr in Rechnung stellt.

Alle die andern Abkommen, die getroffen wurden, und bei denen zuweilen auch erhebliche Meinungsverschiedenheiten zu Tage traten: die Größe der Hilfsschiffe (höchstens 10 000 t), der Flugzeugmutterschiffe, das Kaliber der Geschütze (auf 8 Zoll — 20,3 cm festgesetzt), die Untersuchung der Frage über den Begriff des „Handelsschiffs" — all das ist unwesentlich. Die langen Debatten, die bei Erörterung grade des Begriffs „Handelsschiff" gepflogen wurden, die Bestimmungen über die Führung des U-Boot-Krieges — kein wirkliches Handelsschiff darf torpediert werden — erscheinen ziemlich überflüssig. Wer glaubt, daß zerstörungswütige Militärs — und die wird es stets geben — sich um solche Bestimmungen kümmern würden? Krieg ist Krieg, nämlich keine Teegesellschaft: „Torpediere, zerstöre, schlag' zu, wo und wie immer du kannst", sagte jener britische Admiral Lord Fisher. Das wird auch in Zukunft gelten. Alle diese Verhandlungen sind nebensächlich gegenüber der Tatsache, daß Einigung erfolgt ist über die Seerüstungsbeschränkung im Großen, also über die Flottenbauferien und das Stärkeverhältnis. Rein äußerlich genommen bedeutet das Resultat der Konferenz einen außerordentlichen Fortschritt. Die Ersparnis von Milliarden wird überall das darniederliegende Wirtschaftsleben heben. Nie zuvor ist eine so weit gehende Beschränkung der militärischen Machtmittel einmütig beschlossen worden. Ob und in welchem Umfang die Konferenz positive Ergebnisse haben wird, das hängt von der politischen Weiterentwicklung, von der Entwicklung einer vernünftigen Weltanschauung der Völker ab, von Faktoren also, über die heut eine Voraussage zu machen vermessen wäre. Auch der Realpazifist weiß, daß die Gewähr für die Ausführung der Konferenzbeschlüsse weniger von der Befolgung der Paragraphen — die viele Hintertüren offen lassen, offen lassen müssen — abhängig ist als von dem Geist, der die ausführenden Organe, letzten Endes von dem Geist, der die verschiedenen Nationen beseelt. Solange der Militarismus in der Welt regiert. solange die Macht vor das Recht

gesetzt wird, so lange werden auch Konferenzen wie die zu Washington der gequälten Menschheit keine Erlösung von dem Rüstungs- und Kriegsübel bringen können. Und weiter: Haben alle internationalen Abmachungen über Rüstungsbeschränkungen nicht nur Augenblickswert? Die Lenker der Staaten waren sich klar, daß sie dem Willen der kriegs- und rüstungsüberdrüssigen Völker nachgeben mußten, und deshalb entsprachen sie dem Wunsch des Präsidenten Harding, ihre Vertreter nach Washington zu senden. Sie wußten, wie jeder Kenner, daß die jetzt getroffenen Abmachungen binnen kurzem überholt sein würden. Chemie und Technik werden im nächsten Krieg eine Kraftentfaltung zeigen, die die bisherigen Waffen zum Kleinkinderspielzeug stempelt. Der mit Riesenschritten fortschreitenden Zerstörungstechnik der Luftstreitkräfte wird kein Abwehrmittel gewachsen sein, und noch viel weniger den chemischen Zerstörungsmitteln. Die Lenker der Völker scheinen ihre Augen vor diesem Prozeß nicht zu verschließen. Darauf deutet die Konferenz zu Washington. Sie sollte wohl neben der Ersparnis von Kosten für doch bald überholte militärische Machtmittel der Vorbereitung der Völker dienen, sich vertraut zu machen mit dem Gedanken, daß es in Zukunft empfehlenswert ist, zwischenstaatliche Streitigkeiten von einem internationalen Schiedsgericht entscheiden zu lassen.

So gesehen, erscheint die heut von Frankreich gegen Deutschland befolgte Taktik illusorisch. Die Unterdrückungsmaßnahmen und die Vorbeugungsmaßregeln gegen militärische Erhebung, die Frankreich für uns trifft, versprechen keinerlei positiven Nutzen, höchstens den, die Kreise zu stützen und die Stimmungen zu schüren, die auf Revanche sinnen. Nicht anders ist die Besorgnis Frankreichs vor Englands Seeherrschaft einzuschätzen, und ebenso, umgekehrt, die Englands vor französischen U-Booten, Luftfahrzeugen undl Riesengeschützen. Nur die Einmütigkeit aller Friedensfreunde kann die Welt vor einem neuen Kriege bewahren, gegen dessen Zerstörungskraft und Grausamkeit der von 1914 nichts wäre. Keine geschriebene Abmachung wird den Geist ersetzen, der die allumfassende Sicherheit garantiert. Darüber herrscht wohl kein Zweifel, daß die Regierungen nur verstehen müßten, wie im August 1914, die Leidenschaften der breiten Volksmassen aufzupeitschen — um selbst pazifistisch gesinnte Leute radikalster Richtung zu nachdrücklichen Beweisen ihrer „Vaterlandsliebe”, wie sie sie auffassen, zu bewegen. Trotz allen Flottenbaufeierjahren werden die Werften in wenigen Monaten zahllose U-Boote fertigstellen, größere Schiffe werden folgen, die gesamte Waffenfabrikation wird im Nu aufleben — falls nicht eben all das unnötig sein wird, weil schon vorher aus Luftfahrzeugen herabgeworfene chemische Zerstörungsmittel weite Landstriche verwüstet, ganze Völker getötet haben. Wollen wir also unsern Erdteil vor der völligen Vernichtung durch eine derartige furchtbare Katastrophe, wie sie „der nächste Krieg” sein wird, schützen, so bleibt kein andres Mittel als die Verwerfung des Kultus der Macht. Den hierzu nötigen Geist, den friedensfreundlichen, der Streitfälle zwischen den Nationen durch internationale Schiedsgerichte entscheiden läßt, der auf Beschränkung der Rüstungen, ja auf ihre völlige Abschaffung drängt — diesen Geist zwischen den Völkern wachzurufen, hat die Konferenz in Washington sicherlich beigetragen.

Die Zukunft des Aerztestandes von Hans Oppenheim

Seit langem überbieten sich die wirtschaftlichen und nicht selten die wissenschaftlichen Organe der deutschen Aerzteschaft in Aufsätzen und Artikeln über die Notlage des ärztlichen Berufes. Mit mehr oder weniger Sachkenntnis und mehr oder weniger Temperament werden die traurige Gegenwart und die noch trübere Zukunft des deutschen Aerztestandes besprochen und vermeintlich gangbare Wege zur Abhilfe oder Vorbeugung gewiesen. Schon die Häufung solcher Diskussionen beweist zur Genüge die tatsächliche Not und die Dringlichkeit der Vorsorge; handelt es sich doch nicht um ein Mehr oder Minder des Einkommens, sondern einfach um Sein oder Nichtsein, schlechtweg um die Existenz des ärztlichen Nachwuchses.

Eine schnelle Ueberlegung genügt, um die Ursachen des Aerzte-Elends aufzudecken: das unverhältnismäßige Anwachsen des medizinischen Studiums durch Uebergang aus andern (überfüllten oder aussichtslosen) Berufen, besonders aus dem Offiziersstande; die Einverleibung weiter Bevölkerungsklassen — und nicht zum mindesten recht zahlungskräftiger — in die Krankenversicherung, mit ihrer für heutige Verhältnisse ganz unzulänglichen Entlohnung; die durch Warnungen nicht genügend bekämpfte Sucht der Jugend aus intellektuellen oder zu Vermögen gelangten Kreisen nach Ergreifung eines — wie die landläufige Meinung lautet — angesehenen, geistigen und interessanten Berufes; der Zug grade der jugendlichen Anfänger in die zu künstlerischen und unterhaltsamen Genüssen verlockende Großstadt — kurz: der unüberlegte Optimismus und die Verkennung der gegenwärtigen Zustände im Aerztestand und Aerzteberuf. Stehen sich doch die unausbleiblichen Folgen des veränderten Krankenkassengesetzes (Erhöhung der Versicherungsgrenze) und die Massenflucht der vorwärtsstrebenden Intellektuellen aus technischen Berufen zur Medizin diametral gegenüber! Mit einem Wort: die wirtschaftlichen Chancen des Aerzteberufs verschlechtern sich progressiv, und die Warnungen vor neuem Zuzug, wie sie in medizinischen Blättern ertönen, sind nur zu berechtigt.

Welche Maßnahmen nun könnten den wirtschaftlichen Zusammenbruch der Aerztezunft aufhalten?

Zunächst muß, wenn, wie es scheint, alle Warnungen vor dem Medizinstudium nichts fruchten, nach meiner Ueberzeugung — die von vielen kompetenten Gutachtern geteilt wird — unbedingt wenigstens für eine gewisse Zeitspanne der sogenannte numerus clausus aufgestellt werden, das heißt: es darf nur eine bestimmte, nach dem gegenwärtigen Bedarf und der gegenwärtigen Existenzmöglichkeit annähernd berechnete Anzahl von Studierenden bei den medizinischen Fakultäten der deutschen Hochschulen inskribiert werden. Die Aerztekammern werden im Verein mit den örtlichen kassenärztlichen Organisationen sehr wohl in der Lage sein, die erforderlichen Zahlenangaben und Statistiken zuverlässig zu liefern, sodaß jede unnötige Härte oder Benachteiligung im Zulassungsmodus vermieden werden kann. Dabei wäre besonders auf die lokale Verteilung der angehenden

Aerzte Rücksicht zu nehmen, sodaß der unaufhörliche und grade deshalb so gefahrvolle Zustrom zur Großstadt angehalten oder abgelenkt würde. Es dürfte eben einer gewissen Anzahl von Bewerbern um die Zulassung zum medizinischen Studium für einen bestimmten Zeitabschnitt die Erlaubnis nur in dem Falle erteilt werden, daß sie sich zur spätern Niederlassung in ländlichen Bezirken oder der Kleinstadt verpflichten. Wenn diese jungen Kollegen erst auf dem Lande festen Fuß gefaßt und sich dort eine sichere Existenz geschaffen haben, wird schon dank der Alles nivellierenden Macht der Gewohnheit die Lust nach der Großstadt allmählich schwinden. Ueberdies müßte — in Wahrung des unter normalen Verhältnissen selbstverständlichen Gesetzes der Freizügigkeit — nach Verlauf einiger Jahre ihnen freigestellt werden, sich nach ihrem Belieben einen neuen Wohnsitz, also auch in der Großstadt, zu suchen. Sie haben sich dann bereits ein gewisses Kapital als wirtschaftliches Fundament erworben, sodaß ein — dann ja freiwillig übernommenes — Warten auf Entwicklung der neuen Praxis weniger gefährlich wäre.

Endlich ist in der heutigen Zeit, wo der Existenzkampf so schwierige Formen angenommen hat, wo infolge des Ueberangebots von Bewerbern und der Minderung der Arbeitsmöglichkeiten zarte Rücksichtnahme auf die Wünsche des Nebenmannes und diskrete Wahrung aller konventionellen Formen kaum mehr angebracht ist, meines Erachtens ein gewisses Maß von Reklame, wenn ich dieses ominöse Wort gebrauchen darf, einfach nicht zu umgehen. Natürlich wird diese sich, dem gesellschaftlichen Ansehen des ärztlichen Standes gemäß, in den gehörigen Grenzen halten müssen, die ebenfalls von den einzelnen Aerztekammern zu bestimmen wären. Aber eine Erneuerung der bisherigen, wenn auch sehr vornehmen, so doch reichlich veralteten und unzeitgemäßen Richtlinien der ärztlichen Ehrengerichte ist nicht zu umgehen, wofern nicht der ganze Stand Schaden leiden soll. Auch fremde Völker (ich denke beispielsweise an Amerika) gestatten ja den Aerzten ein gewisses Maß von Inserat- und Plakatfreiheit, ohne daß das gesellschaftliche Niveau des ärztlichen Standes dabei irgendwelche Einbuße erlitten hätte! Wie soll das Publikum wissen, wo ein Helfer in der Not wohnt, und welche besondern Fächer er beherrscht, wenn es ihm nicht mitgeteilt wird? Es ist heutzutage eben ein Unding, einen Erwerbsstand (und ein solcher bleibt der Aerzteberuf trotz allen ideellen Besonderheiten) völlig von kaufmännischen Gebräuchen abtrennen zu wollen. Die Praxisbildung auf dem Wege der Empfehlung von Mund zu Mund, wie sie bei uns zu Lande als allein standeswürdig betrachtet wird, erfordert eine solche Unsumme an Wartezeit und Kapital, daß unter den gegenwärtigen besondern Zeitverhältnissen ihre Durchführung künftig unmöglich ist und weite Kreise vorwärtsstrebender und ganz auf die Berufsarbeit angewiesener junger Aerzte in die Gefahr des wirtschaftlichen Unterganges gebracht hat und noch bringen wird. Hier heißt es einfach das kleinere von zwei Uebeln wählen. Wir haben nicht das Recht, einzig aus Standesdünkel eine große Anzahl von Existenzen dem Verderben preiszugeben!

Neue Aufzeichnungen aus Flauberts Nachlaß

Theorie des Handschuhs. Er idealisiert die Hand, indem er ihr ihre Farbe nimmt, wie der Puder dem Gesicht; er macht sie ausdruckslos (man sehe die häßliche Wirkung der Handschuhe auf dem Theater), aber typisch; die Form allein ist beibehalten und wird schärfer hervorgehoben. Die künstliche — graue, weiße oder gelbe — Farbe harmoniert mit dem Aermel des Anzugs, und ohne an eine andre Natur denken zu lassen (da ja der Umriß erhalten bleibt), bringt er etwas Neues in das Bekannte und nähert so dieses bedeckte Glied dem Glied einer Statue an. Doch hat diese widernatürliche Sache Bewegung, wodurch sie sich von der Maske unterscheidet, die nur durch die Augen Bewegung zeigt. Nichts ist betörender als eine behandschuhte Hand.

Paris nicht entbehren können ist ein Zeichen von Dummheit; es nicht mehr lieben ein Zeichen von Alterschwäche.

Von allen Gedanken ist der des Selbstmords der tröstlichste. Da einen nichts mehr zu erreichen vermag, wenn man einmal tot ist, so hat man bei jedem neuen Schmerz dieses Wort zu seiner Verfügung. „Ja, aber wenn ich wollte, würde das Alles nicht mehr sein.” So geht allmählich das Leben dahin.

Französische Revolution: Gewaltiger Atem und kleine Hirne! Resultat mittelmäßig! Also genügen Enthusiasmus und Heroismus allein noch nicht, um ihr Werk zu vollenden.
Literarische Revolution! von 1830: Sehr mittelmäßige Theorien, wenig Wissen und wenig Kühnheit, was man auch darüber sage; aber geistvolle Menschen, wirkliche (poetische) Begabungen; daher Werke.

Was über das Leben tröstet, ist der Tod; was über den Tod tröstet, ist das Leben.

Der Gipfel des Stolzes ist die Selbstverachtung.

Man bedarf einer nicht gewöhnlichen Eitelkeit, um nicht zu bemerken, daß man eitel ist.

Der Kretin unterscheidet sich weniger vom gewöhnlichen Menschen, als dieser sich vom Genie unterscheidet.

Es ist leichter, einer Auster Geometrie beizubringen, als drei Vierteln meiner Bekannten einen Gedanken zu erklären.

Es gibt keinen wahren Gedanken, dessen Gegenteil nicht ebenso wahr wäre; er stößt vielleicht den ersten nicht um, sondern läuft ihm einfach parallel.

Ich habe heute eine Frau gesehen, der ihr Kropf gut stand. Woran liegt das? Das Gesetz dazu ist vielleicht noch nicht gefunden.

Die Begeisterung (des Volkes) ist umso stärker, je unbestimmter der Begriff ist. Gewalt der Worte: Republik, Ehre, Ruhm und ähnlicher.

Literarisches Eigentum. Widerwärtige Frage! (die mit der Kunst und Wirtschaftslehre verknüpft ist). Man kann eine manuelle Arbeit

bezahlen, aber nicht eine geistige; das Musikwerk als Ware betrachten, heißt: es auf deren Niveau herabdrücken.

Aber „es wird Leistung gegen Leistung ausgetauscht”; also bezahle ich euch das Vergnügen (die Leistung), das mir euer Werk gewährt. Ihr könnt es mir nicht vergüten, denn ich schreibe nicht für den Leser von heute, sondern für alle Leser, die sich in Zukunft einfinden werden. Meine Ware kann nicht konsumiert werden, meine Leistung bleibt also unendlich und unbezahlbar.

Uebersetzt und zum ersten Mal mitgeteilt von E. W. Fischer

Der letzte Mensch von Harry Kahn

I.

> „Was ist Liebe? Was ist Schöpfung? Was ist Sehnsucht? Was ist Stern? — so fragt der letzte Mensch und blinzelt.”

Der Letzte, der den Menschen als solchen, als Ganzes, als Wesen, wie er heute ist und seit gestern geworden ist, in Frage gestellt und verneint, gewogen und zu leicht befunden hat, war Friedrich Nietzsche. Just jene Spanne Zeit; die man ein Menschenalter nennt, vor dem Ausbruch des Weltwahnsinns hat zum letzten Mal eine flammende Hand ihre Mene Tekel Upharsin an die Wand geschrieben: vor nunmehr fast vier Jahrzehnten wurde zum ersten Mal die medusische Vision erschaut, die furchtbare Wortfügung geformt: Der Letzte Mensch.

Aber Nietzsche selbst trägt die Schuld daran, daß der König wohl zusammenfuhr, rasch genug aber sein erschrockenes Herz beruhigte; daß er unter dem Gelärm der Knechte das Zeichen verlachte und vergaß, übermütiger und üppiger nur denn vorher weitertafelte, leichtfertiger eher noch dem Tode entgegentaumelte. Zarathustras aus Gegenwartshaß allzu zukunftsverliebte Prophetie vom Uebermenschen, die Geburt eines titanisch trotzigen Aufbäumens, das auf Eishalden erkämpfte Quand-même eines Einsamsten, eines von Menschen und (im buchstäblichsten Verstand) von Gott Verlassenen, bot sich nur allzuleicht der Verwässerung dar, und so konnte seine Lehre in den Niederungen der Vielzuvielen bald auf die Mühle eines (im besten Fall) glatten und platten Optimismus geleitet werden; jene Mühle, die schon deshalb nicht mehr „Nach uns die Sintflut” klapperte, weil sowohl der feiste Müller wie der fixe Mühlenbauer überhaupt an kein Naturspiel mehr, sondern nur an gutkanalisierte, nicht rauschende und nicht seichte, nicht heiße und nicht kalte Nutzkräfte glaubten.

Aber sie kam doch: die Sintflut; die Blut- und Glutflut; die Kot- und Todflut.

An ihrem Hereinbruch, diesem Dammbruch alles offiziell und offiziös Zivilisatorischen, vom Nazarenertum bis zur Nationaloekonomie und vom Sozialismus bis zur Suttnerei, diesem Durchbruch des Untermenschlichen durch die Sandsackfront einer Attrappenhumanität — ein gerüttelt, wenn nicht das vollste Maß von Schuld daran trifft unzweifelhaft den Mann von Sils-Maria. Beileibe nicht etwa in dem Sinn, dem nichtsnutzig nationalistischen Sinn, den blau-weiß-rotkollerige Sorbonne-Hörsaalkrieger oder mit Sternen und Streifen tätowierte Harvard-Häuptlinge dem pharisäischen Bildungsmob des Erdwestens einhämmern

konnten, um ihm damit seinen alleinigen Anspruch auf den Ehrentitel „Mensch” zu bescheinigen („ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser Deutsche da”): nicht derart und nicht darum lastet auf ihrem einstigen basler Kollegen schwere Verantwortlichkeit ob der Zerrüttung der Welt durch die senile Gewaltgebärde, mit der eine alternde, wenn nicht gar bereits unheilbar altgewordene Menschheit seit sieben Jahren bemüht ist, sich eine neue Flegeljugend anzuschminken. Um Jenen von solchem Anwurf zu entlasten, hat man gar nicht erst nötig, in die letzte Tagespolitik hinunterzusteigen, Schlagnamen wie Quai d'Orsay oder Wallstreet zu nennen, Modewörter wie Reparation und Valuta zu wälzen: man kann dazu geruhig auf der Ebene der vorletzten Literatur bleiben. Allein die kraftmeierischen Machwerke gewisser vor dem Kriege höchst bestaunter, heute bereits vergessener Gallier — etwa Paul Adams —; oder die immer noch sehr lesbaren, sentimentalisch-muskulösen Schlitten- und Schiffsgeschichten des (bei uns viel zu wenig gekannten) fast genialen Kaliforniers Jack London; ganz zu schweigen von der ekstatischen Wikinger-Epik der Jensen und Jürgensen, vorletzter literarischer Exponenten des heute noch gegen Mitteleuropa so hyperkritischen und hypokritischen neutralen Nordgermanentums — sie alle zeigen zur Evidenz, daß Machtrausch und Gewaltwahn vielleicht ursprünglich deutsche Exportartikel, keinesfalls aber je deutsche Monopole waren. Die „blonde Bestie” erschien zumindest in den Schneewüsten am Klondyke und auf den Korallenriffen des australasischen Archipels verwirklichter als in den Kohlenkontoren Westfalens, wo sie doch recht manchesterlich, wenn nicht gar marxistisch mimikrisiert auftrat, und in den Gutshäusern der Uckermark, in denen sie einen im Grunde höchst harmlosen und mesquinen Feudalitäts-Mummenschanz betrieb. Daß auf der andern Seite in einer untervölkerten, aber mit Kolonialland übersättigten Nation wie Frankreich der Glaube an die alleinseligmachende Herrenmenschengebärde Wurzel fassen und rasch Frucht tragen mußte, versteht sich von selbst. Und daß schließlich jene Bestie nicht immer blondhaarig und blauäugig zu sein brauchte, auch nie so einseitig rassehaft verstanden wurde, bevor sich mit derlei Klitterungen ad hoc „business as usual” machen ließ, beweist zur Genüge die simplizistisch-sektiererische Bewegung jener nichts als reklamelustigen Südlateiner, die unter der paradoxen Firma „Futurismus” zunächst jedes goldene Kalb und jeden eisernen Moloch mit fanatischem Gebrüll umtanzten, dann aber, an fragwürdige Pionierarbeit gewöhnt, sich höchst gewandt die Rückzugsbrücke zu einem konjunkturgerechtern Radau-Pazifismus zu zimmern verstanden, als ihre hysterische Geste unversehens und zu ihrem eignen Erstaunen historische Gestalt geworden war. Dem Verkünder des Machtwillens also die Schuld an dem aufzuladen, was, um die Jahrhundertwende emporgewachsen, sich wuchernd entfaltet und schließlich so schaudervoll entladen hat, das zeugt weder von Geschmack noch von Verstand; das heißt: jene aus Pöbelinstinkt stammende, für Pöbelinstinkte bestimmte Ausschlachtung säkularer Gedankensysteme

im Dienste ephemerer Interessen — eben: Machtinteressen — mitmachen, deren Geist- und Schamverlassenheit den Lord Northcliffe in die Nähe von Schillers Pater Lamormain rückt.

Friedrich Nietzsches Schuld an dem heutigen Zustand der Menschheit liegt anderswo, liegt bei dem Schöpfer des Uebermenschen; besteht in dem Erkennenwollen à tout prix eines Fortschritts im Gang der Menschheit, einer „Hinaufpflanzung", die heraufführen zu helfen der Mensch zwar leidenschaftlich aufgefordert, deren Möglichkeit aber keineswegs ausschließlich in ihn selbst verlegt, sondern deren Gewißheit auch ohne sein Zutun ihm zu seiner fatalistischen Bequemlichkeit garantiert wurde. Was Nietzsches unvergängliche Größe ausmacht, das ist die gewaltige, die dichterische Kraft seines Neinsagens. Der schleichende Giftstoff aber, der Verderb vielleicht eines vollen Jahrhunderts, war sein seherisches Versagen; die Schwächlichkeit dessen, was er als neues Ja aus sich herausstellte: die wort- und sinnspielerisch hervorgezauberte dritte Form, die, nichts weniger als eine Synthese, er sich und Andern so verhängnisvoller Weise als Drittes Reich aufrhapsodieren konnte; sein eilfertig eifernder Chiliasmus aus dem billigen Entwicklungsladen der Darwin & Spencer Limited. Nicht nur eine Entschuldigung, nein: gradezu eine Rechtfertigung hat er damit dem Fin-de-siècle-Individuum für sein So-Sein, für sein So-und-nicht-anders-Sein geliefert; das Daunenkissen eines guten Gewissens hat er ihm damit unter den von Kontor-, Katheder- und Kasinobegriffen hallenden Schädel geschoben, auf daß er frisch gestärkt (und gebügelt, versteht sich!) jeder neuen Morgenstunde das Gold aus dem Munde nehmen konnte.

Man gab gern zu: der Mensch ist etwas, was überwunden werden muß. Aber man sagte sich auch: M. w. Wir werden das Kind schon schaukeln, dieses Ueberkind, sintemalen es ja nach Professor Nietzsche aus Naumburg schon in der Wiege liegt. Oder schaukeln wir es nicht gar schon? Womöglich fährt es die Spreewälderin schon im ff. gefederten Wägelchen durch den Tiergarten (oder die Nounou durchs Bois oder die Nurse durch den Hydepark oder die Balia durch die Villa Borghese)? Vielleicht hatte man ihn selbst erzeugt; vielleicht gar war man selbst der Uebermensch? War man nicht ohne Mitleid, hatte man nicht auch Gott ausgetrieben, war man nicht ein ausgezeichneter Tänzer, nahm man nicht sogar die Peitsche mit, wenn man. . . .? Nun ja, die „schenkende Tugend" und der übrige Zimt . . . . Wird schon noch kommen. Kurz: der „Pfeil zum andern Ufer" fühlte sich pudelwohl auf seinem Fluge; nicht umsonst begann er grade Luftkreuzer und Aero-Omnibusse zu erfinden. Aus der trügerischen Ruhe, in der, schon eleatischer Rabulistik gemäß, der fliegende Pfeil sich befand, ließen sich die Leute des — hic et ubique — wilhelminischen Zeitalters nicht aufstören. Längst war ja, über dem Trost, den der Magier selbst aus seinem eignen Mene Tekel herausgedeutet hatte, die Flammenschrift dem Gedächtnis entschwunden; vergessen war die schauervolle Vision, die schon kaum mehr Vision war, sondern immer schauervollere Wirklichkeit wurde: der Letzte Mensch.

(Schluß folgt)

Faust

Von allen Kritikern des ‚Faust' hat Hebbel am schärfsten erfaßt und am kräftigsten ausgedrückt, weshalb „das Gedicht ebenso großen Reiz für die Massen wie für die gebildeten Klassen hat. Es ist ganz einfach, so simpel das klingen mag, die unvergleichliche, wahrhaft einzige Darstellung des Mittelalters; es ist der Blick in diesen grauen und entsetzenerregenden Limbus patrum, in dem die Welt einmal steckte, und an den sie sich noch mit so manchem Faden geknüpft fühlt; es ist die wunderbare Farbenpracht, in welcher alle Gestalten desselben vor uns auftauchen. Aus ihren Gräbern hat er sie hervorgerufen der große Meister, und sie sind gekommen, als ob sie unmittelbar in den Himmel eingehen sollten, von dem sie auf ihren Leichenkissen träumten, oder in die Hölle, vor der sie zitterten. Kein Stäubchen ist diesem Gretchen, das so lange schlief, im Haar sitzen geblieben. Und neben ihr dieser grübelnde deutsche Doktor in seinem schwarzen Talar, der das schmale Fundament zu seinen Füßen, das und Alle trägt, so lange betrachtet hat, bis er zu schwindeln anfing und den Teufel auf ein Mal außer sich zu erblicken glaubte. Diese Frische ist es, die uns bezaubert . . . ."

Wie 1849, so 1922. Auch ins Lessing-Theater läuft man von diesem sinnlich-übersinnlichen Buche mit dem Entschluß, sich bezaubern zu lassen. Vorspiel im Himmel? Nur nötig, wenn der Zweite Teil folgt (den Barnowskys Selbstkritik uns ersparen wird) und überflüssig, wenn man von dem — offenbar falsch postierten — „Herrn" weder die Bekundungen seiner gütigen Welt- und Menschenkenntnis versteht noch die Frage an Mephisto, ob ihm denn auf der Erde ewig nichts recht sei. Der findt es dort, wie immer, herzlich schlecht. Schade, daß der Drastiker, um diese Aufführung zu begutachten, zu sehr Partei ist. Barnowsky, unter dessen Eigenschaften die Unsicherheit hervorsticht, hat nicht gewußt, ob er „stilisieren" oder „ausstatten" solle, und hat sich auf alle Fälle für Rollmops und Chocoladensauce entschieden. Er wollte von und aus diesen zweiundzwanzig unsterblichen Szenen so wenig wie möglich streichen und trotzdem vor Mitternacht fertig werden. So verfiel er auf eine Dreigliederung seiner Bühne durch hohe gotische Spitzbogen, die eine breite Mittelnische und zwei schmalere Seitennischen einrahmen. Rechte Seitennische: Auerbachs Keller; linke: die Hexenküche. Mittelnische: Faustens verfluchtes dumpfes Mauerloch; der Brunnen vor der Kirche, wo der Doktor Arm und Geleit anträgt, Lieschen klatscht und Valentin ficht; Gretchens kleine reinliche Schlafkammer; Marthes Zimmer; der Zwinger; der Dom. Was da überall vor sich geht, ist von so grandioser Volkstümlichkeit, von so ausdeutbarer Gedankentiefe, von so unentrinnbarer Phantasiegewalt, daß die Gliederung für den Raumsinn, ohne Umschmeichelung des Auges, durchaus genügen würde. Aber Barnowsky mußte zugleich dekorieren. Die Kulissen und Prospekte hat Lovis Corinth gemalt, der mit andern Werken auf die Nachwelt gelangen wird. Die Spitz-

bogen schwinden, auf daß von einem weitflächigen Hintergrundsbild der Stadt und des Stroms der Lenz für den Osterspaziergang in den Saal lache und durch seine strahlende Buntheit des Volksgetümmel, selbst ohne Volk und ohne Verse, anschaulich mache. Die Spitzbogen bleiben, unmotiviert, wie Gerüststücke zwischen den Sonnenblumen und der windschiefen Laube von Marthes Garten stehen. Vor den Spitzbogen liegt, in Form einer halben Ellipse, neutraler Raum, den ein souveräner Bretterbeherrscher gar nicht, ein Handwerksmeister zweckvoll benutzen würde. Hier nimmt er, zum Beispiel, „Gretchen am Spinnrad" auf — denn dieser mühsam hergerichtete technische Apparat ist so schlecht bewältigt, daß es zuviel Zeit kosten würde, das Stübchen wieder aufzubauen, in das der erschütternde Monolog gehört. Dabei arbeiten nach den einzelnen Szenen, je nach dem, ein bis drei Vorhänge: ein zusammenziehbares Tuch vor jeder der Nischen, eine schlichte Gardine vor dem neutralen Raum und der pompöse Hauptvorhang. Wie diese drei Vorhänge durch geschickten Wechsel für die Beflügelung des Tempos zu nutzen wären, ist dem Zuschauer klar, nicht dem Regisseur. Der Schwung wird immer von neuem gelähmt. In der zwölften Stunde dient eine zweite große Pause zum Aufbau des Riesenkarussells, auf dem Torsi der Walpurgisnacht recht nüchtern, gleichgültig, einfallslos vorgeführt werden.

Der Erste Teil des ‚Faust' wird seltsamerweise für ein Regieproblem gehalten. Aber das ist gelöst, sobald man die Methode gefunden hat, die zweiundzwanzig Szenen mit bedächtiger Schnelle abzuwickeln. Das Regieproblem steckt zwischen, nicht in den Zeilen. In den Zeilen steckt nicht einmal ein schauspielerisches „ Problem". Drei Schauspieler von Kaliber, Blutfülle, Temperament und Sprechkunst — und Goethens Geist ist der Körper gebaut, aus dem sein Herz schlägt und seine Seele leuchtet. Drei Schauspieler? Hundertfünfzigmal hab' ich fiebernd vor Pohl und Matkowsky gesessen, ohne das Gretchen zu vermissen. Barnowsky hat einen Wagner von ehrbarer Grauheit, einen bierfaßdicken Siebel, eine unbekümmert schamlose Hexe und leider keinen Valentin. Mit den diversen Geistern ist nicht viel los. Ilka Grüning konnte für ihre Marthe die Linie der Wangel wie der Schramm wählen und zog die furchtbar nette Schramm vor: eine wohlbeleibte Kleinbürgerin, der man eigne Gelüste kaum noch zutraut. Daß Loos kein Faust ist, wird ihm selber, wird auch seinem Direktor bewußt sein. Sein Erkenntnisdrang ist nicht brennend, sein Gram nicht bitter genug. Wenn wenigstens Goethes Wohllaut zur Geltung käme! Aber Loos kriegt ja, ein alter Fehler, seine Mundwinkel niemals auseinander. Bei Käthen Dorsch beruht das schlechte Verhältnis zu Goethes Sprache nicht auf physiologischen Eigenheiten. Ihre Natur scheint in der klassischen Sphäre den Heinrich Leopold Wagner zu decken, aber den überragenden Zeitgenossen nicht zu erreichen. Es war bezeichnend und tat förmlich weh, wie sie Verse, die Jeder auswendig kennt, veränderte. Ihr Glück ist, daß sie wie Gretchen aussieht. Sie hat wienerische Weichheit und Innigkeit, sie hat Güte in ihrer Hingabe, und

sie hat die naive Stärke für Valentins Schwester. Aber sie würde an ihrem Geliebten seine Schönheit und Männlichkeit, nie seine Bedeutung bewundern, und sie würde, vor allem, nicht wahnsinnig werden. Bei ihrem Jammer stockt Keinem das Blut. Ihre Drallheit hätte die Abneigung gegen Mephisto überwunden. „Hat der nicht auch", fragte Eckermann 1831, als der ganze ‚Faust' schon zu überblicken war, „hat nicht auch der Mephistopheles dämonische Züge?" „Nein", erwiderte Goethe, „der Mephistopheles ist ein viel zu negatives Wesen." Der Ausspruch ist selbstverständlich nur aus dem hohen Alter des betrachtsamen Dichters zu erklären, dem nicht mehr gegenwärtig war, welche Vielfalt von positiven Zügen er im Lauf der Jahrzehnte dem Mephisto gegeben hatte. Jannings mag sich auf Goethe berufen: er hat wirklich keine dämonischen Züge. Er ist nicht des Chaos wunderlicher, sondern der Plebs, des Demos unabgründiger Sohn. Er ist eine Spottgeburt von Dreck, aber keine von Feuer. Er ist der Herr der Frösche, Flöhe, Wanzen, Läuse, aber nicht Luzifer. Er ist ein Schalk für Frau Marthe, aber nicht der Schalk, mit dem Gottvater selber sich unterhält. Mit Barnowsky unterhält er sich ebenso wenig. Der kehre wieder in seine Bezirke zurück.

Schluck und Jau von Alfred Polgar

Vornehme Herren machen sich den Jux, den vom Rausch niedergeworfenen Landstreicher Jau ins herrschaftliche Bett zu legen, ihn, wie er erwacht, als Fürsten zu behandeln und aus seinem armen Hirn den Glauben, er sei der Vagabund Jau, als ausgeträumten Fiebertraum wegzuschwatzen. Derlei Spaß mit versoffnen Rüpeln haben sich vornehme Herren schon oft in der Weltliteratur gemacht, den klassischsten mit dem Kesselflicker Christof Schlau (aus dessen Namen das Paar „Schluck" und „Jau" seltsam abgespalten scheint). Man wünschte, daß die Herren einmal bei solchem Ulk draufzahlten, selbst die Hineingelegten wären. Zum Beispiel müßt' es erquicklich sein, wenn der Vagabund — helle genug, die Situation zu durchschauen —, sie nützte, um die überlegenen Spaßvögel gehörig zu rupfen und zu kuranzen. Oder das Spiel könnte auch einmal so geführt werden, daß der Lump als Fürst sich fürstlicher bewiese denn die Herren, die mit ihm Schindluder treiben, und sie rundherum vor Dienerschaft und Publikum kläglich blamierte. Denn das Vergnügen der Spaß-Unternehmer daran, wie töricht und täppisch sich solch lumpiger Kerl mit der Fiktion von Hoheit und Reichtum abfindet, fließt nicht aus dem Umstand, daß seine Täuschung glückte. Es fließt vielmehr aus dem wohligen Bewußtsein von der Distanz zwischen des gehöhnten Subjekts niedriger und der eignen hohen Lebenssphäre. Es ist das gekitzelte soziale Ueberlegenheitsgefühl, das die große Lust bereitet; das Gefühl von der sichernden Barriere, die Erziehung, Benehmen, Geschmack zwischen sozial Hoch und sozial Nieder aufgerichtet haben: eine Herzensfreude, wie lächerlich der Hallunke, der sie überklettern will, abrutscht. Alle Dichter, die den ewigen Komödienstoff (des

aus seiner Niedrigkeit für eine Weile hinaufgetäuschten Menschen) formten, haben wohl, im Unterbewußtsein, die leise Gemeinheit verspürt, die in solchem Verfahren steckt, und haben, sie zu mildern, das Opfer mit besonders widrigen Rüpel-Qualitäten, zumindest mit jener der Erz-Versoffenheit, ausgestattet. Sie deckten sich gewissermaßen moralisch, indem sie die Menschenwürde des Gesellen, die ihr Scherz beleidigt, auf ein Geringstes reduziert zeigten.

Das tut auch Gerhart Hauptmann. Sein Jau ist ein roher Bursche, dessen Vitalität sich in Fressen und Saufen und deren physiologischen Liquidierungen erschöpft. Die Komik der Figur entfließt, soweit sie überhaupt ins Fließen kommt, allein ihrer Primitivität und Plumpheit. Niemals guckt ein besonderes Menschenantlitz hinter der derben Maske vor; und unser Mitleid wird der armen Kreatur nicht, weil der Dichter es speziell für sie zu wecken verstanden hätte, sondern es ist genommen aus dem Generalfonds an Mitleid, auf den jedes Lebewesen, weil es lebt, seinen Anspruch hat. Da kommt der brave Schluck, des Jau Kumpan, liebevoll unterwürf'ger Freund und Bewunderer, uns schon eher in Herzensnähe. Er ist ein entzückend diffiziler Geselle, fein im Groben, ein entfernter proletarischer Vetter des Michel Hellriegel, einen zerrupften Kranz Eichendorfflaub im Haar, ausgeglichen mit seinem kleinen Gott, die schöne Welt, die er nicht greifen kann, doch frohgemut schnuppernd und ihr mit Wedeln dankbar. Dünn und blaß das Stück Herrenwelt, das die Komödie aufrollt. Leere Herzen und Gesichter. Am unerquicklichsten wird diese Leere, wo sie sich selbst durchschaut und deklariert, ihren faden Geruch mit Parfums der Schwermut und des Zynismus deckend. Ganz farblos die Frauenfigur, die so flüsterlieblich heißt: Sidselill. Aber im Seidenpapier dieses Namens ist nur ein armseliges Püppchen eingewickelt.

‚Schluck und Jau' ist eines der wortreichsten Stücke Gerhart Hauptmanns. Die Rüpel sprechen orthodoxeste schlasische Prosa, die Herren gezierte, mit Sinn und Sinnigkeiten durchflochtene, shakespearisch schweifende Verse, vielerlei vom Weg dargebotene Frucht abstreifend und mitnehmend. Es kommt leider zu keiner rechten, saftigen Durchdringung der steif-romantischen durch die naturalistischen Elemente, und über dem ganzen Scherzspiel lastet eine sommerliche Trockenheit, in der auch sein Humor verdunstet und versickert.

Die Aufführung im wiener Raimund-Theater — bunt,bewegt, aufs Wesentliche konzentriert, wie alles Theaterspiel, das der ausgezeichnete Dr. Beer bis nun zu bieten gewußt —, erhielt ihre stärkste Farbe von dem Jau des Herrn Hans Marr. Das Urwüchsige, Urkräftige, Erd-dampfende der Figur findet in ihm einen sichern Gestalter. Den etwas strohigen Humor der Dichtung rafft er mit Fäusten zu einem tüchtigen Bund, zur Verstärkung von dessen Farb' und Geruch mancherlei auf dem Feld eigner Invention Gewachsenes hinzutuend. Am Schluß des dritten Bildes (Text: „Aufs Pferd! Aufs Pferd!") ritt er, zum Gaudium der Wissenden, ab wie Richard Kortner III. auf Jeßners Astral-Gaul.

Sechstagerennen von Robert Breuer

In der Schule haben wir gelernt, daß die Spanier ein verrohtes Volk seien, denn sie hätten heute noch Stierkämpfe. Auch diese Schulweisheit ist überholt: wir haben dafür Sechstagerennen. Und es läßt sich nicht einmal leugnen, daß sichs um eine lustige Angelegenheit handelt. Der Mensch scheint doch über alle Zeiten hin der Selbe zu sein und zu bleiben. Wir würden noch heute Hexen verbrennen, wenn wir inzwischen nicht andre Methoden gefunden hätten, unsre Neugier nach der Leistungsfähigkeit der Muskeln und der Seele zu befriedigen. Andre Methoden auch, um unsre Nerven zu necken, zu peitschen, einzuschläfern. Der Mensch ist eine Gattung, die von Sensationen lebt. Das ist das Einzige, was ihn vom Tier unterscheidet. Der mehr oder minder verdünnte Wahnsinn hebt uns aus der Bestialität den Göttern entgegen. Die zwölftausend Menschen, die in wechselnder Schicht stundenlang ausharren, um den Sechstagefahrern zuzuschauen, vergessen des Alltäglichen; ihre Augen fressen den kreisenden Kometenschweif in der Arena, ihre Mäuler schreien Verdammung, wenn einer der trampelnden Gladiatoren dort unten versagt; die Zwölftausend empfinden sich als Herren über Tod und Leben, sie spenden Gnade, sie stacheln, sie murren, wenn Unerwartetes allzu lange ausbleibt. Zwölftausend Spießer verwandeln sich sechs Tage lang in Nachkömmlinge römischer Caesaren. Ein Handlungsgehilfe mimt Nero, dreht den Daumen nach unten: Schiebung! Zwölftausend gezähmte Alltäglichkeiten zwischen Portokasse und Dollarspekulation erschauern in glucksender Geilheit, wenn es unten einen Zusammenstoß gibt, einen Sturz, wenn Einer fortgetragen wird. Als Pazifist sollte man von Zeit zu Zeit ein Sechstagerennen besuchen; vielleicht würde man dann lernen, wie unveränderlich die Instinkte des Menschen, dieses unredlichsten aller Raubtiere, sind. Der Militarismus ist tot; daß er nur scheintot ist, beweisen am besten die Orgien des Sports. Noch immer drängt es die Männer, die Kraft anzubeten; noch immer mauzen die Weiber, wenn der Rekordbrecher vorüberstreicht. Im Café National, wo es Fleischbörse gab, standen immer die Gipspuppen unsrer Heroen; durch die dicke, schwitzende Luft des Sechstagerennens züngelt die Bereitwilligkeit der Heldenjungfern, die gern Gott und dem starken Mann sich opfern. Sie liegen auf den Dächern der Kabinen, darin die Radler massiert werden; sie liegen betäubt und fanatisiert von dem Fluidum aus Poren, Sektpullen und Oelkannen.

Es gibt noch Maecene in Berlin. Den Malern soll es zwar nicht besonders gut gehen; und seitdem der beste Kunde entschwand, klagen auch die Bildhauer. Zu schweigen davon, daß Rechtsanwälte und Aerzte, Universitätsprofessoren und Lehrer immer mehr die geistesstärkenden Wirkungen des Hungers kennen lernen. Es gibt zwar keine Richter, aber es gibt doch noch Maecene in Berlin. Das Megaphon verkündet: Zehntausend Mark für zehn Runden, gespendet von der köstlichsten unsrer Filmdiven, fünftausend Mark, gespendet von einem Sportfreund. Spende folgt auf Spende. Es regnet Gnade und Ehre auf die

Lieblinge des Volks. Zehntausend Mark werden zur Kampferspritze, und wie vom Teufel gejagt, schießen die Kerls, die auf ihren Rädern eben fast eingeschlafen waren. Was sich mit Papiergeld doch Alles erreichen läßt! Wolle man bedenken, daß auch Benvenuto Cellini und andre Meister der Renaissance sich gerne spendieren ließen.

Immerhin, immerhin: diese zwei Dutzend Verwirklichungen des Perpetuum mobile, dieses fleischgewordene Training, diese Verneiner von Schlaf und Müdigkeit zwingen den Empfindsamen zur Bewunderung. Eine Apotheose des menschlichen Willens, ein Triumph des Gedankens über die Milchsäure. Wie sie einander ausweichen; wie sie Kraft sparen; wie sie sich gegenseitig antreiben; wie sie plötzlich Einer den Andern überfallen; wie sie mit kaum sichtbaren Schwenkungen, die sie durch die Schnelligkeit der Fortbewegung vervielfachen, überraschende Wirkungen, oft völlige Veränderungen der Siegesaussichten erzielen: das ist schon den Augen des technischen Menschen ein Vergnügen und dem Menschen überhaupt die Vorgauklung einer Sehnsucht, einer Erfüllung, einer Ueberwindung. Darum sitzen hier auch mitten unter den zwölftausend Spießern, unter den Zwölftausend, die seit Geburt der Welt hypnotisiert oder sonstwie regiert werden müssen, die Meister alles Regierens und Gestaltens: die Künstler.

Hausse, Pump und Schnaps von Morus

Devisen-Hausse

Ueber Nacht ist uns eine große Freude widerfahren. Man weiß nicht recht, von wannen sie kommt, und wohin sie gehet. Aber sie ist da, man verdient daran, und das ist die Hauptsache. Bei der Devisensteigerung im vorigen Mai und bei der Riesenhausse, die im August einsetzte, gab es wenigstens einen einleuchtenden Grund: der londoner Zahlungsplan zwang das Reich, in großem Maße fremde Zahlungsmittel zu erwerben, und in der Erwartung, daß das Reich Zwangskäufe würde vornehmen müssen, trieb die Spekulation den Dollarkurs in die Höhe. Es war eine Milchmädchenrechnung.

Von Alledem ist jetzt keine Spur. Die 33 Millionen Goldmark, die das Reich seit Cannes alle 10 Tage an die Entente abzuführen hat, sind bisher prompt bezahlt worden. Ihre Beschaffung war nicht leicht. Aber nachdem die Devisen-Pflichtabgabe der Exporteure leidlich in Ordnung gekommen ist, braucht das Reich nicht mehr seine Agenten auf den Devisenkauf zu schicken. Es geht schwer, aber es geht halt: es wird fortgewurstelt. Das war das Ergebnis von Cannes. Ob Genua eine Entscheidung bringen wird, scheint immer ungewisser; daß die Konferenz nicht am achten März zustande kommt, ist kaum noch zweifelhaft. Zugegeben. Aber war das am siebzehnten Februar unbekannt, und traf am achtzehnten Februar auch nur irgendeine Nachricht ein, die eine sachliche Rechtfertigung für den neuen Marksturz gab? Daß eine Dollarhausse bevorstand, flüsterten sich ein paar Tage vorher die jüngsten Depositenkassenstifte zu. Und dann kam sie — nicht, weil sie kommen mußte, sondern weil sie kommen

sollte. Die Parole-Ausgabe klappte, wie selten bei einem Börsenmanöver. Wallstreet? Was brauchen wir Wallstreet! Gehen wir nur feste ran, dann muß New York mit. Es zögerte Tag und Tag, aber die Burgstraße ließ nicht locker. Lautete die Parität des newyorker Schlußkurses 209, dann begann Berlin mit 214; notierte man in New York 217, so kletterte der Dollar in der Burgstraße bis hoch in die Zwanzig hinein. Das Spiel, das sich schon im Herbst so vorzüglich bewährte, wurde jetzt mit noch größerer Meisterschaft gehandhabt. Was brauchen wir das Ausland! Wir ruinieren unsre Währung selbst. Wir treiben doch nationale Wirtschaft!

Selbstverständlich hat es auch diesmal nicht an „Fachleuten” gefehlt, die nachträglich klipp und klar bewiesen, daß diese Hausse kommen mußte, naturnotwendig wie ein Hagelschlag; das bevorstehende Devisengesetz habe so beängstigend auf die Gemüter gewirkt, daß man schnell die Kurse noch etwas in die Höhe treiben mußte, sozusagen als Henkersmahlzeit. Aber vor diesem Gesetz braucht sich wirklich Niemand zu fürchten. Schon die Einführungstermine sprechen dafür, wie ernst es die Väter des Gesetzes mit der Beschränkung der Devisenspekulation gemeint haben. Im November 21, als der Devisenrummel auf der Höhe stand, ist es beschlossen worden, aber entgegen der verfassungsgemäßen Einmonatsgrenze wird es erst jetzt veröffentlicht, ein Teil der neuen Bestimmungen tritt am ersten März und das ganze Gesetz erst am ersten Mai in Kraft.

Vom ersten März an können „nur noch” Personen, die im Handels- oder Genossenschaftsregister eingetragen sind, mit ausländischen Zahlungsmitteln handeln: tatsächlich also alle, die bisher selbständig damit gehandelt haben. Vom ersten Mai an — Hölle, Tod und Teufel! — werden nur noch Banken den Devisenhandel betreiben dürfen und solche Personen, denen die Handelskammer die Genehmigung dazu erteilt. Aber braucht Jemand für sein Auslandsgeschäft englische Zahlungsmittel, so bekommt er nicht nur die Lizenz für Pfund-Devisen, sondern gleich einen Jagdschein auf alle ausländischen Zahlungsmittel. Mißbraucht er die Devisenhandels-Lizenz zu spekulativen Zwecken, so hat die Handelskammer kein Recht, die Erlaubnis zurückzuziehen. Die Banken müssen sich zwar über die Personalien ihrer Devisenkunden vergewissern (das heißt: einen Geburtsschein oder einen Ehekontrakt vorlegen lassen, daß Herr Lehmann Herr Lehmann ist), aber im übrigen kann und wird auch jeder Dreierrentier in Pasewalk ungestört Dollars kaufen. Und wenn im kommenden Sommer eine neue Dollarhausse ausbricht, so werden sich schon wieder Experten finden, die auch dafür „sachliche” Gründe wissen.

Lesen Sie Hegel: Was ist, ist vernünftig. Oder lesen Sie lieber nicht Hegel, denn dabei verdient man nichts.

Die Kredite für Oesterreich

Während über die reichsdeutschen Kredite, die ausländischen und inländischen, ein großes und verheißungsvolles Schweigen lagert, hat sich über Deutsch-Oesterreich ein goldener Millionensegen ergossen. Millionen, nicht Milliarden. Aber man darf nicht Vergessen, daß Deutsch-Oesterreich heute nicht nur wirtschaftlich, sondern auch seinem Territorium und seiner Einwohnerzahl nach zu den kleinsten europäischen Staaten gehört, daß dagegen die andern oesterreichischen Nachfolgestaaten wahre Mammutgebilde sind. Da.spricht es schon mit,

wenn aus England die lange versprochenen 2 Millionen Pfund ankommen, Prag 500 Millionen Tschecho-Kronen leiht — die Tschecho-Krone gilt mehr als 100 wiener Kronen —, und wenn auch Italien 100 Millionen Lire hergeben will.

Aber die Bedingungen, die an diese Kredite geknüpft sind, sind nicht von Pappe. Die Tschechoslowakei verlangt, nachdem sie anfangs ihr Darlehn nur zur Begleichung alter Schulden und neuer tschechischer Industrielieferungen hergeben, also im Grunde genommen das Geld nur von einer Tasche in die andre stecken wollte, zur Sicherstellung die Einnahmen der oesterreichischen Eisenbahnverkehrssteuer, falls nicht innerhalb eines Jahres ein allgemeiner Völkerbundskredit für Oesterreich zustande kommt. Italien hat seine Bedingungen noch nicht genannt, aber ohne Pfand wird es ebenfalls nichts hergeben. England fordert als Pfand nicht nur die Gobelins, sondern auch eine Finanzkontrolle, die der türkischen Dette zum Verzweifeln ähnlich sieht.

Das sind, auch nach reichsdeutschen Begriffen, ungeheuerliche Zumutungen. Aber es ist nur konsequent, wenn man Deutsch-Oesterreich finanziell auch de jure zum Vasallenstaat macht. Tatsächlich ist seine Selbständigkeit wirtschaftlich und finanziell heute schon unmöglich. Dabei ist seine Wirtschaftslage im Augenblick keineswegs besonders schlecht: Wien hatte im Dezember nur 8000 Arbeitslose, im Januar waren es infolge der Stillegung des Baugewerbes ein paar Tausend mehr. Der Bundespräsident Hainisch hat sich zwar jüngst bitter über die mangelnde Arbeitslust seiner Landeskinder beschwert. Daß man in Wien weniger forsch bei der Arbeit ist als in Berlin oder in London, werden weder Herr Hainisch noch die englischen Kontrollkommissare ändern. Aber das oesterreichische Wirtschaftsproblem ist gar kein Arbeitsproblem. Ein armer Alpenstaat von 4 Millionen Landbewohnern, die einen Wasserkopf von 2 Millionen Städtern ernähren sollen, ist wirtschaftlich ein Unding. Und dieser Widersinn, den der Vertrag von Saint Germain geschaffen hat, läßt sich durch Anleihen zwar verschleiern, aber nicht aus der Welt schaffen.

Das Branntwein-Monopol

Herr Michael Hainisch, ein tüchtiger und sozial denkender Gutsbesitzer, hat seinen Landsleuten nicht nur Faulheit vorgeworfen, sondern auch den Suff. In Wien allein soll im letzten Jahr für 40 Milliarden Kronen Wein getrunken worden sein. Berlin mit seinen 600 neuen Likörstuben läßt sich, weiß Gott, nicht von Wien beschämen. Aber wir Reichsdeutschen sind besser daran, denn außer dem Lizentiaten Mumm wagt Niemand mehr, unsern Durst zu beanstanden, seitdem wir ein Branntwein-Monopol haben und das Reich jährlich 1¼ Milliarden Mark daran verdient. Immerhin muß vermerkt werden, daß der reichsdeutsche Durst oder genauer: das reichsdeutsche Kleingeld doch wesentlich geringer geworden ist. Vor dem Kriege konsumierten wir jährlich für 3,3 Goldmilliarden Alkoholika (grade so viel, wie die londoner Reparationslast beträgt), und jetzt sind es nur noch lumpige 20 Papiermilliarden.

Die Alkohol-Industrien sehen sich denn auch schon ernstlich bedroht, und um ihrem gänzlichen Untergang vorzubeugen — ihre Gewinne sind freilich fetter denn je — hat im Oktober vorigen Jahres

der Spitzenverband der deutschen Brauereien im Hotel Adlon einen geheimen Konvent abgehalten. Ergebnis: ein großer Feldzugsplan zur Bier- und Schnaps-Propaganda. Die Presse soll systematisch aber unauffällig bearbeitet werden, möglichst unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit sollen die Vorzüge des Alkohols angepriesen werden, und um über die Schäden des amerikanischen Alkoholverbotes „authentisch" zu berichten, wurde eigens ein Dr. Neumann nach Amerika entsandt. Es steht uns also für die nächste Zeit allerlei geistige Aufklärung bevor.

P. S. Nachdem ich dieses enthüllt habe, werden selbstverständlich alle Likörstuben ihre Annoncen aus der ‚Weltbühne' zurückziehen, und Schultheiß und Patzenhofer werden aus mir Hackepeter machen.
Um stilles Beileid bittet Morus

Vorn an der Rampe **von Theobald Tiger**

Man ist sehr streng in unsern Orten,
dem Staatsanwalt kann nichts entgehn . . .
Drum sprech ich nur in halben Worten —
Wer Bildung hat, wird mir verstehn!

Herr Edschmid, eins der größten Lichter,
tut stark an der Grammatik drehn.
Doch gibts noch ville schönre Dichter . . .
Wer Sternheim kennt, wird mir verstehn.

Ein Sprichwort ist in jedem Falle
gut angebracht und wunderschön:
„Die Dummen werden niemals alle."
Wer Consols hat, wird mir verstehn.

Der falsche Wilhelm ziert die Haare
der Damens, die auf Bälle gehn.
Und doch ist Einfachheit das Wahre.
Wer Holzbock kennt, wird mir verstehn.

Wie keusch war früher die Soubrette!
Heut kannste so viel Akte sehn —!
Ich lieb nur noch in Balltoilette . . .
Wer Cellyn kennt, wird mir verstehn.

Wenn Einer eigne Ideen hat,
dann schreit bestimmt ein Knickebeen,
daß es das Alles schon gesehn hat —
Wer Jeßner kennt, wird mir verstehn.

Ein Frauenarzt, der nichts verratzt hat,
kann sich ne Villa kaufen gehn,
weil er sein Geld zusammengekratzt hat.
Wer Bildung hat, wird mir verstehn.

Soll ich von Polletike singen
und sagt S.J.: „Nu mach mal een!" —:
denk ich an Götz von Berlichingen.
Wer Bildung hat, wird mir verstehn —!

Rundschau

Grabrede auf Castans Panoptikum

Verehrte Leidtragende!
Obwohl der Mensch immer geneigt ist, sein Jahrhundert, und wäre es das zwanzigste, für das fortgeschrittenste zu halten, und dies so stark, daß etwa ein moderner Oberstudienrat mehr mit Erstaunen als Bewunderung Spuren der Intelligenz bei den alten Aegyptern entdeckt: so kann er doch nie umhin, von einer alten guten (bessern) Zeit zu reden, womit er je nach Alter die letzten zwei bis drei Dezennien meint. Ja, sein ganzer Glaube an die Zukunft wird beseligt von der Hoffnung, seine edelrostige Jugend wiedererstehen zu sehen, und wie wir uns sehnsuchtsvoll der Puffärmel und Wachtparaden erinnern, wird man dereinst der Kohlrüben, mild verklärt von historischer Patina, gedenken. Aber wir Alle, die wir Geschichte erlebt haben, wissen auch, daß das Datum der Schlacht von Tannenberg nicht allen Glanz dieser Epoche erschöpft. Und wenn unsre Vorfahren, ob sie nun aus Palästina oder dem Teutoburger Walde stammen, fünffüßig im Jambentakt über die Bretter tapern, so faßt uns der Menschheit ganzer Jammer an bei dem Gedanken, unsern Helden könnte es ebenso ergehen. Wir haben die Siegesallee, die mehr Zeugnis für unsre Monarchie als für die frühern ablegt. Wir haben die Photographie, die das Lichtbild unsrer Lieben und Großen der Nachwelt aufbewahrt. Aber die plastische Darstellung wird kein Schiller und kein Unruh mehr so lebendig zaubern können wie Castans Panoptikum, das in diesen Tagen seine Augen für immer schloß.

Eine Grabkammer grandiosen Stils, eine Art jüngsten Gerichts strengster Zeremonie. Nicht nur Tote feierten hier ihre Auferstehung; auch Lebendige wurden den Toten eingereiht, wenn die Stunde ihres Ruhmes gekommen war. Hier schauerte man nochmals vor dem Blick des geliebten Herrschers, hier bestaunte man die Größe des Riesen Machnow, hier belachte man die Affengestalt des kleinen Voltaire. Ein Frühstück bei Bismarck ist nicht nur ein Uebersetzungskapitel aus dem Plötz, sondern man sieht die hohen Herrschaften persönlich Spinat essen. Der Mammutknochen neben einem Ziegelstein des innsbrucker goldenen Dachels veranschaulicht den Werdegang der Kultur ebenso wie ein blutig abgeschlagener Türkenkopf neben einer siegreich abgeschlagenen Attacke. Wie altväterisch wirkte dagegen der geköpfte Gottlob Schulze, der seine Ehehälfte giftmordete, in schlichter Tracht der achtziger Jahre! Nie wird sein Name neben dem des Anselm Rotschild genannt werden, der ein Millionenvermögen zurückließ. Auch daß der Robespierre unter die Verbrecherpuppen geriet, geschieht ihm ganz recht. Denn ein sonderbares Ding ist der Nachruhm, über Gerechte und Ungerechte scheint er, und keine Sonne bringt es an den Tag. Wehe aber Denen, die nicht rechtzeitig durch ein Gedichtbändchen oder eine Bluttat für die Unsterblichkeit sorgten wie etwa jener junge Selbstmörder! Nach bekanntem Gemälde vom Ball zurückgekehrt, in einer Hand eine Schrift über den Materialismus, in der andern einen Zettel: Es gibt keinen Gott, es gibt keine Seele — so verdeutlicht er besser als Memoirenbücher die Gründe unsres Verfalls. Ein warnendes Beispiel, das zu kommenden Geschlechtern gesprochen hätte: Versinket nicht im Wohlleben — tretet frühzeitig in stählende Jugendwehren ein!

Bis auf Bethmann und Ludendorff, den ein Porzellanschildchen lakonisch als siegreichen Feldherrn auswies, war die Sammlung noch komplett. Vergeblich suchte man Marloh in der Ruhmeshalle und in der Schreckenskammer die Köpfe der neunundzwanzig Matrosen aus der Fran-

zösischen Straße. Und doch sind so unerschöpflich die Studienobjekte, denen wir in abgeklärtern Zeiten wieder einmal begegnen möchten: von der verdorrten Hand bis zur saftigen Schiebung, vom patriotischen Großmaul bis zum akademischen Gehirnschwund — auch alle Regierungen fanden ihr Abbild in separaten Lachkabinetts; so lang ist die Reihe meuchelnder Heroen, deren Physiognomie, über Natur geformt, nachdem die Haare geschoren, „um im Interesse der Phrenologie die Schädelbildung zu untersuchen", die Nachwelt vor Legenden- und Geschichtsbildung bewahren könnte, statt sie mit säbelrasselnder Historie zu verhetzen. Ein Zeughaus der Trophäen, Parteifahnen und Bruchbänder unsrer Leibschäden würde die Menschen zwar nicht klüger, aber gewitzter im Pathos machen. Und wäre es auch nur, daß wir wieder lächeln könnten über ein paar armselige Wachspuppen, vor denen die Toten des Weltkriegs die Knochen zusammenreißen mußten. Der Verlust von Castans Panoptikum ist unersetzlich für die Hygiene und Kanalisation der Heldenverehrung! Walter Mehring

Das kleine Logbuch

Es ist mir eine Freude, ein kleines neues Buch Otto Flakes anzeigen zu dürfen, den ich neben Heinrich Mann für unsern bedeutendsten Essayisten halte. Dergleichen geht uns am meisten an. ‚Das kleine Logbuch' ist bei S. Fischer erschienen, und es paßt in jede Manteltasche. Ob es auch in jeden Kopf paßt, das ist eine andre Sache.

Unsre Fragen stehen darin mit neuen Antworten, unsre Sorgen, unsre Zweifel und unsre Verzweiflungen. Der Stil ist schön und geglättet — aber dies Denken ist wild und zerrissen, und man sieht, daß sich da Einer gequält hat, dem sein Land zur Last ward. Welches ist sein Land?

Flake ist Elsässer. Als man einmal einen seiner Landsleute fragte, warum er, der im Frieden so auf die Preußen geschimpft habe, nun aber auch nicht mit der französischen Besatzung verkehre, und zu welchem Lager er denn nun eigentlich gehöre, da sagte der: „Wir stehe halt in der Opposition!" Flake steht in einer positiven, in einer höchst fruchtbaren Opposition.

Mich hat in den kleinen Aufsätzen, von denen besonders die ersten brennend aktuell sind, am meisten die Stelle ergriffen, wo von dem Ausweg die Rede ist, den man nun wählen könne. Da heißt es: „Nicht nachgeben, nicht sich auf den Individualismus zurückziehen, der Verbannung auf die Südsee-Insel ist, verlogene Robinsonade. Noch stärker um das Tier Mensch wissen, ihm nicht einreden, daß, je mehr Masse aus der Tiefe komme, Masse umso besser, menschlicher, unverantwörtlicher sei. Die Bestie in ihm, in mir, in uns Bestie nennen, den Funken Güte hegen, das heilige Feuer erst entzünden, denn seine Altäre brennen noch nicht." Das ist die Frage unsrer Zeit.
Und Der dieses schrieb, weiß auch vom Apparat, der Selbstzweck wird, von der unmöglichen Diktatur der Güte, die der Teufel stets den Engeln wieder abluchst, von der Idee und vom Menschen . . . „Er wird der Idee untertänig, von ihr bis zum Ende vorwärtsgepeitscht, nicht mehr er hat die Idee, die Idee hat ihn . ."

Und fern von allen scharfen Formulierungen des heimischen Jammers auch die Sehnsucht des Städters nach dem Land. Wie unsentimental! „Ein Hahn krähte — neu. Ein Brunnen rauschte — neu, Bäume wiegten sich, Wind kam vom Morgen, neu, neu, noch einmal jung das in ihm Erstorbene." Manches solcher Diktion könnte bei Wassermann stehen.
Im Ganzen eine erfreuliche Hilfe für alle guten Deutschen, die schlechte Preußen und schlechte Bayern sind. Flake scheint mir in der Kulturpolitik das zu sein, was Hellmut v. Gerlach in der praktischen ist: ein unbeeinflußter Outsider mit klaren

Augen. Gleich weit entfernt von den Mathematikern des Gehirns, die sich, erdenweit, Reformen errechnen und nichts von den Lebensströmen wissen, die hier erbrausen, wie von den lyrischen Schreibern, die, erdenweit, die Welt mit einer Phrase zudecken wollen.

Wenn man bedenkt, wie groß der Haß dieser Teutschen (nicht aller Deutschen) auf das Neue ist, wenn man die verschobenen Komplexe kennt, die versetzten Angriffe, die an den doorner Deserteur denken und, zum Beispiel, den Künstler Jeßner treffen — wenn man all das weiß: dann ist eine Erscheinung wie Flake eine geistige Wohltat.
Dies Buch für eure Tasche. Und für euern Kopf. Ignaz Wrobel

Reisende, meidet Bayern!

Die in Bayern von Staats wegen bestellte Organisation der Fremdenkontrolle, die unter dem Deckmantel der Fürsorge und der Wohlfahrt die lebensfeindliche Funktion ausübt, die Ruhe zu stören und die Liebe zu schrecken, die irgendwelchen Rüpeln eine Amtshandlung von unmenschlicher Barbarei anvertraut — diese Organisation der Bosheit und der Infamie kann einen Erfolg ihrer Wirksamkeit verzeichnen, an dessen Möglichkeit sie selbst nicht geglaubt haben dürfte.
„Würzburg, 11. Febr. (Liebesdrama.) In einem hiesigen Hotel machten früh, als die kriminalpolizeiliche Fremdenkontrolle das Zimmer kontrollieren wollte, dessen Bewohner, ein Herr und eine Dame, einen Selbstmordversuch, indem sie sich Pistolenschüsse in den Kopf beibrachten. Die beiden, deren Personalien inzwischen festgestellt werden konnten, stammen aus Augsburg. Sie wurden in schwerverletztem Zustand in das Luitpoldspital eingeschafft, wo der Herr, ein Sohn gutsituierter Leute, bereits gestorben ist. „Sie” ist eine Hausmeisterstochter.”
Zwei Menschen, die sich liebten, fuhren in die fremde Stadt, um sich lieben zu können. Die Staatsgewalt hat es nicht gewollt; ihr mußte die Liebe weichen bis in den Tod. Es krachte die Faust gegen die Tür und streckte die Liebe. Das Echo antwortete mit zwei Schüssen, die die Polizei nicht schrecken werden. Denn sie steht als die Hüterin der Moral, und ihre Rache ist Furcht und Tod; in ihrem Gefolge aber hat sie die Zeitung als Vertreterin des Standesbewußtseins, bei dessen Verletzung die Gemeinheit und die Niedertracht über den Opfern der Moral ausbricht, und die alles Grauen, das in der Nacht geschah, mit ihrer Art, den Vorfall und die andern Fälle zu beleuchten, durch noch ärgere Scheußlichkeiten in den Schatten stellt: „Der Herr” ist der Sohn gutsituierter Leute. „Sie” ist eine Hausmeisterstochter. Hans Meißner

Damenfrisiersalon

Wenn Sie das Büchlein mit dem schauerlichen Umschlagbild im Fenster sähen: Sie kämen nie auf den Gedanken, daß, falsch verpackt, eine entzückende kleine Leichtigkeit vor Ihnen liegt. Das Heftchen heißt: ‚Damenfrisiersalon’; der Autor: Hans von Kahlenberg; der Verlag: Dr. Eysler & Co. in Berlin.
Schreibende Frauen sind ja im allgemeinen keine sehr freundliche Angelegenheit: von der Courts-Mahler bis herunter zu Ernst von Wolzogen gibt es da Schrecken aller Art. Aber immerhin haben wir doch auch das gute Exemplar Annette Kolb und Helene Böhlau (über die hier nächstens einmal gesprochen werden soll) — und was Hans von Kahlenberg angeht, so scheint er (sie) doch eine wippend leichte Hand zu haben. Ja, also: ‚Nixchen’ von einer Ururenkelin Maupassants.
Heute ist verstaubt, was einstmals in usu masturbantium einer ganzen Generation von Hand zu Hand ging; es war wohl nicht die Fabel, aber sicherlich das Mädel der nicht unzutreffende Ausdruck einer Zeit. Heut wäre das Alles herzhafter, unbedenklicher — aber dieses quart de vierge war doch so und ist viel-

leicht oberflächlich, aber nicht schlecht gesehen. Inzwischen hat Hans von Kahlenberg unendlich viel dazu gelernt.

Der ‚Damenfrisiersalon' ist, auf einen Daumennagel zusammengedrängt, die ‚Kleine Stadt'. Es staubt wie Puder, die Erotik ist grade noch zu erschnuppern, obgleich sie der Duft ist, der in den kleinen Zimmerchen liegt — Alles ist blitzsauber, gescheit und, die Hauptsache, so unendlich leicht. Entzückend die Kapitelschlüsse — mit einer graziösen Handbewegung fühlt man sich entlassen und ahnt erst draußen, was alles darin gewesen ist: Klugheit, Menschenkenntnis und — wie selten, wie selten! — Ironie der Liebe. Denn zwischen der Wirtin an der Lahn und der pathetischen Bettstelle haben wir ja immer noch sehr wenig Nuancen; so viel Anstrengungen die Herren Autoren auch machen: sie kippen fast immer schon nach den ersten zehn Seiten so oder so um.

Die kleine Franzi, die in den norditalienischen Ort fährt und dort alle in Betracht kommenden Eheteiche in Wallung bringt, selbst elegant über die Hürden setzt und bis in die blanken Fingerspitzen eine amour propre betätigt, die am nächsten Morgen Alles, Alles vergessen hat — die kleine Franzi ist ein Spiegel der Herren Männer. Wir dürfen nicht vergessen, daß Hans von Kahlenberg uns die besten Schilderungen der deutschen Mannspuppe gegeben hat, wo sie am brutalsten, wo sie am sentimentalsten ist (das reimt sich gut zusammen!) — diese Naturforscherin ist unerbittlich und sieht sehr kühl und klar, wie der traurige Mannestyp zu Potsdam und Hinterpommern in der Frau eine Köchin, einen — wie sagte einmal ein Adliger in einem berühmten Prozeß? — einen . . . notwendigen Gebrauchsgegenstand, eine Fee wie auf einer Seifenreklame, aber niemals ein Weib, einen Menschen sieht. Die Ehre halten sie alle hoch — die Frau weniger.

Es sind ein paar Schilderungen eines deutschen Ehepaars in dem Buch, die allein die Lektüre verlohnen, und die Liebesgeschichten sind so zart, so weich, so leise getuscht, wie das nur die Finger einer sehr welterfahrenen Frau fertig bekommen. Neben kleinen Saloppheiten der Sprache ausgezeichnete Formulierungen. Franzi ist fort, die kleine Puppenwohnung ist leer, nur eine Volière ist geblieben. „Die Vögel hockten trübselig im Käfig. Sie piepten, einige flogen ab und zu. Fortwährend trugen sie eingebildete Lasten zu Nestern, die nie gebaut wurden." Man kann es nicht kürzer sagen.

Das Buch wird sicherlich wegen des Namens der Verfasserin und wegen des Umschlagbildes viel auf den Eisenbahnstationen gekauft werden. Solche Leser mögen enttäuscht sein. „Mehr nicht—?" Viel mehr. Und, hübsch gebunden, eine reizende kleine Gabe voll der ganzen Anmut einer ungewöhnlich klugen Frau. Peter Panter

Aus Menschenliebe

Neulich fiel mir ein Filmmanuscript einer Anfängerin in die Hand. Darin hieß es:

„Ferida reitet nun, rittlings auf ihrem Löwen sitzend, in den Saal zu ihren Gästen. Sie trägt ein schwarzes durchsichtiges Spitzentrikot, welches nur Kopf und Hände frei läßt. Jubelnd wird sie empfangen, dann, als die Bestie hinausgeführt ist, tanzt sie. Mitten im Tanz erscheint Harro, dem die Zeit zu lange dauert. Als sich die Gesellschaft aufgelöst hat, finden sich die beiden im Schlafgemach. Es gibt eine kleine Auseinandersetzung, welche auf einem schwellenden Ruhebett beigelegt wird. Es ist schon Nacht, da holt sie aus dem Stall ihr Pferd, und, noch in ihrem Trikot, reitet sie durch den Park. Sie liegt auf des Pferdes Rücken, er sitzt rittlings vor ihr. Dann umfängt sie die Nacht, welche alle Seligkeiten mit einem Schleier mütterlich bedeckt."

Antworten

Hirschberger. Euer Grupen ist der erste unpolitische Flüchtling von Bedeutung. Er hat nur einen Arm und entfloh. Es scheint, daß das Geschick, um einen Arm oder an einem Arm verkümmert zu sein, die Neigung zur Flucht begünstigt. Wie gut, daß bei uns mit dieses Geschickes Mächten, sobald es den Rechten getroffen hat, die Ausführungsbeamten einen ewigen Bund flechten! Es gibt in Deutschland keine unabhängige Justiz und, das beweisen die Fälle Vogel, Boldt, Dithmar, keine zuverlässige Exekutive. Aber offenbar einen tapfern Grupen. Denn der hat sich inzwischen, was sein Kaiser nie täte, gestellt.

Römer. Sie schreiben mir: „In Nummer 8 der ‚Weltbühne' hat Kuno Tiemann sich wieder einmal mit erfrischender Deutlichkeit über die Zustände unsres ‚Außendiensts' ausgesprochen. Was wird er erst sagen, wenn er erfährt; daß am fünften November 1921 der römische ‚Tempo' einen Artikel brachte, worin die Abberufung des Botschafters v. Berenberg-Goßler angekündigt wurde; daß dieser Artikel aus Berlin stammte; daß der Botschafter daraufhin den Reichskanzler um Dementi oder Klarstellung bat; daß ihm der Bescheid wurde, man sehe sich ‚durch die Verhältnisse genötigt', ihn zu ersetzen; daß er in seinem Demissionsschreibem das Bedauern aussprach, ‚seine Bemühungen nicht zu einem guten Ende führen können'; daß die Regierung ihm nunmehr mitteilte, diese Wendung werde sie als Begründung seines Rücktritts veröffentlichen; und daß dann der Gesandte in Kopenhagen nach Rom, der in Wien nach Kopenhagen und — Herr Pfeiffer nach Wien geschickt wurde!" Was Kuno Tiemann dazu sagen wird? Er wird überrascht fragen, woraufhin Ihr Römer erwartet habt, daß es in unsrer Kaiserlich Deutschen Republik anders zugehe.

Höhere Tochter in München. Ich gratuliere dir zu deinem Professor Josef Hofmiller. Der will die französische Sprache aus der Schule entfernt sehen, in deren Dienst er grau wie ein Grautier geworden ist. Hoffentlich läßt man dir dafür künftighin Deutsch von diesem Manne beibringen, der behauptet, daß sich „der internationalste Deutsche nicht mehr genieren braucht". Gewiß doch. Er braucht sich wahrscheinlich nicht einmal zu genieren, Landsmann dieses nationalsten Deutschen zu sein, der von Otto Brauns Nachgelassenen Schriften vermeldet: „Zuerst waren sie in der Deutschen Verlagsanstalt, aber als sie merkten, daß die Memoiren Matthias Erzbergers im selben Verlag erschienen seien, entwichen sie fluchtartig zu Bruno Cassirer, und jetzt haben sie im Insel-Verlag ihre Ruhe gefunden, aus dem sie vielleicht die dort seit neuerm stark grassierende expressionistische Dichtung wieder vertreibt." Mit dem Expressionismus hat ers überhaupt. Schlagwörter ersparen Definitionen. „Ich warne alle Bücherkäufer, sich unter keinen Umständen Bücher aufschwatzen zu lassen, die bolschewistisch illustriert sind." Bolschewistisch — damit meint er vermutlich ebenfalls: expressionistisch. Er kann aber nicht nur niederreißen, sondern auch aufbauen. Er stürzt keinen Modegötzen, ohne einen Dauergott auszurufen. Diesmal heißt er für ihn: Ludwig Ganghofer. „Nicht ohne Wehmut" nimmt er den Nachlaß eines Poeten vor, „dem tausendmal mehr eingefallen ist als den Leuten, die süffiant über ihn die Nase rümpfen". Dieser „Autor, der sein ganzes Leben lang seinen Mitmenschen so viel frohe Stunden bereitet hat, ist nicht so leicht zu ersetzen". Immerhin weiß man jetzt, welchen Maßstab die Literaturforschung anzulegen hat: es kommt darauf an, daß den Mitmenschen viele frohe Stunden bereitet werden. Freilich: was ist dann Ludwig Ganghofer gegen Otto Ernst, Otto Ernst gegen Artur Dinter, Artur Dinter gegen Hedwig Courths-Mahler und Hedwig Courths-Mahler gegen Josef Hofmiller!

Filmfabrikant. ‚Fridericus Rex' soll den Yankees vorgeführt werden: als Kronzeuge, daß der Geist von Potsdam bei uns noch lebt und stärker ist als der Geist von Weimar. Nun, unsern Propagandisten ist Alles zuzutrauen; obgleich oder grade weil sie in diesem Fall ihre Schuld bestreiten. Sie behaupten sogar, daß der Film mit amerikanischem Gelde gemacht sei. Das klingt kaum glaubhaft. Eher rät man auf unsre Orgesch-Leute, den ‚Bund der Aufrechten', die bewährten ‚Front-Kämpfer' oder die Retter Oberschlesiens. Zu Oberschlesien hatte der alte Fritz ja gewisse Beziehungen. Aber wenn wirklich ausländisches Geld hier gearbeitet hat: warum in die Ferne, über das große Wasser schweifen? Wo es doch für die Westmächte keine bessere Agitation gegen Deutschland gäbe als die Verbreitung dieses Films in der ganzen Welt! Wie wärs da mit einem Ausfuhrverbot? Hier hat diejenige Bürokratie, die sonst nur Schaden stiftet, einmal Gelegenheit, sich als Beschützer des Vaterlands zu betätigen.

Idiot an der Isar. Unter dieser Spitzmarke soll ich Ihnen auf einen anonymen Brief eine öffentliche Antwort erteilen. Warum ich die — vorläufig — nicht erteilen kann, würde ich, da der Gegenstand weder uninteressant noch unwichtig ist, Ihnen ganz gerne unöffentlich auseinandersetzen. Wenn Sie Gründe haben, auch für diese Korrespondenz verhüllt zu bleiben, so sagen Sie mir, auf welches Postamt an der Isar der Idiot meine Kundgebung zu erhalten wünscht.

Traugott v. Jagow. Schon nimmt das gute deutsche Herz daran Anstoß, daß Sie hier zu so einer Art Festungskaspar werden. Der Aermste! seufzen die weichen Gemüter. Aber Sie sind mir nicht das (belanglose) Individuum, sondern ein putziger Plakatfall, ein Irrtum dieser lächerlichen Justiz, eine Konzession an die Leitartikler, eine Abschlagszahlung für die Jahrhunderte Zuchthaus des mitteldeutschen Märzaufstandes. Leben Sie schmerzhaft unkomfortabel? Das soll hier noch manche Woche gefragt werden, weil wir zwei Sorten von Festung in Deutschland haben: die eine für den Hochverräter, der versucht hat, was alle Staatsanwälte und beinah alle Richter innerlich loben; die andre für die Verbrecher der Gegenseite. Strafrechtlich ist da kein Unterschied. In der Vollstreckung freilich der, daß auf Sie, Schutzmann, jede Rücksicht genommen wird — während die tapfere Frau Erich Mühsams mir schreibt, daß die Verwaltung von Niederschönenfeld diesem allzu charaktervollen Sträfling die Anstaltskleider genommen hat, weil „er so viel verdient", und daß er in Fetzen herumlaufen muß. Sicherlich fordert oder erlaubt das einer der Paragraphen, die in Deutschland fast so dicht wachsen wie die unentdeckten und unbestraften Mörder. Der freche Hohn, einem geistigen Arbeiter wie Erich Mühsam seine Verdienste vorzuhalten, die sicherlich nicht ein Hundertstel dessen betragen, was der schikanierende Staatsanwalt von der Republik für seine monarchistische Tätigkeit empfängt, und die jedenfalls nicht so hoch sind, daß er sich einen Anzug kaufen könnte, die Niedrigkeit der Gesinnung, die aus dieser sadistischen Schikane spricht: das ist mein Bayern. Sie aber, glücklicher Traugott, zieren den Vergnügungsort Gollnow in Preußisch-Pommern, und da brauchen Sie keine Angst zu haben: da kann Ihnen nix geschehn.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.

XVIII. Jahrgang 9. März 1922 Nummer 10

Ministerpräsident Benesch von Otto Katz

Im staubigen Winkel einer pariser Buchhandlung fand ich das Buch: ‚Le problème autrichien et la question tschèque'. Es ist die Arbeit, mit der sich Eduard Benesch einstmals das Doktorat der Sorbonne erworben hat.

Das Bändchen erschien im Jahr 1908. Schon sieben Jahre später wurde der Verfasser vor der Aufgabe gestellt, an der Bewältigung des oesterreichischen Problems mitzuarbeiten und die tschechische Frage zu lösen. Als Flüchtling begann er diese Arbeit. Von einem Freunde durch den Grenzkordon bei Asch gebracht, durchzog er mit falschem Paß Bayern und die Schweiz und landete endlich in Paris, dem Zentrum der alliierten Kriegsenergien. Masaryk, dessen Vorzugsschüler er stets gewesen, übertrug ihm in richtiger Einschätzung seiner Fähigkeiten die journalistische Propaganda und die rednerische Bearbeitung der pariser Zivilbevölkerung.

Die Kleinarbeit, die Benesch während des Kriegs in Paris geleistet hat, ist auch heut noch das Hauptmerkmal seiner Tätigkeit. Mit jener den Tschechen eignen Zähigkeit, die auch die drei habsburgischen Jahrhunderte nach der Schlacht am Weißen Berge nicht zu brechen vermochten, verbiß er sich in das geringste Detail seiner Aufgabe. Man brauchte ihm nur eine leise Andeutung hinzuwerfen, und sogleich schritt er an die Organisation der Idee. Er trug die Notizen in die pariser Redaktionen, veranstaltete Versammlung auf Versammlung und brachte in den Betrieb der ‚NarodnÍrada', deren Generalsekretär er wurde, musterhafte Ordnung.

Mit der Größe der Aufgabe wuchs auch sein Ideenbestand. Bereits an der Improvisation der Legionärsarmee nahm er schöpferischen Anteil, und in den Verhandlungen mit den Alliierten, die noch während des Krieges die Anerkennung der tschechischen Regierung aussprachen, bewies er nicht gewöhnliche diplomatische Geschicklichkeit.

Die Friedenskonferenz hob ihn weiter. Da die Andern vom Ostproblem noch weniger verstanden als er, avancierte er rasch zum Sachverständigen für Ostfragen. Von ihm stammte der — leider nicht angenommene — Plan, Oberschlesien auf fünfzehn Jahre zu neutralisieren, für diese Zeit unter deutscher Zoll- und Steuerhoheit zu belassen und dann durch eine Abstimmung die endgültige Entscheidung herbeizuführen. Seine Ausführungen waren es auch, die Lloyd Georges russische Politik von Interventionsversuchen zu wirtschaftlichen Verhandlungen vorwärtsbewegten.

Benesch besitzt nicht nur der Tschechen Zähigkeit, sondern auch deren Hang und Fähigkeit zum Opportunismus. Ebenso wie er, der Panslawist, noch im Kriege aus opportunistischen Gründen seine Zustimmung zum sibirischen Feldzug der tschechischen Legionäre gegen die Bolschewiki gegeben hatte, riet er mit Rücksicht auf Sozialdemokratie und Exportindustrie seiner Heimat

schon auf der Versailler Friedenskonferenz von einer Intervention in Rußland ab. Und ebenso, wie er in Versailles und Saint Germain die Minoritätsklausel begeistert unterschrieb, stellte er sich nach seiner Rückkehr von den Friedenskonferenzen gegen die berechtigten Wünsche seiner deutschen Landsleute taub. Nicht vielleicht, weil er sie für unangebracht hielt; er versprach sich aber von einer durch wirtschaftlichen Zwang erwirkten Bekehrung des tschechischen Volkes weit mehr als von Ministerreden.

Die Erfahrungen von drei Jahren haben ihm recht gegeben; heut ist der Eintritt der Deutschen in die Regierung nur noch die Frage einer nicht allzulangen Zeit und der nationale Ueberschwang so abgeflaut, daß Beneschs Kabinett — er ist seit einem halben Jahr auch Ministerpräsident — es wagen konnte, die Rückgabe des gewaltsam besetzten prager Landestheaters an die Deutschen zu verkünden, ohne auf allzu großen Widerstand zu stoßen. Bis zur tatsächlichen Uebergabe des Theaters freilich wird noch viel Wasser die Moldau hinabströmen.

Eine englische Zeitung hat Benesch den mitteleuropäischen Lloyd George genannt. Der Vergleich ist unzutreffend, denn von den blendenden Eigenschaften des englischen Premiers, von dessen ungeheurer Vitalität und schneller Denkfähigkeit hat Benesch nur einen geringen Bruchteil. In ihm ist Alles erarbeitet und errungen, die Gedanken fließen ihm schwer, und in seiner Lebensanschauung ist viel vom Vorzugsschüler und auch manches vom Bürokraten haften geblieben. Dagegen hat er einen untrüglichen Instinkt, jene empfindliche Nervosität des modernen Menschen, die ihn Ereignisse rechtzeitig ahnen läßt, und in der gemeinsam mit seinem Opportunismus die Ursache seiner diplomatischen Erfolge zu suchen ist. Ueberdies stützt er sich auf ein gut fundiertes, wenn auch teilweise formalistisches Wissen, das die advokatorischen Kenntnisse und Kniffe Poincarés und Briands tief in den Schatten stellt.

Beneschs Frankophilie ist notorisch. Sie erscheint begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Franzosen schon in Friedenszeiten vielfache kulturelle Beziehungen zu den Tschechen unterhielten, und daß Frankreich der erste Staat war, der tschechische Soldaten und später die tschechische Regierung anerkannte. Benesch hat noch von seiner Studienzeit her gute Verbindungen in Frankreich, und er hat diese für seine Heimat auf das Gründlichste auszunutzen verstanden. Was Wunder, wenn seine Sympathien mehr zu Frankreich als zu England neigen, das überdies schon mit Rücksicht auf das eigne Irland der tschechischen Freiheitsbewegung weit weniger Verständnis entgegenbrachte und auch heute für die Tschechoslowakei keine Zuneigung empfindet.

Der Vorwurf indes, daß Benesch völlig im französischen Fahrwasser schwimme, ist nicht ganz berechtigt. Er hat schon in gewissen Fällen seine eigne Ansicht durchzusetzen verstanden — es sei nur daran erinnert, daß die Tschechoslowakei im Vorjahr gegen den Willen Frankreichs die-Frage der wirtschaftlichen Sanktionen so lange dilatorisch behandelte, bis sie gegenstandslos geworden war —, und besonders in ungarischen Angelegenheiten ist er Paris gegenüber von erstaunlicher Hartnäckigkeit.

Er hat sich, weil ihm Frankreich zu unzuverlässig war, gegen die Magyaren die Kleine Entente gegründet, die Ungarn mit eiserner Klammer umgibt und Karl bereits zweimal in unblutigen Schlachten vertrieben hat.

Zu den Deutschen hat Benesch nur ein Zweckmäßigkeitsverhältnis. Während er die Oesterreicher in letzter Zeit — aus wirtschaftlichen Gründen — favorisiert, ist er zum Reiche korrekt, zu den Sudetendeutschen kühl bis ans Herz. In der oberschlesischen Frage hat er aus Angst vor einem Marksturz eine günstigere Lösung als die von Genf angestrebt. In der russischen Angelegenheit dagegen war er, besonders in letzter Zeit, bestens bemüht, die Deutschen auszuschalten, um der tschechoslowakischen Industrie wenigstens dieses Absatzgebiet zu sichern. Die tschechische Wirtschaft stöhnt unter dem Druck des Markdumpings und muß coûte que coûte Abnehmer suchen. Aus diesem Grunde und auch zur Information fuhr Benesch nach Paris, nicht etwa, um zwischen Lloyd George und Poincaré zu vermitteln, wie erfinderische Berichterstatter behaupteten. Und er erkaufte das russische Absatzgebiet mit der Zusicherung, daß die Kleine Entente in Genua an Frankreichs Seite stehen werde.

Es ist nicht uninteressant, daß Benesch zu den ersten Wahlen ins prager Abgeordnetenhaus als Listenführer der tschechischen Sozialisten (früher Nationalsozialisten, nicht zu verwechseln mit den tschechischen Sozialdemokraten) kandidierte. Mit seinem Sozialismus ist es allerdings nicht weit her, und seine politische Anschauung entspricht etwa der des linken Flügels der deutschen Demokratie. Zu der Arbeiterschaft insbesondere kann er kein Verhältnis finden. Als er im Sommer 1919 heimkehrte, wurde er auch von den Arbeitern freudig begrüßt. Indessen ist diese Liebe stark abgeflaut, umsomehr, als Herr Benesch bei jedem Gefecht zwischen Kapital und Arbeit — und die Geschichte der Tschechoslowakei ist an derartigen Plänkeleien nicht arm — auf der Seite der Arbeitgeber zu finden ist. Seine Gedankenwelt ist ganz von bourgeoisen Anschauungen und Vorstellungen durchsetzt, und das ist es letzten Endes, was Herrn Benesch bei aller Geschicklichkeit und Voraussicht kleinbürgerliches und vielleicht auch solides Gepräge gibt, aber nicht jene Qualitäten zu ersetzen vermag, deren wirklich moderne Staatsmänner bedürfen.

Benesch zählt nicht zu den Lieblingen der deutschen Presse, und insbesondere das Berliner Tageblatt hat ihn scharf auf dem Strich. Mit Unrecht, denn Benesch ist nicht jener Intrigant, als den Theodor Wolff ihn mit Vorliebe schildert. Der tschechische Premier ist sicherlich ein Freund der Ruhe und des Friedens, und die bösen Pläne, von denen unsre Blätter jede Woche berichten, entstammen einer Quelle, die das allergrößte Interesse daran hat, das Verhältnis zwischen Prag und Berlin zu trüben. Nein, Herr Benesch ist weder ein Intrigant und prinzipieller Deutschenhasser noch ein prominenter Deutschenfreund. Es ist gut, wenn er in Deutschland weder überschätzt noch zu gering taxiert wird, und dazu gehört vor allen Dingen, daß mit dem „Märchen vom Wolff" endlich aufgeräumt wird.

Wirtschafts-Führer von Frank Faßland

II. Hugo Stinnes

Friedens- und Kriegswirksamkeit

Hugo Stinnes ist kein ausgesprochener Selfemademan wie etwa von den großen deutschen Industriellen August Thyssen und Emil Rathenau. Er entstammt einer Industrie- und Gewerken-Familie, deren großgewerbliche Betätigung bis in die dritte Generation zurückreicht, in diejenige, die mit den Anfängen der deutschen Großindustrialisierung aufwuchs und somit auch den Beginn der großen Expansion in der westfälischen Kohlen- und Eisen-Industrie miterlebte, zum Teil mitschuf. Der Großvater von Hugo Stinnes war in jenen Zeiten, die Strousbergs Stern aufleuchten und verlöschen sahen, Zechenbesitzer in Westfalen, und früh schon betätigte sich die Familie Stinnes auch im Kohlenhandel wie in der Kohlenreederei, die von jeher ein äußerst lukratives Geschäft bildeten. Bereits vor etlichen Jahrzehnten schleppten Dampfer mit dem Namen Stinnes am Bug Züge schwerbeladener Kohlenschiffe von Ruhrort den Rhein berg- und talwärts, und aus dem Kohlenhandel stammt wohl auch der größte Teil des Vermögens, das Hugo Stinnes bei seinem Eintritt in das geschäftliche Leben vorfand. Zu den Höchstbeteiligten des „Kohlenkontors", jener den Rheinhandel monopolisierenden Kohlenhandels- und Reederei-Gesellschaft m. b. H., gehörten die Firma Mathias Stinnes mit 1 156 200 Tonnen, die später Hugos Bruder Gustav leitete, und die neuere Firma Hugo Stinnes, die es zunächst „nur" auf 687 000 Tonnen Beteiligung brachte.

Hugo Stinnes, der diese Firma gegründet hatte, war somit schon als Dreißiger in eine unanfechtbare Position im Kohlenhandel gerückt, aber damit war sein Tatwille, sein Ehrgeiz ganz und gar nicht erschöpft. Während sein Bruder Gustav, der das Stammgeschäft der Familie führte, sich damit begnügte, den Vorsprung dieses Geschäfts vor der Konkurrenz zu verteidigen, lockten den Jüngern die höhern Aufgaben des industriellen Organisators. Er war eine ausgesprochene Eroberernatur. Welche Bedeutung Hugo Stinnes schon am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in der Industrie des rheinisch-westfälischen Reviers errungen hatte, geht daraus hervor, daß er bereits in den Jahren 1904 und 5 von der Phantasie der Börse zusammen mit August Thyssen, dem schöpferischen Eisenorganisator jener Epoche, in den Mittelpunkt einer vermeintlichen großen Vertrustungsbewegung gestellt wurde. Thyssen und Stinnes, so hieß es in jener Aera, da die Bildung der großen gemischten Konzerne, der Zug der Eisenwerke in das lothringische Minette-Revier und die Abwehr gegen die bekannte Hibernia-Aktion des damaligen preußischen Handelsministers Möller viel Unruhe, Fusions- und Transaktionskombinationen in die Kreise der Schwerindustrie getragen hatten — Thyssen und Stinnes planen die Bildung eines riesigen Montantrusts. Sie wollen Stahlwerksverband und Kohlensyndikat von innen erobern, überhaupt an die Stelle der überlebten, allerlei konkurrenzunfähiges Gerümpel künstlich am Leben hal-

tenden Kartelle die modernere, amerikanische Form des Trusts setzen (der Steeltrust war grade damals von Morgan durch Aufkauf der Carnegie-Werke gegründet worden). Sie wollen in diesem Trust — zugleich in Gegenwehr gegen Verstaatlichungsgelüste der preußischen Regierung — das Beste vereinigen, was an Kohle und Eisen im Ruhrrevier zu finden ist. Welche Pläne Thyssen und Stinnes damals tatsächlich verfolgten, ist niemals authentisch festgestellt worden. Es ist nicht erwiesen, ob Jeder für sich oder Beide gemeinsam Trust-Ideen nährten, oder ob die Börse, wie so oft, die Dinge durch ein Vergrößerungsglas angesehen hatte. Ansätze kamen immerhin zustande, aber sie gediehen nicht weit. Thyssen, der seinen Schalker Gruben- und Hüttenverein an die eisenhungrige Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft verkauft hatte und im Anschluß daran in den Aufsichtsrat der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft gewählt worden war, trat schon nach kurzer Zeit aus Groß-Gelsenkirchen wieder aus. Der Eisenkopf Thyssen hatte sich an dem Eisenkopf Kirdorf gestoßen. Auch die Fusionspläne von Stinnes waren damals nicht sonderlich erfolgreich. Er wollte der Deutsch-Luxemburgischen Bergbaugesellschaft, einem oft sanierten und finanziell noch immer nicht sonderlich gefestigten Gemischtwerk, in dem er sich die beherrschende Stellung verschafft hatte, durch Angliederung der großen und wertvollen Nordstern-Kohlenzechen eine starke Kohlenbasis zimmern. Die Spekulation oder die Konkurrenz aber hatte Wind bekommen und trieb die Nordstern-Aktien an der Börse immer höher, sodaß das Objekt für die mäßige Finanzkraft Deutsch-Luxemburgs zu teuer zu werden drohte. Stinnes nahm den Kampf auf, und zwar auf eine höchst originelle, außerordentlich kühne Weise. Je mehr die Nordstern-Aktien getrieben wurden, desto höher trieb er auch die Kurse der Luxemburg-Aktien, um auf diese Weise das Agio der Luxemburg-Aktien kauf- oder tauschfähig für den Erwerb der Nordstern-Aktien zu erhalten. Aber der verwegene Plan brach zusammen, weil er auf einer falschen und künstlichen Kalkulation beruhte. Die Nordstern-Verwaltung ließ sich durch das aufgeblasene Agio der Luxemburg-Aktien nicht düpieren, sie widerstand der Fusion und ist dann einige Jahre später von der finanziell viel besser fundierten Phönix-A.-G. aufgenommen worden. Hugo Stinnes, der seiner Deutsch-Luxemburgischen Gesellschaft den fetten Nordstern-Bissen nicht verschaffen konnte, verkaufte ihr, damit doch die Sache nicht ganz wie das Hornberger Schießen ausginge, die aus altem Familienbesitz auf ihn überkommene Zeche Louise Tiefbau, ein mäßiges Unternehmen, das auf diese Weise vorteilhaft an den Mann gebracht wurde.

Erfolgreicher als auf diesem Gebiet der großen Montan-Transaktionen operierte Hugo Stinnes in einer andern Hinsicht: er gründete auf der Basis seiner Kohlenzechen das mächtige Rheinisch-westfälische Elektrizitätswerk in Essen, eine gewaltige Stromzentrale, die aus ihren Riesenanlagen mit Hilfe von 100 000-Volt-Leitungen große Teile des Kohlenreviers, viele Stadt- und Landgemeinden mit Licht- und Kraftstrom versorgte. Neu waren an dieser Gründung nicht nur die Größe des Werkes und ihre tech-

nisch-oekonomische Verbindung mit Kohlenzechen und Hochofengasen, sondern auch die gemischtwirtschaftliche Form, die hier zum ersten Mal an einem großen Beispiel erprobt wurde. Die Kommunalbetriebe, die der Gesellschaft ein Beleuchtungsmonopol einräumten, beteiligten sich mit Aktienkapital und Kredit an dem Unternehmen, in dessen Verwaltung sie Delegierte entsandten. Der Aufbau des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerkes und die hervorragende technische Neugestaltung der Deutsch-Luxemburgischen Gesellschaft sind die größten Organisationsleistungen von Hugo Stinnes in der Zeit vor dem Kriege. Bereits sie erwiesen seine großzügige und aufs Neue gerichtete Konstruktivität. Der Fehlschlag im Fall der Nordstern-Angliederung hingegen ließ vielleicht schon damals einen Mangel hervortreten, der später dem Politiker und Taktiker Stinnes noch manchen Mißerfolg verschafft hat: eine falsche Einschätzung der eignen und der gegnerischen Kräfte, eine Schädigung der eignen Aktion durch Nichtberücksichtigung oder Unterschätzung der dagegen möglichen, wahrscheinlichen oder sogar notwendigen Widerstände.

Vor dem Kriege gehörte Hugo Stinnes, trotzdem er eine ganz erkleckliche Anzahl von Millionen besaß, nicht zu den reichsten Leuten Deutschlands. Mit dem konsolidierten Besitz Krupps, Henckels v. Donnersmarck, ja wohl auch mit den größten Bankiervermögen Deutschlands ließ sich sein Kapital nicht vergleichen, auch Thyssen war ihm an Umfang und Geschlossenheit der industriellen Anlage überlegen. Stinnes war aber schon damals außerordentlich extensiv veranlagt: er ließ sein Geld in möglichst vielen und auf große Entwicklung gerichteten Unternehmungen spielen, die er jedoch trotz überwiegend fremder Kapitalbeteiligung kraft seiner überragenden kaufmännischen Persönlichkeit nahezu souverän zu beherrschen verstand. Diese zerdehnte Anlage seines Kapitals hat Stinnes denn auch im Kriege besonders reiche Früchte getragen. Die Gefahren, von denen in normalen Zeiten, als es noch Rückschläge und Krisen gab, grade solche extensive Finanzwirtschaft bedroht war, schwanden vollständig. Risiken gab es nicht mehr, die Gewinne hingegen multiplizierten sich. Jede Expansion, die ohne allzuschwere Fehler angesetzt war, wuchs sofort über die Gefahrenzone der Kinderjahre in fetteste Reifezeit hinein. Und wer außerdem das Kapital in sich selbst ergänzen konnte, nichts an dividendenhungrige Aktionäre auszuschütten brauchte, in seinen persönlichen Eigenbedürfnissen aber, wie Stinnes, fast kleinbürgerlich bescheiden war, der mußte goldene Berge zusammenschaufeln. Und Stinnes schaufelte. Neben den Kohlenhandel und den Binnenschiffahrtsbetrieb, die alten Geldhecken, trat die breit und vielseitig gestaltete Kriegsmaterialfabrikation auf eigner Kohlen- und Eisenbasis, traten unter Ausnutzung der alten internationalen Handelsbeziehungen umfangreiche Import- und Exportgeschäfte. Die wurden umso einträglicher, als die allgemeinen (für Krethi und Plethi geltenden) Ein- und Ausfuhrverbote den ganz großen Außenhandelsfirmen, die dem Reiche die „notwendigen finanziellen und moralischen Garantien leisten konnten", riesenhafte privilegierte und monopolisierte Ausnahmegeschäfte in den Schoß warfen. Ja, die Reichs-

bank nahm ihnen sogar die gefährliche Valutagarantie ab und mußte es nach dem Kriege mit Milliardenverlusten bezahlen.

Stinnes war unter den Rüstungsindustriellen und den privilegierten Außenhändlern in der Blockadezeit, die sonst so breite Gebiete des Ein- und Ausfuhrhandels völlig trockenlegte, einer der rührigsten, ideenträchtigsten, geschicktesten und einflußreichsten. Er beteiligte sich überdies an der Exploitierung der von den Deutschen beschlagnahmten Montanbetriebe in Belgien und Französisch-Lothringen und zog auch aus diesen „im Interesse der Landesverteidigung übernommenen Aufgaben” Millionen und aber Millionen. Die Quellen, aus denen ihm Kapital zufloß, waren also sehr mannigfaltig, und er benutzte dieses Kapital, um die fremden Beteiligungen in seinen alten Unternehmungen allmählich durch eignes zu ersetzen, um sich in neuen Betrieben und neuen Gewerben festzusetzen. Besonders seine Angliederungen in der damals arg darniederliegenden und daher billig zu erwerbenden Ueberseeschiffahrt (Wörmann, Ostafrika-Linie) sowie seine Werftbeteiligungen rühren aus dieser Zeit her. Aus Kapitalmangel war in ein paar Jahren Kapitalhyperthrophie geworden, und das überschüssige Kapital suchte nach Anlage, drang in immer neue Geschäfts- und Industriezweige ein. Die Keime der spätern Trustbildung begannen, sich zu entfalten.

Der Schwerverdiener in der Kriegskonjunktur war wie alle seiner Art und seines Erfolges für Fortführung des Krieges bis zum endgültigen Siege. Er mit ein paar Andern träumte von Ausweitung des großen deutschen Industriereichs nach Westen, bis tief ins belgische, lothringische und normannische Industriebecken hinein. Das geschlossene westeuropäische Industrierevier in einer einzigen Hand, und zwar in deutscher, mit Küsten, die aus dem nassen „Dreieck” bis an den Atlantic vorstießen, mit Briey-Erzen, mit gewaltigen Kartell- und Trustmöglichkeiten wurde zur „nationalen Lebensnotwendigkeit” gestempelt und als solche Ludendorff und den andern militärischen Annexionisten suggeriert. Der Verteidigungskrieg wandelte sich, „um gegen einen neuen Angriff Sicherheiten zu schaffen”, in den Eroberungskrieg, die psychologischen Augenblicke für einen möglichen Verständigungsfrieden, der Deutschland gestattet hätte, mit einigermaßen heilen Knochen aus diesem Krieg sich herauszuwinden, wurden verpaßt; hauptsächlich deswegen, weil die großen „realpolitischen” Wirtschafts-Führer, von denen Stinnes der aktivste und mächtigste war, die deutsche Kraft überschätzend, die der Gegner unterschätzend, an den Realitäten vorbei in einen großmannssüchtigen Traum starrten. Und als dann die Illusion zusammenbrach, war es Hugo Stinnes, der in Ludendorffs Auftrag — Huldermann hat es in seinem Buch erzählt — keinen Andern als den vorher verhöhnten „Wasserjuden” Albert Ballin, den schärfsten Gegner des unbeschränkten U-Boot-Krieges und eifrigsten Mittler für einen Verständigungsfrieden, drängte, zu Wilhelm ins Hauptquartier zu fahren, um ihn auf die Wahrheit schonend vorzubereiten. War es Stinnes, der die These vertrat, daß Niemand anders als dieser selbe Ballin die Friedensverhandlungen mit der siegreichen Entente führen dürfe.

(Schluß folgt

Der letzte Mensch von Harry Kahn (Schluß)

II.

„Muß man ihnen erst die Ohren zerschlagen, daß sie lernen, mit den Augen zu hören? Muß man rasseln gleich Pauken und Bußpredigern? Oder glauben sie nur dem Stammelnden?”

Noch während die Pauke rasselte, begannen die Predigten. Standpauke und Gardinenpredigt können füglich unerwähnt bleiben; die echten und die falschen Sudermänner aller Zonen und Zungen, die tamtam- und tantiemebeflissen von Bühne und Tribüne die Leere der Läufte, das Elend der Epoche bejammerten — sie zählen nicht. Format hatten bislang nur zwei Figuren dieser Tage. Der modische Mathematiker Oswald Spengler pries und blies seinen auf morphologischem Wege errechneten, sozusagen unwiderruflich letzten Abendländer aus: mit dieser Konzeption selbst schon das beliebte Hintertürchen in allerhand bequem ereichbare Morgen- und Uebermorgenländer offenlassend, sodaß nur den Bagdadbahn-Schwärmern Achsen auf ihre Schienen geleitet und die Spekulanten in Weltanschauungswerten lediglich veranlaßt wurden, galizische Erdöl-Aktien abzustoßen und sich in mesopotamischen einzudecken. Der genialische Metaphysiker Ernst Bloch in seinem messianischen Buch vom ‚Geist der Utopie’ wetterte wider Ermattung und Gottferne; verlangte, eine johanneische Natur größten Stils, Buße und Besinnung; lockte, ein Rattenfänger des Transzendenten, der Pfeife wie Posaune mit gleicher Meisterschaft zu handhaben versteht, zu Bereitung für Ende und Drüben: aufrichtend vor den blinzelnden Blicken des nichts-als-Heutigen das hehre Bild des eschatologischen, des im höchsten Sinn Letzten Menschen. Manche Ohren haben die beiden ungleichen Mahner wohl zerschlagen, aber die Augen haben darum nicht hören gelernt: Spengler blieb ein Pauker, Bloch ein Prediger in der Wüste. Wird man nun dem Stammelnden glauben, dem aus Herzenseinfalt und Hoffnungslosigkeit Schwerzüngigen? Wird sie der wie aus lebenslanger Stummheit Losbrechende erschüttern gleich jenem Daniel, der in Bethuliens höchster Not die Sprache fand?

Stammelnd, stilistisch schon, in merkwürdig sich um sich selbst drehender, zäh sich vorwärtsschraubender Phrasierung, setzt Max Picard dort ein, wo Friedrich Nietzsche abgebogen ist, wo Zarathustra seinen apokalyptischen Zorn umgebogen hat zu arkadisch-heroischer Hoffnung. ‚Der Letzte Mensch’ (jüngst bei E. P. Tal & Co. in Wien erschienen) ist eines der erstaunlichsten Schriftwerke, wenn nicht das erstaunlichste überhaupt dieser schreibseligen Zeit: schon darum, weil es das quälendste Buch ist, das sich vorstellen läßt, und zugleich das atemraubendste. Man möchte es nach jeder Seite in die Ecke werfen und — kann nicht aufhören zu lesen, bis man auf der letzten seiner zweihundert angelangt ist. Das macht: es ist kein Gedicht, sondern ein Gesicht; keine wohlgezogene Schreibe, sondern eine Rede in Zungen. Es ist unartikuliert wie ein Kindersingsang und alogisch wie ein Traum. Es ist der manische Ausbruch Eines, der nicht mehr anders kann, der nicht mehr an sich halten kann. Wenn je ein Werk, so verdient dieses die im Dampf der Caféhäuser ver-

blasene, im Dunst der Konventikel geschändete Bezeichnung: eine Expression.

Max Picard hat sich bisher nur durch ein paar sparsame, aber sehr kluge Bände und Aufsätze über kunstgeschichtliche Gegenstände sowie durch eine schöne Vorrede zu der (ebenfalls bei E. P. Tal & Co. erschienenen) Claudius- Auswahl von Seelig bemerkbar gemacht. Was in seinem neuen Buche steht, scheint zunächst weder mit Kunst noch mit Geschichte etwas, am allerwenigsten aber mit Matthias Claudius zu tun zu haben. Bald aber merkt man, daß es mit jenen beiden sehr viel, nämlich genau so viel wie das Korn mit dem Brot zu tun hat: eine durchdringende Kenntnis und Anschauung von Kunst und Geschichte ist darin vermahlen, verbacken, ist Nähr- und Gärstoff geworden. Und mit dem wandsbeker Wanderer zwischen den Sträuchern der Heide und den Sternen des Himmels gar befindet sich Picards Parabel vom Letzten Menschen in einem erschreckenden Zusammenhang. Denn alles Das, was, nach Claudius, Europa einmal hatte, um „sich in der Poesie zu perfektionieren”, und was; nach Picard, bei Claudius selbst war: ein schöner Himmel und eine schöne Erde und eine heilige Religion, und Das, was Claudius selbst war: ein schöner Kieselstein — alles Das ist nicht mehr bei dem Menschen, ist der Mensch nicht mehr.

Was er nicht mehr hat und was er noch nicht neu hat, was er nicht mehr ist und was er noch nicht ist: davon stammelt nun Picard wie unter einem dunklen Alb vor sich hin; nur manchmal unterbrochen von der ganz unvermittelt einsetzenden, instrumentierenden, taghellen Stimme einer Frau, die auf andrer Tonebene und aus minder verstricktem, von Aengsten des Erinnerns und Erkennens nicht umwittertem Schicksal, sondern aus einfach-holder Natur-Gegenwart heraus trösten möchte, aber nur bestätigen kann. Denn Trost gilt hier nicht. Wie könnte er auch gelten vor diesen schäumenden Anklagen wider die Wesen, die „nicht mehr aussehen müssen, sondern nur noch aussehen dürfen wie Menschen”. Wahrlich, Zarathustras härteste Geißelhiebe wirken dagegen wie unschädliche Scheltworte eines milde züchtigenden Erziehers. Der Mensch ist ein Uebergang? O ja, das ist er auch nach Picard. Aber ein Uebergang vom „Gespenst, das ausgesehen hat wie ein Mensch, zum Gespenst, das aussehen wird wie eine Maschine”. Der Uebermensch ist auf dem Marsche? O nein: der Untermensch ist schon da, sagt Picard.

Ebenso elementar wie erbarmungslos beweist er es. Er gibt sich nicht mit Spekulationen und Deduktionen ab; er bemüht nicht Mathematik und Morphologie, nicht Metaphysik und Messianismus, um zu zeigen, daß es mit dem Menschen Matthäi (Claudii!) am letzten ist. Er schaut ihm nur ins Gesicht; in die Augen, auf die Nase, auf den Mund. Und dann schreibt er ab, was er sieht. Und da bricht mit einem Mal ein Hexensabbath von Brueghelschen Fratzen auf einen herein; wird man Spießruten geschleift durch eine höllische, nur von Kubin und Kokoschka, von Munch und Grosz beschickte Porträtausstellung. Es ist viel zu wenig gesagt, wenn man versichert, daß die Lektüre des Buches schwere nächtliche Träume heraufbeschwört. Nein, man beginnt

bei hellichtem Tage zu halluzinieren, in die Gesichter von Bekannten und Passanten hineinzuhalluzinieren; nur noch mißtrauisch schaut man in das Antlitz der Geliebtesten, und man fürchtet sich vor jedem Spiegel, aus Angst, daß einem aus den eignen Zügen der Horla des letzten Menschenwesens entgegengrinst.

Und dann geht Picard weiter, abwärts in jeglichem Sinn: vom Hals zum Rumpf, vom Rumpf zu den Beinen. Und indem er diese Vertikale abtastet, wird sie unter seinen Händen, ihm selbst zu einem Schrecken, der ihn immer zitternder stammeln läßt — wird ihm die vertebrale Vertikale, das heiligste Vermächtnis des Geistes an den Menschen, das Symbol der Urverschwisterung zwischen Hier und Himmel, wird ihm die „Sternlinie" zur Horizontale. In die Breite ist der Mensch gewachsen, nicht in die Höhe; rund ist er geworden statt steil. Kopf und Rumpf, Hals und Fuß, alles wird mehr und mehr in die gleiche Ebene, um ein einziges Zentrum gelagert. Rollen wird der letzte Mensch statt schreiten; eine hüpfende Kugel wird er sein, nicht mehr ein wandelnder Dom. Scham- und schauervoller nur wird diese grauenhafte Vision durch das herrliche lyrische Intermezzo, das Picard von den Menschen, die Dome waren und Dome bauten, zu singen anhebt. Kaum je ist ein schöneres, in seiner einfältigen Tiefe schlagkräftigeres Wort über die Bestimmung des Menschen gesagt worden als dieses: „Darum ist der Mensch: daß Erde und Sterne durch ihn zu einander hinreichen und sich berühren."

Wie aber? Muß nicht der Mensch, der diese Bestimmung eingebüßt, verloren, ja leichtfertig sich ihrer begeben hat — muß der nicht notwendig der letzte sein? Die Sternenlinie, die ihm von Gott vertraut, um die er von Gott gebaut wurde, hat er in die Straßenschluchten seiner immer breiiger in die Breite wachsenden Städte versteckt. Ist er ihrer überhaupt noch wert, er, der sie ein Lustrum lang in den Schlamm vergraben, sie tagaus, tagein zerfetzt hat mit den teuflischen Horizontalen seiner Mordwerkzeuge? Ja, kann sie überhaupt noch da sein? Und Picard verneint es: sie ist nicht mehr da. Und mit ihr ist der Mensch verschwunden. Es ist nur noch ein Wesen vorhanden, ein nicht einmal widriges, ein nur gleichgültiges Wesen, das aus Barmherzigkeit eines unbekannten Gütigen noch so aussehen darf wie ein Mensch; und auch von ihm werden bald nur noch Mythen und Museen melden. Kein schöner Himmel wird mehr sein und keine schöne Erde und keine heilige Religion. Nur das kugelige Etwas wird noch sein, das die Sonne nicht mehr sieht und doch blinzelt. Und das fragt, wie man ehedem, in der Menschenzeit, nach einem untergegangenen Stern, nach einem ausgestorbenen Tier fragte: Was ist Liebe? Was ist Schöpfung? Was ist Sehnsucht?

Ich warne Neugierige. Das Buch ist keine leichte Lektüre; obschon, ja grade weil es keine Nüsse zu knacken aufgibt. Man kann dabei nicht im Lehnstuhl das Gruseln lernen oder im Klubsessel einem kitzelnden Niedergangs-Masochismus frönen; Es ist ein albschwerer Schrei aus immer tiefer sich schwärzender Nacht. Wer Ohren hat zu hören, dem wird er wilder und weckender ans Trommelfell gellen als Pauke und Bußpredigt.

Halb- und Ganz-Franzos

Ha, welche Lust, Theaterkritiker zu sein, wenn die Theaterdirektoren mit einem Erfolg ohnegleichen auf Stücke aus sind, die er als ausgepichter Premierengegner nicht mehr zu sehen kriegt! Sie geben den Kampf offenbar selbst schon verloren. Sie verzichten darauf, sich überhaupt noch den Kopf zu zerbrechen. Sie spüren, wohin in Berlin die Entwicklung treibt. Zu drei Sorten von Bühnen: dem subventionierten Staatstheater; den mitgliederreichen, also einigermaßen gesicherten und deshalb billigen Volksbühnen; den Schlager-, Boulevard-, Sensations- und Spekulations-Theatern. Das Kunsttheater, das soziale Theater, das Geschäftstheater: das sind die drei Typen der Zukunft. Heute heißen ihre Vertreter: Jeßner, Kayßler, Rotter. Aber Jeßner kann dabei Kayßlers volle Häuser haben, und Kayßler braucht niemals schlechtere Kunst zu machen als Jeßner. Nur was bisher zwischen diesen Typen geschillert hat, wird krepieren oder Farbe bekennen müssen. Mischtypen wie Barnowsky, Hollaender, Meinhard und Bernauer, die für die reine Kunst zu schwach, für den puren Kitsch zu anständig sind, die uns nie hingerissen haben, aber bisher auf unsre Sympathie nicht verzichten wollten — die werden gut tun, entweder zu Ackerbau und Viehzucht über- oder auf den robustesten Kundenfang auszugehen. Vielleicht glückt er ihnen bei dem geschickten Ausbau einer Spezialisierung, die ja schon eingesetzt hat. Auf Barnowsky kamen die Reißer mit Dorsch und Durieux und die Gehirnerweichungsoperetten mit Adalbert; auf Hollaender in der Schumann-Straße die Hühnerhöfe, im Zirkus die modernisierten Ausstattungsfeerien des entschlafenen Victoria-Theaters; auf Meinhard und Bernauer Schwänke, Pantomimen und Kinokunststücke vorläufig um die nackte Madame Orska, später um ihre Erbin herum. Eines steht jedenfalls fest: ‚Scampolo' wird immer ein Obdach finden; ob nun ein Neues Theater am Zoo oder ein altes am Schiffbauerdamm oder sonstwo Publikumsfutter verlangt. Gurli ist unverwüstlich von Kotzebue her, die Ingénue, die zuletzt durch Shaw eine Irisierung erfahren hat, daß ein Schimmer davon noch auf den Zwitter des französisch schreibenden Argentiniers Dario Nicodémi gefallen ist. Auf dem Wege von Kind zu Weib — eine Zwischenstufe, die ganz genau zu treffen einmal wirklich Else Eckersbergs Sache ist, ihre Sache auch ohne einen Aufputz wie für Hauff oder Clauren wäre. Der hat zwar den dritten Akt gesegnet; aber zwei Akte lang läßt sich nach bessern Mustern zu Gehör bringen, wie das Herz auf dem rechten Fleck pocht und das Mündchen bescheidene Wahrheit für die zahlungsfähigen Schichten spricht. Dieser Literatur entgeht der Premierenflüchtling nicht, und nähme er Flügel der Morgenröte. Ach, du lieber Augustin. Alles ist futsch: Brod ist futsch, Frank ist futsch, Kaiser ist futsch. Rehfisch ist futsch — ach, du lieber Augustin: ‚Scampolo' bleibt. Womit nichts zu Gunsten der abgemurksten Stücke jener mehr oder minder begabten Herren gesagt sein soll.

*

Das Opfer der nahenden Entwicklung oder doch ein Opfer werden Dramen vom Schlage der ‚Wölfe' sein. Die Dramen der edeln Gesinnung ohne poetische Schwungkraft. Denen man gerne hülfe, weil die Gerechtigkeit zu predigen und zum zweiten und dritten und tausendsten Mal die Gerechtigkeit zu predigen im Lande des schreienden Unrechts am bittersten nottut — denen nur leider niemals zu helfen ist, weil gepredigt und nicht gestaltet wird. Heute leistet sich ein Theater noch solche Experimente; morgen wird es das nicht mehr können. Kühl und kahl sind das Ethos des wägenden Individuums und der niederbügelnde Patriotismus im konventionellen Sinne gegeneinandergestellt. Der Patriot, nicht ohne Verständnis für den Gegenpart, hat gleichwohl die Ungebrochenheit, diesem, und seis unter Schmerzen, zu bekennen: „Ich liebe mein Land mehr als die Gerechtigkeit. Was geht mich denn dein Gewissen an? Wenn das Land es fordert, dann bring dein Gewissen dar." Aber warum fordert das Land es überhaupt? Warum klafft dieser furchtbare Abgrund zwischen dem Vorteil des Landes und dem Gebot des Gewissens? Weil der Vorteil des Landes in der Erfüllung leerer Begriffe wie gloire und Prestige erblickt wird. Weil die Menschen den Menschen Wölfe sind. Weil nicht die Landauers herrschen, sondern die Ludendorffs. Der Schweineschlächter, der sein Metier auch in minder tierischem Material verrichtet und dessen Haß auf den Kameraden im Verhältnis zu dessen Kultiviertheit anschwillt: der spuckt, nach geistigen Gründen gefragt, schlichtweg vor ihm aus. Und das wäre denn allerdings ein Bild unsrer Tage, zu grausiger Grellheit verschärft durch die Tatsache, daß bei Romain Rolland die siegreichen Schweineschlächter Tod und Verderben auf die Volksgenossen speien und bei uns die besiegten — wenn eben dieser Autor ein Bildner und nicht, bis auf höchstens Einen dichterischen Einfall für jeden seiner drei Akte, ein Redner wäre. Ein Redner immerhin von gallischer Klarheit, Exaktheit, Dispositionsgabe. Seine Figuren weichen keinen Finger breit auf die grüne Weide der Milieuschilderung und der blutvollen Charakteristik von dem asphaltierten Wege ab, die er sie zu dem einen Ziel schickt: die Vorahnung einer schönern Welt durch die Bloßstellung oder die Verkörperung, eine schattenhafte Verkörperung dieser überaus häßlichen Welt zu geben.

Im Deutschen Theater hatte der neue Regisseur Berthold Viertel grade dies zu beschwören verabsäumt: die Trauer eines vorgeschrittenen Gehirns um die fürchterliche Zurückgebliebenheit seiner Mitmenschen — um ihre Wolfsnatur. Dazu hatte es ab und zu der Stille bedurft, und Stille trat leider niemals ein. Die Leute schrieen wie im Zirkus. Die Leute haben im Zirkus schreien gelernt und scheinen es nun nicht mehr lassen zu wollen. Hoffentlich trügt der Schein. Es wäre schade um diese Vereinigung der stärksten Schauspieler Deutschlands, die man, bevor sie das unaufhaltsame Schicksal unsrer Theateroekonomie an jene drei lebensfähigen Typen verteilt, noch einmal zu einem Ensemble zusammengefaßt sehen möchte. Welch ein Gemälde des ancien régime saß Aribert Wäscher da! Wie erhob sich, stand und

strafte die rauhe republikanische Tugend Wilhelm Dieterles ringsum das Phrasenheldentum, das aus Klöpfer lärmender hervorbrach, als Viertel — um des äußerst besonnen abstimmenden Franzosen Rolland willen — hätte erlauben sollen. Aber ich würde mich nicht wundern, wenn er erwiderte, daß ihn die Freude, zum ersten Mal mit solchen safttriefenden Kerlen Regiearbeit tun zu dürfen, taub gemacht habe: daß auch ihr unmotiviertes Gebrüll ihm Musik gewesen sei. Und daß das Glück, eine einzelne Gestalt, wie den Konventskommissar Werner Krauß, arg gepeinigt vom Zipperlein, ärger gepeinigt von der Verpflichtung zu einem primitiven Entschluß, ganz allmählich entstehn zu sehen, einem schon das Augenmaß für die Totalität verrücken könne.

Der Barbier von Bagdad von Gisella Selden-Goth

„Am fünfzehnten Dezember hatte ‚Der Barbier von Bagdad', Komische Oper in zwei Akten, Text und Musik von Peter Cornelius, in Weimar ein gesundes Fiasko." Dieses, und nichts weiter, berichtet eine Nummer der ‚Signale für die musikalische Welt' aus jenem schönen Jahre 1858, da ein Parkettsperrsitz zu solcher Uraufführung 20 Silbergroschen kostete. Das gute, gebildete Publikum aber war damals nicht besser als jetzt. Es ärgerte sich mächtig, wenn man ihm neue musikalische Harmonien vorsetzen wollte, anstatt es weiter wohlig in den alten plätschern zu lassen; und zischte.

Es war ein böser Durchfall in Weimar, einer der berühmtesten Skandale der Operngeschichte. Daß die Musik zu neu, der Text zu wenig nach dem Blödsinnschema geraten war, mußte Cornelius büßen; aber auch, daß eine kleine Clique gegen den großen Liszt ihre Ränke spann und genau wußte, wie dieser Gütige nicht in der eignen Person, sondern in seinen Freunden und Schützlingen am empfindlichsten zu treffen war. Nach diesem bösen Abend hat Liszt in Weimar keine Oper mehr dirigiert, Cornelius aber sein Werk nie wieder gehört. Er konnte keine Welt in Bewegung setzen, um sein Pariser-Tannhäuser-Erlebnis auszuwetzen. Er resignierte, verschloß die arme Partitur in die Schublade und blieb weiter, was er gewesen, und wie er sich geschildert hatte: „Der Jüngste und Tollste unter den Weimaranern, der Zukunftsmensch, der inkarnierte Siebenvierteltakt, der Witzbold mit den hundertfünfundzwanzig Bogen langen Witzen, der Stein (des Anstoßes) im großen Gebäude."

Mancher Komponist von heut würde gern einen Durchfall in Kauf nehmen, um diese Oper geschrieben zu haben. Nun, da wir in Berlin sie zum ersten Mal in ihrer eigentlichen, in entmotteter und entmottlter Gestalt gehört haben, sehen wir: Dies ist die Oper, die Alle schreiben möchten. Sie erfüllt ideale Forderungen, die zur Zeit ihrer Entstehung noch garnicht gestellt waren. Hier ist die einfache, leicht verständliche, bühnenwirksame Handlung, hier sind die seelisch belebten, scharf charakterisierten Figuren, die kein Wahn, kein Rausch, kein verdrängter Hintergedanke belastet, hier ein reiches, klingendes Versgeäder, durch das frei und anmutig die Musik pulst. Eine süße, innige,

komische Musik, die uns immerzu auslacht, weil wir garnicht merken, wie ungeheuer kunstvoll sie eigentlich gemacht ist. „Etsch!” — kichert sie — „hast du denn schon wieder den doppelten Kontrapunkt nicht gehört? Und weißt garnicht, daß diese liebestolle, pochende, mitreißende Melodie der Beiden da oben, die Melodie, die dich heute nacht nicht schlafen lassen wird, und die schon jetzt alle Partikelchen deines Körpers mitpfeifen, ein richtiger, strenger Kanon ist, erst so rum, dann so rum, eine ganz komplizierte Angelegenheit, deren sich der alte Johann Sebastian wirklich nicht hätte zu schämen brauchen?”

Unbegreiflich, daß Generationen musikfreudiger Menschen dahinlebten und dahinstarben, ohne diese Partitur zur Kenntnis genommen zu haben. Unbegreiflich, daß das stockfleckige Manuscript jahrzehntelang in Weimar schimmelte, daß man an ihm herumdokterte, putzte und strich und sein Unteres zu oberst kehrte, bis keine Flöte auf der andern stand. Unbegreiflich, daß den Bemühungen einzelner Enthusiasten, die das Mögliche, teilweise auch das künstlerisch Unmögliche versuchten, um das Werk zeitgemäß zurechtzubügeln, nie Erfolg wurde. Die Oper „hielt sich nicht”. Und weil sie schließlich in den Geruch einer Feinschmeckersache für Fachleute geraten war, witterte die Menge immer wieder ein „fein, aber fad” und zog ‚Cavalleria’ vor.

Am unbegreiflichsten wäre es, wenn sie uns hier, nach einer Aufführung, die zu den allerbesten der Staatsoper gehört, wieder verloren ginge. Abul Hassan Ali Ebn Bekar, Dulder, Schaumschläger und Gesamtgenie — Salem aleikum! Freudig und überschwänglich bist du diesmal begrüßt worden: nun mußt du uns gut Freund bleiben, uns von Zeit zu Zeit immer wieder versichern, wie du Akademiker, Doktor und Chemiker und was alles sonst noch seiest, und wie du wonnesam zu Füßen ihr liegen möchtest, o Margiana! Und wir wollen es vielen, vielen Leuten sagen, denen die graue Zeit mit ihren Reparationsforderungen aller Art albgleich auf der Seele liegt: sie mögen alle hingehen, sich zu freuen und sich zu erleichtern an dir und deiner wonnesamen, prickelnden, saftigen Musik. So vielen Leuten, daß schließlich auch der Kassierer zufrieden ist, diese Hauptperson.

Merkwürdigerweise wußte das Publikum dieses Premierenabends auf ein Mal, woran es war, und raste vor Entzücken. Es rief nach Carl Braun, der in die Figur des Barbiers geschlüpft war wie in ein für ihn geschaffenes Eigenkleid; es rief nach dem Dirigenten Stiedry, der Musiker genug ist, um solche Musik studierend und zergliedernd zu gestalten, und genug Musikant, um sie im entscheidenden Moment befreit und beseligt dahinströmen zu lassen. Es hätte am liebsten den ganzen Schlußchor noch einmal gehört. Der große Opernerfolg der Saison war da.

Man bedauerte, nicht an ein glückliches Jenseits für Musiker zu glauben. An ein Jenseits, wo es keine Klaviere und keine Agenturen gibt, und wo die Melodien in der Luft schweben, die Harmonien an den Bäumen blühen, die Rhythmen aus dem Boden sprießen, daß man nur danach-zu greifen braucht. Und wo es den zu Lebzeiten verkannten Komponisten erlaubt ist, auf die Erde zu schauen, wenn dort unten einmal ihr Tag gekommen.

Um Hugo J. Herzfeld von Morus

Provinz

Reist du, rüstiger Wandersmann, über Land, so entdeckst du bald, was für biedere, bescheidene und besonnene Menschen die Berliner sind. Von der französischen Provinz sagt man, daß sie in allem ein schwacher Abklatsch von Paris sei. Berlin scheint immer wieder ein Abklatsch der deutschen Provinz zu sein, eine verwässerte provinziale Aufschwämmung. Was es an Eignem hat, hat es nur durch seine Massenhaftigkeit, niemals durch Intensität, durch Aktivität, durch schöpferische Potenz. In Frankreich haben alle bedeutsamen Bewegungen von Paris ihren Ausgang genommen: in Deutschland geht stets die Provinz voran, und Berlin hinkt nach. Was an Genietaten und an Schrullen, an kleinen Revolutiönchen und an großen Reaktionen bei uns entstanden ist, ist regelmäßig draußen im Lande entstanden, und in Berlin entscheidet sich höchstens, ob die neue Mode, der neue Schwindel oder die neue Staatsform „klappt". Berlin ist verwaschene, geglättetere und wohlfrisierte Oberfläche. Willst du aber ergründen, was den Deutschen tief im Innersten bewegt, so zeuch von hinnen und halte im Lande Umschau.

Dann erkennst du bald, daß das Volk der Dichter und der Denker weder um seines Kantes noch um seines Bauches willen lebt, sondern daß sein letzter Lebenszweck ist: zu spekulieren. Man hat den Berlinern nachgesagt, daß bereits jeder Schusterjunge in Devisen mache; das ist natürlich Unsinn, denn in Berlin kann nur spekulieren, wer wenigstens ein paar Kröten hat. In der Provinz aber kann man spekulieren, ohne auch nur einen Pfennig zu besitzen; und man tut es. Das hängt mit den Formen des Kredits zusammen. In Berlin ist der Realkredit, der Lombardkredit die Regel. Die Großbank verlangt volle Deckung und mahnt dich, wenn deine Papiere unter den Lombard sinken, um Nachzahlung; der Privatbankier verlangt wenigstens 50 bis 60 Prozent Einschuß. Der Provinzbankier gewährt immer noch reinen Personalkredit, und ist dein Name leidlich sauber, und hast du gar einen vier-, fünfsilbigen Titel, so kannst du dir ein paar schwere Aktien zulegen, ohne einen Bräunling einzuzahlen. Der Erfolg ist, daß in der Provinz tatsächlich Alles (vom Bürgertum) spekuliert und zwar mit viel höhern Summen, als das in Berlin möglich wäre.

Der Ausbreitung der Spekulation entspricht eine Zunahme des Bankgeschäfts, die Berlin weit hinter sich läßt. Die einzigen Neubauten und Umbauten, die du in den Provinzstädten siehst, werden von Banken unternommen (bei uns sorgt wenigstens die Kino- und Likörstuben-Architektur noch für etwas Abwechslung). Die Zahl der Bankinstitute hat sich überall vervielfacht. Eine abgetakelte Handelsstadt von eben 100 000 Einwohnern, wie Lübeck nährt 38 Bankfirmen, ruhige Mittelstädte wie Halle, Cassel, wo früher kaum eine Großbank vertreten war, sind jetzt dicht mit Großbankfilialen besät. Und neben der Invasion der berliner Großfirmen, die im letzten Jahr 70 neue Zweigstellen eröffnet haben, vielfach freilich unter Aufsaugung selbständiger Bankhäuser, geht eine starke Ausweitung der Provinzbanken einher. Die Regel ist zwar eine mehr oder weniger enge Anlehnung an irgendeine berliner Großbank, aber daneben läuft doch auch eine Tendenz, sich von Berlin zu emanzipieren, ein Konzentrationsprozeß innerhalb der

Provinz, dessen wichtigstes Ergebnis im letzten Jahr der Zusammenschluß der drei größten deutschen Provinzbanken war: der leipziger Allgemeinen Deutschen Kreditanstalt, des Barmer Bankvereins und der Bayrischen Hypotheken- und Wechselbank. Und ähnlich, wie trotz der wachsenden Konzentration in der Industrie das Handwerk in der Nachkriegszeit neuen Boden gewonnen hat, hat trotz der rapiden Konzentration des Finanzkapitals der Privatbankier neue Geltung bekommen. Die Privatfirmen stellen auch heute noch mit einem Heer von mehr als 40 000 Beamten und einer eignen Organisation, dem ‚Verband deutscher Privatbankiers', einen nicht zu unterschätzenden Machtfaktor dar.

Aber wer nicht passionierter Mittelstandspolitiker ist, hat wenig Grund, sich über die Langlebigkeit der Privatfirmen zu freuen. Man weiß zwar von den Bankenkrachs der letzten Monate, von dem Zusammenbruch der Pfalzbank und des Düsseldorfer Allgemeinen Bankvereins, daß es auch bei den Großinstituten der Provinz nicht grade fein hergeht Aber die größte volkswirtschaftliche Gefahr sind doch die Quetschenbankiers. Sie verleiten das Publikum in der gröbsten Form zur Spekulation, sie haben das Geschäft „in sich" zu einer ungeahnten Blüte entwickelt, sie sind die Meister des Tafelgeschäfts, der „doppelten" Buchführung, der Hort der Steuerhinterziehung. Das trifft selbstverständlich auch auf die berliner Winkelfirmen zu. Aber die Gefahr ist in der Provinz doppelt groß, weil man hier weit vom Schuß ist. Das Publikum ist noch rettungsloser den „Informationen" ausgeliefert, die der Bankier telephonisch von seinem berliner „Gewährsmann" einholt und, wenn er sie nicht bekommt, oder wenn sie ihm unbequem sind, selbst fabriziert. Zwischen die Börse, den Provinzbankier und das spekulierende Publikum schiebt sich (und andres) noch eine neue Größe, eine neue Schwindelmöglichkeit: der berliner Vertrauensmann

Um diese Form der Telepathie auszuschalten, haben sich in allen größern Städten eigne Effektenbörsen etabliert, die sich, nach dem Vorbild der großen Kuxenmärkte in Essen und Düsseldorf, hauptsächlich mit dem Handel einheimischer Werte befassen. Während vor dem Kriege nur der Produktenmarkt dezentralisiert war (Hamburg, Bremen, Köln, Magdeburg, Leipzig) und der Effektenmarkt sich im wesentlichen auf Berlin und Frankfurt konzentrierte, hat jetzt jede Stadt, die etwas auf sich hält: Hannover, Stuttgart, Leipzig, Dresden, Breslau, München, Augsburg ihre eigne Fondsbörse. Das wäre an sich ein Fortschritt, wenn man sich auf den lokalen Markt, den man übersehen kann, beschränkte. Aber tatsächlich sind die kleinen Börsen kein Ersatz für Berlin, sondern nur ein Zusatz: man spekuliert jetzt hier und dort. Man spekuliert eben überall. Denn wir sind nun halt einmal das Volk der Dichter und Denker.

Hugo J. Herzfeld

Die deutsche Industrie war vor dem Kriege zum großen Teil in die Hörigkeit des Finanzkapitals geraten. Die Banken begnügten sich nicht damit, der Industrie Geld zum Leihzins zu geben, sondern sie beanspruchten auch einen entsprechenden Anteil an der Verwaltung der finanzierten Unternehmungen, und in vielen Aufsichtsräten regierten tatsächlich die „befreundeten" Bankdirektoren. Dieses Verhältnis hat

sich während des Krieges wesentlich geändert. Die riesenhaften Kriegsgewinne ermöglichten vielfach der Industrie, sich von den Bankschulden zu befreien, und die Nachkriegsentwicklung hat die Machtverteilung noch mehr zu Gunsten der Industrie verschoben.

Daher nahm es Wunder, als wiederum ein Bankhaus und dazu ein Privat-Finanzier sich daran machte, eine der größten deutschen Industrien nach und nach aufzukaufen. Freilich stand es nicht fest, wie weit der unternehmungslustige Herr Hugo J. Herzfeld, der allmählich alle führenden Kali-Werte in seinen Besitz bringen wollte, auf eigne Rechnung arbeitete, wie weit die ihn finanzierende Commerz- und Privatbank und das Bankhaus Delbrück, Schickler & Co. daran beteiligt waren, und vor allem: wie weit Herr Herzfeld nur als Agent seines Vornamensvetters Hugo Stinnes zu gelten hatte. Wie seinerzeit Stinnes erst durch den Aufkauf der offiziösen — und noch immer offiziösen! — Deutschen Allgemeinen Zeitung die Oeffentlichkeit auf sich lenkte, so hatte auch die Tätigkeit des Herrn Herzfeld erst die gebührende Beachtung gefunden, als er mit kühnem Griff daran ging, den anhaltinischen Staatsbesitz an dem Kali-Werk Salzdetfurth in seine Hände zu bringen.

An dem Tage, wo der neue große Kali-Konzern Aschersleben-Westeregeln-Salzdetfurth-Leopoldshall von den Aufsichtsräten sanktioniert wurde, hat den armen Hugo J., der das Alles so schön zusammengebracht hatte, auf dem Weißen Hirsch bei Dresden der Herzschlag gerührt, und die Presse, die sich über den Ankauf der Staatsaktien eben noch so heftig empört hatte, fand kaum Zeit, das zu vergessen, um mit derselben Heftigkeit die Genialität dieses Herzfeld feststellen zu können. (Weshalb er auf seine Art wirklich ein ganz ungewöhnlicher Kerl gewesen, wird hier nächstens Frank Faßland auseinandersetzen.)

Den großen Heerbann der Kali-Spekulanten aber überliefs kalt. Mit Wedekinds Heldin stöhnten sie zitternd: „Das Spiel ist aus. Er läßt mich sitzen. Was fang ich an?”

Keine Sentimentalitäten, meine Herrschaften ! Ein neues Spiel — ein neues Glück!

Bank-Betriebsräte

Es ist kein Zweifel mehr, daß wir auch ohne Wilhelm schon wieder so weit sind wie anno Heydebrand. Der Herr v. Kähne schießt, mit Genehmigung der preußischen Gerichte, Reisig sammelnde Arbeiter über den Haufen, ein schneidiger Fabrikherr knallt seinen Portier nieder, weil der Kerl ihm „dumm kommt” — und parallel mit der Wiederkehr des altmärkischen Raubrittertums geht die Wirtschaftsreaktion. Man ist emsig dabei, die letzten Ueberbleibsel der Revolution auszuräuchern: Achtstundentag und Betriebsrätegesetz.

Daß man das Betriebsrätegesetz bisher noch nicht beseitigt hat, hatte seinen guten Grund: seine wichtigste Bestimmung, die Entsendung von Betriebsratsmitgliedern in den Anfsichtsrat, soll erst jetzt in Kraft treten. Nun steht außer Zweifel, daß auch diese Bestimmung für die meisten Betriebe ohne jede Bedeutung ist, denn in den meisten Gewerben sind die Betriebsräte einstweilen in der Tat nicht fähig, den Betrieb zu „kontrollieren”. Nur Ein Gewerbe macht eine Ausnahme: die Bank. Da waren geschulte und gewitzte Angestellte sehr wohl in der Lage, den Herren von der Verwaltung ein wenig in die

Karten zu schauen. Deshalb wird jetzt auch rechtzeitig von den Großbanken gegen die Entsendung von Betriebsräten in den Aufsichtsrat Sturm laufen. Zum Glück hat man im Betriebsrätegesetz ein Hintertürchen offen gelassen, durch das die Herren Urbig, Salomonsohn und Genossen glauben entschlüpfen zu können. Von der Verpflichtung, Arbeitnehmer in den Aufsichtsrat zuzulassen, können nämlich Betriebe auf Antrag durch die Reichsregierung befreit werden, „wenn wichtige Staatsinteressen dies erfordern”.

Wir zweifeln keine Sekunde, daß die Reichsregierung das Bedürfnis der Herren der Behren-Straße, bei der Beratung von Steuerfragen und ähnlichen Beschäftigungen „unter sich” zu sein, als „wichtige Staatsinteressen” anerkennen, oder daß sich schlimmsten Falls ein Gerichtshof finden wird, um die wichtigen Staatsinteressen der Bankdirektionen zu wahren. Sollte dennoch wider göttliches und menschliches Recht ein Bankbeamter in die heiligen Hallen des Aufsichtsrats einziehen, so wird man hoffentlich die Methode anwenden, die sich bisher schon so vorzüglich bewährt hat: man gibt dem rebellischen Betriebsrat einen Prokuristenposten. Die Bankbeamten aber, deren Gros längst aus dem radikalen Bund der Marx und Emonts ausgetreten und in den friedfertigen Deutschen Bankbeamten-Verein geflüchtet ist, werden sich so vieler Güte ihrer Vorgesetzten gewiß nicht unwürdig erweisen.

Kähne **von Theobald Tiger**

Du dämlicher Hund liegst blutend im Wald.
Ein preußischer Adliger machte dich kalt.
Zitternd stand dein Junge dabei —
Mensch, du warst Nummer 103!
Wälz dich im Dreck — aber mach keine Szene.
Auf dich schoß nicht schlecht
waidgerecht
Kähne.

Das treibt er seit fünfzehn Jahren so.
Die braven Sonntagsausflügler sind froh,
wenn sie an seinem Anstand vorbei.
Einen Schritt zu weit — Schuß, Fall, Geschrei.
Der schießt aus Notwehr den Fraun in die Beene.
Weil er bedroht wär'.
Immer in Notwehr.
Kähne.

Mit Landrat und Richtern im Amtsgestühl
Zusammengehörigkeitsgefühl.
Kein Gendarm, kein Landjäger siehts.
Herr Hauptmann schießt auf die ganze Justiz.
Hat Waffen, Freiheit, Helfershelfer
von Potsdam bis Petzow . . .
Wozu das Gebelfer?

Ihr laßt euch peitschen von solchem Kujon?
Versammelt euch. Redet. Resolution.
Macht Justizreformierungspläne . . .
Gibt es im ganzen Lande so weit
keine, keine Gerechtigkeit — ?
Kähne.

Ueberführung von Kaspar Hauser

Der Antrag auf Ueberführung eines Gefallenen ist an das Zentralnachweiseamt in Spandau zu richten, das die Verhandlungen mit Frankreich und Belgien unter folgenden Bedingungen aufnimmt: **1. Die gesamten Kosten sind von den Angehörigen zu tragen.** 2. Die Identität muß einwandfrei feststehen. 3. Soweit es sich um bayrische, sächsische oder württembergische Krieger handelt, müssen die Aufträge an die Zweigstellen des Zentralamtes in München, Lothstraße 17, Dresden-A., Zirkusstraße 38, oder Stuttgart, Rothebuhlstraße (große Infanteriekaserne) gerichtet werden. 4. Ueberführungen sind nur aus Einzelgräbern heraus gestattet. **5. Für Fehler bei der Grabangabe haftet das Reich nicht.**

Eine große Gesellschaft in München plant die Heimholung Kriegsgefallener in **Lastautomobilen**, da der Transport auf der Eisenbahn, der in jedem Falle einen ganzen Waggon erfordert, am teuersten ist. Die Ueberführung in Automobilzügen würde sich, wie die Gesellschaft versichert, bei einiger Beteiligung **fast um die Hälfte verbilligen**. Alle maßgebenden Stellen betonen übrigens immer wieder, daß keine Garantie für die Identität des Exhumierten gegeben werden kann.

(Französische Bauern laden Leichen auf ein deutsches Lastautomobil. Die gefallenen Soldaten sind in grobe Sackleinewand genäht. Der Wagen ist fast voll — sie liegen sehr eng. Sie sprechen mit einander.)

Die erste Leiche: Bist du identisch?
Die zweite: Ich glaube nicht. Ich bin ein Stumpf.
Die erste: Was fehlt dir?
Die zweite: Beide Beine, eine Hand — und Bauchschuß.
Die erste: Weißt du, was unser Bataillonsarzt zu dir gesagt hätte? „K.v.“!
Eine dritte: War er denn selbst k.v.?
Die erste: Von hinten war er k.v.: er war fast jeden Abend vollständig knille.
Die zweite: Warum nicht jeden Abend?
Die erste: Das durfte nur der Bataillonskommandeur. Disziplin muß sein.

Eine vierte: Meine Herren! Meine Herren!
Die erste: Was gibts? Was ist?
Die vierte: Kommen wir auch wirklich, wirklich nach Hause? Nach München . . .?

(Ungeheure Aufregung auf dem Wagen)

Die erste: Nach München . . .? Der ist Bayer. Du bist Bayer?
Die vierte: Ja — jawohl.
Die zweite: Ja, hat denn deine Frau auch ihr Gesuch nicht etwa nach Berlin gerichtet?
Die vierte: Ja, wohin denn sonst?
Die dritte: Mensch, sie mußte es an die Zweigstelle des Zentralnachweiseamtes München, Loth-Straße 17, richten. Berlin! Pah!
Die vierte (erstaunt)**:** Ja, ist denn das nicht ganz einerlei? Das liegt doch alles beides in Deutschland . . .?
Die erste: Kamerad — wann bist du eigentlich gefallen? Bayern und Preußen ...

Die Bauern: Der Wagen ist voll! Marchez! Marchez!

(Der Wagen fährt an)

Die erste: Ich bin ja so glücklich, daß sich der Transport um die Hälfte billiger stellt als auf der Eisenbahn. Wie gut, daß die Beteiligung eine so starke ist! Hinzu hatten wirs gratis.

Die zweite: Auf mich warten sie zuhause. Wenn sie mich nur nicht auspacken . . . Sie wird erschrecken.
Die dritte: Wer — ?
Die zweite (ganz leise): Marie.
Die dritte: Wie es wohl zu Hause aussehen wird . . . !
Die vierte: Ob wir gesiegt haben?
Die erste: Du bist wohl noch von 1914?
Die dritte: Gesiegt werden wir nicht haben. Aber die Heimat wird uns danken, uns und den noch lebenden Krüppeln. Die Generale werden uns ehren. Hindenburg wird uns ehren.
Die vierte: Sage mal — warst du nicht Jude?
Die dritte: Ja.
Die vierte: Na ja — dann wird er dich vielleicht auch ehren . . .
Die zweite: Wo wohl der Kaiser ist?
Die dritte: Na — wo wohl? Natürlich bei seinem Volke!
Die vierte: Die Kameraden werden uns nicht vergessen haben — uns nicht. Aber das kann ich dir sagen: Das macht Keiner mehr mit . . . Die Leute sind kuriert . . .
Die zweite: Ich habe zwei Kinder. Was soll ich antworten, wenn sie fragen: Vater, wofür bist du gefallen?
Die erste: Wofür? Das habe ich ganz vergessen . . . Weiß es vielleicht Einer — ?
Viele: Nein — wir wissen es nicht. Wir haben es Alle, Alle vergessen . . .
Die zweite: Was habt Ihr denn behalten? Die Urlaubsfahrten? Die drei Tage Mittel? Die dicke Luft . . .? Oder etwa, was es immer zu fressen gab?
Alle (nach der Melodie „Deutschland, Deutschland über alles”)**:** Marmelade — Marmelade — Marmelade —!

(Der Wagen stuckert. Man versteht nichts mehr)

Der Fahrer: Hast du Franken eingewechselt?
Der Beifahrer: Meinste, ich fahr hier zu meinem Vergnügen mit! Wenn ich Schwein habe, handle ich sie mit 1700.
Der Fahrer: Ich habe Seife hinten drin und die Kiste mit dem Cheviot. Paß ja an der Grenze Obacht —!
Der Beifahrer: Ach, uns tun sie nischt —: wir ham ja 'ne patriotische Fuhre!

(Abblenden)

Großaufnahme

Lindström-Ludendorff (in seinem Arbeitszimmer. Vor ihm liegt aufgeschlagen der dritte Band seiner gestammelten Werke): Luise! Luise! (Die Haushälterin erscheint.)

Ludendorff: Sind die Hunde los?
Die Haushälterin: Jawohl, Exzellenz!

Ludendorff: Ist das Tor vergattert?
Die Haushälterin: Jawohl, Exzellenz!

Ludendorff: Sind die Fensterladen heruntergelassen? Die Selbstschüsse angestellt? Ist mein Paß noch da? Liegt meine blaue Brille parat?
Die Haushälterin: Alles, wie immer: reisebereit.

Ludendorff: Dann will ich jetzt zu Bett gehen. Gute Nacht!
Die Haushälterin: Gute Nacht, Exzellenz!

Ludendorff: Wo ist der Scheck von Mittler —? (Betend) „Lernen wir nach diesem tiefen Sturz in Erinnerung an unsre im Glauben an Deutschlands Geist gefallenen Helden, die dem Vaterlande jetzt so fehlen, wieder Deutsche zu werden und stolz zu sein, daß wir es sind! Das walte Gott!”

(Abblenden)

Rundschau

Das Kind von Nancy

Der deutschen Diplomatie und dem Auswärtigen Amt ist ein Kind erstanden. Nicht ein Sohn, sondern eine Tochter. Auch ist der leibliche Vater nicht im Auswärtigen Amt zu suchen noch in der Diplomatie, sondern er heißt Heymann und scheint mit irdischen Gütern nicht allzu reichlich gesegnet zu sein. Bisher war er gänzlich unbekannt. So unbekannt wie die Leistungen vieler Mitglieder des Auswärtigen Amts. Dafür wird sein Kind desto berühmter.

Bei Kriegsausbruch mußte ein damals neun Monate altes Kind einer französischen Familie in Nancy zur Pflege übergeben werden, weil die deutschen Eltern nicht in der Lage waren, es mit über die Grenze zu nehmen. Der lange Krieg trennte das Kind von den Eltern, und dieses wuchs bei den Pflegeeltern auf. Als der Krieg zu Ende war, begann ein Streit. Die Eltern wollten es zurückhaben, die Pflegeeltern verlangten die Bezahlung der Verpflegungskosten in der eigentlich ziemlich bescheidenen Höhe von 2 Francs für den Tag — französische Francs, die unmittelbar nach Kriegsende noch um 1 Mark herum standen und jetzt 20,87 Mark notieren. Die Eltern konnten oder wollten diese Summe nicht bezahlen und wandten sich an die deutschen Behörden.

Diese hätten die Summe wohl bezahlen können, aber dann hätte es keinen „Fall" gegeben. Es wurde somit nicht gezahlt, und auch der Rechtsweg wurde nicht beschritten, sondern der diplomatische Weg! Die deutsche Regierung ließ zuerst durch die schweizerische Vertretung in Paris und dann durch ihre eigne die französische Regierung um ihren Beistand zur Herausgabe dieses Kindes ersuchen. Ueber die Verpflegungskosten wollte man sich dann noch später ganz besonders streiten. Die französische Regierung hatte dazu keine Lust, und so gingen drei Jahre ins Land, und die Kosten stiegen mit jedem Tag um 2 Francs, sodaß sie jetzt rund 5000 Francs betragen — also fast das Monatseinkommen eines der vielen Diplomaten, die sich von Amts wegen um die Sache kümmern mußten.

Ob die kleine Marcelle Heymann sich bei ihren Pflegeeltern oder bei ihren richtigen Eltern besser befindet und einer angenehmern Zukunft entgegensieht, ist belanglos. Wichtig ist, daß das Kind die Diplomaten dreier Länder und die Presse der ganzen zivilisierten Welt beschäftigt, daß im Reichstag eine Anfrage gestellt werden konnte, und daß nun die Frauen aller Parteien — bei einer solchen Reklame kennen wir keine Parteien mehr — eine Protestresolution fassen werden. Zu protestieren ist unsre Stärke. Inzwischen bleibt das Kind in Nancy, und mit jedem Tage steigen die Kosten für die Verpflegung um 2 Francs . . .

Nun rechne man einmal die Kosten für diese Sache zusammen. Der deutsche Botschafter und seine Beamten haben Zeit darauf verwendet. Hohe, mittlere und subalterne Beamte des Auswärtigen Amts haben Zeit darauf verwendet, die sie sonst im wirklichen Reichsinteresse vielleicht hätten verwenden können (die Möglichkeit soll wenigstens theoretisch nicht bestritten werden). Was an Telegrammspesen für das Kind bereits aufgewendet ist, läßt sich kaum berechnen, denn man scheint dafür ordentlich die Reklametrommel im Leopold-Palais gerührt zu haben. Die Anfrage im Reichstag und die Antwort darauf, die beide gedruckt sind, die Berichte darüber in den Zeitungen und unzählige Nebenerscheinungen, die alle Kosten verursachen und alle überflüssig sind, darf man dazuschlagen. Und der Summe all dieses Aufwandes stehen gegenüber 5000 Francs, plus 2 Francs für jeden Tag, den die kleine Marcelle Heymann noch in Frankreich erblickt.

Das Kind hat Weltruf bekommen. Es ist eine historische Persönlichkeit geworden und wird vielleicht später einmal mit stillem Vergnügen all den Unsinn lesen, der über diese Affaire jetzt geschrieben und geredet worden ist. Nun sollte man aber bald die Akten schließen. Herr Rathenau hat Gelegenheit, seine kaufmännischen Fähigkeiten zu erweisen, indem er Zweck und Mittel mit einander vergleicht und die Konsequenzen aus dem Ergebnis dieses Vergleiches zieht. Sonst kann noch passieren, daß um das Kind von Nancy eine Abwicklungsstelle gebaut wird mit einem Direktor, verschiedenen Räten, Bürobeamten und sehr, sehr vielen Aktenregalen. Bei uns ist heut leider Alles möglich. Wir würden sogar nicht einmal erstaunt sein, wenn man die Gelder, die an ein berliner Blatt von hilfsbereiten Leuten geschickt wurden, um das Kind damit auszulösen und seinen Eltern zuzuführen, für die Gründung einer „Organisation zur kostenlosen Wiederlangung des Kindes von Nancy und seiner Zuführung in die Arme der Eltern oder deren Rechtsnachfolger” verwendete. Tyrus

Luxemburg wider Moskau

Paul Levi hat jetzt aus dem Nachlaß Rosa Luxemburg eine Broschüre, geschrieben im September 1919, herausgegeben: ‚Die russische Revolution. Eine kritische Würdigung’ (im Verlag Gesellschaft und Erziehung). Die Schrift (und ihre Veröffentlichung!) ist ein literarischer Markstein in der Entwicklung der K.P.D.

Von den beiden Antagonisten: Lenin, der nur für die Diktatur, und Kautsky, der nur für die Demokratie streitet, gibt Rosa Luxemburg — keinem recht. Diktatur, Gewalt ist wohl für die Uebergangsperiode von der bürgerlichen zur sozialistischen Gesellschaftsordnung zu bejahen, weil ohne sie eben der Uebergang selber nicht zu vollziehen ist. Aber danach muß die Demokratie beginnen. Jedoch wiederum nicht die bürgerliche Demokratie Kautskys, sondern Demokratie und Räte. Darin liegt die Eigenart der von Rosa Luxemburg gegebenen Lösung — vorausgesetzt, daß diese Formel für sie nicht nur eine soziologische, sondern auch eine staatsrechtliche ist. Aber vielleicht gehe ich mit dieser Vermutung über den Kreis der Gedanken Rosa Luxemburgs hinaus. Denn sie hat hier die staatsrechtliche Konsequenz jener Formel nicht einmal angedeutet: Sollen Räte der Werktätigen und das Parlament, das ausdrücklich aus allgemeinem Wahlrecht hervorgeht, im Verhältnis etwa von Oberhaus und Unterhaus stehen? Welches soll dabei Oberhaus und welches Unterhaus sein? Soll ein Veto-Recht des einen von beiden bestehen oder eine beiderseitige Zustimmung für die Gesetze erforderlich sein?

Der Begriff der Demokratie selbst erfährt bei Rosa Luxemburg eine Umbiegung aus dem „Bürgerlichen” ins Sozialistische. Dies ergibt sich aus der Konstruktion ihres Revolutionsschemas: nach der Revolution eröffnet sich „Neuland. Tausend Probleme. Nur Erfahrung ist imstande, zu korrigieren und neue Wege zu eröffnen. Nur ungehemmt schäumendes Leben verfällt auf tausend neue Formen, Improvisationen, erhält schöpferische Kraft, korrigiert alle Fehlgriffe . . . Unbedingt öffentliche Kontrolle ist notwendig. Sonst bleibt der Austausch der Erfahrungen nur in dem geschlossenen Kreise der Beamten der neuen Regierung. Korruption unvermeidlich [das hat sie eben aus Rußland ersehen]. Die Beseitigung der Demokratie überhaupt verschüttet den lebendigen Quell, aus dem heraus alle Unzulänglichkeiten der sozialen Institutionen allein korrigiert werden können: das aktive, ungehemmte, energische, politische Leben der breitesten Volksmassen.”

Mit wunderbarer Gedankenschärfe und Klarheit deckt Rosa

Luxemburg die Verirrungen der Bolschewiki auf. (Paul Levi zeigt in der Einleitung an Zitaten auch die krassen Selbstwidersprüche der moskauer Politik bis in die Gegenwart hinein.) Aber auch das Positive hat sie von den Bolschewiki — negativ — gelernt oder sich darin durch sie bestärkt.

Für die Moskauer war Rosa Luxemburg stets eine Heilige gewesen. Diese bohrende Kritik ist ein umso härterer Schlag für sie. Aber ihr dickes Fell wird auch diesem Schlag standhalten. Ja, ich werde mich nicht wundern, wenn sie Rosa Luxemburg jetzt für eine Gegenrevolutionärin erklären werden. Elias Hurwicz

Der richtige Berliner?

Ach nö — so ham wa nich jewett! Ich freue mich seit einem Vierteljahr blau auf die neue Ausgabe des alten guten Buches: ‚Der richtige Berliner', und nun kommt sie an, und wie sieht sie aus —!
Das Werk, von Hans Meyer, „weiland Professor am Grauen Kloster" begründet, liegt in der achten Auflage (bei H. S. Hermann zu Berlin erschienen) vor; Siegfried Mauermann hat sie bearbeitet. Wie steht auf Seite achtzig? „Junge, Junge, Junge! (verwundert, mit eigentümlichem Tonfall)."
So ein Buch kann entweder ein wissenschaftliches Werk oder ein Unterhaltungsbuch sein. Dies ist in den Zusätzen langweilig wie ein Lexikon und in den Zitaten ungenau wie ein Schmöker. Ich schlage auf, sehe mir natürlich erst den Abschnitt mit den Couplets an — und lerne:
„Der kleine Cohn, eine Farce . . . sie war zuerst durch den beliebten berliner Schauspieler, den ‚urkomischen Bendix', im Thalia-Theater sichtbar geworden . . ." Heiliger Thielscher! Guido, vergib ihm, denn er weiß nicht, was er tut!
Und weiter lerne ich: „ ‚Schall und Rauch' in der Cöpenicker Straße nach Wolzogens ‚Ueberbrettel' "— was sicherlich eine Verwechslung mit Otto Brahms Trianon-Theater in der Schumann-Straße ist . . .
„Der am volkstümlichsten gewordene berliner Schlagerkomponist war um 1900 Paul Lincke, sein Textdichter Julius Freund." Wie gut, daß Victor Hollaender noch lebt — er müßte sich sonst immerzu im Grabe herumdrehen.

„Mach keene Menkenke", so lehrt dieser unrichtige Berliner, heiße: „Richte nichts Schlimmes an!" Vielleicht in Palmnicken. Bei uns in Berlin heißt das: Mach keine Umstände, zier dich nicht erst lange!
„Immer feste druff!" hat seinen Ursprung nicht im Titel jener Kriegspossenscheußlichkeit, sondern stammt vom Schmied von Wieringen.
Das Wort „Eier" für Mark hat der richtige Berliner noch nie gehört. Das Wort „Ocke" auch nicht. Obgleich er doch, wie er im Vorwort kleinbürgerlich-herablassend versichert: „in Vorder- und Hinterhäusern, in Bouillon- und Verbrecherkellern, wie in Bars und Dielen, im Schützengraben, bei Volksfesten und bei ernster Arbeit den Worten seiner großen und kleinen Landsleute gelauscht und Alles getreulich gesammelt." Hättste man!

Daß vielerlei Berlinisch gesprochen wird, daß es Spieler, Huren, Schieber, Händler und Handwerker gibt, deren Ausdrucksweise in wichtigen Nuancen von einander abweicht: das weiß der Richtige nicht. Dafür steht eine Charakteristik des Berliners in dem Buch, die nichts taugt, die Literaturnachweise sind dilettantisch und unsorgfältig geordnet, und von dem Stilus, der da herrscht, mag diese Stelle einen Begriff geben: „Hören wir etwas wie ‚Lotte, du flotte!' oder ‚Dolores, du machst mich ganz kapores',so finden wir das mondän Erotische einer Dekadenzzeit. Die ‚Vogelhochzeit' (wie auf burschikosem Gebiet etwa die ‚Frau-Wirtin-Verse' und die ‚Kiesewetterstrophen' nicht selten mit

zotigem Einschlag) . . .” Nicht selten, is jut. Und da muß man schon die Frau Wirtin selbst zitieren: „Doch einmal ließ sies gelten und bekam ein Kind mit Gummischuhn. Der Fall ist äußerst selten.” Soweit der Stil.
Dafür ist aber dem Buch ein schrecklich schönes Deklamatorium angehoften, angesichts dessen einem die Spucke wegbleibt. Unter sorgfältiger Ausschaltung von Arno Holz, Hans Hyan, Heinrich Zille (doch, mein Lieber: der hat auch geschrieben und zwar sehr gut — tu dich nur um!) sind da einige Vortragsstücke für Vereinskaffeepausen zusammengestellt.
Berlinisch? Wenn ich mir Else Ward und Paule Graetz zusammentrommle, dann sind die in einer Viertelstunde berlinischer als diese ganze Neuausgabe.
In deren alphabetischem Verzeichnis aber noch so viel vom guten Alten steht, daß sie sich Der, der das Buch überhaupt noch nicht besitzt, trotzdem anschaffen kann. Das Alte ist gut, wenn auch nicht auf den letzten Stand gebracht Aber das Neue? Mauermann, du bist jahnich richtig.
Bei uns . . .? Neese. Peter Panter

Logische Beweise

Der Mann gebiert das Kind

Geböre das Weib das Kind, so wäre das Weib die Mutter. Wäre das Weib die Mutter, so stillte sie auch das Kind. Stillte sie erst das Kind, verlör' sie darob die Form. Verlör' sie darob die Form, würd’ nimmermehr sie begehrt. Würd’ nimmermehr sie begehrt, machte kein Mann ihr ein neues Kind. Es macht ihr aber jeder Mann neue Kinder — ergo gebiert der Mann das Kind.

Die Heimat des Elefanten ist Berlin

Wäre die Heimat des Elefanten nicht Berlin, so wären die Berliner zornig. Wären die Berliner zornig, dann wären auch die Berlinerinnen zornig. Wären die Berlinerinnen zornig, so äußerte sich das in der Friedrich-Straße. Aeußerte sich das in der Friedrich-Straße, so käme kein Provinzonkel dort auf seine Kosten. Käme kein Provinzonkel dort auf seine Kosten, so führe er nicht mehr nach Berlin;. Führe er nicht mehr nach Berlin, dann führe er vielleicht nach München. In München kommt aber überhaupt kein Mensch auf seine Kosten — also ist die Heimat des Elefanten Berlin.

Der Hund kräht auf dem Mist

Krähte der Hund nicht auf dem Mist, so müßte er bellen. Müßte er bellen, so würden darob die Hennen erschrecken. Würden darob die Hennen erschrecken, so verlören sie all ihre Eier. Verlören sie all ihre Eier, so fände man überall Eier. Fände man überall Eier, so wären sie fast nichts mehr wert, dann kosteten sie drei Pfennige. Ein Ei kostet aber dreieinehalbe Mark — ergo kräht der Hund auf dem Mist.

Ludendorff hat den Krieg gewonnen

Hätte Ludendorff nicht den Krieg gewonnen, dann hätte er ihn verloren. Hätte er ihn verloren, so hätte er seine Ehre eingebüßt. Hätte er seine Ehre eingebüßt, so müßte er sich wohl schämen. Müßte er sich wohl schämen, so würde er sich auch schämen. Ludendorff schämt sich aber nie — also hat er den Krieg gewonnen. Zibebe-Nord

Der Paletot

„Ich kenne ein junges, hübsches, sexuell sehr erregbares Mädchen, das bisher zu drei Männern Liebesbeziehungen hatte. Der erste endete auf dem Schlachtfeld, der zweite wurde von ihr mit Säure übergossen, wobei infolge ihrer mangelhaften Technik nur der Ueberzieher ruiniert wurde.”

Antworten

Viele Leser. Ihr könnts nicht abwarten und wünscht, schon jetzt zu erfahren, welche ‚Wirtschafts-Führer', nach Walther Rathenau und Hugo Stinnes, Frank Faßland noch zu porträtieren gedenkt. In andrer als dieser alphabetischen Reihenfolge werden drankommen: Adlon, Eduard Arnhold, Ballin, Reinhold Becker (Stahlwerke), Bleichröder, Bratz und Davidson, Sir Ernest Cassel, Paul Cassirer, Castiglioni, Dernburg, Felix Deutsch, Henckel v. Donnersmarck, Duisberg, S. Fischer, Friedlaender-Fuld, Carl Fürstenberg, Fürstentrust, v. Gwinner, Louis Hagen, Havenstein, Helfferich, Hugo J. Herzfeld, Maximilian Kempner, Kirdorf, Klöckner, Kraemer, Krupp, Paul Mankiewicz, Mannesmann, Otto Markiewicz, Mendelssohns, Benno Orenstein, Parvus, Petschek (Böhmische Braunkohle), Emil Rathenau, Edmund Reinhardt, v. Siemens, James Simon, v. Stauß, Thyssen, Oscar Tietz, Max Warburg, Wertheims, Witting, Otto Wolff und Ottmar Strauß.

Titelidiot. Wenn dem deutschen Beamten der Titel genommen wird, arbeitet er nicht mehr oder sehr viel weniger gern. Er braucht den Titel, weil er seine Menschlichkeit als unzureichend empfindet und über seine arme Individualität hinausgesteigert werden will. Man kann es noch einfacher ausdrücken: intellektuell ist er ein Neger. Womit ich nichts gegen den Unterschied zwischen einem Assistentenanwärter und einem Geheimen Oberregierungsrat gesagt haben möchte.

Kriminalstudent. Da hat vorige Woche ein deutsches Schöffengericht dem Professor Georg Fr. Nicolai, einem Mann, dem ob seiner Kriegsdiensthaltung Bewunderung gebührt, in einem Urteil bescheinigt, die Fahnenflucht eines Arztes, eines besondern Arztes, den die höhere Feldwebelschaft nicht als Arzt, sondern als Muschkoten zu beschäftigen für gut befand, sei schlimmer als Einbruch. Diesen drei Repräsentanten des Mittelstands muß gesagt werden, daß es für Repräsentanten des Geistes, die sich bewußt sind, noch ein eignes Leben lang kranken Menschen das ihre erhalten zu können, überaus ehrenvoll ist, einen Haufen reglementsmäßig eingekleideter Spießer samt ihren Spießen im Stich zu lassen und mit der „Fahnenflucht" eine Verantwortung auf sich zu nehmen, die jene niemals gekannt haben. Die Schöffengerichtswertung ist bedeutungslos und für keinen anständigen Menschen maßgebend.

Nationalliberaler. Notiz der Tante Voß: „Die vor kurzem in den Besitz der Deutschen Volkspartei übergegangene, bisher demokratische ‚Ostsee-Zeitung' wird in ihrem neuen Kurse von der volksparteilichen Presse lebhaft begrüßt. An der ersten Nummer hat eine Reihe von bekannten volksparteilichen Politikem mitgearbeitet." Aber blick ich umher in diesem edeln Kreise, so gewährt mein Aug auch den Handelspolitiker meines Blattes: Morus — der mit Egmont gemein hat, daß an ihm die Provinzen hangen. In imponierendem Maße beziehn sie durch ihre Presse von ihm ihre volkswirtschaftlichen Kenntnisse. Und erfahren gewöhnlich sogar die Quelle. Wenn nicht, ist freilich meine Dankbarkeit ebenso groß. Neulich bezeigte ich sie dem Miesbacher Anzeiger. Heute ist deine ‚Ostsee-Zeitung' dran, für die der Verfasser der ‚Wirtschaftlichen Wochenschau' Rf meinen Morus vom dreiundzwanzigsten Februar mit so heißem Bemühen studiert hat, daß ihm die Gänsefüße verkohlt sind und die politische Gegnerschaft in Rauch aufgegangen ist. Umso besser. Mancher beklagt, daß die ‚Weltbühne' nicht von den Dummerjanen gelesen wird, die diese Lektüre am Ende ein bißchen klüger machen würde. Nun, dies ist der Weg zu ihrem Ohre. Zitiert uns nicht ängstlich, sondern schreibt uns aus, druckt uns nach, verschlingt uns und schmückt euch mit unsern Federn. Um der Sache willen erklär' ich mich nötigenfalls bereit, meine Dankbarkeit nicht mehr öffentlich anzuschlagen und euch den Ruhm der Urheberschaft unangetastet zu lassen.

Traugott v. Jagow. Na, Gott sei Dank: wir sind so weit. Es wär' ja auch unnatürlich, wenn ein preußischer Junker, Freund und Bundesgenosse aller Staatsanwälte der Republik, die ihre Pflicht nicht tun (denn Ihre Pflicht ist, unter andern Pflichten: die Staatsverfassung zu schützen) — wenn Einer dieses Grades noch länger auf der Festung hockte, die man ihm, statt einer wirklichen Strafe, plakathalber aufgebrummt hat. Die Herrschaften gehen damit um, das Verfahren wiederaufzunehmen. Jeder Kenner unsrer Unrechtsverhältnisse weiß, wie schwer es ist, das (allmählich berüchtigt gewordene) Wiederaufnahmeverfahren durchzudrücken. Und wenn das Opfer selber erschiene und für die Unschuld des Mörders zeugte: Was liegt, das liegt — wir spielen nun einmal scharf. Aber in Ihrem Fall wirds sicherlich glücken. Schon deshalb, weil das Reichsgericht dadurch die Möglichkeit gewinnt, Ihre Haft zu unterbrechen — und nur darauf kommt es zunächst ja an. Preußen setzt seine adligen Verbrecher nicht auf die Dauer fest — Sie nicht und keinen. Hans Leuß hat seine drei Jahre für einen Meineid, den er, wie jeder anständige Mensch, zum Schutz einer Frau geleistet hatte, auf Tag und Stunde im Zuchthaus abgesessen — Eulenburg ist frei ausgegangen, nicht etwa, weil man den Eid für aufgezwungen hielt und die abnorme Veranlagung schützte, sondern weil er ein Fürst war und also hoch über den Gesetzen stand, die schlecht genug für Bürger und Arbeiter sind. Warte, Traugott, trau Gott und gedulde dich fein: du schaffst es noch! Und bis Erich Mühsam aus dem Gefänignis, in das die Bayern widerrechtlich seine Festung Niederschönenfeld umgewandelt haben, herauskommt: bis zum einundzwanzigsten Juni 1934 wirst du längst in Freiheit sein und, alter Kenner der Polizeipraktiken, die erfreuliche Uebereinstimmung zwischen deutschem Recht und deutscher Verwaltung loben und preisen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVIII. Jahrgang 16. März 1922 Nummer 11

Gespräche über Genua

Geführt mit Serrati und Mussolini **von Hanns-Erich Kaminski**

Das Problem der Wiederherstellung Europas wird nicht zuletzt durch die Gegensätze zwischen Frankreich und England bestimmt. Da die außereuropäischen Großmächte Japan und die Vereinigten Staaten nur ein geringes Interesse an diesem ganzen Fragenkomplex bekunden, fällt der dritten alliierten Großmacht: Italien eine Bedeutung zu, die in Genua noch dadurch verstärkt werden wird, daß sein Vertreter als Gastgeber nach internationalem Brauch der Konferenz präsidieren wird. Wer dieser Präsident sein wird, ist im Augenblick noch nicht klar, und es spielen dabei gewisse Rangstreitigkeiten eine beträchtliche Rolle. Vielles spricht für Tittoni, da der Ministerpräsident de Facta außenpolitischen Fragen bisher ziemlich ferngestanden hat. Es scheint, als ob man in Italien nur nach einer Form sucht, die dem Senatspräsidenten Tittoni ebenso viel Autorität wie den ersten Ministern der andern Länder verleihen würde.

In jedem Fall beweist es den Ernst, mit dem sich Italien seiner Aufgabe bewußt ist, daß in der letzten Woche nicht weniger als vier namhafte italienische Politiker in Deutschland weilten, um persönlich die Lage unsres Landes zu studieren. Sowohl der Senator Luci wie der Direktor des ‚Paese' Cicotti haben sich in vielen Gesprächen zu informieren gesucht; noch wichtiger ist vielleicht, daß auch der Führer der Sozialisten: Serrati und der Führer der Fascisten: Mussolini sich genauere Kenntnisse über Deutschland zu verschaffen gesucht haben.

Herr Serrati ist länger als eine Woche in Berlin gewesen, nachdem er in Frankfurt an der sozialistischen Fünfländer-Konferenz teilgenommen hatte. Als Parteivorsitzender, Abgeordneter und Direktor des Parteiblatts ‚Avanti' hat er bedeutenden Einfluß in der Partei, die bekanntlich der Kammer die stärkste Fraktion stellt. Aeußerlich merkt man ihm kaum den hinreißenden Redner an. Eher erinnert die große schlanke Gestalt mit dem angegrauten Vollbart und den warmblickenden Augen hinter der Brille an einen Gelehrten. Er spricht ruhig und ohne Gestikulationen, doch das lag vielleicht nur daran, daß unsre Unterredung französisch geführt wurde. Ich fragte ihn nach seiner Meinung über die bevorstehende Konferenz. Er ist sehr skeptisch.

Der Gewinn der Zusammenkunft liegt nach seiner Auffassung in der Zulassung Rußlands und Deutschlands, ohne deren Mitarbeit die europäische Wirtschaft nicht zur Gesundung kommen könne. Serrati bedauerte, daß sich die Entente gegen eine Revision des Versailler Vertrags ausgesprochen habe, noch ehe die Verhandlungen begonnen hätten; aber er erklärt die Revision der wirtschaftichen Bestimmungen für unvermeidlich. Die Zulassung der Unterlegenen sei in Wirklichkeit schon der Beginn davon, so sehr sich auch besonders Frankreich dagegen sträube.

Immerhin sei die Stimmung noch nicht reif, und man werde sich in Genua begnügen müssen, Fragen zu diskutieren, die den Friedensvertrag nicht berührten. Als eine solche Frage bezeichnete er die Arbeitslosigkeit. Darum betonte er auch auf das lebhafteste die Notwendigkeit, Vertreter der Arbeiter zu den Beratungen zuzuziehen, wie

das die amsterdamer Gewerkschaftsinternationale wiederholt gefordert habe. Die Form, in der das geschehe, sei ziemlich gleichgültig.

Die italienischen Arbeiter wünschten namentlich eine Erörterung der Auswanderungsverhältnisse. Man weiß, daß die Aktivität der italienischen Zahlungsbilanz im Frieden zum guten Teil auf der Emigration beruhte, die kaum überschüssige Arbeitskräfte im Inland ließ, während hingegen die Ausgewanderten ihre Ersparnisse nach Hause zu schicken pflegten. Serrati sieht einen gewissen Ausweg aus der jetzigen Lage, die die Auswanderung nicht zuläßt, in der Möglichkeit, die große Zahl der italienischen Arbeitslosen zum Wiederaufbau in Belgien und Nordfrankreich zu verwenden, und er wünscht sehr, daß die Konferenz sich mit dieser Angelegenheit beschäftigen möchte.

„Und Rußland?” „Rußland braucht die Hilfe des westeuropäischen Kapitals. Es wird in Genua ein Kompromiß schließen müssen. Das ist Alles, was man darüber sagen kann.”

*

Herr Mussolini, der Führer der Fascisten, darf in jeder Beziehung als der Gegensatz Serratis gelten. Nicht nur politisch. Diese große, kräftige Gestalt mit den eleganten Lackschuhen läßt an einen Athleten oder auch an einen Tenor denken. Auf dem Nachttisch seines Hotelzimmers lag zwischen Telegrammen und Broschüren ein Revolver, und man ist keinen Augenblick im Zweifel, daß er ihn zu handhaben weiß.

Obgleich die Fascisten im Parlament nur eine verhältnismäßig kleine Fraktion bilden, braucht man über ihren Einfluß in Italien nichts zu sagen. Das Wort: Fiume genügt. Ihre Bedeutung ist so groß, daß man mit Spannung den Anschauungen ihres Führers zuhört, auch wenn man seine Tendenzen für verderblich und verabscheuungswürdig hält. Herr Mussolini hat seinen Aufenthalt in Berlin benutzt, um mit Wirth und Rathenau zu sprechen, und wahrscheinlich hat er auch nicht unterlassen, sich mit den deutschen nationalistischen Organisationen in Verbindung zu setzen. Denn wie ich aus einem Artikel seiner Zeitschrift ‚Geraritia’, den er mir mitgab, ersehe, schreibt er Deutschland eine entscheidende Aufgabe in dem Kampf gegen den Bolschewismus zu.

Wie er mir sagte, werden die Fascisten in Genua eine „korrekte Neutralität” einhalten. Sollten jedoch die Sozialisten und Kommunisten aus Anlaß der bolschewistischen Gäste Demonstrationen unternehmen, dann würden auch die Fascisten zu Gegenmaßregeln schreiten. Die Teilnehmer der Konferenz müssen sich also darauf gefaßt machen, daß sich unter Umständen blutige Kämpfe vor ihren Augen abspielen.

In einer Beziehung ist sich freilich Mussolini mit Serrati einig, der Uebernationalist mit dem Internationalisten: in der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des Versailler Vertrages. Nach Beider Meinung ist Italien als ein Land ohne Rohstoffe ganz besonders an dem europäischen Wiederaufbau interessiert. Die territorialen Bestimmungen nannte Mussolini ein fait accompli. Aber die wirtschaftlichen Klauseln seien zu hart gegen Deutschland, und es sei unsinnig, einen Vertrag als einen Schlußpunkt in der Geschichte anzusehen, von dessen Aenderung Alle gleichermaßen Nutzen haben würden.

Herr Mussolini hält nicht viel von Konferenzen, die ihm zu akademisch erscheinen. Er glaubt, daß dabei zu wenig gearbeitet und zu viel geredet wird. Trotzdem ist er für Genua. Denn wenn die Konferenz auch vielleicht nicht gut sein, so sei sie sicherlich nicht

schlecht, obgleich nach der Zusammenkunft von Boulogne und der Absage Amerikas ihre Bedeutung sehr gesunken sei. Auch die Zulassung Rußlands bezeichnete er als unbedenklich und begründete das auf eine ziemlich sonderbare Art, indem er ganz einfach die Bolschewiki für Bourgeois erklärte, die keine Kommunisten mehr seien. Für Italien sei der Verkehr mit Rußland, dessen gesamter Außenhandel im Jahre 1914 kleiner als Belgiens war, allerdings ohne große Wichtigkeit.

Die Fascisten sind ausgesprochen antifranzösisch; aber sie denken natürlich nicht daran, die Vorteile aus dem Friedensvertrag aufzugeben. Darum ist der Außenminister Schanzer, dessen anglophile Neigungen bekannt sind, auch Herrn Mussolini sehr sympathisch. Er nannte es einen Erfolg, daß er in Washington für Italien die gleiche Flottenstärke wie Frankreich durchgesetzt hat, und er lobte die Weltkenntnis des Ministers, die ihm im Blute liege. Schanzers Eltern, erzählte er mir, seien aus Galizien über Wien und Triest nach Italien eingewandert, und von ihnen hätte der Sohn die Kenntnis aller europäischen Sprachen.

Mussolini hat gesehen, daß es Deutschland schlecht geht; aber er erklärte, als Gast nicht über die innere Politik Deutschlands sprechen zu wollen. Den Facismus allerdings hält er nur in Italien für möglich und nützlich. Ueberhaupt seien viele Anschauungen über die Fascisten falsch. Sie seien keine Weißgardisten, sondern nur Antibolschewisten, die den Nationalgeist entflammen wollten. Die Regierungsform sei ihnen Nebensache. Er selbst sei Repuiblikaner, etwa im Sinne einer aristokratischen Republik.

Schließlich fragte ich Mussolini nach d'Annunzio. Ihre Beziehungen sind nicht freundlich, obgleich ihm der Dichter sein letztes Buch mit einer Widmung geschickt hat. d'Annunzio hält sich zur Zeit am Garda-See auf, ist politisch noch, immer sehr interessiert, aber wartet seine Stunde ab, und Herr Mussolini glaubt, daß ihn die Jugend Italiens hören wird, wenn er ruft.

Herr Mussolini reist von Berlin nach Warschau, Prag und Wien, um seine Studien fortzusetzen. Als ich mich von ihm verabschiedete, unterließ er nicht, mir seine Photographie zu schenken, die er mit seiner Unterschrift versah; und er bedauerte nur, daß die ‚Weltbühne' keine Illustrationen bringt.

Das Ende der Tscheka? von Elias Hurwicz

Das langersehnte Ereignis ist endlich, endlich eingetreten. Die ‚Tscheka', diese berüchtigte Institution („zur Bekämpfung der Konterrevolution und der Spekulation"), die auf das Sowjet-Reich den unheimlichen Schatten mittelalterlicher Gerichte und Inquisitionen warf, ist, wie die neuste Verfügung lapidar verkündet, „vom Zentralexekutivkomitee in Ausführung der Beschlüsse des Neunten Allrussischen Räte-Kongresses über die Reorganisierung der ‚Tscheka' samt ihren Lokalorganen abgeschafft"! Man sprach ja seit Jahr und Tag davon. Der „neue Kurs" in der Volkswirtschaft, die Freigabe der Privatinitiative, macht ja den Begriff der zu bekämpfenden „Spekulation" hinfällig. Aber die Trennung von dem Lieblingskind des Räte-Systems war schwer. Noch am Ende des Jahres 1921 wurde das Jubiläum der ‚Tscheka' feierlich begangen, under Teilnahme Trotzkis und Lenins. Und jetzt, im Februar, schon die Abschaffung? Man begreift wohl den Grund dieser

Fixigkeit. Genua naht; der Zwang, sich europäische Rechtsformen zuzulegen, wird täglich größer —: schon um jener „Garantien" willen, auf denen Poincaré so erfolgreich besteht.

Wo ist der springende Punkt dieser neusten russischen Habeas-corpus-Akte, die ihrem englischen Analogon um ein paar lumpige Jahrhunderte nachhinkt? (einem Analogon, das Trotzki, Lazis, ja vielleicht Lenin selbst jetzt noch im Tiefsten ihres Herzens verachten — Alexander Herzen dachte anders darüber). Der springende Punkt? „Nicht später als zwei Wochen nach dem Tage der Verhaftung muß dem Inhaftierten der Grund bekannt gegeben werden, nicht später als zwei Monate nach dem Tag der Verhaftung wird der Inhaftierte vom politischen Staatsdepartement entweder freigelassen, oder dieses sucht beim Präsidium des Zentralexekutivkomitees, falls die besondern Umstände der Angelegenheit es erfordern, eine Verlängerung der Isolierung nach." Und weiter: „Fortan unterliegen alle Prozesse wegen der gegen das Sowjet-System oder gegen die Gesetze der Russischen Räte-Republik gerichteten Taten ausschließlich den Gerichten, sei es den Revolutionstribunalen, sei es den Volksgerichten".

Dazu kommen, organisch ergänzend, noch andre Reformen, die zur Zeit freilich noch im Stadium der Beratung sind. Auf dem Kongreß zur „Reform der Sowjet-Justiz" Ende Februar hat kein Geringerer als Krylenko, der erste Generalissimus der Sowjet-Republik, die Schaffung einer „unabhängigen Prokuratur" gefordert. Das heißt: nicht etwa einer gänzlich, auch von Moskau, unabhängigen, sondern nur von den Lokalorganen der Sowjet-Justiz befreiten Prokuratur. Auf dem gleichen Kongress wurde auch die Kodifizierung des Strafrechts verlangt, und kurz darauf erfuhren wir, daß das Volkskommissariat der Justiz dem Rat der Volkskommissare und dem Zentralexekutivkomitee den Entwurf eines Strafkodexes vorgelegt hat, „der aus 247 Paragraphen besteht und sich wesentlich von den Strafgesetzen andrer Länder unterscheidet".

Hat also der Sowjet-Bürger nunmehr wirklich seine Habeas-Corpus-Akte? Nur gemach! Am Kopf der Verfügung über die Abschaffung der ‚Tscheka' heißt es: „Zur Unterdrückung offener konterrevolutionärer Handlungen und zur Ausführung der Aufträge des Zentralexekutivkomitees betreffend den Schutz der revolutionären Ordnung werden beim Volkskommissariat des Innern und in dessen Provinzabteilungen politische Departements eingerichtet". Wir sahen schon, daß diese Departements im Notfall um „Verlängerung der Isolierung" nachsuchen können.

Was hat sich also geändert? Geändert hat sich der Name: statt ‚Tscheka' wird es nunmehr ‚Politbüro' heißen. Davon wird dem Sowjet-Bürger nicht leichter werden. Dies zugegeben; zugegeben auch, daß „die ‚Tscheka' die Seele selbst des Räte-Systems ist, wie die Gendarmerie die Seele des Zarentums war; und solange die Diktatur der bolschewistischen Partei fortdauern wird, wird auch die ‚Tscheka' existieren", wie W. Sensinow im ‚Golos Rossy' sagt. Immerhin sind neue Handhaben einer menschlichern Rechtsübung gegeben. Der Vergleich mit der Zarengendarmerie beweist es selbst! Sie war der Bevölkerung ein Kinderspiel gegen die ‚Tscheka'. Und wenn die reformierte ‚Tscheka', das , Politbüro' bald das höhere moralische Niveau der Zarengendarmerie erreichen sollte, werden wir von Fortschritt sprechen.

II. Hugo Stinnes

2. Nachkriegswirksamkeit

Ballin, ein durch das deutsche Schicksal gebrochener Mann, starb, ehe noch die Friedensverhandlungen ihren Anfang nahmen. Stinnes überlebte den Zusammenbruch, und ihm, dem Verfechter des für das Kaiserreich tödlich gewordenen Wirtschaftsimperialismus, ist der Zusammenbruch herrlich bekommen. Statt des erwarteten Rückschlags der Kriegskonjunktur, statt der Krise des industriellen Expansionismus kam jetzt erst der eigentliche Aufschwung, die Hypertrophie der Produktions- und Sachwerte, die große Inflationsaufschwemmung der Substanzen. Einige Monate allerdings war das Gleichgewicht der industriellen Kalkulation durch Revolutionswirren, Demobilmachungs- und Umstellungsstockungen, durch Minderleistung und erhöhte Lohnforderungen der Arbeiterschaft aufs schwerste gefährdet, und nach den fetten Jahren der Kriegsgewinnjahre drohte das Defizit. Aber mit bewunderungswürdiger Elastizität hatte die Unternehmerschaft in kurzer Zeit das Geheimnis der Revolutionskonjunktur begriffen und sich auf die neue Situation eingestellt. Zu Denen, die am schnellsten und gründlichsten die großen Ausbeutungschancen der Inflation für die geschäftliche Kalkulation erfaßt hatten, gehörte Hugo Stinnes. Er hatte bald heraus, daß Lohnforderungen, Steuererhöhungen, Valutaverteuerungen und andre selbstkostensteigernde Momente keinen Schaden für das Geschäft zu bringen brauchten, sondern zur Quelle großen Nutzens gestaltet werden könnten. Boten sie doch umso plausiblere Anlässe, auf die Preise nicht nur all diese Mehrkosten, sondern noch darüber hinaus ein ansehnliches Abrundungs- und Risiko-Plus für die Taschen der Unternehmer aufzuschlagen, und gab doch der Warenmangel, aus rückläufiger Produktion und erschwerter Einfuhr entstanden, die Möglichkeit, dem ausgehungerten Konsum die erhöhten Preise auch tatsächlich aufzuzwingen. Das Mittel, das Hugo Stinnes und seine Genossen besonders fein ausbildeten, um dem Gesetz der Abwälzung, des Wechselspiels zwischen Preis- und Lohnerhöhungen, einen technisch glatten Ablauf zu ermöglichen, bestand in der sogenannten Arbeitsgemeinschaft, die ermöglichen sollte, die Schwierigkeiten des Produktions- und Arbeitsprozesses in der Nachkriegszeit durch paritätisches Zusammenarbeiten von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu überwinden und „in beiderseitigem Interesse” den Zerfall der Produktion zu verhindern. Die großen Unternehmer, die früher so starr und prinzipienfest auf ihr Recht als „Herren im Hause” gepocht hatten, luden nun mit einem Mal die Arbeiterorganisation ein, sich als gleichberechtigte Macht mit ihnen um denselben Tisch zu setzen. Und Hugo Stinnes hat an diesem Tisch in jenen Aufwallungen des „Sozialgefühls”, das die Revolution und die mit ihr verschwisterte Revolutionskonjunktur in ihm entfacht hatten, den Arbeitern mehr als

ein Mal versichert, daß ihre Löhne viel zu niedrig seien, daß sie weit unter den Weltmarktslöhnen lagen und unbedingt auf den Lohnstand der englischen, amerikanischen Arbeiter hinaufklimmen mußten. Kein Wunder! Herr Stinnes, als schlauer Kaufmann, wollte selbst aus jeder Zwangswirtschaft heraus auf die einträglichern Weltmarktspreise, und darum stachelte er die Arbeiter an, Weltmarktslöhne zu fordern. Das Gegenseitigkeitsgeschäft, in das die Stinnes und Genossen die Revolution mit ihren unbequemen Sozialisierungsforderungen ableiten wollten, und auf das sich die Arbeiter, zu unfähig und zu uneinig, die Produktion selbst in die Hand zu nehmen und ihre Sozialisierungsideen zu verwirklichen, wohl oder übel einlassen mußten, ist dem Unternehmertum jedenfalls besser bekommen als den Arbeitern. Die Unternehmer konnten es dabei zu einer völligen Ausgleichung, ja sogar vielfach zu einer substanzvermehrenden Ueberkompensierung der Geldentwertung bringen, sie vermochten ihre Realeinkommen und Realvermögen in dieser Zeit des politischen und volkswirtschaftlichen Niederganges zu konsolidieren und zu erhöhen. Die Arbeiter mußten erleben, wie ihnen der Vorteil aller ihrer Lohnerhöhungen durch Preiserhöhungen, für die ihnen jene Lohnsteigerungen niemals einen völligen und immer nur einen verspäteten Ausgleich brachten, buchstäblich zwischen den Fingern zerrann. Zu einer Steigerung ihres Reallohnes brachten sie es nie, und konnten im besten Falle nur ein gewisses, reduziertes, an Friedensverhältnissen nicht zu messendes Existenzminimum verteidigen.

Aber noch in einer andern Hinsicht verstanden die weitblikkenden, nervenstarken Unternehmer, deren Aktivität und Sicherheit wuchsen, je tiefer die Volkswirtschaft ins Siechtum fiel, die Geldentwertung als geschäftliche Chance auszunutzen. Es gab nämlich auch Unternehmer, die nervenschwach waren und sich den Risiken dieser turbulenten Zeit (der in Wirklichkeit für das Unternehmertum risikolosesten, die es jemals gegeben) entziehen wollten, und die daher froh waren, wenn sie ihre guten Sachwerte gegen schlechtes Geld verkaufen konnten. Es gab auch denkschwache Unternehmer, die das Wesen des Geldschwundes noch nicht begriffen hatten und wunder welches Geschäft gemacht zu haben glaubten, wenn sie ihre in Goldmark hergestellten Betriebe mit großen Buchgewinnen in Papier abzustoßen vermochten. Stinnes war klüger: er wußte, daß noch auf lange Zeit hinaus nur Der Geschäfte machte, der Sachwerte erwarb, mochte er sie auch mit scheinbar sehr großem Aufgeld über die Friedenswerte bezahlen. Und Stinnes kaufte Sachwerte, wo sie irgend zu erhalten waren und in sein System zu passen schienen. Denn systematisch ging dieser große Trustmacher und Konzentrationspolitiker bei seinen Erwerbungen vor. Auch wo er sprunghaft aufzukaufen und wahllos zusammenzuramschen schien, zeigte sich schließlich immer, daß ihn im Geiste stets eine Idee des Zusammenhangs oder Zusammenbringens leitete, selbst wenn er manchmal auf scheinbar unzusammenhängende Felder des Schachbretts seine Steine zu setzen anfing. Als er die größten Zellstoffabriken in Ostpreußen erwarb, konnte man denken, er

wende sich einem Gebiet zu, das ganz außerhalb seiner bisherigen Sphäre liege; aber bald begann er, nach allen Seiten hin anzubauen. Er erwarb große Wälder, die den Rohstoff für jene Zellulosefabriken lieferten und gleichzeitig seinen Kohlenzechen die Versorgung mit eignem, billigem Grubenholz sicherten. Hinwiederum ermöglichte ihm seine Kohlenhandelposition, seine ostpreußischen Betriebe und Alles, was drum und dran hing, besser mit Brennstoffen zu versorgen, als dies dem einheimischen Kohlenhandel möglich gewesen wäre. An die Zellulosefabriken gliederten sich Papierfabriken, an diese Druckereien und Zeitungen als Abnehmerbetriebe an, und die von ihm erworbenen Zeitungen sollten ihm gleichzeitig ein Sprachrohr für seine wirtschaftlichen und politischen Interessen verschaffen. Die überseeischen Schifffahrtslinien, in denen er sich schon während des Krieges festgesetzt hatte, wurden als Stützpunkte seines Außenhandelssystems ausgebaut, ebenso wie vorher die Binnenschiffahrtsinteressen für den inländischen Kohlenhandel. Werften, die er erwarb, dienten der Herstellung des Frachtraums seiner Schiffahrtslinien, wurden Absatzquellen für seine Eisen- und Maschinenbetriebe. In Verbindung mit dem Handels- und Schiffahrtsdienst wurden die Beteiligungen an Hotelunternehmungen ausgestaltet. Jeden Rohstoff selbst verarbeiten, mit allen Zwischenfabrikaten vom Handel unabhängig werden: das war Leitsatz für Hugo Stinnes. Dabei blieben die ursprünglichen Haupt- und Ausgangsgebiete seiner Betätigung: Montanindustrie und Stromerzeugung Kern und Schwerpunkt der großen Konzentrationspolitik. Es entstand in vertikaler und horizontaler Konzentration das riesige Montangebilde Rheinelbe-Union, das die große Kirdorfsche Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft mit der Stinnesschen Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hüttengesellschaft zusammenschweißte, nachdem beide Unternehmungen ihre luxemburgischen Eisenbetriebe sehr schnell und sehr vorteilhaft (gegen Frankenvaluta!) an das westliche Ententekapital ausgeliefert hatten, als sich herausstellte, daß der Traum der großen deutschen Montanexpansion nach Westen zerstoben war. Die Kombination mit Groß-Gelsenkirchen, die Thyssen einst mißlungen war — Stinnes brachte sie zustande. Der Bochumer Verein, jenes alte klassische Eisenwerk, wurde etwas gewaltsam der Interessengemeinschaft angelötet, Siemens-Schuckert schloß sich ihr freiwillig an. Schließlich streckte der Trust seine Hände nach Deutsch-Oesterreich aus und erwarb zusammen mit Castiglioni, dem oesterreichischen Stinnes, die Aktienmehrheit der Alpinen Montangesellschaft mit ihrem berühmten Kärntenschen Eisenerzberg von den italienischen Fiatwerken, die in einem kurzen Besitzintermezzo der Alpinen zwar Geld hatten geben können, aber keinen Koks. Stinnes ließ die Schlote der Alpinen wieder rauchen und verschnupfte damit die Entente, die den Deutschen vorwarf, daß sie ihren Reparationsverpflichtungen nicht nachkommen wollten, aber doch Geld genug hatten, um im Ausland große Betriebe anzukaufen.

So ist Hugo Stinnes, der Fünfzigjährige, in Deutschland der größte Oganisator der Geldentwertung, der kühnste Konzentrationspolitiker geworden. Eigentlich originell ist an seinem

System nichts Grundsätzliches, auch die horizontale Vertrustung nicht: das Neue daran ist im Wesentlichen die Vielfältigkeit und Quantität der Zusammenschlüsse. Neben ihm und nach ihm wirkten Andre und nicht Geringe in derselben Weise, Keiner aber mit so großem Zuge, so feinfühligem und untrüglichem geschäftlichen Instinkt, so genialer Architekturbegabung und so souveränerVerachtung aller außerhalb der privatwirtschaftlichen Sphäre liegenden Menschenwerte und Gesellschaftsbegriffe. So ist Hugo Stinnes zwar nicht unumschränkter Herrscher eines großen deutschen Trustreiches, wohl aber Wegweiser, Exponent und Symbol jener Vertrustungsaera geworden, deren Ziel angeblich ist, die deutsche Wirtschaft in eine Zahl wirtschaftlicher Herzogtümer aufzuteilen. Sein System des konzentrativen, Ausgaben sparenden und Kräfte steigernden Rationalismus, vielleicht kühner im Entwurf als exakt in der Durchführung, ist allerdings bisher nur in der Geldentwertungskonjunktur erprobt: erst die Stabilisierungs- und Deflationskrise wird erweisen, wie fest seine Fundamente wurzeln. Die große Reservenbildung, ermöglicht durch geringe Ausschüttungen an Aktionäre und Beteiligte sowie durch eine sehr „sparsame" Steuerpolitik, die sich die Geldentwertung ebenfalls, nur nach der andern Seite hin (der Seite der Risiko- und Ueberteuerungsabschreibungen) sehr zu Ungunsten des geldbedürftigen Staates zunutze zu machen wußte, hat vielleicht eine Ueberkapitalisierung verhindert, wie sie bei manchen andern Bildungen dieser Epoche sicherlich vorliegt. Der Gefahr der Ueberorganisation, des sogenannten organisatorischen Leerlaufs scheint hingegen auch das System Stinnes nicht immer ausgewichen zu sein.

Bei weitem nicht auf so hoher Stufe wie der Privatwirtschaftler Stinnes steht der Volkswirtschaftler. Seine volkswirtschaftliche Idee — wenn man von einer solchen überhaupt reden kann — ist: durch Produktionserhöhung die überhohen Preise abzubauen. Das Ziel ist dabei ganz richtig, aber falsch ist der Weg, den Stinnes einschlagen will. Um die Produktion erhöhen zu können, will er zunächst einmal die Preise so weit steigern, daß die Produktionsmittel aus den kapitalbildenden Erträgnissen und Reserven der Produktion auf eine Höhe gebracht werden können, die eine Produktionssteigerung zuläßt. Aber Stinnes hat das volkswirtschaftliche Wesen und die volkswirtschaftliche Gefahr jener Inflation, die er privatwirtschaftlich so meisterhaft auszunützen versteht, nie begriffen. Sonst müßte er wissen, daß eine Inflation, die hemmungslos fortgetrieben wird, ohne schwerste Erschütterungen, ja ohne Vernichtung der Wirtschaft nicht wieder zurückgebildet werden kann, daß eine Preispolitik, die sich auf die Devise „großer Nutzen" selbst auf die Gefahr kleinen Umsatzes hin einstellt, nie produktionssteigernd, sondern produktionshemmend wirken muß. Einfach, weil sie durch ihr Streben nach hohen Preisen große Kreise der Bevölkerung aus der Kaufkraft ausschaltet und so mit der Verkümmerung der Bedürfnisse auf die Dauer auch den Bedarf und Absatz einschrumpfen läßt. Daß auch die beste Ausbildung der Produktionsmittel eine Steigerung des Absatzes und damit eine Unterbringung der vergrößerten Produk-

tion für sich allein nicht herbeizuführen vermag, sollte Herrn Stinnes die seit einigen Jahren herrschende Krise in den siegreichen Industrieländern bewiesen haben, die nur aus Unterkonsumtion und zum Teil aus Unterkonsumtion wegen zu hoher Preise entstanden ist.

Noch oberflächlicher werden die Einsichten des Herrn Stinnes, noch verhängnisvoller seine Irrtümer, wenn er vom Wirtschaftspolitiker zum Staatspolitiker wird. Hier gipfelt seine Weisheit in dem Gedanken, daß der Staat ruhig untergehen, seinen innern und äußern Bankerott erklären könne, wenn nur die Wirtschaft substanz- und geldkräftig bleibe. Mit dieser falschen Auffassung (falsch, weil nach dem Zusammenbruch des Staates die Entente sich selbst aus der deutschen Wirtschaft bezahlt machen könnte) haben Stinnes und seine Industriekollegen sich stets und ständig dem Reparationsproblem des Reiches gegenübergestellt und sich jeder ehrlichen Erfüllungspolitik oder doch ihrem Versuch versagt. Mit dieser Motivierung haben sie dem Staat auch diejenigen Steuern verweigert, die sie ihm zur Erfüllung seiner — in ihrem ganzen Umfang gewiß unerfüllbaren — Reparationsverpflichtungen hätten zahlen können. Sie haben sich mit Geldentwertungs-, Risiko-, Umstellungsreserven vollgesogen, Kapitalien ins Ausland geschafft, selbst Gelder, die sie produktiv nicht verwerten konnten, unproduktiv vergeudet, dem Reich seine Reparationsdevisen verweigert oder sogar in Zeiten des dringendsten Reichsbedarfs vor der Nase fortgekauft, und so — zum schweren Schaden der auswärtigen Politik des Reiches — eine Situation geschaffen, bei der sie selbst immer substanz- und kapitalkräftiger wurden, je mehr das Reich und alle nicht den „produktiven" Schichten angehörenden Bevölkerungskreise verelendeten. Wie ein Hohn mutet es gradezu an — obschon es sicherlich nur der Ausdruck eines übersteigerten, naiv-souveränen, ganz und gar egozentrischen privatwirtschaftlichen Empfindens ist —, wenn Stinnes, in seiner Polemik gegen den seiner Meinung nach für eine führende politische Stellung ungeeigneten Rathenau, der Industrie, und zwar der ihm geistesverwandten Industrie, das alleinige Recht zuspricht, die politische Führung in Deutschland zu übernehmen, weil sie allein es verstanden habe, sich dem allgemeinen Zusammenbruch zu entziehen. Gewiß: sie hat sich diesem Zusammenbruch entzogen — aber sie hat grade dadurch so gut abgeschnitten, daß sie dem Staat stets und mit wachsender Widerstandsmacht sein Recht verweigerte. Ihre Erfolge, an denen übrigens die Rathenauschen Unternehmungen ebenso stark beteiligt waren wie die Stinnesschen, sind dadurch errungen worden, daß sie, statt politisch, stets antipolitisch dachte und handelte.

Dies überhaupt ist der Irrtum aller jener industriellen Politiker, deren Repräsentant Hugo Stinnes ist, daß sie glauben: weil Politik heute vielfach auf wirtschaftlichen Grundlagen ruhe und wirtschaftlichen Zielen nachgehe, sei auch der erfolgreiche und kluge Wirtschafts-Führer ohne weiteres fähig und berufen, im politischen Element mit denselben Erkenntnissen und Mitteln, die ihm im geschäftlichen Leben zum Erfolge verhalfen, auch politisch zu führen. Aber ein Interessent, auch wenn er in seiner

Sphäre überlebensgroß ist, muß, ja kann vielleicht gar kein Politiker sein, wenn er nicht Alles das von sich abzutun vermag, was ihn zum erfolgreichen Geschäftsmann gemacht hat; Hugo Stinnes (dem die Volkswirtschaft nie etwas andres war als die Addition sämtlicher Privatwirtschaften, während doch die Volkswirtschaft vor die Hunde gehen kann, trotzdem der größte Teil der Privatwirtschaften blüht, oder weil er zu sehr blühen will) — Hugo Stinnes ist in die Politik gekommen wie schon vor dem Kriege manche Industrielle, die sich sagten, und denen von ihresgleichen stets gesagt wurde, daß der Einfluß der industriellen Kreise, dieser tüchtigen und eigentlich produktivsten Volksschichten, in den Parlamenten viel zu gering sei. Aber indem man in den Reichstag oder in den Reichswirtschaftsrat eintritt, ist man noch kein Politiker, solange man nicht die geistige Freiheit und Unabhängigkeit aufzubringen vermag, sich im Parlament als Vertreter des ganzen Volkes statt als Vertreter der Industrie zu fühlen. Wirtschaftliche Denkweise und politische Denkweise sind ebenso grundverschiedene Dinge wie wirtschaftliches Temperament und politisches Temperament. Gewiß sitzen, wenn man die Dinge so sieht, nur wenige Politiker und sehr viele Interessenten in den deutschen Parlamenten, aber unter diesen gibt es kaum einen, der so wenig Politiker ist wie Hugo Stinnes.

Zwei Dinge können vielleicht vortäuschen, daß Hugo Stinnes keine ganz brutale Interessennatur ist. Einmal seine außerordentliche persönliche Bedürfnislosigkeit, für die Geld nicht um des Genießens, sondern nur um des Wirtschaftens willen Wert hat, und zweitens seine im Allgemeinen ganz unpersönliche (allerdings mehr fachliche als sachliche) Art zu diskutieren. Aber wie so oft trügt der Schein auch hier. Der Hugo Stinnes, der nach seiner Niederlage in Spa dem siegreichen Rathenau das Giftwort von der fremdländischen Psyche entgegenzischte, zwingt-sich nur zur unpersönlichen Sprechweise, und vollends ist niemals ein volkswirtschaftlicher Sanierungs- und Reformvorschlag von ihm ausgegangen, durch dessen dünne volkswirtschaftliche Einkleidung nicht das geschäftliche Privatinteresse des Mannes gradezu faustdick hindurchschimmerte. So war es bei dem sogenannten Stinnesschen Sozialisierungsvorschlag mit den privilegierten und profitablen Wärmeprovinzen für die Schwerindustrie und dem jämmerlichen Brocken der Kleinaktien für die Arbeiter. So war es mit dem famosen Plan der Entstaatlichung der Eisenbahnen, deren großes Goldmarkkapital Herr Stinnes und seine Freunde (in einem Augenblick, wo sie zum ersten Mal dem bedrängten Staat wirklich zu Hilfe kommen sollten) gegen Zahlung einer lächerlichen Papiermilliardensumme und gegen Uebernahme des im Wesentlichen künstlichen Eisenbahndefizits dem Reich abnehmen wollten. Gleichzeitig sah Stinnes hier den Ausgangspunkt für ein nicht minder großes Geschäft: den Aufbau des zerrütteten osteuropäischen Eisenbahnnetzes. Denn dem Stinnes, dem das unversehrte Deutschland von vor dem Kriege nicht groß genug war, ist das jetzige verengte Deutschland natürlich viel zu klein. Nur drängt sein Expansionismus jetzt nicht mehr nach Westen, sondern nach Osten.

Gewiß äußert sich in Alledem nicht ein bewußter und überlegter Eigennutz, sondern ein ganz naives, ganz mächtiges und ganz blindes Ichgefühl, das in dem Glauben wurzelt, einzig und allein er, Stinnes, sei befähigt, Deutschland, ja vielleicht die Weltwirtschaft wieder aufzurichten. Dieses Ichgefühl sagt sich: „Die Wirtschaft bin ich", und da der große Konzentrationspolitiker Stinnes, ähnlich wie der große Konzentrationstheoretiker Marx, den Staat nur als den juristischen Ueberbau der Wirtschaft ansieht, so folgt aus dem Satz: „Die Wirtschaft bin ich" auch logisch der Satz: „Der Staat bin ich". Ein selbstloser Dienst am Staate, die Unterordnung der eignen Persönlichkeit unter einen großen, übergeordneten Staatsbegriff ist diesem puren und großen Geschäftsmenschen sicherlich stets fremd gewesen. Nur so läßt sich erklären, daß Stinnes, nachdem sein Plan der Eisenbahnentstaatlichung im deutschen Volke bis weit in die industriellen Kreise hinein mit Entrüstung abgelehnt worden war, nichtsdestoweniger nach London fuhr, um denselben Plan der englischen Politik mundgerecht zu machen und damit dem deutschen Volke von außen her aufzuzwingen. Die gänzlich falsche Einschätzung der gegnerischen Intelligenz-, Willens- und Tatkräfte, die auch dem Geschäftsmann Stinnes schon hier und da Mißerfolge eingetragen hat, verschleiert den realen Blick des Politikers bis zur Blindheit. So ist sein Festhalten an der Annexionspolitik im Weltkriege bis hart an die Schwelle der deutschen Niederlage, so sein politisch und wirtschaftlich absolutes Fehlurteil beim Vertrag von Spa, so sind seine innerpolitischen und weltwirtschaftlichen Reorganisationspläne zu erklären, über deren mißtöniges Echo sich wohl Niemand so sehr gewundert haben wird wie ihr Urheber, der in seiner Ueberschlauheit die Andern, die in- und ausländischen Gegenspieler, immer für dumm nimmt.

Es gibt zweifellos in Deutschland heut keinen Zweiten, der dank seinem Besitz, seinen Erfolgen und seinem geschäftlichen Nimbus so viel Macht in seiner Hand zusammengeballt hat wie Hugo Stinnes, dieser kleine, unscheinbare und der Rede so unmächtige Erzwestfale, dem der Parlamentswitz wegen seines orientalischen Aussehens den Beinamen „Assyrerkönig" gegeben hat. In privatwirtschaftlichen Dingen ist diese Macht schier unbegrenzt, auf wirtschaftspolitischem und politischem Gebiet gibt es wenig, was dieser Mann nicht verhindern könnte, wenn er seine ganze Kraft einsetzte. Aber merkwürdig: jeder positive Plan, der von ihm kommt, begegnet tiefstem Mißtrauen in den arbeitenden Schichten des Volkes, denen die Revolution wenn nichts andres, so doch gleichfalls die Macht gegeben hat, manches zu verhindern. Herrn Hugo Stinnes, der doch die Arbeiter oft genug aufgefordert hat, in ihren Lohnforderungen nur ja nicht zu bescheiden zu sein, ist nicht gelungen, sich das Vertrauen der Arbeiter zu erwerben. Sie fühlen instinktiv, daß es nicht Freundschaft zu ihnen war, die ihn so freigiebig machte, und ihre instinktive Abneigung ist später durch die Tatsachen gerechtfertigt worden. „Wer einmal lügt . . ." Und so könnte es kommen, daß Hugo Stinnes auch dann, wenn er einmal die Wahrheit sagte, am Mißtrauen des deutschen Volkes scheitern würde.

Vom Burgtheater von Alfred Polgar

Anton Wildgans, des Burgtheaters Chef, wollte gehen. Man hatte noch gar nicht bemerkt, daß er da gewesen. Seine Regierung bis nun hatte etwas Gottähnliches: die Dinge liefen ihren Lauf, er mischte sich nicht drein, Zweifler leugneten seine Existenz. Er ist Dichter von Profession, das viele ungereimte Zeug des Theaterbetriebes widersteht wohl seiner von Träumens Lust erfüllten Brust und lädt auf sein Herz Schmerz. „Es gelang, ihn zum Bleiben zu bewegen.” Feinde hat sein Direktorat so wenig wie Freunde. Ein Regime, das gar nicht sichtbar wird, kann man weder ablehnen noch ihm zustimmen. Indifferenz währt am längsten: das ist alte oesterreichische Tradition.

Das Burgtheater hat seine eigne Tradition. Von ihr lebt es, an ihr stirbt es. Ueber den Inhalt des feierlichen Begriffes gehen die Meinungen auseinander. Einige verstehen als Tradition des Burgtheaters eine Schauspielkunst von großem, festlichem Format. Andre die Pflege eines pathetischen Darstellungsstils, der, sein Gesetz in sich tragend, der Zeitläufte nicht achtet. Andre eine feudale Ausstattungstechnik, echte Möbel und Stoffe, tadelloses Gesellschafts-Zeremoniell. Wieder Andre ein vornehm gemäßigtes Klima der Geistigkeit, das nicht unter ein bestimmtes Niveau sinken, nicht über ein bestimmtes Niveau sich erheben dürfe. Als verpflichtende Tradition des Burgtheaters gilt auch: Erwerbung jedes neuen Fulda vom Halme weg; Jugend-Garantie für die prominenten Mitglieder bis ins weißeste Greisenalter; Besprechung der Neuaufführungen im Feuilletonteil der Zeitungen: dreispaltiges Existenzminimum; Beeinflussung des innern Betriebes durch Faktoren — gesellschaftlicher, politischer, journalistischer Geltung — außerhalb des Theaters. Zur eisernen Tradition gehört weiter: Hinweis auf die Tradition zur Deckung von Rückständigkeit, Beengung, Unbeweglichkeit, Aengstlichkeit. Tradition ist auch die Anrufung der Tradition bei freudigen Anlässen, wie Direktionswechsel oder Absterben hartnäckiger Rollen-Inhaber.

Alle diese Deutungen des Begriffes Burgtheater-Tradition (mit Ausnahme der letztgenannten zwei) sind durch die Praxis des vergangenen Jahrzwanzig so weit durchlöchert worden, daß es angezeigt schiene, den brüchigen Popanz — mit Wehmut und Andacht — abzutragen und als ersten Programmpunkt eines neuen Burgtheaters aufzustellen: Abkehr von der Tradition. Weiteres Programm wäre dann — in Ausnützung der köstlichen Lokalität, der an ihr haftenden erinnerungsschweren Teilnahme der Bevölkerung, der Prägnanz und Sauberkeit der administrativen wie technischen Apparats —: gutes, interessantes Theater zu machen, mit den Menschen der Zeit für die Menschen der Zeit. Ein Theater, dem nichts heilig wäre als die Kunst, also eben deshalb ein bis ins Letzte anständiges Theater.

Das romantische Märchen von der alten „Burg” ist aus. Bemühen wir uns nicht, es fortzuspinnen. Les dieux s'en sont allés. Leider! Mögen ihnen nun aber auch die Gespenster folgen.

*

Ich schlage vor, Berthold Viertel, derzeit Regisseur am Deutschen Theater zu Berlin, auf die Liste Derer zu setzen, die für das Amt eines Burgtheaterdirektors in Frage kommen.

Er war zwei Jahre Regisseur am Dresdner Staatstheater. Dort hat er sich durch meisterliche Inszenierungsarbeit, durch sein Talent, aus Dichtung und Darsteller ein Maximum an Wirkung herauszuholen, durch die Reinheit und Tiefe seiner künstlerischen Absichten Ruhm erworben. Wenn der heutigen deutschen Bühne beste Männer genannt werden, wird Viertels Name laut.

Er ist Oesterreicher, Wiener. Er ist jung, unverbraucht, dem Beruf fanatisch ergeben, des Glaubens voll an Mission und Möglichkeiten des Theaters.

Er hat Mut zur Begeisterung und Mut zur Fronde. Er ist keiner Clique hörig, ein unabhängiger, freier, starker Wille.

Er weiß um die Mechanik des Theaters; und die Chemie der Bühnenluft hat für ihn keine Formelgeheimnisse. Er kennt die Sache, und er kennt die Leute.

Der Phantasie in ihm ist der nüchterne, exakte Arbeiter in ihm dienstbar. Er hat Führerqualitäten, Zielbewußtsein und Wegekentnis und Unermüdlichkeit Körpers wie Geistes.

Er ist Dichter und Literat. Ein paar Jahre war er Theaterkritiker: von Wert und Verlogenheit, Bedeutung und Belanglosigkeit des Metiers ist er genau unterrichtet.

Er ist überhaupt ein Prachtmensch.

Mit einem Wort: er ist der berufene Burgtheaterdirektor.

Mit einem andern Wort: er hat aber deshalb gar keine Chancen, es zu werden.

*

Von dem Dichter Paul Kornfeld hatte das Burgtheater ein Drama erworben: ‚Himme! und Hölle’. Die Aufführung wurde kunstvoll verzögert. Von Spielzeit zu Spielzeit. Als man im Burgtheater nicht mehr wußte, wohin den Fragen des Autors nach seines Werkes Schicksal ausweichen, sprang das „Ministerium des Innern” ein und verbot das Stück, Zensur-Amt übend. Ob auch Zensur-Recht, weiß ich nicht. Angeblich wären ja derlei Bétisen in dem demokratischen, freien Oesterreich nicht mehr möglich. Es ist aber, wie sich zeigte, doch möglich. Der Direktor des Burgtheaters beugte sich — wie man erzählt: aufatmend — dem Diktat einer Behörde, die vor der Kunst steht wie vor dem Scheunentor. ‚Himmel und Hölle’ ist an vielen deutschen Bühnen gespielt worden, nirgendwo schien irgendwem das Werk Staat, Religion oder Sitte zu gefährden. Aus welchen Gründen hier das Verbot? Aus politischen? Das Stück ist unpolitisch. Aus aesthetischen? Die fallen kaum in das Spruchbereich des Innen-Ministeriums. Also aus sittlichen? Mag sein. Jedenfalls, das spürt man deutlich, ist bei diesem Zensurverbot eine große Schweinerei im Spiel.

Zu diesem Krieg **von Nicolas Chamfort**

Die höfischen Speichellecker nennen die Jagd das Sinnbild des Krieges. Und wirklich: die Bauern, deren Felder beim Jagen verwüstet werden, finden wahrscheinlich, daß sie ihn ziemlich gut repräsentiert.

Die Ratten

Auch Dramatik ist Wortkunst; und Gerhart Hauptmanns Drama ist in einem unechten Berlinisch geschrieben. Ich lebe seit meiner Geburt in Berlin, liebe Berlin, behorche und spreche Berlins Mundart und weiß, daß sie nicht Hauptmanns berlinische Mundart ist. Die verletzt mit jedem dritten Satz mein Ohr. „Hier jeblieben! — oder du krist und wenn det de jaulst wie'n kleener Hund, kriste nimmermehr wenn't bloß'n Pfennig is, kriste von mich!" Das ist auf dem Papier und auf der Bühne gleich unmöglich. Was sind Hauptmanns „Ochen"? Nur aus dem Zusammenhang erkennt man, daß es Oogen sind. Mit „Dache" meint er nicht von Dach den Dativ, sondern den Plural von Tag. Orthographie und Syntax stimmen nicht. Stimmt wenigstens der Rhythmus? Er ist schlesisch, nicht berlinisch; wie er im ‚Biberpelz' nicht märkisch, sondern schlesisch ist. Als Zeit hat hat man das Lustrum nach dem siebziger Kriege anzunehmen — ohne daß ein einziger Zug für 1913 unwahr wäre; wohingegen ‚Biberpelz' und ‚Roter Hahn' sehr lange vor und nach dem Septennatskampf schwer zu denken sind. Und doch, und doch! ‚Fuhrmann Henschel' ist der vollkommen gelungene Versuch, in drei Stockwerken — vom Keller, wo der Wein liegt, bis zum Boden, wo die Pflaumensäcke stehen — ein ganzes Haus aufzubauen, den Mikrokosmos eines ganzen Hauses lebendig werden zu lassen, eines schlesischen Hauses, dessen „Souterrain", „Parterre" und „Bel-Etage" durch scharfe Merkmale sozialer Schichtung von einander geschieden sind. Mit den ‚Ratten' ist noch mehr versucht, noch mehr gelungen. Man trete von dem Bild weit genug, ein Jahrzehnt weit zurück — und diese zufällig, willkürlich, hingeschludert wirkenden Striche werden sich zu klaren, festen, schönen Linien zusammenfügen. Die richtige Distanz gibt das richtige Bild: nicht allein eines Stadthauses, sondern einer Stadt und ihrer Bevölkerung. Deren Jargon mag verfehlt sein — ihr Wesen ist getroffen. ‚Berliner Tragikomödie'. Man sieht vom Tiergarten bis zum Scheunenviertel eine Siedlung, vom Kaiser bis zum Zuhälter einen Menschenschlag, angetan, in der Gattungsbezeichnung das lokalbestimmende Adjektiv zu rechtfertigen. Wie ist es mit der Komödie, der Tragödie, der Tragikomödie?

Die Komödie der ‚Ratten'. Puppen und Puppenspieler torkeln zu einander, durch einander, um einander: um den angegrauten Thespis, der im Dachgeschoß der ausgedienten Kavalleriekaserne, zwischen Rüstungen, Kostümen, Lorbeerkränzen und Perücken, eitel, schwatzhaft, ehebrechend und kunstschändend ein Kulissendasein führt. Dies Kulissendasein ist nicht, könnte aber abgegrenzt sein gegen das reale Dasein der Kaserne. Was darin mit schmutzigen Unterröcken Flure fegt und Klinken selten putzt; was da Hunger leidet, Licht scheut, Lastern frönt; was da ehrsam hämmert, hobelt, stichelt; was treppauf, treppab schleicht, kriecht, ächzt, seufzt, schwitzt, schreit, flucht, lallt: das Alles ist mehr als ein Deklamationsthema für Delobelles und

Hjalmar Ekdals Vetter. Aus dem schon, aus seiner Familie, seiner Geliebten und seiner Schülerschar wäre ein eignes Stück von drei Akten zu machen, so viel Witz und Wirklichkeit steckt in seinen renommistischen Reden, die trotz ihrer Länge nicht undramatisch werden, weil sie zugleich seine Geistesbeschaffenheit, den engern Schauplatz seiner Taten, das Riesengebäude am Alexander-Plaz, wie das mächtige Berlin mit Prinzen, Statthaltern, Omnibussen, Reitwegen, geheimen und öffentlichen Vergnügungsmöglichkeiten malen — und die turbulenten Vorgänge teils ein- oder ausleiten, teils besänftigend unterbrechen, auch das eine durchaus dramatische Verrichtung. Des Mannes possierliche Unterrichtsstunden benutzt Hauptmann zu einer Apologie seines Lebenswerks, seines „Standpunkts", die vielleicht noch in der Aera des ‚Collegen Crampton' notwendig war. Heute braucht kaum mehr verfochten zu werden, daß das deutsche Theater, wenn sichs erholen will, nicht auf den „sonoren Bombast der ‚Braut von Messina' ", sondern auf den jungen Schiller, den jungen Goethe des ‚Götz' und immer wieder auf Gotthold Ephraim Lessing zurückgreifen muß; daß dort Sätze stehen, „die der Fülle der Kunst und dem Reichtum des Lebens angepaßt, die der Natur gewachsen sind". Heute wird ja wohl nicht mehr bestritten, daß unter Umständen ein Barbier oder eine Reinmachefrau aus der Mulack-Straße ebensogut ein Objekt der Tragödie sein kann wie Lady Macbeth und König Lear.

Die Tragödie der ‚Ratten'. Jette John ist Maurerpoliersfrau in der Magazin-Straße; aber wert, dereinst zu den tragischen Frauengestalten der Weltliteratur gerechnet zu werden. Was sich mit ihr zuträgt, will die großen Worte, die in der Komödie verulkt werden, bitter ernst genommen wissen. Hier sind diese großen Worte: Mutterschaft, Mutterliebe, Mutterleid, und was es sonst an Zusammensetzungen geben mag. Davor bleiben Menschenseelen nicht leicht taub. Diese Jette John wünscht brennend ein Asyl für ihre obdachlos gewordenen Mutterregungen. Paula Piperkarcka schenkt mit Freuden ihr unehelich und neu Geborenes her. Aber dann wird dieses Polenmädchen auch im Herzen Mutter. Also kommts zu Eifersucht und Faustkampf, zu Verwicklungen und Mißverständnissen, endlich gar zu Mord und Totschlag, den das Brüderchen der Pflegemutter an der Mutter Piperkarcka übt. Jette John, das arglose Geschöpf, ist unheilvoll verstrickt. Ihre Lage wird allmählich für ihr dumpfes Kleinhirn hoffnungslos. Vor dem Schutzmann springt sie aus dem Fenster und überläßt es den Hassenreuters, ihr eine Leichenrede zu halten. Hätte bei ihren Lebzeiten Hauptmann nichts weiter als die allgemeine Melodie eines Urtriebs wie der Sehnsucht nach Mutterschaft anstimmen wollen: er hätt' es gekonnt. Beweis: die Rache-Arie der Piperkarcka mit dem Kehrreim: „Trefft, wen trefft!", so packend wie primitiv. Fünf Akte in diesem Ton, und es gab eine ‚Rose Bernd' an der Panke. Aber das ist Hauptmann diesmal zu wenig. Es lockt ihn, zusammenzuzwingen, was auseinanderstrebt; ungesondert zu fangen, was sinnlos zueinanderstrebt; zu formen, was jeder Form

spottet. Jette Johns Schicksal weint aus abgerissenen Akkorden, die im Lärm schwankhafter Motive versinken, wieder auftauchen, gegen den Kontrast ankämpfen, zu ersterben drohen, neue Kräfte sammeln — und denen es bei der Kritik erging wie dem ‚Tristan', der ihr 1864 eine wüste Kakophonie war. Auch bei Hauptmann sind die Dissonanzen zur Musik geworden. Das wurden sie, sobald man die Komödie nicht mehr ohne die Tragödie, sobald man endlich beide in einander hörte.

Die Tragikomödie der ‚Ratten'. Die wir schon früher in ihrer Großartigkeit empfunden hätten, wenn nicht zum unterschätzenden Dogma geworden wäre, daß bei Hauptmann Erde, seine Heimatserde, und die Kinder dieser Erde, Luft und Ackerkrume, Wind und Wolken eine pantheistisch untrennbare Einheit bilden müßten, um im unpathetischen Gedicht zu leben. Ein pittoreskes Spiel zwischen bizarren, aber hohlen, und alltäglichen, aber elementaren Menschen, ein Spiel lächerlicher Irrungen und hochfliegender Pläne, blinder Verkettungen und wilder Zwänge, ein Spiel, das ein bißchen Licht ins dunkle Mysterium unsrer flüchtigen Existenz brächte — solche ein unnaturalistisches Spiel schien uns Hauptmanns Vermögen zu übersteigen. Wem sich jetzt vor den ‚Ratten' die Kehle zuschnürt, der schämt sich seiner Kleingläubigkeit. Diese Menschen wandeln und schweben zugleich. Wir umfassen mit einem Blick ihren Menschenleib und ihren Astralleib. Sie sind halb, was sie sind, halb, was sie sich einbilden. Die Dirne ist Gräfin von Geblüt, erzählt sie, und hat einem Prinzen ein Kind geboren, erzählt sie. Bei dem Hauptmann, dem wir Toren seinen Bezirk angewiesen haben, löge sie oder spräche wahr. Der Hauptmann, der seine Fesseln gesprengt hat, macht einen trüben sozialen Nebenstrom durchsichtig — ohne ihm seine Trübheit zu rauben. Wir erfahren nicht, ob Sidonie Knobbe lügt oder wahr spricht; und diese Unklarheit ist ein Reiz und ein Wert. Eindeutige Flammenschrift am Theaterhimmel soll nicht außer Kurs geraten. Aber auch Hieroglyphen, die ängstigen und dräuen, gehören zum Alphabet der Kunst. Dieser Hauptmann, den wir ungeistig gescholten haben — hier hat er eine Ueberlegenheit der geistigen Absichten, die durch ein Beispiel angedeutet, nicht etwa ausgeschöpft sei. Da ist Erich Spitta, ein junger Mensch, der es ernst mit sich und dem Leben meint und nicht zögert, aus seinen Beschlüssen die Konsequenzen zu ziehen. Der Theologe wird Schauspieler, verkracht sich mit seiner Familie, stellt seine (und Hauptmanns) aesthetische Ueberzeugung gegen Hassenreuters, des Narren, der doch wohl die meisten Bühnen beherrscht, und wird seinen Weg machen oder zerbrechen. Wir begegnen ihm, eh' das entschieden ist: an der Schicksalswende. Hier aber, wo sich daneben das Schicksal der Jette John vollzieht, wird die Entwicklungsgeschichte des Erich Spitta, die uns unter andern Verhältnissen naheginge, zur Episode, zur Bagatelle, zum Nichts — und Jette Johns tragisches Schicksal gründet auf einer Illusion, einem Spuk, einer Lüge und könnte durch ein Wort der Erklärung, rechtzeitig herausgewürgt,

seine Schrecken verlieren! Tragikomödie. Schön ist häßlich, häßlich schön, wichtig unwichtig und umgekehrt. Alles schwankt, Alles ist doppelbodig, Alles ist traurig und spaßhaft in Einem Atem. Man nehme den Schluß des dritten Aktes: wie die Piperkarcka mit Löwenstärke um das hektische Kind der Knobben ringt, das sie für ihr eignes hält; wie die Knobben ihre geschminkte Vita hysterisch, in der Fiebererregung des Morphinisten herausdeklamiert, halb kummervoll, halb auf Wirkung bedacht; wie Schutzmann Schierke ohne Verständnis dazwischenblökt; wie der Theaterdirektor seine schmunzelnde Freude an der effektvoll gesteigerten „Szene" hat — und wie „det Kindeken" sich aus diesem Getobe lautlos in bessere Gefilde rettet! Davor sitzt man mit einem Lächeln, das langsam erstarrt und sich langsam aus der Erstarrung wieder löst. Tragikomödie. Schillerndes, flimmerndes, flackerndes, purzelndes, jagendes Hin und Her des grausig-erhaben-skurrilen Alltags. „Erfinden Sie so was mal, guter Spitta", sagt der Zuschauer Hassenreuter, der selber erfunden ist. Wer außer Hauptmann konnte so was erfinden! Den Blick hat Keiner, die Hand hat Keiner, das Herz und den Mut hat Keiner — Keiner, der heute lebt.

*

Ein Stück für die Volksbühne, weil es in ihrer Gegend sich abspielt, sich ihrem Publikum durch den Stoff und den volksstückartigen Charakter besonders empfiehlt. Wie dem Rattennest: der unheimlichen alten Artilleriekaserne außer ihrer Geschichte Gesicht und Dunstkreis einer ungewöhnlichen Gegenwart zu geben ist, erfährt man aus Hauptmanns Regiebemerkungen. Aber selbst wer diese so treulich befolgt wie Jürgen Fehling, der wird doch bei einiger Selbstkritik merken, daß damit nicht eben viel geschehen ist. Mein Credo: die Atmosphäre muß aus den Poren der Schauspieler kommen. Der Regiseur kann schweißtreibend wirken, kann aber grade hier, wo achtzehn Menschen wie durch den Asphalt aus der Erde gewachsen und zu einer gescheckten Lebendigkeit ohnegleichen gediehen sind, nicht durch irgendwelche Sonderkünste für die Mängel ungeeigneter oder unzulänglicher Mimen entschädigen. Das schauspielerische Niveau der Volksbühne ist heute anspruchsvollerer und teurerer Häuser so würdig, daß man unter jedem Mißklang leidet. Wenn Jette John erscheint, spricht der Pathetiker Harro Hassenreuter zu Erich Spitta, dem Realisten: „Da ist Ihre tragische Muse." Immer, wenn Helene Fehdmer erschien, wäre Spitta berechtigt gewesen, so zu Hassenreuter zu sprechen. Die Maurerpoliersfrau als Medea. Aber vor Selma Knobbe jauchzte mein gutberlinisches Herz, und Quaquaro — freilich ein Meisterwurf des Dichters, kein Produkt des Naturalismus, sondern in jedem Tonfall unaufdringlich sinnbildhaft, die Essenz der alten Zeit, von der noch viel zu viel übrig geblieben ist — Quaquaro war einer Mappe des George Grosz entsprungen. Das sind gar nicht etwa zwei nennenswerte künstlerische Leistungen: das sind einfach zwei Gestalten, die in ihrer deckenden Echtheit für eine künftige Musteraufführung dieses Gipfelwerks den Maßstab zu bilden hätten.

Joachim Ringelnatz von Hans Reimann

Das erste Mal sah ich ihn im Jahre 1911 bei der Kati Kobus. Da trug er einige von den Gedichten vor, die nachmals unter dem Titel: ‚Die Schnupftabakdose' bei Piper gesammelt erschienen und von Seewald (der sich seiner Mitarbeit an meggendörflichen Unternehmungen keineswegs zu schämen braucht) illustriert waren, jetzunder aber vergriffen sind. Ringelnatz war in jenen praehistorischen Zeiten ein simpler Hans Bötticher und arbeitete als solcher gelegentlich am holdselig entschlafenen ‚März' und am ‚Simplicissimus' mit. Unter seinem stillos bürgerlichen Namen erschien übrigens (bei Albert Langen) das überaus wertvolle Buch: ‚Ein jeder lebts'. Und Niemand kennts.

Das zweite Mal sah ich ihn im Jahre 1920 bei der Firma ‚Schall und Rauch' die damals noch in Literatur machte. Ringelnatz war unheimlicher geworden, echter, proletischer, knackkiger. Er trug seine Turngedichte vor. „Deutsche Frau", schmetterte er, ohne eigentlich zu schmettern; denn er hatte — wie stets — einen Wunderlieblichen in der Krone, „deutsche Frau, dich ruft der Barrn. Denn dies trauliche Geländer fördert nicht nur Hirn und Harn, sondern auch die Muskelbänder, Unterleib und Oberlippe. Sollst, das Hüftgelenk zu stählen, dich im Knickstütz ihm vermählen. Deutsches Weib, komm, kippe, kippe!" Und dazu demonstrierte er an einem Miniatur-Barren die Ziele und Zwecke seiner an Jahns Geist geschulten Turn-Lyrik.

Das dritte Mal sah ich ihn im Herbt 1921 in einem leipziger Cabaret. Als ich eintrat, sagte er eben monologisierend und in Würdigung seiner eignen Produktion: „Gottverdammich, das reimt sich ja garnich!" Er sagte das auf Sächsisch und mit einem Ton in der Stimme, den kein Unsachse jemals zu imitieren imstande sein wird. Mein Herz schlug bis hinauf in die Ganglien. Wie? Ringelnatz, dieses prächtige Fossil, wäre ein Landsmann? Wir sahen uns infolgedessen öfter. Mein Blut hatte ein sicheres Ohr bekundet, gewissermaßen. Ja, Ringelnatz, das internationale Urviech, hatte in Leipzig ob der Bleisse die Schule besucht („besucht", hahahahah!) und war mit vielerlei Wurzeln im Sächsischen „verankert". Es konnte nicht anders sein. So schritten keine berlinischen Füße, so ragte keine pommersche Nase, so tremolierte kein bayrisches Organ, so schlabberte kein rheinländisches Maulwerk. Dieser mysteriöse Hamsun-Mensch war ein alkoholfreudiger Raubvogel mit sächsische Beene. Und an die Brust sanken wir gegenseitig hinan und suchten (oder, wie Ringelnatz sich ausdrücken würde: charterten) stantepeh einen Kapitalisten, der viele Flaschen Weins und die achtfache Anzahl Schnäpse spendieren würde. Zur Förderung des gemeinnützigen Unternehmens bestiegen wir eine Straßenbahn. Sie war dicht gefüllt. Wir wurden ins Innere des Wagens bugsiert. Ringelnatz erregte Aufsehen durch die ihm anhaftende Schlipsnadel in Form eines Wikinger-Bugspriets oder einer ähnlichen Obszönität. Um die gaffende Menge nicht zu enttäuschen, wendete sich Ringelnatz an mich und fragte mit schallendem Timbre: „Ist eigent-

lich deine Schwester wieder aus dem Zuchthaus raus?” So gab ein Wort das andre und eine Hanebüchenheit die andre, bis wir ausstiegen, ohne daß der Schaffnersmann gewagt hätte, uns zu belästigen. Wir zitterten in eine idyllische Klause und ließen dortselbst den lieben Gott und dergleichen Kapazitäten fromme Allegorien sein. Am übernächsten Tag sandte mir Ringelnatz ein Präsent anläßlich der Wiederkehr meines Eintritts in die Welt. Es waren ein aus stinkender Seife kunstvoll geknetetes Schwein sowie ein Reiniger für die Tabakspfeife, eine aparte Röhrengeschwulst mit Miniatur-Gummiballong. Ein Zettel lag dabei: „Herzliches Gratulatz! Verschäume das Seifenschwein, Halte die Pfeife rein, Ewig dein Ringelnatz.” Die Tränen traten mir jählings in die Augen. Demunerachtet mußte ich sofort die Reinigungsprozedur an meiner Shag-Pfeife vornehmen. Es war ein Genuß, für den ich manchen Theaterabend hingebe. Dank dir, o Ringelnatz!

Aber er hat auch schöne Gedichte geschrieben, die die gesamte Produktion des mit Recht Otto Ernst geheißenen Poeten aufwiegen. Bei Alfred Richard Meyer sind die ‚Turngedichte’ erschienen, die zu den klassischen Säulen moderner Humorigkeit gehören. Außerdem: ‚Kuttel Daddeldu’ (dem wir des mehreren in der ‚Weltbühne’ begegnet sind) und das neueste standardwork: ‚Die gebatikte Schusterpastete’.

Ringelnatzens Humor ist mehr Komik als Humor, ein vertracktes Luder, das bei sentimentaler Tragik zwangseinquartiert ist. Hat man so ein echtes Ringelnatz-Gedicht beendet, bleibt einem unwillkürlich der Mund offen. Oder man schaut mindestens ganz furchtbar blöd in die Luft hinein. Das Lächeln ist schämig in eine Ecke gekrochen. Anderseits hinwiederum sind manniche Stellen zum Platzen ulkig. Mittenmang in rührender Anmut sprießen unanständige Wörtchen auf und frohlocken wie naive Veilchen. Ja, Veilchen und Fliegenpilze und Saure Gurke und derb geräucherter Schinken, das Alles ist bei Ringelnatz durcheinander. Er dichtet mit einem idealen Verzicht auf Selbstkontrolle oder Kritik. Das ist ihm so schnurz und piepe. Dieser Kerl hustet auf den ganzen Zimmt, weint aber, wenn ein Fräulein von unscheinbaren Wehwehchens geplagt wird. Er ist nie richtig froh. Er ist nur ein Schalk mit Hindernissen. Wenn er allein ist, betet er laut und dünket sich ein uralt Kind. Wie Werfel, doch wesentlich von diesem verschieden, schlüpft er in eine Chansonette und melancholikt aus ihr heraus. Und dann muß er wohl oder übel ganz von selber Mitleid mit sich selber haben. Es ist ihm, um ins Wasser zu gehen. Er könnte ein Gemälde des George Grosz sein, der einmal einen Mann gemalt hat, wie er sich im Kleiderschrank aufgehängt hat, bloß weil Sonntag war und er nicht wußte, was er vor lauter lieber Langweile anfangen sollte.

In der ‚Gebatikten Schusterpastete’ stehen beherzigenswerte Dinge. Ich lese sie abends meiner Frau vor, bis die Kinder wach werden, und dann brauen wir uns einen Grog, ich trinke der Einfachheit halber gleich aus der Flasche, aber die Jungens bekommen Haferschleim dazu, und dann — ei, ei!

Uebrigens: wer daran zweifelt, daß Ringelnatz ein tiefer Dichterling ist, der beschnuppere den Namen „Joachim Ringelnatz”. Den kann nur ein tiefer Dichterling ersinnen.

Gud morning, Daddeldu, sdrastwuide, bong jur, bon tschorno!

Ach ja; und mein Pfeifen-Reiniger ist natürlich zersprungenn. Bitte, Schick mir einen neuen!

Bis zu Hohenlohe von Morus

Valuta und Zwangswirtschaft

Es ist nicht leicht, genau zu sagen, welchen Lebensstandard zur Zeit das deutsche Volk hält. Ungefähr aber, wenn man sich um die amtliche Stöhn-Statistik und die Uebertreibungen ausländischer Joumalisten nicht kümmert, verhält es sich so. Ein Drittel des Volkes, die Landbevölkerung, lebt besser als früher. Rund die Hälfte. Das Stadtproletariat lebt etwas schlechter, aber nicht wesentlich anders: es hatte früher eben sein Existenzminimum (im Gegensatz zu dem anglo-amerikanischen Arbeiter, der schon deutsches Kleinbürgerniveau hielt) und hat es heute, bis auf seltene Ausnahmen und einen kleinen Prozentsatz Arbeitsloser, auch. Bauern und Arbeiter: das sind fünf Sechstel. Das letzte Sechstel, der frühere Mittelstand, ist als Wirtschaftsschicht nicht mehr vorhanden. Das Gros des Mittelstandes ist proletarisiert und macht sich nur noch durch gewisse Ueberbleibsel bürgerlicher Klassenmerkmale kenntlich: dadurch, daß es Hergt oder Petersen wählt, richtig deutsch spricht und am Stehkragen festhält, wofern nicht überaltertes Feldgrau als Ersatz dient. Ein kleiner Teil des frühern Mittelstandes, der selbständige Kaufmannsstand, hat sich durch Kriegs- und Nachkriegsverdienste in jene Höhen emporgeschoben, wo die Existenzfrage ausgeschaltet ist und nur die Frage: Luxuskonsum oder Substanzvermehrung besteht. In einer numerisch winzigen Oberschicht reicht es für beides.

Das ist, Alles in Allem, nach vier Jahren sinnloser Selbstverstümmelung ein verhältnismäßig günstiges Ergebnis, das im Juni 1919, als wir zuerst den Vertrag von Versailles lasen, Niemand von uns und drüben erst recht Keiner erwartet hatte. Daran, daß es so kam, ist nach der landläufigen Anschauung der Niedergang der Mark schuld. Unser Valuta-Elend, heißt es, ermöglichte uns, das Ausland zu unterbieten, durch das Valuta-Dumping bekamen wir Arbeit, währen die Arbeiter der Siegerstaaten feiern mußten, und die Arbeit für den Export sicherte uns das Leben. Diese Beweisführung ist verlockend, aber nicht schlüssig. Denn sie geht um den entscheidenden Punkt herum, weshalb wir mit unsrer unterwertigen Währung billiger arbeiten konnten als das hochvalutarische Ausland, weshalb der Binnenwert der Mark höher stand als der Börsenwert, weshalb das Valutaproblem nicht eine einfache Umrechenaufgabe wurde, weshalb wir hinter den Weltmarktpreisen zurückblieben.

Die wahre Antwort auf diese Fragen zu nennen, ist heute verpönt, aber es ist nicht mehr zweifelhaft, daß dieses und nur dieses der Grund war: unsre Zwangswirtschaft. Wir konnten billiger produzieren, weil wir die in der freien Wirtschaft unvermeidliche Tendenz der Preise, sich dem Weltmarktpreis anzupassen, künstlich durch ge-

setzgeberische Maßnahmen hemmten. Die Höchstpreispolitik hat sich im Einzelnen als störend und unbrauchbar erwiesen; im Ganzen aber hat sie doch bewirkt, daß die Lebenshaltung, damit die Löhne und dadurch wiederum die Gestehungskosten unsrer Produktion weit unter dem Weltmarktpreis blieben. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß die Wohnungsmiete früher im Durchschnitt den fünften bis sechsten Teil des Einkommens beanspruchte, während sie heute, unter dem Druck der Höchstmieten, nur ein Dreißigstel bis ein Zwanzigstel des Einkommens beträgt. Daher ist auch bedenklich, daß man nicht nur den Preistreibereien der Landwirtschaft fortan völlig freies Spiel läßt und damit die Nahrungsmittelkosten erhöht, sondern daß man durch die in dem neuen Reichsmietengesetz vorgesehenen Zuschläge nun auch die Mieten mehr verteuert, als im Interesse der Hauswirte unbedingt nötig erscheint.

Die Folgen der neuen Preispolitik zeigen sich schon im Kohlenbergbau, wo die durch die hohen Frachttarife und die Erhöhung der Kohlensteuer von 20 auf 40 Prozent ohnehin verteuerten Kohlenpreise jetzt hart bis zu dem Weltmarktpreis heraufgetrieben werden sollen. Das ist im Wesentlichen das Werk von Stinnes, der merkwürdigerweise diese Preispolitik immer noch für die lukrativste hält, obwohl er in Oesterreich bereits Fiasko damit gemacht hat: die dem Stinnes-Konzern angeschlossene Oesterreichisch-Alpine Montangesellschaft hat ihre Eisenpreise heruntersetzen müssen, weil sie trotz der miserablen oesterreichischen Valuta von deutschen, tschechischen und ungarischen Firmen unterboten worden ist. Daß die Stinnessche Preispolitik auch innerhalb der schwerindustriellen Kreise starke Gegnerschaft findet, hat der Vertreter des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, der Geheimrat Hilger, dieser Tage auf der Leipziger Messe offen ausgesprochen: „Wer interessiert ist an den hohen Kohlenpreisen, das ist in erster Linie England — denn wenn wir mit unsern Kohlenpreisen an den Weltmarktpreis herankommen, dann wird unsre Ausfuhr lahmgelegt. Mit den hohen Kohlenpreisen wird der Plan verfolgt, die Arbeitslosigkeit von England auf unser deutsches Vaterland zu verschieben. Dem entgegenzuwirken, haben wir alle Veranlassung.” Aber im Reichskohlenverband und Reichskohlenrat, die die Preise festsetzen, hat einstweilen Hugo Stinnes Rex, unser König und Herr, das letzte Wort behalten.

Das Sachlieferungs-Abkommen

Die Frage der Weltmarktpreise wiegt für uns umso schwerer, als auch die Reparationsleistungen künftig zu zwei Dritteln in Sachlieferungen zu erfüllen sind. Der Zahlungsplan von Cannes ist also trotz allen französischen Sabotierungsversuchen beibehalten worden. Deutschland hat im Jahre 1922 720 Millionen Goldmark in bar und 1450 Millionen in Sachwerten zu zahlen, von denen 950 Millionen auf Frankreich entfallen und 500 Millionen auf die übrigen Ententestaaten. Man erkennt leicht das Kompromiß: England gibt sich mit dem Wiesbadener Abkommen zwischen Loucheur und Rathenau zufrieden, und Frankreich erkennt den Beschluß von Cannes an, dessentwegen noch vor zwei Monaten Briand gehen mußte. Die Ermäßigung der Barzahlungen und die Beibehaltung umfangreicher Sachlieferungen ist ohne Zweifel ein persönlicher Erfolg Rathenaus, der von vorn herein die Ansicht verfochten hat, daß wir nur Waren oder genauer:

Arbeit liefern können, aber nicht bares Geld. Doch ebenso sicher ist, daß die Vorteile der Sachlieferungen zum großen Teil illusorisch werden, wenn wir inzwischen Weltmarktpreise gekriegt haben, denn dann kommen die Sachwerte der deutschen Regierung ebenso teuer zu stehen, als ob sie 1450 Millionen in bar zahlt.

Das berliner Sachlieferungsabkommen zwischen der Reichsregierung und der Reparationskommission hat eine gute Presse gehabt, nicht nur, weil es den Beschluß von Cannes bestätigte, sondern vor allem, weil es dem Privatkapital neue Perspektiven eröffnet. Ein Teil der Sachlieferungen — in einem offiziösen Communiqué heißt es: 150 bis 200 Millionen Goldmark — soll künftig im freien Verkehr zwischen den alliierten Bestellern und den deutschen Lieferanten ausgeführt werden, und nur zur Abwehr gröbster Betrügereien bleibt ein gewisses Kontrollrecht der deutschen Regierung, die finanziell für die Vergütung der Lieferanten haftet. Nach all den bürokratischen Schikanen und nach den üblen Bestechungsaffären wird dem amtlichen Ausfuhrmonopol gewiß Niemand eine Träne nachweinen; aber wenn die Regierung die Zügel ganz aus der Hand gibt und sich nur noch aufs Berappen beschränkt, dann dürfte die Mastkur der Exporteure doch wohl etwas zu reichlich ausfallen. Um eine gewisse Staatsaufsicht wird man also, wohl oder übel, nicht herumkommen.

Ueberfremdung

Der Krieg und die Nachkriegszeit haben in allen Ländern den Wirtschafts-Nationalismus gewaltig gefördert. Man umgibt die Grenzen mit einer dicken Mauer von Schutzzöllen, man sucht seine Valuta zu „verteidigen", man wacht ängstlich darüber, daß nicht fremdes Kapital unbefugterweise in die „nationale Wirtschaft" eindringe. In Deutschland wirkt diese ständige Angst vor „Ueberfremdung" besonders komisch, da dasselbe Deutschland ständig nach ausländischen Krediten ruft und ohne fremdes Geld auf die Dauer gar nicht leben kann. Gewiß besteht ein Unterschied zwischen einer langfristigen, festverzinslichen Ausland-Anleihe und der direkten Beteiligung fremder Kapitalisten an dieser oder jener deutschen Unternehmung. Man darf wohl sagen, daß die ausländische Kapitalbeteiligung und der ins Ausland fallende Gewinn im Allgemeinen steuerlich noch schwerer zu erfassen ist als der des deutschen Kapitals, und man weiß von einzelnen Beispielen her, wie von den letzten Vorgängen bei der Sarotti-A.-G., wo die deutsche Aktienminorität — die Majorität befindet sich in den Händen des Schweden Kanold — nach allen Regeln der Kunst beiseite geschoben worden ist, daß die ausländischen Kapitalisten den „Herr im Hause"-Standpunkt ebenso rigoros vertreten wie die Deutschen.

Daher muß es als ein Fortschritt gelten, wenn eine französische Finanzgruppe jetzt nicht durch die übliche Methode der heimlichen Aktien-Aufkäufe, sondern durch Uebernahme von 15 Millionen neuer Aktien, also durch gütliche Vereinbarung sich an den oberschlesischen Hohenlohe-Werken beteiligt. Und das Ueberfremdungs-Geschrei, das, wie auf Kommando, ein Teil der deutschen Presse erhob, wirkt umso lächerlicher, als ja die Hohenlohe-Werke in dem Polen zugefallenen Teile Oberschlesiens liegen, also gar nicht mehr zu Deutschland gehören. Aber was kommts darauf an? Man hat wieder einmal seine chauvinistische Hetze, und ohne die kann der Leser der Täglichen Rundschau nun einmal nicht leben.

Rundschau

Die eine Zeitung

Das Malheur ist nicht, daß die Leute Zeitungen lesen. Das Malheur ist, daß sie meist nur eine Zeitung lesen. Ihr Blatt. Das Blatt. Was in dieser Zeitung steht, ist ein für alle Mal wahr, stabilisiert wie ein rocher de bronce, festgestellt und erledigt. Es ist ganz erstaunlich, wie wenig Leute dahinter gekommen sind, daß auch die Zeitung ein Produkt wirtschaftlicher und geistiger Strömungen ist, daß sie durchaus nicht immer nur spiegelt, sondern auch ihresteils kleine Lampen anzündet, die die Oeffentlichkeit für Reflexe hält, und kurz und gut: daß man die Meinung des Lesers machen kann, wie man Strümpfe herstellt. Ein alter berliner Chefredakteur hatte Grundzug und Tendenz der Zeitung, lapidar in Goldschrift auf einen weißen Porzellanteller gemalt, über seinen Schreibtisch gehängt: „Das Publikum ist noch dümmer".

Das Niveau eines Menschen ist außer an andern Dingen auch daran zu erkennen, wie weit er fähig ist, über seine Gruppe hinauszusehen. Nur Der kann für voll genommen werden, der sich zwar aus Utilitarismus oder Ueberzeugung seiner Gruppe anschließt, aber doch genau weiß: man kann es auch anders machen, denn anderswo wird es anders gemacht.

Davon steht in der Zeitung kein Wort. Die ist im Gegenteil bestrebt, den Leser ja nicht aus den Pantinen kippen zu lassen und ihm immerdar die Ueberzeugung einzuträufeln, daß Alles auf der Welt genau so und nur so vor sich gehe wie in Buxtehude, Miesbach oder Berlin. Es gibt auch einen radikalen Konservativismus, und jede Zeitung hat Maukbeene: sie kann schlecht vom Fleck. Die jahrelang gewohnten Typen und Satzbilder, die feststehende Anordnung des Stoffes wirken lähmend und einschläfernd.

Herr Oborniker sitzt morgens im Schreibsessel und blättert, bevor er die Post öffnet, in seinem von Kindesbeinen an gelesenen Journal. Er weiß genau: Die Welt zerfällt in groß und klein Gedrucktes, Deutschland steht vorne, Amerika hinten und Bitterfeld in der Mitte. Und was die fünf Männerchen, die fünf Hampelmännerchen: Leitartikler, Lokalredakteur, Theaterkritiker, Handelsredakteur und Feuilletonplauderer ihm zu sagen haben, das geht ihm selig ein, und er schwört darauf wie auf die Bibel, die seine Vorfahren (entweder den ersten oder den zweiten Teil) ebenso fromm und eifrig gelesen haben wie er sein Blatt. Aber ich glaube fast: die Leute waren besser aufgehoben, als der verantwortliche Hauptschriftleiter noch Paulus hieß. Ignaz Wrobel

Aphorismen

Der Mensch ist von einer unzerstörbaren Pietät gegen sich selbst.

Güte ist Verachtung.

Nichts ist grausamer als: die Wahrheit Einem zu sagen, der sie kennt.

Nichts kann ich schwerer verzeihen, als was ich nur zu sehr verstehe.

Die Leute können es nie verzeihen, wenn ich nicht halte, was sie sich versprachen. Hugo Ignotus

Ausjeh

Zuerst war ich beim ‚Lebenden Leichnam' — er hieß Kalisch, das Stück ‚Einer von unsre Leut' —; aber beim nähern Zusehen lebte doch noch manches. Bei Meinhard und Bernauer läuft, neben ihren merkwürdigen Geschichten, diese alte Original-Posse; aber noch ist sie nicht mausetot. Man muß sich nur umstellen. Der edle Jude des Stücks wäre heute längst von irgendeinem Herrn Kähne erschossen, injespunnen, was weiß

ich. Aber das Publikum spielte Bilderbuchwelt und fühlte sich stellenweise recht wohl. So wohl allerdings nicht wie damals, als das eine große Premierenangelegenheit war, als die kleine „Leonore" ganz Berlin hinriß und Clewing noch nicht singen konnte — das ist vorbei. (Ich sehe noch Carl Meinhard im Uhrhäusel sitzen.) Clewing setzt mit warmen, geschulten Tönen ein, manchmal spricht er durch die Nase; aber es ist doch Alles hübsch und nett. Wenn die Glauchauer Kriegervereinsverbände zu ihrem Standartenbenagelungsstiftungsvergnügen einen Hindenburg fürs Lebende Bild in der Kaffeepause brauchen sollten: Gustav Botz — vortrefflicher Schauspieler übrigens — ist einer. Eine Treue, ein Schnurrbart, eine Viereckigkeit — so etwas von hinten Erdolchtes war noch nicht da. Den edeln Juden machte Herr Haskel, einer der feinsten, stillsten Judenspieler der deutschen Bühne. Keine Feindschaft nich: aber Couplets müssen anders gesungen werden, und mit solch wunderloser, selbstverständlich-kühler Stimme wohnt man nicht mehr bei und in Kalisch auf dem Hof, sondern ist bereits dritte Generation, hat in Berlin eine Achtzimmerwohnung und sagt zum Kellner: „Bringen Se mir ma wenichstens 'n saubres Jlas!" Manches ist dünn, manches ist überholt, viele Spieler sind dritte Garnitur, auffallend ist die Exaktheit des Orchesters. Im Ganzen: Me lacht.

*

Bei Adalbert hat man nichts zu lachen, aber man muß doch. Merkwürdig genug: denn die Komik dieses Knaben, dem der Hut immer auf Radau sitzt, und der Text, den er zu sagen hätte (er sagt ihn aber nicht) — das hebt sich auf. So komisch ist der eine, so blödsinnig der andre. Tiefer gehts immer. Daß es einmal wahr- und wahrhaftig in dieser Posse heißt: „Sie — Vocativus!", und daß zum andern eine Diva die Ueberleitung vom Text zum Lied mit den Worten exekutiert: „Ach, was — ich sing ein Couplet!" sei aus historischen Gründen angemerkt. Und Mädchen laufen in der Posse herum! Eine kann ein bißchen singen, für eine andre gilt der Spruch: Ein kleiner Augenfehler ist gut, Heiserkeit ist gut, wie gut . . .! Aber laß man — Adalbert ist da.

Wie er, völlig losgelöst vom Stück, für sich komisch ist, wie er ein Couplet singt und die vollständig durchgearbeiteten Bewegungen zu einem andern dazu macht, wie er bibbert und krakeelt: das ist ganz einzig. Wenn er vorn am Souffleurkasten, Buonaparten vor der Schlacht bei Leuthen gleich, einen Irrsinn ins Parkett schleudert, mahnend, drohend und vollkommen durchgedreht! Einmal setzt er sich eine Papiernase auf und sagt: „Kein Mensch soll mich erkennen!" — und die ganze Trostlosigkeit der berliner Bälle ist in dieser Vergnügungsveranstaltung. In seiner Stimme ist Mama Waldoff, Untergrundbahnskandal und jedenfalls ganz Berlin.

Die Leute wollen ja so gern lachen! Ich sah mich im ersten Akt um — ein sanftes Lächeln beginnender Paralyse lag in den matt beglänzten Gesichtern. Sie möchten lachen — aber es wird ihnen nicht leicht gemacht. Im Deutschen Künstlertheater hängt im goldenen Rähmchen unter Glas eine lobende Kritik — so weit wirds unsereiner ja nie bringen; und man möchte doch auch mal . . . Aber abgesehen davon, daß man nach Jürgen Fehling keine dieser Juhu-Inszenierungen mehr sehen kann: in beiden Stücken wurde eine etwas aufdringliche Odol-Reklame für Deutschland gemacht, und der Poängcaré bekam es aber ordentlich.

Ja, ja, die Franzosen! Sie haben die bessern Politiker, aber wir haben dafür die schlechtern Possenschreiber.

Peter Panter

Antworten

Schießscheibe Nietert. Sie von Kähne angeschossener Waldarbeiter werden wohl furchtbar hereinfallen. Sie haben im Wege gestanden, als der Gutsherr sein Handgelenk üben wollte, und das wird unter drei Jahrem Gefängnis wegen Verkehrsstörung, Aufreizung zum Klassenhaß und Widerstands gegen die Kähne-Gewalt nicht abgehen. Wars klug von Ihnen, am Leben zu bleiben? Wären Sie jetzt schon im Himmel: Sie könnten vor Gott treten als ein Opfer dieser Junker und dieser Justiz. So aber werden Sie was erleben. Sie werden erleben, daß ein echtbürtiger Erbe der Quitzows mit dem Schießprügel ungestraft hantieren darf, und daß keine Verdunklungsgefahr mehr besteht, weil ein Menschencadaver im Wald von den Ameisen zum Skelett genagt worden ist. Wenn Sie, kaputtgeschossen und abgeurteilt, im Loch sitzen, danken Sie Ihrem Richter. Er und Kähne haben ins Schwarze geschossen.

Berliner. Haben Sie keine Sorge. Der Fridericus-Rex-Film wird nicht über den Alexanderplatz hinauskommen. Denn da bereiten die Arbeiter ihm die Aufnahme, die er verdient.

Spanier. Reaktionäre aller Länder, vereinigt euch! Es war ja doch selbstverständlich, daß die Politische Abteilung des berliner Polizeipräsidiums, die Sylt in der Mache gehabt, aber noch nie einen reaktionären Mörder gefaßt hat, Ihre Landsleute Fort und Conception an Ihre Regierung ausliefern würde. Während noch die Geheimräte knobelten, mit welchen Ausreden man diese rechts-widrige Handlung rechtfertigen könne, waren die Vorbereitungen zum Abtransport schon getroffen. Die deutsche Regierung ließ verbreiten, der Mord an Ihrem Ministerpräsidenten Dato, dessen die Häftlinge übrigens noch nicht überführt waren, sei kein politischer Mord. Es handle sich nur um Syndikalisten. Nur . . .Sie sollten einmal erleben, Spanier, was sich hier, in derselben Abteilung I a unsres Polizeipräsidiums, abspielen würde, wenn solch ein syndikalistischer Terror-Akt in Berlin vorgekommen wäre. Ich würde ihn gar nicht billigen, aber ich weiß, daß Kindes- und Kindeskinder der Untäter auf die politische schwarze Liste kommen, daß es Verfügungen, Verhaftungen, Gesetzesentwürfe hageln, und daß noch der letzte Kopist am Alexanderplatz von der politischen Gefährlichkeit dieser Leute überzeugt sein würde. Dabei ist keineswegs richtig, wie behauptet wird: daß die berliner Polizisten, die jeden Erzberger-Mörder durch die Lappen gehen lassen, das wegen der Pesetos getan haben. Sie tun das gratis und franko. Sie sind republikanische Beamte und wissen, was sie der Monarchie schuldig sind.

Portier im Reichswehrministerium. Sie haben doch sicherlich Einfluß — denn Sie tragen eine Uniform, und Geßler ist nur Ihr Chef. Haben Sie gelesen, daß in München auf einem Faschingsfest des Reichswehrinfanterieregiments 19 ein Gefreiter mit einer schwarz-rot-goldenen Schärpe von seinem Oberfeldwebel aus dem Saal geworfen wurde, worauf sie ihm, drei Mann hoch, das Blut aus der Nase schlugen? Lieber Herr Portier, sorgen Sie ja dafür, daß mir das nicht wieder vorkommt. Solche Leute verhaut man nicht: solche Leute erschießt man.

Hans M. Da erscheint im Hafen-Verlag zu Berlin: ‚Der Friedensvertrag von Versailles, Eine wahre Dichtung' von Johannes Thießen. Der Mann hat den ganzen Friedensvertrag paragraphenweise bedichtet. Der Vorspruch lautet: „Merk die siebenundzwanzig Staaten, Die im Frieden von Versailles Deutschlands Macht zu Boden traten! Bring es deinen Kindern bei, Daß sie jeden Tag aussprechen. Einmal den Gedächtnisvers; Laß sie schwören, daß sie rächen. Die Gefallnen unsres Heers; Laß erstarken ihre Leiber, Laß ermannen ihren Geist, Lehre sie, wie man die Räuber Aus der heilgen Heimat schmeißt; Laß allabendlich sie bitten: ‚Vater unser, gib uns Mut, Daß wir einst in

Feindes Mitten Sühnen unsres Volkes Blut!' Sieh da: Die Vereinigten Staaten von Amerika; Cuba und Brasilien, Ecuador, Bolivien; Honduras, Nicaragua, Guatemala, Panama; Haiti und Uruguay; Peru beschließt die erste Reih'. In zweiter Reihe kommt sogleich Das große Britische Weltreich. Als vierzehnter steht stolz im Rat Liberia, der Negerstaat, Der einzige Repräsentant, Den man im schwarzen Erdteil fand. Da bringt doch Asien schon etwas: China, Japan, Siam und Hedschas. Nun bleiben noch die letzten neun: Die werden in Europa sein. Frankreich und Italien, Griechenland und Belgien Und die Tschecho-Slowakei Und die weite Walachei, Die man heißt Rumänien; Schließlich noch Groß-Serbien Mit Slovenen und Kroaten; Und am Ende dieser Staaten Stehen Portugal und Polen: Alle soll der Teufel holen." Während unserm Deutschland, dem es gar nicht gut genug gehen kann, der Himmel diesen Dichter erhalten möge.

Husaren-Rosa in Budapest. Die beiden Besucher, die Ihr Haus zwei Tage lang in heftigem Atem gehalten haben, sind zwei berühmte Kunstschützen, die Erzbergers Steuerreform nach einer eignen Methode knapp widerlegt haben. Hoffentlich sind Sie ein bißchen nett zu den Leuten gewesen.

Bibelforscher. Die Deutsche Zeitung wird zu Weihnachten eine germanische Bearbeitung des Alten Testaments veröffentlichen. Der jüdische liebe Gott ist daraus gestrichen.

Ausländer. Sie fragen, warum auf den Anmeldebogen der Technischen Hochschule zu Charlottenburg rechts- und verfassungswidrig die Ausfüllung der überflüssigen Fragespalte „Religion" von den Studenten erzwungen wird. Damit Juden in ihrem Studium so weit wie möglich benachteiligt werden können.

Traugott v. Jagow. Ihr Räuberhauptmann, der sich mit den ungültig gewordenen Titeln einer verjagten Herrlichkeit brüstet, hat dem Reichsgericht in einem Offenen Briefe entboten, unter welchen Bedingungen er sich stellen würde. Freibleibend. Das Reichsgericht will ihn freibleiben lassen, da er es hinter schwedischen Gardinen in die geringste Verlegenheit bringt. Das angebliche Motiv zu seiner Offerte? Der Wunsch, Sie loszueisen. Keine Sorge: Sie werden in keinem Fall Ihre Strafe abzusitzen haben. Kapp bedauert in der Kundgebung an sein Volk, daß ihm das Reichsgerichtsurteil über Sie noch nicht „vorgelegen" habe — und es ist auch wahrhaftig ein Skandal, daß nicht sofort ein Sendling der Republik dem Herrn Flüchtling alleruntertänigst eine Abschrift über die Ostsee gebracht hat. Ihr Sozius spricht von den Herren, die sich noch im Ausland befinden, und bittet sie inständigst, nicht zurückzukehren. Als ob einer dieser wehrhaften Adelsmänner jemals den Mut hätte, selbst vor solchem Gericht für Das einzustehen, was er getan hat! Daß Sie allein daran glauben sollen, ist unglaubhaft. So wird Kapp schon irgendeinen Dreh finden, um Sie, Traugott, vor der Verbüßung der Sonntagsnachmittagsausgehhaft zu bewahren. Sein größenwahnsinniger Ton beweist, was Ihr von einer Justiz haltet, die das hinnimmt. Nur ein kleines Versehen ist vorgefallen. Der Königlich Preußische Wirkliche Geheime Auskneifer bezeichnet sich als das politische Haupt des März-Aufstandes. Das ist nicht ganz richtig, Er war das Gesäß.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg. Königsweg 33.

XVIII. Jahrgang 23. März 1922 Nummer 12

Kaiserliche Katastrophen-Politik von L. Persius

‚Kaiserliche Katastrophen-Politik': so lautet der Titel eines Buches von Heinrich Kanner (erschienen bei E. P. Tal & Co. in Wien). Hier schreibt kein Leichtfertiger, kein Wilhelm der Zweite ‚Vergleichende Geschichtstabellen'. Hier wird keine Geschichtsklitterung gegeben, hier werden keine Lügen, Verdrehungen, Entstellungen vorgesetzt. Nein: hier wird wirklich objektiv, auf Grund pflichttreuer, unverdrossener Arbeit untersucht, werden die Für und Gegen mit peinlicher Genauigkeit abgewogen, wird aus intimster Erfahrung gesprochen. Mir ist im großen Ganzen die Literatur über die Kriegsschuld bekannt. Keines von allen Werken hat mir so viel Aufschlüsse gegeben wie dieses.

Kanner verfolgt nicht den Weg der andern Schriftsteller, die zur Erklärung der Ereignisse des Monats Juli 1914 die sogenannte Weltpolitik Deutschlands heranziehen und die Balkanpolitik Oesterreich-Ungarns nur nebenher berücksichtigen, sondern er schlägt die umgekehrte Bahn ein. Daß das die richtigere ist, wird überzeugend klar. Zur Begründung schreibt Kanner:

„Gewiß hat die nach allen Richtungen ausgreifende Politik Deutschlands in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg, besonders seit 1905 (Marakko, Türkei, Flotte) den Frieden Europas weit öfter und stärker auf die Probe gestellt als die Habsburger-Monarchie mit ihrer vergleichsweise kleinen außenpolitischen Aktionssphäre (Serbien) und ihren geringen Machtmitteln. Tatsache ist aber, daß sich der Weltkrieg im Juli 1914 nicht auf jener Seite entzündet hat, wo die größern Konflikte lagen, auf der deutschen, sondern auf der an sich minder gefährlichen, der oesterreich-ungarischen."

Man erhält durch Kanners Methode tiefe Einblicke und einen ganz neuen Ueberblick über die mittelbaren und unmittelbaren Ursachen des Krieges. Von dieser Fülle des Materials hat in Deutschland und auch sonstwo bisher nur geringe Kenntnis geherrscht. Kanner, der über enge Beziehungen zu den höfischen, diplomatischen und militärischen Kreisen in Wien und Budapest verfügte, hat nichts verabsäumt, diese Beziehungen journalistisch sorgsam auszunutzen. Wie voraussichtig er ist, welchen wirklich politischen Instinkt er hat, das zeigen seine Artikel aus der Vorkriegszeit. Er hat fast ein Vierteljahrhundert lang auf die Fehler hingewiesen, die von den Leitern der innern und der äußern Politik der Doppelmonarchie gemacht wurden; er hat vor den Gefahren gewarnt; er hat die geistige und moralische Unzulänglichkeit ihrer Urheber aufgedeckt; er hat den Weltkrieg vorausgesagt. Er darf schreiben:

„Heute bin ich in der — bei einem Journalisten in bewegter Zeit sicherlich seltenen — Lage, meine alten Artikel ohne jede Aenderung wieder abdrucken zu können, und Jeder, der sie liest, wird finden, daß meine damaligen Urteile durch die nachfolgenden Tatsachen nur allzu grausam bestätigt worden sind."

Kanner mußte im Laufe des Krieges seine Tätigkeit aufgeben. Das k. u. k. Oberkommando und die deutsche Oberste Heeresleitung; machten der ‚Zeit', seiner wiener Tageszeitung, ein Ende. Schweigend wartete Kanner den Schluß des Krieges in der

Schweiz ab, schweigend, um dem Vorwurf zu entgehen, er habe die Sache der Mittemächte in ihrem Existenzkampf geschwächt.

Am interessantesten ist mir als Leser der Einblick in die Psychologie der oesterreichisch-ungarischen Militärs und Diplomaten gewesen. Während im allgemeinen die deutschen Diplomaten sich, wenn auch zaghaft dagegen sträubten, das Heft aus der Hand zu geben, das heißt: ihre Unfähigkeit und die Untauglichkeit ihrer Mittel einzugestehen, bekannten die Herren am Ballplatz zu Wien offen ihre Unzulänglichkeit und drängten den Militärs gradezu die Waffen in die Hand. Diese wiederum, obgleich sie die größten Hetzer zum Kriege gewesen waren, versagten in der Stunde der Entscheidung vollständig. Nichts klappte bei der Mobilmachung, der Krieg, so heiß herbeigesehnt, mußte zunächst unterbleiben, weil Armee und Flotte in keiner Weise vorbereitet waren. Bei uns waren die Diplomaten größtenteils friedensfreundlich. Bethmann Hollweg wollte mit England über die Flottenrüstung eine Verständigung, die Tirpitz hintertrieb, und war auch sonst bemüht, den Frieden zu erhalten. Unsre Militärs, an der Spitze der Kaiser, hatten im Frieden für den Krieg vorgesorgt, wenigstens soweit es in ihrem Können stand. Heer und Seestreitkräfte waren jedenfalls bereit, loszuschlagen. Kanner schreibt:

„Auch als oberster Kriegsherr versäumte der Kaiser nichts, um seine ‚Streitmacht zu Lande zu und zu Wasser beisammen zu haben'. In der Armee war ohnedies Alles vorgekehrt, was in diesem Zeitpunkt hatte vorgekehrt werden können. Wir hören vom Oberquartiermeister im Großen Generalstab, Grafen Waldersee, gelegentlich der Besprechungen vom fünften und sechsten Juli: ‚Das Heer war, wie immer, bereit.' Am siebzehnten Juli — noch vor dem Ulimatum — schreibt er an Herrn v. Jagow: ‚Wir sind im Generalstab fertig.' "

Hierzu im Gegensatz liest man über Conrad und Berchtold:

„Doch die k. u. k. Militärs versagten grade in diesem Moment. Conrad, der so viele Jahre lang alle mögliche Kriege ‚beantragt' hatte, erwies sich nun in der ersehnten Stunde als unvorbereitet. Die Operationen gegen Serbien hatte er von vorn herein erklärt erst am zwölften August aufnehmen zu können, und auf einen sofortigen Krieg gegen Rußland war er garnicht eingerichtet . . . Die Flotte war auch nicht mobilisiert, und so mußten die Diplomaten auf die Militärs warten, die zwar immer mit dem Säbel gerasselt hatten, aber ihn jetzt, wo sie ihn brauchten, nicht aus der Scheide herausbrachten. (Beleg: Oesterreichisches Rotbuch, III. Teil, Nummer 135.)"

Sehr lesenswert sind die Kapitel, in denen Kanner sich mit dem Kaiser, dem Thronfolger, den Militärs und den Diplomaten beschäftigt. Jeder politisch interessierte Deutsche hat sich wohl ein Bild von diesen Herren gemacht. Aber die Tatsachen, die Kanner anführt, über die Schlampigkeit und Verlogenheit dieser Kreise übertreffen jede mögliche Vorstellung. Hier wird so recht klar, an welchen „lebenden Leichnam" Deutschland gekettet war. Die Einzelheiten reizen zum Lachen oder — zum Weinen. Aber richten wir nicht. Bei uns wars nicht allzuviel besser bestellt. Die Edelsten auch unsrer Nation waren arge Sünder. Sie waren einander ungefähr wert diese Herrschenden, deren Leichtsinn und Verbrechertum die Völker ins Unglück gestürzt hat.

Wirtschafts-Führer von Frank Faßland

III. Hugo J. Herzfeld

In der Zeit vor dem Kriege brachte die Börse nur wenig wirkliche Persönlichkeiten hervor. Das Heer der Spekulanten lief ohne sonderlich große Emotionen im Nachtrab der politischen und wirtschaftlichen Ereignisse dahin, und Haussiers wie Baissiers waren zufrieden, wenn sie zwischen Montag und Sonnabend, höchstens zwischen Ultimo und Ultimo jonglierend, ein paar Kursprozente auf die Gewinnseite bringen konnten. Die Wirtschaft schien bei aller großen Expansion in ruhige, systematische Bahnen eingelenkt, altes und neues Industrieland unter die Gruppen und Konzerne aufgeteilt zu sein, die ihre Wurzeln in der vergangenen Keimperiode gepflanzt und gefestigt hatten. Es gab keine Pioniere mehr, sondern nur noch Organisationen, keine Aufbauer, sondern nur noch Ausbauer. Es sah aus, als ob eine bedeutende Industriemacht nicht mehr durch Neugründung, sondern nur noch durch Konzentration zu schaffen sei. Dazu kam; daß seit 1900 die Handelskrisen unter dem Einfluß der ausgleichenden Kartelle wie der zunehmenden Reservenbildung in der Industrie an Heftigkeit verloren, daß also auch die Schwankungskurven an der Börse an Schroffheit eingebüßt hatten. Das Prinzip der Mechanisierung, das sich der Wirtschaft bemächtigte, griff auch auf die Börse über und wirkte dämpfend auf die Börsenbewegungen, machte das Geschäft dort sozusagen solider.

Somit war jenem verwegenen Großspekulantentum, wie es Balzac und Zola in ihren berühmten Börsenromanen geschildert haben, und wie es im weiträumigen, vor wirtschaftlicher Bewegung brodelnden Amerika die großen Trustkämpfe begleitete, bei uns der Boden wesentlich verengt. Je umfänglicher, vielseitiger und nuancenreicher das Geschäft an der berliner Börse wurde, desto bourgeoiser (mit einem kräftigen Schuß ins bourgeoishaft Genießerische) wurden die Börseaner. Durch jähe und kühne Coups die träge Masse der Spekulanten zu verblüffen, durch großangelegte Corner neue Börsenkonstellationen zu schaffen und diese auf Tod und Leben durchzuhalten: so wagemutig und skrupellos war in den Jahren vor dem Kriege — und das gereichte der soliden Kapitalsanlage keineswegs zum Schaden — eigentlich kaum Jemand mehr bei uns! Man hatte immer etwas Angst vor dem schneidigen Staatskommissar im Zylinderhut, man wagte sich aber auch aus eignem mattgewordenen Instinkt nur vorsichtig ins Treffen und suchte sich durch Vor- und Rückprämien so weit wie möglich zu decken. Man spielte hier ein bißchen und da ein bißchen und hatte im allgemeinen nur mäßige Gewinne, weil man nur mäßige Verluste riskierte. Wirklich große Vermögen sind an der Börse im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege kaum gemacht worden. Die großen Num-

mern in der Kulisse verdankten ihren Ruf eigentlich weniger ihrem kühnen Geist als ihrer durchdringenden Stentorkehle.

Neben die „Spieler”, die mit Tips, Informationen und Witterung arbeiteten, war allerdings grade in der letzten Zeit eine neue Kategorie, die der „Rechner” getreten. Sie lernten Bilanzen lesen, studierten die „innern Verhältnisse” der einzelnen Gesellschaften und brachten es dank ihren soliden Kenntnissen und Beziehungen, wenn sie das Geld und die Nerven hatten, widrige Zwischenkonjunkturen durchzuhalten, manchmal zu ganz ansehnlichen Erfolgen. Aber auch diese Börseaner und grade sie blieben durchaus im bourgeoisen Klima. Gefördert wurde diese Mechanisierung des Börsengeschäftes auch durch die Großbanken, die viele Geschäfte „in sich machten”, ihre Emissionen sorgsam prüften und die Macht hatten, jeden zu unabhängig werdenden Spekulantentrieb zu zügeln. Grade die Art aber auch, wie sich die Großbankdirektoren zur Börse verhielten, zeigte, daß die Spekulation zu einer sekundären, abgeleiteten Erscheinung des gesamten Finanzwesens herabzusinken begann. Die wirklich führenden Bankdirektoren blieben meistens in ihren Chefbureaus, „organisierten” dort, beschäftigten sich mit ihren großen Transaktionen oder reisten zur Abhaltung ihrer vielen Aufsichtsratssitzungen im Lande umher. Der Börsenbesuch, von dem sie sich fern hielten, wurde meist das Betätigungsfeld der Benjamine unter den Direktoren.

*

In dieser Zeit gedämpfter Börsenkonjunkturen und mattgewordener Börseninstinkte war Hugo J. Herzfeld, damals doch schon in der Mitte der Vierzig stehend, eigentlich Niemand, nicht einmal einer von den Mittleren. Aus der provinziellen Lehrstelle im hannoverschen Osnabrück war er nach Berlin in das alte Bankhaus Mendelssohn, gekommen, hatte sich dann im Inland und im Ausland etwas umgetan und mit wechselndem Schicksal im Börsengeschäft betätigt; ohne übrigens jemals zu den Stammgästen an der Burg-Straße zu gehören. Zwischen den Spielern und den Rechnern stand er ungefähr in der Mitte, hatte sich aber in keiner der beiden Kategorien auffällig hervorgetan. Einige Male hatte er Pech gehabt und mußte — was in der Spekulantenwelt wahrhaftig „keinen Fleck auf der Ehr” bildet — wieder von vorn anfangen.

Im Kriege schien zunächst das Börsengeschäft durch die Schließung der Maklerschranken und durch die Verdunkelung der Zukunftswege wie abgeschnitten. Erst allmählich kam es, unter der Wärme der Rüstungskonjunktur, wieder zum Leben. Damals hatte Hugo J. Herzfeld den Marschallstab, den er in der Aktentasche trug, noch nicht entdeckt. Aber der Krieg bot ihm auf andre Weise Gelegenheit, in die Höhe zu kommen. Bereits vor 1914 hatte er im Auslande finanzielle Beziehungen angeknüpft, und diese, die ihm namentlich holländische Geldquellen erschlossen, benutzte er, um deutschen Gemeinden, denen damals zur Schonung des Anleihemarktes für die Kriegsanleihen der

fundierte Kommunalkredit gesperrt war, kurzfristige Darlehen zu verschaffen, übrigens nicht nur im Ausland, sondern auch im Inland. Später wurden dann oft solche Kredite in langfristige Anleihen umgewandelt. Für den Mittler blieben ansehnliche Prozente, und ähnlich wie Otto Markiewicz, der unerreichte Spezialist auf diesem Gebiet, ist auch Herzfeld durch solche Transaktionen zu einem damals schon respektablen Vermögen gekommen. Der breitern Oeffentlichkeit blieb er aber noch unbekannt; auch an der Börse hatte seine Firma noch keinen besondern Klang.

Plötzlich dann im Herbst 1920 schoß sein Name wie eine Leuchtkugel aus der Dunkelheit hervor; aber die Leuchtkugel zerstob nicht, sondern blieb als Stern erster Ordnung am Börsenhimmel stehen. Was war geschehen? Eines Tages merkte man, daß in den Aktien des Bochumer Vereins, die zu den ältesten Ultimopapieren an der berliner Börse gehörten, „etwas vorgehe”. Es fanden Käufe statt, zähe, geheimnisvolle, nicht zufällige Käufe, die offenbar von Einer Hand geleitet wurden. Die Verwaltung des Bochumer Vereins beteuerte, gefragt und ungefragt, immer wieder: „Wir wissen nicht, was vorgeht, wir haben nichts vor und verhandeln nach keiner Richtung. Wißt Ihr vielleicht etwas?” Karl Fürstenberg, seit Jahrzehnten Bankier der Gesellschaft und als Börsenstratege mindestens ebenso klassisch wie die Bochumer Aktien als Börsenpapier, zuckte die Achseln und sagte, während er vor Neugier fast verging, Neugier gehöre nicht zu seinen Lastern. Dann wurde plötzlich bekannt, die Bankfirma Hugo J. Herzfeld habe die Mehrheit der Bochumer Aktien, ein Objekt von 3—400 Milionen Mark in der Tasche. Verblüffung in den Börsensälen, Unruhe in den Bank- und Industriebüros, Lärm in der Presse. Herzfeld? Wer ist Herzfeld?; Mancher hörte den Namen damals zum ersten Mal, wie ein Jahr vorher der Name des „großen” Otto Wolff zum ersten Mal in die Zeitungsöffentlichkeit gedrungen war, nachdem dieser homo novus aus den Riesenerträgen seines kaum ein Vierteldutzend Jahre alten Eisenhandelsgeschäfts beherrschende Aktienpositionen beim Phönix und bei den Rheinischen Stahlwerken erobert hatte. Andre wußten wohl, daß jener Hugo J. Herzfeld schon ähnliche Aufkaufsgeschäfte hinter sich, zum Beispiel die Aktienmehrheit der Bremer Dampfschiffahrtsgesellschaft Argo erworben habe. Aehnliches aber wie im Fall Bochum war noch nie erlebt worden. Ein Effektenhändler, obendrein einer, der bis dahin nicht zu den ganz großen gerechnet worden war, hatte selbstherrlich in die Vertrustungsbewegung eingegriffen, hatte nach eignem Plan und auf eignes Risiko hunderte von Millionen in ein einziges Aktienengagement gesteckt und war Herr eines alten, großen und vornehmen Schwerindustriewerks im Westen geworden. Freilich: er war nicht ehrgeizig und wollte nicht Herr bleiben. Nach der Würde des großindustriellen Magnaten oder auch nur des „verwaltenden” Aufsichtsratsvorsitzenden, die ihm beide gewiß nicht gut zu Gesicht gestanden hätten, ging sein Sinn nicht. Er wollte ein Zwischengeschäft machen, und er machte es. Dem gewaltigen Montan-Elektro-Konzern, der großen vertikalen und hori-

zontalen Interessengemeinschaft der Herren Stinnes, Vögler, Kirdorf und Siemens, trug er die Aktienmehrheit an, und die Vier griffen zu, mußten zugreifen, weil sonst das Mehrheitspaket angeblich ins Ausland gegangen wäre. Auf einen sanften Druck, auf eine kleihe Pression kam es Herzfeld, der ein Mann mit krankem Herzen, aber mit robustem Gewissen war, niemals an.

Von da an hat Herzfeld die Phantasie der Börse, die Berechnungen der Bank- und Industrie-Konzentratoren noch oft beschäftigt. Er war der große Börsenmagus geworden, der alle Gespräche, alle Gedanken, alle Kurse beherrschte, wenn er einem Markte nahte, oder wenn auch nur das Gerücht seines Nahens sich verbreitete. Und er nahte noch manchen Märkten. Aber niemals gab er sich mit Kleinigkeiten ab, niemals überstürzte er seine Aktionen, immer waren seine strategischen Operationspläne aufs sorgsamste vorbereitet, und nie ließ er sich durch Gegenzüge oder durch eigne Ungeduld zu vorzeitiger Aufdeckung seiner Karten hinreißen. Ein Jahr lang oder noch länger kaufte er die Mehrheit der 5000 „schweren" Kuxe der alten und ebenfalls sehr konservativ-vornehmen Mansfeldschen Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft, Stück für Stück, am Markte auf, lockte ehrwürdigen Besitz aus alten Gewerkenhänden in seine Rattenfängerarme, und als er auch hier die Mehrheit zusammen hatte, gab er sie in die Hände großer moderner Konzerne der Metallindustrie (Metallbank und A.E.G.), die dem veralteten und unrationell betriebenen, aber substanzreichen Werk die zeitgemäße Gesellschaftsform der Aktiengesellschaft und das Gewand neuzeitlicher Betriebsoekonomie geben sollten. Auch hier begnügte er sich nach gelungenem Werk bescheiden mit einem einfachen Aufsichtsratsmandat; aber die Wirtschaftspresse, die solchem Vordringen spekulativer Elemente und Kombinationen in die industrielle Sphäre sonst nicht grün war, attestierte ihm in diesem Falle die finanzpolitische Betätigung im Sinne einer produktiv-wirtschaftlichen Idee. Die dritte große Operation — von kleinern soll hier nicht gesprochen werden —, die er durchführte und deren Schlußphasen er klar und geistig ungebrochen vom Krankenbett aus dirigierte, war die mit allen Künsten der Aktien- und Börsentechnik durchgeführte Zusammenschweißung des großen Kalikonzerns Salzdetfurth — Westeregeln — Aschersleben — Leopoldshall.

Zweifellos sind eine Tätigkeit und ein Erfolg wie die Herzfelds nur in einer Zeit möglich gewesen, wo unter dem Einfluß der alles Feste umschichtenden, zersetzenden und neu amalgamierenden Geldentwertung die deutsche Wirtschaft in Fluktuationen geriet, wie sie eben nur in wirtschaftlichen Revolutionsperioden möglich sind. (Daß trotzdem solche Erfolge nicht auf der Straße liegen, beweist die Tatsache, daß kein Börsenmann außer Herzfeld sie zu erringen verstand.) Die notwendige Wirkung dieser Geldwertverschiebungen auf die Sachwerte, die nur wenige kluge Finanz- und Industrieleute frühzeitig zu erkennen vermochten und restlos auszunutzen wagten, hat Herzfeld nicht minder scharf vorausgesehen wie Stinnes. Er hat sich mit seinen Handelsoperationen in die Differenzen zwischen dem

alten und dem neuen Geldwert eingedrängt und dabei riesige Zwischengewinne erzielt. Aber diese Zwischengewinne allein befriedigten ihn nicht. Niemals gab er Aktienkomplexe, die er aus zersplittertem Besitz zusammengekauft hatte, wieder in den Verkehr, in den Einzelbesitz zurück — dabei hatte er ja durch den Druck des Angebots seine Kursgewinne zum größten Teil wieder aufgezehrt —, sondern er führte sie der großen Konzentrations- und Vertrustungsbewegung zu, die nach der Revolution die deutsche Wirtschaft beherrschte. Ob er dabei in manchen Fällen von Anfang an, schon bei der Konzeption seiner Pläne im Einvernehmen mit großen Industrie- und Finanzgruppen oder gar in ihrem Auftrag handelte, ob er sich später im Verlauf der Operationen bei ihnen Finanzhilfe und Rückendeckung suchte, ist bei den meisten Geschäften noch nicht festgestellt worden. Sein Meisterstück: den Kauf der Bochumer Majorität hat er ohne Zweifel ganz aus eigner Kraft und mit eignem Risiko durchgeführt. Aber unzweifelhaft ist, daß er für seine Aktionen neben dem eignen ansehnlichen und immer wachsenden Kapital auch Bankkredit, und zwar großen und vielseitigen Bankkredit benutzte, den er sich durch Lombardierung der grade in seinem Besitz befindlichen Aktienpakete umso leichter beschaffen konnte, als neben den sachlichen Unterlagen auch ein gefestigter persönlicher Kredit, als späterhin auch verwandtschaftliche Beziehungen zu leitenden Bankierfamilien ihm alle Tore weit geöffnet hatten. In Zeiten stabiler Wirtschaftsverhältnisse wäre ein käuferisches Draufgängertum wie das Herzfelds natürlich niemals möglich gewesen. Es hätte zum sichern Ruin des Aufkäufers geführt, denn die durch solche Massenkäufe rein börsentechnisch hervorgerufene Kurssteigerung hätte die Kurse der Wertpapiere sehr bald an die Decke der (selbst durch Konzentrationsvorteile nicht mehr ausgleichbaren) Unrentabilität und Ueberkapitalisierung geführt. Ueberfremdungen großen Stils, wie sie seit den gelungenen Vorstößen Herzfelds im deutschen Aktienwesen gang und gäbe wurden, sind vor dem Kriege fast niemals geglückt; selbst in dem berühmt gewordenen Hibernia-Falle, wo es dem preußischen Fiskus auf Kurse nicht ankam, konnte eine solche Ueberfremdung noch im letzten Augenblick durch geschickte Aktientaktik der Gegengruppen verhindert werden. Freilich ist das Majoritätskaufen auch in der Inflationsaera nie ganz gefahrlos gewesen, besonders nicht für einen Mann wie Herzfeld, der seine Pakete nur dann loszuwerden Aussicht hatte, wenn ihr Preis im Augenblick des Wiederverkaufs einer kauffähigen Industriegruppe rentabel erschien. Herzfeld spekulierte offensichtlich darauf, daß die immer fortschreitende Geldentwertung namentlich die zuerst gekauften Stücke bis zum Schluß der Aktion erheblich verbilligt haben, und daß ihm schließlich dann der ganze Posten noch sehr günstig zu Buche stehen würde. Seine Strategie war eigentlich nichts andres als eine geglückte Spekulation auf die Geldentwertung, eine — leider — durch die bisherige Entwicklung als richtig erwiesene Baisse-Spekulation auf die deutsche Mark. Wäre die Mark, aus irgendwelchen politischen oder wirtschaftlichen Gründen, in einem Zeitpunkt, wo Herzfeld einmal, vielleicht noch

mit großen Krediten beschwert, auf halbem Wege gestanden hätte, stark und endgültig gestiegen: dem Börsenkönig der Katastrophen-Hausse wäre das Schicksal Strousbergs sicher gewesen.

Man hat Herzfeld mit Strousberg verglichen, mit Stinnes und mit Louis Hagen. Mit Strousberg und Stinnes hat er den großen Wurf, die kombinatorische Kühnheit gemeinsam; aber wenn er auch nicht nur auf Zwischengewinne aus war, sondern meist industrielle Koinbinationsgedanken seinen Plänen zugrundelagen, war er doch reiner Individualist, und zum industriellen Organisator oder Verwalter fühlte er sich nicht berufen. Hatte er eine Kombination zustandegebracht, so trat er zurück und überließ die industrielle Durchführung Andern. So war er wirklich nur ein industrieller Mittler wie etwa Louis Hagen, aber nicht einer, der durch geschicktes Verhandeln und überredendes Plausibelmachen zwei fremde, unabhängige Parteien zu einigen suchte, sondern einer, der mit eigner Macht eingriff und kraft seines Aktienbesitzes die ihm zweckmäßig erscheinenden Geschäfte erzwang. Das Merkwürdige an diesem Börsenhändler und Börsenherscher ganz großen Formats und ganz starken Instinkts war aber, daß er persönlich die Börse nie besuchte. Der Kleinkram, das Gewisper von Tagesgerüchten und Tagestendenzen interessierte ihn nicht, hätte ihn vielleicht abgelenkt — und vor allem: wenn er sich an der Burg-Straße hätte blicken lassen, so würde er sofort den ganzen Schwarm an seinen Fersen gehabt haben. Der große Magus aber gehört nicht in das Tageslicht des Marktes: im Dämmer dreifach verriegelter Bureaugeheimnisse lassen sich Gedanken viel leichter entfalten, Wirkungen viel besser vorbereiten. Herzfeld hat seine großen Börsenschlachten am Schreibtisch geschlagen; nur ein kleiner Stab von Mitarbeitern umgab ihn, und an der Börse ließ er Käufe oder Verkäufe nie durch eigne Angestellte, sondern durch fremde Maklerfirmen ausführen, die er am Erfolg seiner Operationen stets generös beteiligte.

Generosität, Großzügigkeit in Geldsachen war ihm überhaupt eigen. Er, der in ein paar Jahren ein Vermögen von schätzungsweise einer Milliarde Mark in großen Blöcken förmlich zusammenschlug, trat seinen Mitarbeitern freigiebig wie ein Fürst gegenüber. Einem von ihnen soll er zur Verheiratung eine vollkommen eingerichtete Villa geschenkt, einen andern aufgefordert haben, sich aus seiner Gemäldegalerie irgendein Bild, das ihm gefiele, auszusuchen. Auch für Wohltätigkeit und Kulturinteressen hatte er — im Gegensatz zu den meisten andern Nutznießern dieser Geldentwertungsperiode — eine offene Hand.

Ein Vollblutkerl, der wild arbeitete, der stark lebte, der trotz seinem alten Leiden vielleicht nicht so jung, mit zweiundfünfzig Jahren, hätte zu sterben brauchen, wenn er nicht so wild gearbeitet, so stark gelebt hätte. Was er für die Volkswirtschaft war, ob ein Förderer oder ein Schädling, wird sich vielleicht zeigen, wenn sich die Wasser der Inflation verlaufen haben. Die Börse allerdings hat an ihm viel verloren: einen großen Anreger und einen starken Repräsentanten. Kein Wunder, daß sie am Tage seines Todes die Kursfahne auf Halbmast setzte.

Herr Adolf Bartels von Ignaz Wrobel

„Er hat immerhin eine jüdische Großmutter."

Eines Tages packte mich die Neugier, genauer zu erfahren, was es denn mit Emil Gött sei, und zu diesem Zweck sah ich, spaßeshalber, bei Adolf Bartels nach. (‚Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Jüngsten.' Bei H. Haessel in Leipzig.) Ich fand Folgendes:

„Da ist der schon verstorbene Emil Gött (aus Jechtingen am Kaiserstuhl, 1864—1908), der sich in einer Reihe von Dramen versuchte, die an die Spanier und die der Nachfolger Shakespeares erinnern, fein gearbeitet, freilich auch stark subjektiv sind. Das Bedeutendste ist ‚Edelwild'. Außer seinen Dramen gab Gött, der sich lange mit Nietzsche herumschlug, dann noch Aphorismen."

Ich war so klug wie zuvor. Und sah mir die seltsame Literaturgeschichte dieses deutschen Privatgelehrten, der in ihrem Vorwort verspricht, die deutsche Literatur seit Hebbel dem allgemeinen Verständnis näherzubringen, etwas genauer an.

Ich bin zu dem Ergebnis gekommen, daß dieses Werk von Bartels ein frecher Betrug am Bücherkäufer ist. Der Leser, der eine Literaturgeschichte erwirbt, hat das Recht, zu verlangen, daß ihm die bedeutsamsten Erscheinungen der behandelten Epoche geschildert, analysiert und nach irgendwelchen Blickpunkten des Verfasssers beurteilt vorgeführt werden. Dieses Buch ist ein durch läppische Bemerkungen unterbrochener Bücherkatalog.

In jedem Abschnitt des Werkes finden sich reihenweis Aufzählungen von Schriftstellern und ihren Werken ohne den leisesten Versuch einer Beurteilung oder Analyse.

„Endlich sei noch eine Reihe bloßer Namen genannt, ohne die Absicht, diese Talente als geringer hinstellen und sie allein auf Lyrik festlegen zu wollen."

In diesem Deutsch und in dieser Art ist das ganze Buch gemacht.

Man verstehe mich nicht falsch. Die Tatsache, daß Bartels ein Gegner der Juden ist, scheint mir noch kein Hindernis für die Möglichkeit, eine gute Literaturgeschichte zu schreiben, und ich kann mir sehr wohl denken, daß es durchaus lohnend und fesselnd zugleich wäre, die Rolle der Juden in der deutschen Literatur antisemitisch oder philosemitisch oder unvoreingenommen aufzuzeigen. Der Vorwurf der Tendenz, der Bartels von vielen Seiten gemacht wird, scheint mir haltlos zu sein; denn die sogenannten unparteiischen Literaturgeschichten haben alle eine Tendenz, meist eine bürgerliche, nur kommen den akademisch eingerosteten Verfassern ihre oekonomischen und historischen Grundansichten gar nicht mehr zum Bewußtsein, weil sie sie für selbstverständlich halten. Schopenhauer hat einmal von F. Jacobi gesagt, er sei ein guter Mann, aber er halte Alles, was er vor seinem fünfzehnten Jahr gelernt habe, für angeborene Gedanken. Und die den Verfassern dieser scheinbar tendenzlosen Literaturgeschichten selbstverständlichen Voraussetzungen sind ihnen anerzogen, eingeprügelt, suggeriert, überimpft, und Tendenzloses gibt es überhaupt nicht auf der Welt.

Was an Adolf Bartels reizt und ihn zum Clown der derzeitigen deutschen Literatur werden läßt, ist seine Unbildung, seine Leichtfertigkeit und eine Oberflächlichkeit, die eigentlich ganz undeutsch ist. Wenn er nicht einen so erbärmlichen Stil schriebe, könnte man auf einen rumänischen Halbwissenschaftler tippen, der die falsch verstandenen Forschungsergebnisse der pariser Universität vor den staunenden Landsleuten, flüchtig und schlecht gruppiert, ausbreitet.
Viele Schriftsteller kennt dieser Literaturhistoriker überhaupt nicht.
„Von Rudolf Borchardt, den Blei als einen der Führenden preist, weiß ich noch nichts. Jude wird er ja sein."

Ueber Heinrich Mann:
„Gott behüte mich, über diese Werke etwas Näheres zu sagen."

Einmal entschuldigt er seine Unwissenheit so:
„Es müssen dem Literaturhistoriker erst wieder alle Bücher zur Verfügung stehen, wenn er Urteile formulieren und zu Gruppen ordnen soll."

Es muß der Literaturhistoriker erst einmal so viel anständige Gewissenhaftigkeit aufbringen, eine Literaturgeschichte nur dann zu schreiben, wenn ihm das nötige. Material geläufig ist. Dies hier ist eine unfaire Täuschung des Käufers.

Die Judenriecherei dieses Mannes darf grotesk genannt werden. Ohne sich über die sehr verzwickte Problematik des Juden auszulassen, unterstellt er, primitiv und kenntnislos, den Unwert jedes Juden und fertigt wertvolle Schriftsteller mit der Konstatierung ihrer jüdischen Abstammung ab, ein Verfahren, das man den chauvins und dem Sir Bottomley mit Recht verargt, wenn sie auf boches und huns fahnden.

Diese Karikatur des Deutschtums, ein Kerl, der von Luther viel weiter entfernt ist als der schlimmste galizische Rubelfälscher, sucht sich seine Juden bis ins dritte und vierte Glied, und wenn er keine findet, dann macht er sich welche.

„Meyrink hat geleugnet, Jude zu sein.
Bernhard Kellermann, der nach eigner Aussage von fränkischen Bauern abstammt, diesen Eindruck aber eigentlich nicht hervorruft."

Von Alfred Richard Meyer:
„Er bestritt mir gegenüber, Jude zu sein."

Dieser letzte Satz ist in die Neuauflage eingefügt worden, nachdem Bartels leichtfertig und wahrheitswidrig Meyer als einen Juden bezeichnet hatte. Bei Meyrink, bei Kellermann und bei A. R. Meyer wird, wenn auch versteckt, die Möglichkeit der Lüge angedeutet. (Man beachte die Terminologie: „Er hat geleugnet, Jude zu sein." Vergehen werden geleugnet.)

Ist der Verfasser kein Jude, so wird ihm jüdische Verwandtschaft oder jüdischer Verkehr nachgesagt. Von den Manns:
„Brüder, die, weil sie eine portugiesische Mutter haben, dem Judentum so nahe gekommen sind."

Auf derselben Seite steht einer der witzigsten Sätze, die ich je in einer Literaturgeschichte gefunden habe, und zwar über Hans Fischer, einen ehemaligen Pastor, der unter dem Namen Kurt Aram zu schreiben pflegt:
„Wohl kaum Jude, aber Redakteur des Berliner Tageblatts ist Hans Fischer."

Die ehrwürdige Großmutter Klabunds („Er hat immerhin eine jüdische Großmutter") stammt übrigens lustiger Weise von einer Lieblingsredensart des Dichters, der in seiner christlichen Arglosigkeit zu sagen pflegt: „Wenn das meine jüdische Großmutter wüßte!" Soweit die Quellen des Herrn Bartels.

Jeder Literaturhistoriker teilt sich seinen gewaltigen Stoff gewöhnlich in Schulen und Gruppen ein, und es mag schwer genug sein, da einen gewissen Schematismus zu vermeiden. Papa Bartels hat die freundlichsten Schulen erfunden. Da gibt es Manieristen und Exotisten und Erotistinnen, und die Weltkriegssänger gar teilt er in sechs Gruppen ein: 1. Die Dichter mit größerm Namen. 2. Die ausgesprochen völkischen Dichter. 3. Die beliebten Unterhalter. 4. Die jüdischen Feuilletonisten. 5. Die neu Emporgekommenen. 6. Die Arbeiterdichter . . . Der Löwe ist gelb, aber großmütig.

Die Purzelbäume, die der Privatgelehrte schlägt, um von einem Dichter auf den andern zu kommen, sind ungemein lustig.

„Eine weit bedenklichere Erscheinung als Wassermann ist sein Rassegenosse Oscar A. H. Schmitz.
Margarethe Böhme veröffentlichte 1905 ‚Aus dem Tagebuch einer Verlorenen' und darauf eigne Werke. Nicht ganz so viel Aufsehen wie das ‚Tagebuch' machte die nicht viel weniger bedenkliche ‚Beichte einer reinen Torin' von Helene v. Mühlau."

Wenn das Samuel Heintzerling noch erlebt hätte! „Knäbel, schreiben Sä einmal äns Tagebooch: Rompf, wegen kändischen onwördigen Benähmens mit zwei Tagen Karzer bestraft." Aber viele Tage Karzer verdiente der Schüler Bartels, der seine Schulaufgaben so unordentlich gemacht hat, daß man ihm auf Schritt und Tritt die bösesten Fehler nachweisen kann. Viele Aufzählungen sind ganz und gar unvollständig, der große wiener Psychiater heißt nicht Siegfried Freud, sondern Sigmund Freud, und wenn man alle die Ungenauigkeiten und Schiefheiten anmerken wollte, so würde dieser Klassenultimus in einem Meer von roter Tinte ersaufen.

„Blei, der dem Typus nach zu den Franz Servaes und Julius Bab gehört.
Die deutsche Revolution vom neunten November 1918 ist, wie jetzt feststeht, von den Unabhängigen Sozialdemokraten unter größtenteils jüdischer Führung mit russischem Gelde gemacht worden."

Das steht jetzt fest, nachdem die am Leben gebliebenen geschlagenen Führer Zeit und Luft gewonnen haben, solche Unwahrheiten zu ihrer Entschuldigung drucken zu lassen. Auf ähnlicher Höhe bewegen sich alle allgemeinen und politischen Ausführungen. Gustav Landauer, zum Beispiel, ist nicht einfach bei der münchner Revolution „umgekommen", sondern von Leuten in Stücke geschlagen worden, die, wenn sie lesen könnten, Herrn Bartels läsen.

Der im Irrgarten der deutschen Literatur herumtaumelnde Pogromdepp fällt Urteile wie eine höhere junge Tochter aus der besten Gesellschaft.

„Mir ist Heinrich Mann immer zu wüst gewesen.
Mich hat das Erotische bei Goethe und Keller noch niemals gestört.

Wenn aber so ein richtiger Oberförster einmal auf der Judenjagd ist, dann kann es schon passieren, daß er auch die Treiber anschießt. Die Verehrer des Kitschromans ‚Der König' von Karl Rosner wird gewiß interessieren zu hören, daß dieser Heros-Biograph ein Jude ist, und Bartels ist so töricht, daß er nicht einmal seinen Bonsels auswertet.

Das Allerlustigste aber ist, daß dieser Hakenkreuzpolichinell seinen leicht angekümmelten Antisemitismus nur im Verlag Haessel, dem man dies nicht vergessen soll, froh in die Winde brüllt. Bei Reclam liest mans anders. Bei Reclam hat Bartels nämlich an einer ‚Weltliteratur' mitgearbeitet, die kein antisemitisches Wort enthält. Alle Dichter, die er bei Haessel in der ungezogensten Weise angeflegelt hat, kommen dort ganz gut weg. Als die Kreuzfahrer auszogen, riefen sie: „Gott will es!" Bartels, von dem liberalern Reclam gemietet, rief: „Reclam will es!", ließ die jüdische Abstammung Georg Hermanns noch einmal durchgehen und gab ihm, anders als bei Haessel, bei Reclam die Note Zwei bis Drei. Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun heißt eine Sache!

Das wird gekauft; daraus schöpfen Hunderttausende ihre Kenntnis von der Literatur des eignen Landes; ein solch liederliches, törichtes und unwissenschaftliches Geschmier vertreibt der Verlag H. Haessel, der die Ehre hat, Conrad Ferdinand Meyer verlegen zu dürfen; zu solch einem Tropf schauen Tausende empor.

Josef Nadler, der Verfasser der ‚Berliner Romantik' und der ‚Literaturgeschichte der deutschen Landschaften und Stämme', Einer, der die Geschichte seines Landes wirklich kennt, Einer, der im kleinen Finger mehr Gefühl für Kunst hat als Bartels im ganzen Vollbart, spricht also:

„Erst seit 1740 ist der ostdeutsche Raum im preußischen Staate politisch zu einer höhern Einheit zusammengefaßt worden. Was hieß nun deutsch in diesem Raume etwa um 1740? Ein Völkerchaos mit weit überwiegender deutscher Umgangssprache bei stellenweise sehr geringem deutschen Bluteinschlag. Es ist ein rein wissenschaftliches Problem, gleichgültig, wie wehleidige oder anspruchsvolle völkische Redensarten sich dazu stellen, ein Problem, das tatsächlich nur unbefangen und voraussetzungslos behandelt werden kann. Besteht aber diese Tatsache, daß ein Volk zur Hälfte aus Mutterland, zur Hälfte aus Kolonien sich zusammensetzt, die zum mindesten durch 800 Jahre geistiger Entwicklung auseinandergehalten wurden, so kann man keine alldeutschen Kulturgeschichten und keine alldeutschen Literaturgeschichten schreiben, sondern die ungeheure Tatsache dieser Doppeltheit muß ausgewertet werden. Das Gegenteil ist entweder Unvermögen oder schmähliche geistige Unfreiheit, und zwischen Hofhistorikern, die zugunsten eines Hauses Urkunden und Geschichten fälschten, und Historikern, die dieses Geschäft im Dienste irgendwelcher politischer Grundsätze besorgen, besteht kein Unterschied. Höchstens der, daß jene harmloser sind und leicht vergängliche Werke trieben, während ein Volk, das sich in seiner Geschichte selber belügen läßt, der Lüge gewisse Dauerwerte zu geben vermag."

Judith

Hebbel wird niemals populär werden. Dazu ist er weder borniert noch genial, weder gläubig noch ungläubig genug. Er steht zwischen den Zeiten, zwischen den Stilen, zwischen den Weltanschauungen, „fremd und daheim hier oben, so da unten fremd und daheim”. Er hat zu wenig Interesse an der primitiven Judith der Bibel und zersetzt seine modernere Gestalt zu sehr mit der eignen Unnaivität, als daß die Ueberzeugungskraft des Lebens von ihr ausgehen könnte. Er gleicht selbst ein bißchen dieser seiner Judith, die weder Jungfrau noch Weib ist und von ihrer Unjungfräulichkeit das Ahnungsvermögen, von ihrer Unweiblichkeit den Mangel an realer Greifbarkeit hat. Bei Judith wie bei Holofernes besteht ein Zwiespalt zwischen Seele und Körper. Es wächst das Riesenmaß der Leiber weit über Irdisches hinaus, wie es sich für alttestamentarische Helden gehört. Aber diese Helden fühlen mit den Nerven des neunzehnten Jahrhunderts und denken mit dem Kopfe Hegels. Shaw wurde für solchen Anachronismus die einheitliche Kunstform finden, und wenn es die entschlossene Auflösung jeder Kunstform wäre. Der sechsundzwanzigjährige Hebbel hat begreiflicherweise nicht die Ueberlegenheit, die letzten Konsequenzen zu ziehen. Er sieht da noch pure Tragik, wo sich von einem höhern Standpunkt Tragikomik, von dem höchsten wie von dem niedrigsten Standpunkt pure Komik sehen ließe.

Unter Georg Kaisers Dramen heißt eines: ‚Die jüdische Witwe’. Judith. Zwölfjährig. Durch die Verheiratung mit Manasse, aus der keine Ehe wird, mannswütig. Immer mannswütiger, da die Männer teils nicht verstehen, teils durch die Belagerung entkräftet sind. Verzweifelt rennt sie endlich zu den Assyrern hinüber. Holofernes wäre bereit; aber der junge Nebukadnezar gefällt ihr besser. Ihm zuliebe schlägt sie den Feldherrn tot, aber damit leider auch König und Heer in die Flucht. Betrübt kehrt sie heim, wo sie stürmisch gefeiert wird und gar zur Heiligen, zu einer Art Nonne geweiht werden soll. Da erbarmt sich ihrer bei der Zeremonie der Hohepriester hinter dem Vorhang, noch bevor er zum letzten Male gefallen ist. Durch einen dünnern Vorhang von Lachtränen sieht der Leser solcher fünf Akte die Buchstaben tanzen.

Vor Kaiser war Nestroy. Dessen Respektlosigkeit ist imposant und ist nicht bloße Unverschämtheit. Wenn satirische Tiefblicke in die innersten Eingeweide eines Dichters ihn töten könnten, dann müßte Hebbel oder doch seine ‚Judith’ schon seit Jahrzehnten tot sein. Daß beide noch leben, daß sie diese Parodie überlebt haben, spricht für ihre, aber nicht gegen Nestroys Stärke, der es verschmähte, sich mit Kleinigkeiten abzugeben. Hebbel selbst verkennt „durchaus nicht sein gesundes Naturell”. Für uns heißt das so viel, daß Nestroy das schärfste Ohr für klingende Phrasen, für geschraubten Ernst und verstiegene Gewichtigkeit hat. Was ist Holofernes denn Großes? fragt er, und sobald diese Frage gestellt wird, ists mit seiner Größe aller-

dings aus. Es ist ein Triumph für Nestroy und die beste Rechfertigung seiner Satire, daß er die Tiraden des Holofernes gar nicht immer zu persiflieren braucht, sondern manche wörtlich aus Hebbels Text übernehmen kann, ohne daß man einen Unterschied merkt und zu lachen aufhört. Erst in Bethulien hört man zu lachen auf, und auch das ist lehrreich. Satire ist die Bundesgenossin der Kritik, ist selbst Kritik und die fruchtbarste. Was vor der Kritik besteht, ist kein Objekt der Satire. Die Szenen in Bethulien, die Szenen nagender Hungersnot und entmenschter Verzweiflung, mit ihrer Fülle der Gesichte und ihrem fieberhaft gespannten Ton, sind Meisterstücke; also prallt selbst Nestroys Witz an ihnen ab. Und trifft da wieder ins Schwarze, wo der Größenwahn der Judith und die Gottähnlichkeit des Holofernes Funkenschlagen mit einander spielen. Seitdem Nestroy diese haarspalterischen Satz-Ungetüme verhöhnt hat, bleibt man vor Hebbel nicht mehr durchweg feierlich.

Die Posse von ‚Judith und Holofernes': das ist der Fall Judith, mit einem Faungekicher zum Besten gegeben. Aber grade auch das allerklarste Auge und der allerreinste Sinn könnte hier in shakespearehafter Ruhe die Komödie des Uterus erblicken. Ihr Leitmotiv wäre das Wort des Holofernes: „Um mich vor dir zu schützen, brauch ich dir bloß ein Kind zu machen." Hebbels pathetischeres Leitmotiv lautet: „Das Weib ist in den engsten Kreis gebannt; wenn die Blumenzwiebel ihr Glas zersprengt, geht sie aus." Das ist das Geschick seiner Judith, auf das sich die Menge nicht einlassen will.

Warum nicht? Weil Judiths Tat und Wesen übermotiviert sind, statt auf ein paar faßbare Grundlinien gebracht zu sein. Es geschieht vom Dichter so viel, sie zu erklären, daß sich bei dem gröbern Betrachter unwillkürlich ein Mißtrauen gegen die Naturnotwendigkeit dieses Gebildes regt. Organismen zeugen selbstverständlicher von sich und für sich. Der dritte Akt ist das Gegenbeispiel zu den Szenen der Judith und des Holofernes. Er wirkt auf dem Theater genau so zuverlässig immer, wie sie niemals wirken. Denn er ist, mit allen seinen Reden, doch gestaltet. Hier ist, ohne einen kleinlichen naturalistischen Zug, das frappanteste Bild gelungen, weil ja für die Atmosphäre der Zeit und den Geist Alt-Israels eben nichts charakteristischer ist als diese spintisierenden Debatten, diese epigrammatischen Sentenzen, diese langatmigen Reflexionen. Es ist lehrreich, daß die ausgedehntesten Reden, wenn sie nur dem Gehirn des Redners entspringen, nicht imstande sind, den Gang des Dramas aufzuhalten. Wo Bethuliens Bürger noch so gemächlich sprechen, gehts wie im Sturmlauf vorwärts. Wo mit Judiths Zunge Hebbel spricht, fühlt sich die Menge durch Schwerfälligkeit gelangweilt.

Wir Andern sind auch da unausgesetzt gefesselt. „O, hier ist ein Wirbel!" sagt Judith von sich selbst. Es wäre schöner, wenn sie darüber weniger deutlich Bescheid wüßte; aber es ist immer noch besser, daß sie selbst, als daß irgendeine Art Räsonneur uns darüber Bescheid gibt. Um an diesem Wirbel nicht allein eine geistige, sondern

auch eine künstlerische Freude zu haben, brauchen wir bloß die umgekehrte Arbeit zu leisten wie bei Ibsen. Dort müssen wir zwischen den Zeilen, hier müssen wir über die Zeilen hinweglesen können. Alle magischen und fatalistischen, mysteriösen und mystischen, visionären und somnambulischen Elemente reichen nämlich nicht aus, Judiths Charakter den Schein der Unbewußtheit zu geben. Sie treibt die raffinierteste Autopsychologie. Sie schwankt wie ein Schiff auf den Wellen und legt sich und uns über jede Schwankung Rechenschaft ab. Sie verachtet ihr Volk um seiner Jämmerlichkeit und bemitleidet es um seines Jammers willen. Sie ist von religiösem Fanatismus wie besessen und hadert doch mit ihrem Gott. Bald fühlt sie sich berufen und bald der hohen Sendung unwert. Sie schaudert vor den Männern und sehnt sich brünstig nach dem Manne. Von Holofernes ist sie zugleich entsetzt und hingerissen. Geschlechts- und Vaterlandsliebe, Ehrgeiz und Wollust kämpfen einen wilden Kampf in ihr. Sie will ihn morden, weil er sie in der Trunkenheit geschändet hat. Sie kann ihn doch nicht morden, weil sie trotzdem den Mann anbeten muß, der sie bewältigt hat. Sie muß ihn aber morden, weil sie ihm auch das zweite Mal, amens libidine, nicht widerstehen würde, und weil ihr davor graut. Sie mordet ihn, um in einen neuen Taumel der gegensätzlichsten Sensationen zu fallen. Sie prahlt mit ihrer Tapferkeit — denn sie erschlug den Holofernes; und sie verabscheut sich um ihrer Feigheit willen — denn sie erschlug ihn, als er schlief. Ihr Volk ist frei, doch, ach, die Welt ist leer. Sie will dem Holofernes keinen Sohn gebären, und wenn das nicht das letzte Wort der Dichtung wäre — sie würde gleich darauf sich selig preisen, daß sie ersehen ist, den Halbgott fortzupflanzen. O, hier ist ein Wirbel, der uns mit seiner wie auf Eis gestellten Glut abwechselnd kalt macht und erhitzt

*

In Deutschen Theater hat Berthold Viertel seine Sache den Mimen vertraut; was zu loben ist, wenn sie danach sind. Dekoriert wird nicht. Das Lager des Holofernes — statt dessen gibt es vor einem gerafften Vorhang ein Stufengerüst mit einem Herrschersessel für Holofernes. Ich würde so hoch, so goldstrotzend und im tiefsten Dunkel so hell beleuchtet nur den Nebukadnezar selbst, nicht seinen Feldhauptmann tronen lassen. Aber nach derlei Gesetzen der Wahrscheinlichkeit inszeniert Viertel nicht, der verlangen kann, nach den seinen beurteilt zu werden. Folgerichtig sitzt Judith, ohne Webstuhl, wo zwei graue Wände zusammenstoßen; ist der Oeffentliche Platz in Bethulien eine niedrige weißliche Mauer längs der Rampe, mit zwanzig Juden behaftet, zu deren Ohren der Text aus dem Souffleurkasten es erfreulich nah hat; fehlt das Tor, durch das Judith die Befreierin einzieht. Viertel macht es mit starken Farbtönen der Gewänder, der Haare, der Haut; mit ungebrochenen Linien und Lichtern; mit einer konzentrierenden Verengung seiner Schauplätze. Ihm gehts um das Wort, das Wesen, den Kern, und darauf soll jede sichtbare Einzelheit hinlenken, davon

soll keine einzige ablenken. Die negative Leistung ist ihm geglückt. Nichts verletzt den Geschmack, der sich freut, mit welcher Hingebung auf den Stein geschlagen wird. Aber der Stein sprüht selten Funken; und die Funken, die er sprüht, springen selten über. Ein paar junge Schauspieler sind über sich hinausgetrieben; das heißt freilich nicht, daß sie alle bis dorthin getrieben sind, wo das gebirgige Reich des Gehirnathleten Hebbel, Gletscherlandschaft mit Sonnenbrand, beginnt. Quantität wäre durch Intensität zu ersetzen; und grade diese vermißt man auf den Höhepunkten: wenn die Not Israels am größten ist, und wenn dann der Schrei des Jubels über Gottes und Judiths Hilfe durchdringende Kraft zu haben hätte. Durchaus begabte Darsteller waren der Reihe nach erschienen und hatten Episoden zur Geltung gebracht, die niemals versagen. Aber das stählerne Band, das diese Menschen zu einer Leidensgemeinschaft zusammenschmiede, geriet nicht in Glut und schloß sich schlecht.

Heinrich Georges Holofernes hat eine gewaltige rote Fresse und den Körperteint eines Elefanten, mit dessen Beinen er in der Erregtheit durch die Gegend trabt. Er weint förmlich, daß er „nicht Einen Feind” hat. Stünde er einem gegenüber: man könnt’ ihn sich leichter mit dem Hackebeil als mit dem Schwerte hantieren denken. Ein dickblütiger Geselle, der dem alten Huhn der Pippa wenig und Goethes Siebel nichts schuldig bleiben wird. Hebbel bleibt er, verwunderlich genug bei diesem Kubikinhalt, zunächst keineswegs seinen grüblerischen Zug schuldig. Ironien kommen geschmettert, als seien sie im Moment entstanden. Leider ist auf die Dauer das Niveau doch nicht hoch genug. Hebbel bedarf des Animal, das dieser ungeschlachte Bursche da auf die Bühne trägt; und George also hat sich für sein Teil der Vergeistigung durch Hebbel fähig erwiesen. Aber sobald einigermaßen eine gegenseitige Durchdringung stattgefunden hat, gelingt dem Schauspieler nicht, den Aufschwung, den Finish, den Endspurt des Dichters mitzuhalten. Ein Glück, daß er ihn auch nicht forciert. Schneidend kontrastiert zu seiner Gelassenheit die atemlose Bravour der virtuosen Frau Agnes Straub. Straff und schnell erzählt sie den Traum, bringt sie später Repliken und Monologe. Jedes Wort sitzt, jeder Satz ist sinnvoll gegliedert, jede Passage wirksam gesteigert. Sobald sie nicht mehr „haste” sagt, wird ihre Diktion ohne Fehler sein. Aus dem schwarzen Pagenkopf glühen zwei Augen gierig nach schauspielerischen Effekten, die vornehme Kritiker nicht kulissenreißerisch nennen können. Kein unberechneter Schritt, keine unbeherrschte Bewegung, überhaupt keine Unwillkürlichkeit. Frau Straub macht auch Ekstase und macht sie vortrefflich. Was ihr mangelt, brauchen zwar Judiths, aber nicht souveräne Technikerinnen: Weibtum, Seelenschwere, Flamme, Ueberlebensgröße, Leidenswürdigkeit, einen Tropfen mystischen Oeles. Das Gefühl, das vor ihr und von ihr angerührt wird, gilt weniger der Dichtergestalt als ihrer hochtalentierten Darstellerin, die sich das Herz aus dem Leibe und es mit aller verzweifelten Energie nicht in uns hinein spielt.

Ceres, Bacchus und Hermes von Morus

Kornwucher

Das 50-Pfennig-Brot kostet heute, vergröbert und verkürzt, 13,50 Mark. Das ist natürlich ein unhaltbarer Zustand, dem in den nächsten Tagen abgeholfen werden muß. Denn die Bäcker können ihr Brot nicht ums Dreißigfache des Friedenspreises hergeben, wenn das Getreide das Sechzigfache kostet. Das ist, sozusagen, der reguläre Preis, und erst was darüber geht, wird Wucher genannt. Und nur die Auslandspreise, die heute zum Teil schon unter den deutschen Preisen liegen, verhindern, daß einheimischer Roggen und Weizen wie die Kartoffel aufs Hundertfache des Friedenspreises steigen. Das sind die Segnungen der freien Wirtschaft, die nicht nur die Landleute, sondern auch alle wahren Patrioten in der Stadt so heiß herbeigesehnt haben, und die uns nun endlich Herr Hermes beschert hat.

Aber die Tragödie, die da über die deutschen Städte hereinzubrechen droht, entbehrt auch nicht des Satyrspiels: Landwirte und Händler bezichtigen sich gegenseitig des Wuchers. Die Deutsche Tageszeitung stimmt morgens und abends einen Haßgesang auf die verfluchte Spekulation an, die den armen Bauern mehr bietet, als sie selbst für ihr Korn haben wollen, und die das deutsche Getreide nach Polen verschiebt. Und auch die Händler sind selbstverständlich unschuldig wie die Lämmer. Der Verband der Getreide- und Futtermittelvereinigungen Deutschland hat sich sogar den Scherz erlaubt, 5000 Mark Belohnung auszusetzen für den Nachweis, daß ein „anerkannter Händler” 600 bis 800 bis 1000 Mark für den Zentner Roggen aus der nächsten Ernte einem Landwirt angeboten hat. Der offizielle Börsenpreis für den Zentner Roggen beträgt bereits acht Tage, nachdem die fürstliche Belohnung ausgesetzt worden ist, 532 Mark. Aber die Getreidehändler brauchen sich nicht zu ängstigen. Die Belohnung wird nicht an den Mann kommen. Denn in dem Deutschland, das Erzbergers Mörder entwischen läßt, werden auch die Kornwucherer nicht gefunden.

Die gleitende Lohnskala

Der Lebensmittel-Index ist seit Anfang des Jahres um mehr als die Hälfte gestiegen, und je schneller die Preise steigen, umso größer wird der Abstand zwischen Preisen und Löhnen. Denn die Löhne hinken stets nach, weil jede Lohnerhöhung neuer Verhandlungen bedarf. Die Regierung, deren besondere „Taktik” bisher war, mit Lohnaufbesserungen, Wirtschaftsbeihilfen und dergleichen stets post festum zu kommen! — Bewilligung und Auszahlung nämlich liegen beim Staat und bei den Kommunen in der Regel Monate auseinander — sieht endlich ein, daß es so nicht weiter geht. Die Beamtenstreiks sind also doch nicht ganz spurlos vorübergegangen. Freiwillig hat sich die Regierung diesmal zu Gehalts- und Lohnerhöhungen entschlossen, die dem Reich nicht weniger als 30 Milliarden kosten werden. Aber darüber hinaus bemüht sie sich auch, zu einem neuen, zweckmäßigern Entlohnungsmodus zu gelangen.

Der Arbeitsminister Brauns, der frühere Pfarrer und Leiter des Vereins für das katholische Deutschland, der schon mancherlei stille und tüchtige Arbeit geleistet hat, hat jetzt das Problem der gleitenden

Lohnskala wieder aufs Tapet gebracht, das heißt: die automatische Anpassung der Löhne an die Preise. Freilich ist der Gedanke der gleitenden Lohnskala nicht in den Amtsstuben der Luisen-Straße entstanden, sondern er stammt wie fast alle sozialpolitischen Einsichten aus England, und in Deutschland ist er nur ein wenig verwechselt worden. Denn „the sliding scale", die gleitende Skala der Engländer, bedeutet etwas ganz andres: ein bestimmtes System der Gewinnbeteiligung, bei dem der Arbeitslohn proportional dem Ertrag des Unternehmens steigen und fallen soll, ein System, das seit den siebziger Jahren in den englischen Kohlendistrikten eingeführt und teilweise gegen den Willen der Arbeiter aufrechterhalten worden ist. Die gleitende Lohnskala des Herrn Brauns dagegen entspricht der englischen Forderung nach einem „living wage", nach dem Lohn zum Leben oder auf gut deutsch: nach dem Existenzminimum (Das mußte einmal klargestellt werden, weil darüber in der Presse immer Unsinn zu lesen ist.)

Daß man mit der Einführung der gleitenden Lohnskala, das heißt: mit der Sicherung des Existenzminimums, deren Durchführung technische Schwierigkeiten hat, nicht endgültig die Lohnkämpfe aus der Welt schaffen kann, liegt auf der Hand. Denn es ist das gute Recht des Arbeiters, mehr zu erstreben als das bloße Existenzminimum. Aber umso erfreulicher ist, daß man auch in radikalen Arbeiterkreisen, wo man bisher einen festen „living wage" entschieden abgelehnt hat, jetzt anfängt, sich mit der Einführung eines automatisch den Lebensbedingungen angepaßten Mindestlohnes zu befreunden. Denn ohne Zweifel wird sich mancher unnötige Lohnkampf dadurch vermeiden lassen.

Vom Streik zur Aussperrung

Die Schwierigkeiten jedes gleitenden Lohnsystems stellen sich erst ein, wenn die Löhne herabgesetzt werden sollen. Das sieht man jetzt in den hochvalutarischen Ländern, wo nicht die Verbilligung der Lebenshaltung, sondern die anhaltende Wirtschaftskrise zu Lohnkürzungen nötigt. Der Kampf zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern geht dort nun schon ins dritte Jahr, und immer wieder zeigt sich, daß die Arbeiter einen kürzern Atem haben als die Unternehmer, die sich überall während des Krieges auf Jahre hinaus vollgesogen haben. Im vorigen Jahr ging noch die Arbeiterschaft zum Angriff vor, und die Regel war der Streik. Jetzt sind die Arbeiter in die Defensive gedrängt, und an die Stelle des Streiks ist die Arbeiterentlassung, die Aussperrung getreten. Eben erst haben nach vierwöchiger General-Aussperrung die organisierten Arbeiter Dänemarks zu Kreuze kriechen müssen, und schon wieder ist eine neue schwere Aussperrung über das Proletariat verhängt: das „Lock out" in der englischen Metallwarenindustrie hat eine halbe Million (die ‚Times' sprechen beschwichtigend nur von einer Viertel) Arbeiter auf die Straße geworfen. Da ohnehin schon von den rund eine Million Arbeitern der ‚Amalgamated Engineering Union' mehr als 25 Prozent arbeitslos waren, so liegt jetzt gegen den Willen der Arbeiter der größte Teil dieser für England höchst wichtigen Industrie still.

Freilich gaben den eigentlichen Anlaß zu der Aussperrung nicht nur Lohndifferenzen, sondern der Anspruch der Unternehmer, eigen-

mächtig Ueberstunden anzuordnen und auf die normale Arbeitszeit zu verrechnen. Denn parallel mit dem Lohnabbau geht überall der Abbau der erworbenen Arbeiterrechte, namentlich der Kampf gegen den Achtstundentag. Auch dort, wo durchaus nicht die Mehrarbeit volkswirtschaftlich notwendig oder auch nur möglich ist: in Frankreich, in Belgien, in Holland laufen die Unternehmer im Bunde mit den Regierungen Sturm gegen dieses jüngste Recht der Arbeiter, das Recht auf ein bißchen freie Zeit, und Schritt vor Schritt müssen die Arbeiter zurückweichen. Vor einem Jahr noch, als der große englische Kohlenarbeiterstreik begann, stellten die Arbeiter organisatiorische Forderungen an die Unternehmer: Verwendung der Differentialrente, die die rentabler arbeitenden Betriebe vor den wenigen rentablen genießen, zum Ausgleich der Löhne. Heute ist man froh, wenn man halbwegs sein Existenzminimum bekommt und morgen wieder zur Arbeit darf.

Auch die wütenden Kämpfe, die sich jetzt in Transvaal im Anschluß an den Minenarbeiterstreik abgespielt haben, sprechen nicht für, sondern gegen die Stärke der Arbeiterschaft. Denn die Bergwerksarbeiter haben die Waffen erst ergriffen, als ihr Appell zum Generalstreik vergeblich gewesen war. Das ist grade charakteristisch für die Arbeiterbewegungen der letzten Zeit: daß es fast nirgends mehr zu Sympathiestreiks oder gar zu Generalstreiks kommt. Das einheitliche Klassenbewußtsein des Prolelariats ist durch die politischen Spaltungen überall untergraben, und wenn es nicht endlich zu einem Zusammenschluß der drei oder vier „Internationalen" kommt, dann dürfte es auch mit der Gewerkschaftsherrlichkeit bald vorbei sein.

Bacchus und Hermes

Der Reichsfinanzminister Dr. Hermes, der nicht nur ein vorzüglicher Kenner der südamerikanischen Kleintierzucht, sondern auch gebürtiger Rheinländer ist, hat von jeher hervorragendes Verständnis für den Weinbau bewiesen. Deshalb war es ihm, als er im Reichswirtschaftsministerium gelandet war, gewiß auch eine Herzenssache, dem Winzerverband für Mosel, Saar und Ruwer eine Sonderzuwendung von 50 000 Mark zukommen zu lassen, die der Winzerverband höchst zweckmäßig für Weinbauschulen, Prämien und Aehnliches verwandt hat. Das war im Herbst 1919. Ein Jahr später drangen an das Ohr des Herrn Hermes neue Klagen seiner Landsleute; und gutmütig, wie Rheinländer nun einmal sind, konnte er sich der Bedrängnis der Weinbauern (die in den letzten Jahren die Getreide- und Kartoffelbauern noch ehrlich gemacht haben) nicht verschließen und setzte für die Mosel-Winzer und einige andre Verbände eine Sonderzuweisung von mehreren tausend Zentnern Zucker durch.

Aber die trierer Weinbergsherren sind Leute von Lebensart, und nachdem sie auf diese freundliche Weise die Bekanntschaft des Herrn Dr. Hermes gemacht hatten (der inzwischen Reichsernährungsminister geworden war), boten sie ihm, wie vielen andern ihrer Bekannten, im Februar 1921 guten alten Fünfzehner für drei Mark die Flasche an — ich kann bezeugen, daß schon im Sommer 18 in Trier keine Flasche Säuerling unter sieben bis acht Mark aufzutreiben war —, offenbar, um zu zeigen, wie die Leistungsfähigkeit der Winzer durch die ministeriellen Sonderzuweisungen gefördert worden sei. Und der Minister nahm in seiner Harmlosigkeit und mit Rücksicht auf die teuern Zeiten

(merkts euch: er hat erst das Dreifache des Friedensgehalts!) die liebenswürdige Offerte an und kellerte sich, für drei Mark die Flasche, tüchtig ein.
Das ist der Tatbestand dessen, was man in diesen kühlen Märztagen den „Fall Hermes" nennt. Die Tatsachen werden von keinem der Beteiligten bestritten, und es ist daher völlig unnötig, daß „zur Aufklärung des Falles" ein Gerichtshof und ein Reichstagsausschuß bemüht werden. Denn es interessiert weiß Gott! keinen Menschen, ob die mutigen ‚Freiheit'-Redakteure, die die Affäre aufgedeckt haben, dabei irgendeine Verbalinjurie begangen haben, und ob der Minister Doktor Hermes nach der Ansicht preußischer Amtsrichter irgendeinen Paragraphen des Beamtengesetzes übertreten hat. Der Fall bedarf keiner Klarstellung mehr. Wer Augen hat, kann sehen.
Der alte Julius Stettenheim hat einmal (von dem „Honorar"-Professor Meier, der in der alten Tante Voß schon für 10 his 20 Mark Börsentips gab) gesagt, die Honorare des Professors Meier seien so niedrig, daß es fast schon an Unbestechlichkeit grenze. Das ist mehr als ein Witzwort. Denn bei delikaten Angelegenheiten nach der Art des Herrn Hermes, pardon, des Herrn Meier, kommt es in der Tat nicht nur auf das Prinzip, sondern auch auf das Format an. Und ich gestehe gern, daß mir das Eisenbahnangebot des Herrn Stinnes in London, der Aufkauf der unabhängigen Presse durch die Schwerindustrie und die Aufhebung der ländlichen Zwangswirtschaft durch Herrn Hermes viel größere Verbrechen am deutschen Volke zu sein scheinen als die Erstehung ungewöhnlich billiger Moselweine.

An die Berlinerin **von Theobald Tiger**

Mädchen, kein Casanova
hat dir je imponiert.
Glaubst du vielleicht, was ein dofer
Schwärmer von dir phantasiert?
Sänge mit wogenden Nüstern
Romeo, liebesbesiegt,
würdest du leise flüstern:
„Woll mit die Pauke jepiekt — ?"
Willst du romantische Feste,
gehst du beis Kino hin . . .
Du bist doch Mutterns Beste,
Du, die Berlinerin —!

Venus der Spree — wie so fleißig
liebst du, wie pünktlich dabei!
Zieren bis 12:30,
Küssen bis nachts um Zwei.
Alles erledigst du fachlich,
bleibst noch im Liebesschwur
ordentlich, sauber und sachlich:
Lebende Registratur!
Wie dich sein Arm auch preßte:
Du gibst dich nur her und nicht hin.
Bist ja doch Mutterns Beste,
Du, die Berlinerin —!

Wochentags führst du ja gerne
Nadel und Lineal.
Sonntags leuchten die Sterne
preußisch-sentimental.
Denkst du der Maulwurfstola,
die dir dein Freund spendiert?
Leuchtendes Vorbild der Pola!
Wackle wie sie geziert.
Aelter wirst du. Die Reste
gehn mit den Jahren dahin.
Laß die mondäne Geste!
Du bist doch Mutterns Beste,
süße Berlinerin — !

Kraft **von Karl Schönherr**
Nachgedichtet von Alfred Polgar

11. Szene Vater, Sohn

Vater (seufzend): Hühneraugen, Regen kummt. (Zieht sich die Stiefel aus.)
Sohn: Laß 'n kummen. Schert 's mi? (Sitzt nieder, zieht Schüssel mit Suppe heran, ißt.) Haar sein drin, von der Mutter. (Spuckt aus.)

Vater: Ehr' die' Mutter, Nixnutz!
Sohn (unter Vaters furchtbarem Blick zusammenzuckend): Schau mi' net so an, Vater. s' Bluet schiaßt mir in die Knie, wannst so schaust.

Vater (hoch aufgerichtet): Lern' di' beug'n, Bua! Stoßt m'r no' 's Dach ein, wannst di' so hoch reckst mit dein' Eisenschädel. Wer' di' kloan mach'n! Wie ein Eidachs'l.
Sohn (giftig): Werst?

Vater: Wer'! (Nimmt das Brotmesser vom Tisch und beginnt, sich mit ihm die Hühneraugen zu schneiden.) 's Heu muß eing'führt wer'n. Regen kummt.
Sohn: Laß 'n kummen. Schert 's mi'?

Vater: Ehrfurcht vor dem, was Der oben schickt! Wann Er will, scheint d' Sunn',fällt Regen, schlägt Hagel . . .
Sohn:.... schneit 's, bloast der Wind, dunnert 's. (Es donnert.)

Vater: Spott'st? Hörst die Antwort? Trächtig is sein Zorn. Gebären wird er die Rache!
Sohn (finster): Glaub' net an Gott! (Ißt weiter.)

Altes Weiblein (tritt ein): G'lobt sei Jesus Christus.
Vater: In Ewigkeit, Amen. Was willst, Kräuter-Mali?
Altes Weiblein: A paar Neuigkeiten, Steinwegbauer. Die Kreuzhuber-Kreszenz is in der Hoffnung. Die Niederhauser-Kathi hat Zwilling kriagt. Die Walburga vom Sauerampfer-Hof bettelt auf der Landstraß'n mit ihr'm Bankert. Und alle sagen 's, dei' Franzl is der Vater. So, jetzt kann i wieder geh'n. Grüaß Gott. (Ab.)

Vater (blickt auf den Sohn).
Sohn: Kunnt scho' sei'.

Vater (seine stolze Rührung hinter Zorn verbergend): Lump miserabliger! Streust dein' Samen aus über 's Land, wia der Bauer im Feber. Machst mi zum Großvater von der ganzen G'moan!
Sohn (zieht die Jacke aus).
Vater: Was hast?
Sohn: Läus'.
Vater: Schwein, verfluacht's!
Sohn: Vater!
Vater: Dreckig bist! Innen und außen. Läus' im Herzen und die Haut voll Sünden.
Sohn: Vater!
Vater: Muckst auf?

Sohn (gereckt): Muck auf! (Nimmt die große Bibel vom Schrank, schlägt sie dem Vater um den Schädel. Vater stürzt tot nieder.) Do lieg' (Setzt sich an den Tisch, ißt.) Wia d' Apfelbäum' duften. 's Herz wird ein' ordentli' lind. Woarm kriacht 's auffa. 's Bluet singt. (Nimmt die Bibel, wischt die Hirnreste von ihr, holt von der Nase des toten Vaters die Hornbrille, setzt sie auf, zündet eine Kerze an, nimmt die Bibel, liest stockend): Und Joab zeugete den Aram, und Aram zeugete den Abimelech, und Abimelech zeugete den Kaliphar, und Kaliphar zeugete den Suma, und Suma zeugete . . . (In Erschütterung

ausbrechend): Gäb 's am End' do' an Gott? (Drei Juden treten ein. Ihre Schatten fallen riesengroß an die Mauer.)
Die Juden: Nix zu handeln?
Sohn (starrt sie an, brüllt auf): Ischariot! Ischariot! (Sturm reißt das Fenster auf, die Kerze verlischt.)

Die Juden (schreiend): Gott der Gerechte!
Sohn (zerwühlt am Boden): Der Gerechte!
(Vorhang)

Rundschau

Die Friedensvertrags-Ausstellung

Die Antibolschewistische Liga, die sich neuerdings geschämig ‚Liga für die deutsche Kultur' nennt, weil doch jetzt Krupp Eisenbahnen und Stinnes Hotels in Rußland einrichten will, macht mit den reichen Mitteln, die ihr zur Verfügung stehen, eine laute Reklame für ihre Ausstellung: ‚Deutschland und der Friedensvertrag'.

Nun ist der Versailler Vertrag sicherlich ein schlechter Vertrag, der einen wahren Frieden nicht eingeleitet hat und durch die Ausbeutung der Besiegten am Ende auch die Sieger schädigt. Darüber Aufklärung zu verbreiten, ist ohne Zweifel verdienstvoll und begrüßenswert. Vielleicht kann man so dazu beitragen, dem Ausland die Notwendigkeit einer Revision im eignen Interesse darzulegen. Und dem deutschen Publikum immer wieder sinnfällig zu machen, wohin die kaiserliche Militärpolitik geführt hat, ist ein kaum geringeres Verdienst.

Was kann man denn gerechterweise in einer Ausstellung über den Friedensvertrag zeigen? Doch wohl seine Ursachen und seine Folgen. Die Ursachen wären zu erklären durch Bilder aus den zerstörten Gebieten, die militärisch-industriellen Annexionspläne, die Zahlen der deportierten Belgier und der durch Torpedierungen und ebenso sinnlose Luftangriffe ermordeten Nichtkämpfer. Die Folgen durch Bilder des deutschen Elends, die Zahlen der Toten, Verstümmelten und Unterernährten, die Berechnungen über die Arbeitslosigkeit bei den Siegern und die Teuerung bei den Besiegten. O, es gibt schon eine Menge Material, das eine Kulturliga über den Friedensvertrag vorlegen kann.

Die Herrschaften von der Liga für die deutsche Kultur sind andrer Ansicht. Nichts von alledem ist in ihrer Ausstellung zu sehen. Statt dessen wird durch graphische Darstellungen gezeigt, wie wenig Kriegsschiffe und Flugapparate Deutschland hat, und wie viele die Andern haben. Auf Landkarten ist eingezeichnet, wie sehr die Armeen der Nachbarstaaten dem deutschen Hunderttausendmann-Heer überlegen sind. Es wird einem zu Gemüte geführt, wie viele Kolonien und Rohstoffe wir verloren haben, und für die Schwächern sind auch noch Führungen und Vorträge da.

Es ist wahrhaftig eine Kulturausstellung! Wilhelm hätte sie mit einer Rede eröffnen können. Der Erfolg ist gesichert. Unter dem Druck dieses Materials (Material ist immer erdrückend) werden uns die Franzosen schleunigst die beschlagnahmten Waffen wiedergeben, die Engländer und Amerikaner werden die Beschlüsse von Washington rückgängig machen, die Brandbomben und Gasgranaten werden aus der Asche der Vernichtung erstehen, Tirpitz wird ein neues Wettrüsten einleiten, Seeckt mit seiner Felddienstordnung losmarschieren, und zuguterletzt wird dann die Welt doch noch am Wesen der Liga für die deutsche Kultur genesen.

Wie wärs zur Entschädigung mit einer Ausstellung: Deutschland und seine Justiz? Man

könnte dort einen höchst lehrreichen Tarif aufstellen, wieviel die Beschmutzung einer roten, einer schwarz-rot-goldenen und einer schwarz-weiß-roten Fahne kostet. Vergleichstabellen von Urteilen gegen Republikaner und Monarchisten wären sehr interessant, und auch die Erschießungen auf der Flucht und die Notwehrakte vom Typ Kähne ließen sich zu wundervollen graphischen Darstellungen verarbeiten. Das wäre nicht nur anständiger, sondern auch nützlicher, als den Chauvins jenseits der Grenzen Anschauungsunterricht zum Hetzen zu erteilen.

Aber was geht das die Liga für die deutsche Kultur an? Ihre Hintermänner wissen schon, was sie wollen. Man kann es in den Richtlinien des ‚Bundes der Aufrechten' nachlesen. Unehrlicher und unaufrichtiger verfolgen sie das gleiche Ziel. Feinde der Republik sind sie alle, die für die Monarchie mit Worten und Taten arbeiten. Und die Republik? Hanns-Erich Kaminski

Der blaue Vogel

Es ist stippevoll, die Leute sitzen in Logen und an langen Tischen eng zusammengedrückt — niemals wäre dergleichen reibungslos mit Deutschen zu erzielen. („Alaum Se mah!") Nur ein paar berliner Barfürsten haben einen Rauchrock an. Der kleine Vorhang teilt sich — Herr Jushnij tritt herfür.

Er sieht aus wie ein sehr kluger hochbeiniger Vogel. Er hat gefährlich kluge, dunkle Augen, eine durchdringende Stimme. Er macht ein entzückendes deutschähnliches Geräusch. Er haranguiert sein Publikum, reibt die schlanken Hände, ist immer überlegen und hat so viel Witz, Takt, Delikatesse und Geschmack —! Wo bleiben unsre bestenfalls literarisch verwanzten Contenders? „Auf Wiedersehn!" sagt Herr Jushnij. Denn so viel Deutsch kann er schon. Und es fängt an.

Um es gleich zu sagen: es ist Keiner da, der etwa Ueberragendes könnte. Es sind sogar Einige da, die weniger als mäßiger Durchschnitt sind. Aber so darf die Angelegenheit nicht angesehen werden. Die Berliner, die sofort, cash down on the table, augenblicks für ihr Geld Pointe, Frauen und Kostüme haben wollen, werden kaum begreifen, wenn man ihnen sagt, daß das hier der Exponent einer fertigen, feinsten Kultur ist, und daß noch niemals in Deutschland ein Cabaret so unter der Fuchtel eines gebildeten Despoten — eben des Herrn Jushnij — gestanden hat. Die Nummern sind nicht Nummern an sich — aber alle zusammen sind bestes Cabaret. (Mit Ausnahme einer Tänzerin fällt nichts ab.) Triumphe feiern der Maler, die Maler, die Malerin: Chudjakow und Tschelischtschew und Boguslavskaja. Das haben wir noch niemals gesehen. (Und man denke: den ganzen Abend lang nicht eine Zote!)

Sie singen russische Lieder, Figuren und Prospekt sind gemalt, nur die Köpfe sind lebendig — welch eine witzige Vereinigung von bunten Bauernfarben und lustigem, neuem, russischem Expressionismus, für diesen Zweck erfunden! (Bei uns wäre das Zurückgreifen auf Ländliches deutsch-national oder kitschig — bei ihnen ist es selbstverständlich.)

Ein großes Sopha füllt die Bühne, kleine Pritzelpuppen singen, Kissen werden lebendig — wie wenig aufdringlich, mit welch anmutiger Leichtigkeit ist das alles gemacht! und keinen Augenblick kitschig, keinen Augenblick kunstgewerblich, ohne alle Prätension! ‚Bei den Zigeunern'. Reinhardt zeigte das von Jahren im ‚Lebenden Leichnam' — seine Frauenstimmen waren viel schöner; wenn so ein Alt einsetzte, kamen einem die Tränen. Aber hier springt die Liebe zum alten Moskau über die Rampe hin und zurück. ein Raunen geht durch

das Publikum, sie erkennen wieder: Ja, so war es! Dieser Kaufmann und sein Gehilfe und die Vorsänger — ja, ja!

Drei Nummern aber sind da, die uneingeschränkt zu bewundern sind. Peccavimus: ein Ton, und wir stehen wie im Hemde.

Das kann hier Keiner. Da ist erstens ein Lied russischer Fabrikarbeiter: wie da die strohdumme Trine Nüsse knackt, mechanisch tanzt, jeden Vers mit einem kleinen „Hu!" beschließt, wie ihr dicker Partner sich nur grade so viel bewegt, wie es die Zeremonie erfordert — das ist nun zum Entzücken gar. Und da ist zweitens ein lebendes Bild für das altfranzösische Lied: „Le roi a fait battre tambour", das sie russisch singen: kennt ihr Dorés Bilder zu den ‚Contes drôlatiques' von Balzac? Das ins Offenbachsche übersteigert, toll gewordenes Mittelalter — ein famoses Bild! Und dann, und dann . . .

Ja, George Grosz — das sollten Sie sich ansehen. Denn das kann Keiner aus Ihrem Kreis: so den Irrsinn der großen Stadt zu verspotten, ihn so zum Einzelschicksal in Parallele zu setzen! ‚Time is money' heißt dieses Wunder. Liebestragödie eines Großindustriellen Mr. Ford und einer großen Confektioneuse, Mrs. Boden. Den altgriechischen Chor bilden Sandwichmen- und Schaufensterpuppen. Und wenn der Chansonnier dazu singt: Mr. Ford — dann setzen sich die Sandwichmen in Bewegung und singen ein Gebet: „Mr. Ford — Maccaroni-Großexport . . ." Und wenn er sagt: Mrs. Boden — dann flirren die Wachspuppen: „Mrs. Boden — Atelier Pariser Moden . . ." Und verdammt will ich sein, wenn man von diesem Rhythmus nicht träumt. Er ist ganz unvergeßlich. Schüsse fallen, die marionettenhaft Liebenden gehen mit Tode ab und kommen ein bißchen wieder, aber der Chor singt: „Maccaroni Großexport . ."
Voilà Dada.

Das war noch gar nicht da. Und man fühlte sich zuhause in der Fremde, und alle Frauen sahen aus wie Du: weich, mit halbgeöffnetem Mund und jener kleinen Kugelnase, auf die man unbedingt einen Kuß setzen muß. Du warst nicht da. Aber Dein ganzes Land war da und sein Geschmack und seine Lebensluft, sein unerschöpflicher Reichtum und seine einzigartige Kultur.

Peter Panter

Der Mucker

Ein neues Genus, ein Versuchstier, der Effekt einer Vivisektion, bei der nicht kastriert, sondern nur unterbunden wurde, und bei dem die Lüsternheit bald zu Kopf steigt, dessen Blick, Rede, Gewohnheit, Denken, transzendentale Erhebung, alles diesen kranken Lichtsaft einer molkigen Stockung zeigt, anatomisch betrachtet eine Form von situs transversus, wobei die Testikel in der Hirnschale, das cerebrum in der Bauchgegend zu liegen kommt, der Samenkoller beim Pferd menschlich gewendet, eine neue Spezies, die entkräftigend, verschleimend und ölig auf ihre Umgebung wirkt, mit einem Wort: ein scheusäliges Experiment und eine Gefahr für die Menschheit.

Oskar Panizza

Liebe Weltbühne!

Wilhelm, weiland Kronprinz des weiland (?) deutschen Kaiserreiches sieht vor dem Kriege in Berlin ‚Richard den Dritten' mit Wegener. In der Pause fragt der Adjutant den Abend-Regisseur: „Aeh, Hoheit müssen in einer halben Stunde zum Bahnhof — Zug geht nach Danzig. Kommen jetzt noch große Szenen von Wegener?" Der Abend-Regisseur erwidert, Herr Wegener habe erst gegen Ende des Stückes die stärksten Szenen. Der Andre blitzt mit den Augen: „Sehr schade. Aber sagen Sie, mein Verehrter: kann man nicht die letzten Szenen zuerst spielen, damit sie Hoheit noch sehen kann?"

Antworten

Wissensdurstiger. Nein. Geßler ist nicht Reichswehrminister der Republik. Er darf sich das Gehalt für eine Tätigkeit abholen, die darin besteht, daß er von den drei Imperativen, mit deren Verkündigung Grillparzers Medea ihre dramatische Existenz beschließt den mittlern befolgt. Papa war Wachtmeister. Der Sohn ist ein gutartiger Unteroffizier mittlerer Qualität.

Ignaz Wrobel. Sie glauben doch nicht, daß solch eine Tatsache die weiland Offiziere nachdenklich macht? Vor dem Schöffengericht zu Heidelberg ist kürzlich darüber verhandelt worden, ob der frühere Gouverneur von Metz, v. Oven, aus der staatlichen Konservenfabrik in Metz Konserven bezogen und weiterverkauft hat; ob er von der staatlichen Lebensmittelstelle Lebensmittel bezogen und weiterverkauft hat; ob er in der Heimat Gold und Silber aufgekauft und gehandelt hat; ob er Möbel gestohlen hat. Das ist selbstverständlich nicht gegen v. Oven als Angeklagten verhandelt worden, sondern in einem Beleidigungsprozeß gegen einen Arzt, der bei einer vertraulichen Zusammenkunft elsaß-lothringischer Flüchtlinge diese Behauptungen aufgestellt hat. Und wenn Sie dreitausend solcher Fälle brächten: Sie dürfen niemals „verallgemeinern".

Republikaner. Ein Freiherr von Freytagh-Loringhoven schreibt: „Niemand vermag vorher zu sagen, wie lange wir unter der Republik werden leben müssen. Solange sie aber währt, muß dafür gesorgt werden, daß verfassungsmäßige Zustände herrschen." Also dafür, daß solchen Professoren, die ihr Lehramt dazu mißbrauchen, zwinkernd den Hochverrat zu prophezeien und sich über einen Staat lustig zu machen, der sie streichelt, wenn sie spucken, Titel und Gehälter aberkannt werden.

Germanist. Carl Sternheim wird langsam, oder schon nicht mehr langsam, eine der unerfreulichsten Erscheinungen dieser Zeit. Selbst sein alter Anhänger Franz Blei wird „mißtrauisch gemacht von der heftigen Reklame, die Sternheim in allerlei Pamphleten und Artikeln für sich und sein Theater macht, wie sehr es nämlich up to date, sozialistisch und antibürgerlich und weiß Gott was noch alles sei — fühlt er, daß er einem das alles einreden muß, weil es faktisch nicht stimmt? . . . Sternheims größte Verehrung gilt einem hohen Adel. Tritt ein Prinz auf, spürt man sein Erschauern, und er tut poetisch, was er nur kann, den Prinzen zu vergolden. Seine nächste Liebe gilt dem Bürger, dem Bourgeois besser . . . Und nichts ist diesem neuern Bürgertot widerlicher als der ihm ganz unbekannte Proletarier, den er nur als einen kennt, der ihm ans Portemonnaie will . . . In seinen letzten Broschüren, die so radikal Gespenster umbringen, hat Sternheim das alte Schlagwort des Bürgerkönigs Louis Philippe aufgegriffen und vernichtet damit alles, was ihm in den Weg kommt. Er will es nicht merken machen, daß er, grade er der Juste-Milieu-Dramatiker ist wie kein andrer . . . Sternheim macht seit dem Kriege, der ihn schrecklich verärgert hat, weil man immer von Hindenburg und nicht von Sternheim sprach, sehr drollige Anstrengungen, sich den Deutschen, und zumal den USP-Deutschen, als einen radikalen Sozialisten einzureden, der es immer schon gesagt habe. Er hat das begreifliche Bedürfnis, sich ein denkerisches, ein politisches Profil zu geben, das er nie besaß. ‚Man kann schon wieder mit Frankreich verkehren', sagte mir Sternheim Frühjahr 1920. Auf meine überhörte Bemerkung, daß es seine Peinlichkeiten haben müsse, fuhr er fort, den Verkehr, seinen Verkehr erklärend: ‚Ich habe gestern zwei gute Hypotheken nach Frankreich vergeben.' Mir scheint dieses Geschäft besser Sternheims Weltbild zu bestimmen als sein Jerichoblasen gegen das Juste Milieu in allen Lebensäußerungen seit Shakespeare." Ja, was soll er

denn machen, der arme Mann, wo der deutsche Tantiemenstrom für ihn ausgetrocknet ist? Sich vielleicht Hypotheken in Mark suchen, die ja doch immer tiefer fallen muß, wenn ein Dramatiker dieses Ranges nur noch vom Schiller-Theater gespielt wird? Keine Ungerechtigkeit! Nicht nur die Liebe geht durch den Magen: auch die Gesinnung.

Student. An der Begünstigung des Kapp-Putsches auf der berliner Universität nahmen teil: Herr Eduard Meyer, Herr Zumbroich und Herr Biertimpel. Jeder bekam seine Belohnung: Herr Meyer blieb Rektor, Herr Zumbroich machte Karriere, und Herr Biertimpel, der Gelder unterschlagen hatte, blieb von der Strafe befreit, weil die Beweise mitsamt den Geldern verschwunden waren. Auf der berliner Universität erhalten die Richter des Jahres 1940 ihre Ausbildung.

Geschäftliche Mitteilungen

Einem dringenden Bedürfnisse nachkommend, bringt der Verleger von Rabindranath Tagores Werken in aller Kürze eine Gesamtausgabe seiner Werke. Alle maßgebenden Persönlichkeiten haben sich nur lobend über diese Werke ausgesprochen. U. a. würdigt Graf Hermann Keyserling dieselben mit folgenden Worten: „Was der große indische Dichter und Weise bedeutet, weiß die Welt. Noch keiner hat zu Lebzeiten gleich weit verbreiteten Ruhm und so allgemeine Verehrung genossen . . . Auf Tagores Stimme hört die ganze Welt. In allen Erdteilen wird er gleichmäßig verehrt." Wir machen unsre Leser auf das Inserat in der heutigen Nummer der Buchhandlung Karl Block, Berlin SW. 68, Kochstraße 9, aufmerksam, welche die Anschaffung dieser Gesamtausgabe durch Gewährung bequemer Monatszahlungen erleichtert.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVIII. Jahrgang 30. März 1922 Nummer 13

Die Erdolchten von Ignaz Wrobel

> Seliger ist zu beschreiben Melusinam, denn zu beschreiben Reuterey und Artilerey. Paracelsus

> Während der Einquartierung unterhielten sich einmal einige preußische Offziere in einem Weinhaus Weimars über die Wohnungen, die sie gefunden hatten. Ein alter, dickbäuchiger Major sagte: „Ich stehe da bei einem gewissen Gothe oder Goethe — weiß der Teufel, wie der Kerl heißt." Man machte ihn aufmerksam, es sei der berühmte Dichter Goethe, wo er stehe, da antwortee er: „Kann sein, jaja, nunu, das kann wohl sein, ich habe dem Kerl auf den Zahn gefühlt, und er scheint mir Mucken im Kopfe zu haben." Jakob Wassermann nach Vehse

Die ‚Weltbühne' ist eines der ersten Blätter gewesen, die den deutschen Offiziersgeist, diese Mischung aus Brutalität, Stumpfsinn, Ueberhebung und Mangel an Zivilcourage, systematisch bekämpft haben. Sie hat sich dabei nicht durch die beschwörenden Gesten demokratischer Bürgersleute beirren lassen: es sei doch Alles „nicht so schlimm gewesen", man dürfe nicht „verallgemeinern", und wie diese sanften Weisen eines in seinem Schlummer gestörten Nachtmützenträgers sonst noch heißen mögen. Die bis zum Schwachsinn wiederholte Phrase von der „Verallgemeinerung" basiert auf einer soziologischen Erkenntnislosigkeit, wie sie bei lobenden Anmerkungen über eine Kollektivität selten zu treffen ist.

Werturteile über eine Gruppe sind, vom einzelnen Individuum aus gesehen, niemals ganz scharf, weil besonders heute das Individuum nicht nur Produkt und Angehöriger einer einzelnen Gruppe ist. Das Urteil wird immer nur insoweit richtig sein, als das Individuum sich der Gruppe zur Verfügung gestellt hat: also immer nur für eine Spanne Zeit in seinem Leben oder für eine Quantität psychischer Energie oder für einen Teilbezirk seines Denkens. Es gibt wohl kaum einen Menschen, der nur und ausschließlich Offizier wäre; er ist auch noch Familienvater, Schachfreund, Angehöriger einer Religionssekte und Mitglied einer Finanzgenossenschaft. Das Urteil über seinen Stand muß ihn ungerecht dünken, weil er es instinktiv auf seine ganze Persönlichkeit statt auf den Gruppenbestandteil bezieht.

Der Geist des deutschen Offiziercorps schwebt nicht in der Luft; Substrat und Träger sind die Angehörigen dieser Kaste, die ihn durch Erziehung, Ueberredung, Beispiel und Druck von Generation zu Generation verpflanzt haben. Die Behauptung, die deutschen Offiziere taugten nichts, ist falsch, wenn man die einzelnen Personen Mann für Mann betrachtet; sie ist richtig, wenn man sie ansieht, soweit sie Offiziere sind.

Das Verhalten des deutschen Offiziercorps im Kriege ist hier genealogisch und an Beispielen mit dem Resultat aufgezeigt worden, daß sich ein Teil des Volkes hinter die Kaste und ihre Dienstvorschriften versteckt hat, um einen sonst strafbaren und stets auf der Lauer liegenden Sadismus ungehindert an Landsleuten und Fremden austoben lassen zu können. Kein Einwand,

daß es ihnen selbst nicht zum Bewußtsein gekommen sei. Kein Einwand, daß es eine Anzahl menschlich anständiger Offiziere gegeben hat, die das Kunststück fertig bekamen, die Anforderungen der Humanität und ihrer Kaste wenigstens einigermaßen in Einklang zu bringen — sehr beliebt waren diese Männer im Offiziercorps nicht, und es ist sehr wahrscheinlich, daß in ihrer Conduite die Note „mangelnde Energie" gestanden hat.

Das Verhalten der deutschen Offiziere nach dem Kriege hat uns in einer Weise recht gegeben, wie man es nie für möglich gehalten hätte. Die Mörderliste E. J. Gumbels (‚Zwei Jahre Mord'; vierte, nochmals vermehrte Auflage, fortgeführt bis Erzberger), diese Liste wimmelt von Offizierschargen; es gibt kaum einen politischen Mord, begangen von rechts, in dem nicht Offiziere ihre Hände gehabt hätten: Liebknecht, Luxemburg, Eisner, Jogiches, Dorrenbach, Landauer, Futran, Schottlaender, Erzberger und viele Andre sind von Offizieren oder auf deren Geheiß ermordet, zerstampft, gelyncht, zerprügelt und zerschlagen worden. Alles, was nach dem Zusammenbruch ins Land zurückströmte, ließ die strategisch leicht angebuffte Tapferkeit an den wehrlosen Landsleuten aus. Jedes Wort unsrer aufklärenden Aufsätze ist von diesen Menschen mit Blut, mit edelstem deutschen Blut unterstrichen worden. Und im Verhalten der Kaste zu den Untaten der Einzelnen liegt unser Hauptargument.

Einer Kaste kann die Verantwortung für die Untaten ihrer Angehörigen nicht ohne weiteres aufgebürdet werden. In dem Augenblick aber, wo die Kaste stillschweigend oder laut diese Untaten billigt, erklärt sie sich mit den Verbrechern solidarisch und darf nunmehr angefaßt werden, als habe sie selbst gesündigt. Der General, der am Tag der Ermordung Erzbergers telephonisch in Berlin erklärt hat: „Gottseidank, daß das Schwein tot ist! Da hol ich mir eine ordentliche Pulle Wein aus dem Keller!" hat nur zum Ausdruck gebracht, was die überwiegende Mehrheit dieser gewalttätigen, im Lande herumlungernden, stets auf Hochverrat sinnenden Landsknechtsnaturen darüber denkt. In unzähligen Zeitungsartikeln, in Reden und Kundgebungen einer gewissen Schicht Offiziere ist der politische Mord als erstes und letztes Mittel verherrlicht worden — ein Beweis für die sittliche Verrohung dieser Kreise und für ihre geistige Ohnmacht.

Worauf sich diese Kaste so viel eingebildet hat, ist völlig unerklärlich. Ihre wenigen Tugenden sind mit der Unzahl ihrer Laster untrennbar verknüpft, und ihre eigentlichen fachlichen Leistungen werden von den Sachverständigen, die nicht bei dem Reklamedeutschen Stegemann und bei Dietrich Schaefer in die Schule gegangen sind, sehr verschieden beurteilt: das Schuhwerk der deutschen Mannschaften war unpraktisch und taugte nicht viel, und es ist nicht wahr, daß in der Armee vorbildlich für die ganze Welt geschossen und geritten wurde.

Die unsägliche Gemeinheit der Telephongenerale, ihre Fehler der Kohlrübenheimat aufzubürden, wird noch verstärkt durch die persönliche Verlogenheit der Legendenträger, von denen nachweislich keiner eine revolutionäre Propaganda großen Stils im Heere gesehen hat und gesehen haben kann: denn es hat sie nicht

gegeben. Sie haben sich einen Bubu erfunden — aber sie sind es selbst gewesen. Viel wichtiger erscheint mir die kulturelle Gefährlichkeit, veraltete und verrottete Grundsätze des Offiziercorps ins Zivil zu pflanzen.

Briefe, Unterhaltungen, Reisen haben mir den Beweis geliefert, daß eine deutsche Offiziersdämmerung hereingebrochen ist. Es gibt doch schon ganz weite Volkskreise, gemäßigt gesinnte Männer, Familien, alleinstehende Frauen und Mütter, politisch sonst wenig interessierte Menschen, die sich heute über den Geist des deutschen Offiziercorps klar sind und unverhohlen darüber sprechen. Daß an den Universitäten ein organisiertes Rowdytum auf gut marburgisch den Deserteuren Lindström und Wilhelm nacheifert und eine Gesinnung pflegt, die gegen Hutten und Schopenhauer gehalten so undeutsch wie möglich und so kassubisch wie möglich ist — das ändert nichts an der Tatsache, daß eine breite Schicht des Bürgertums und fast die gesamte Arbeiterschaft den deutschen Offiziersstand heute richtig beurteilt.

Wir haben das Unsre dazu getan. Das habe ich immer mit Freuden feststellen können. Aber wie sehr wir ihnen geschadet haben, das habe ich erst aus einem kleinen Buche ersehen, das in dem bekannten annexionistischen Verlag J. F. Lehmann zu München erschienen ist: ‚Die Offiziershetze als politisches Kampfmittel und Kulturerscheinung'. Der Preis des Buches ist 25 Mark; der Verlag oder die dahinterstehende Interessentengruppe haben sichs also was kosten lassen. Der Verfasser, anscheinend ein beim Journalismus untergekrochener Offizier, heißt G. A. Boehm.

Das Buch wimmelt von Unsorgfältigkeiten und falschen Angaben: mich identifiziert der Verfasser mit dem „Sanften Heinrich" des ‚Ulk', mit Walter Rilla, mit Erich Kuttner — sein Stilgefühl erlaubt ihm nicht, so verschiedenartige Schreibweisen auseinanderzuhalten; unsern urevangelischen Hans Siemsen hält er für einen verkappten „Simonsohn"; George Grosz ist ihm ein newyorker Jude — kurz: Bartels; worunter ich jene dem deutschen Stammtischler eigentümliche Kombination von Unbildung und Leichtfertigkeit verstanden haben möchte. Mit persönlicher Polemik wollen wir uns hier nicht lange abgeben, schon, weil auf der andern Seite keine Person, sondern nur zwei Achselstücke stehen; wer hat die Zeit, solch einem lallenden Stück Unglück klar zu machen, daß ein Buchtitel Peter Panters: ‚Träumereien an preußischen Kaminen' dem alten Kitschbuch ironisch nachgebildet ist, daß man sehr wohl schlecht stilisierte Regimentsbefehle verfassen kann, ohne deshalb einwandfreies Deutsch zu verstehen — damit wollen wir uns hier nicht aufhalten.

Für das Niveau dieser Gruppe ist immer wieder bezeichnend, wie unbegreiflich für sie ist, daß ein Schriftsteller diese schwerwiegenden Angriffe gegen sie aus sachlichen Gründen unternimmt. Getreu dem Wort des Geheimrats Krüger: „Bolschewismus ist Alles, was einem nicht paßt", krempelt dieser Provinzjournalist, der vor der Front eine ganz gute Figur gemacht haben mag, sachliche Darlegungen in einen tendenziösen Feldzug um und sieht, zusammengeduckt unter den Prügeln, die er von uns

bezogen hat, viele schöne außerhalb der Sache liegende Zwecke: Bolschewismus, Vernichtung der deutschen Führerschaft, Zerstörung des Reichs und ähnliche Dinge.

Man kann in Gruppenkolonnen und großen Verbänden systematisch denken und doch logisch traurig versagen. Vor dem Spektakel gegen das „Winkelblättchen” ‚Weltbühne', dem er eine Schrift widmet, das er auf den 110 Seiten dieser Schrift 43mal vornimmt, gegen das er entkräftete Verleumdungen von neuem vorbringt — vor diesem lustigen Spektakel gibt der wackere Kumpaneiführer Alles, Alles zu, was wir an den Offizieren getadelt haben:

> Ein Fehler war während des Krieges die Ernennung zu vieler junger unreifer Leute zu Offizieren, unter Zurücksetzung bewährter Unteroffiziere und Mannschaften „wegen nicht ausreichender wissenschaftlicher Bildung”.
>
> Ein weiterer Fehler war die zu weit gehende Wiedereinstellung von solchen ehemaligen Offizieren, die wegen ungenügender Leistungen oder sonst auf wenig rühmliche Weise abgegangen waren und nun die alte Unfähigkeit oder Minderwertigkeit aufs neue bewiesen und wiederum entgleisten.
>
> Berechtigt sind ferner manche Klagen über unwürdige Lebensführung einzelner Offiziere, besonders in Etappe und Heimat, zu üppige Lebensweise bei einzelnen hohen Stäben, zu reiche Lebensmittelsendungen nach der Heimat, unter selbstsüchtiger Ausnutzung besonderer Dienststellungen, Ungerechtigkeiten im Auszeichnungsverfahren und veraltetes Beschwerderecht.
>
> Es kann auch nicht zweifelhaft sein, daß das Offiziercorps der Vorkriegszeit zu wenig Fühlung mit dem Bürgertum hatte, und daß es zu geringen Anteil an den geistigen Strömungen der Zeit nahm.
>
> Auch im Offiziercorps hatte ein unerfreulicher Menschentypus der Neuzeit, der „Gent”, der vom „Gentleman” nur die Außenseite kopiert, seinen Einzug gehalten.
>
> Ein andrer Typus ist der „Gamaschenknopf”, der die Mahnung des Alten Fritz: „Soignez les détails” in seinem Eifer ins Unsinnige verkehrte und nur noch an das Kleinste und Allerkleinste dachte.
>
> Kurz vor dem Kriege warf plötzlich der Zabernprozeß ein unheimliches Licht auf die Kluft, die zwischen dem Offiziercorps und einem Teil des deutschen Volkes gähnte.
>
> Die Beurteilung der für den (gesellschaftlichen) Verkehr geeigneten Persönlichkeiten erfolgte zu sehr nach äußern Rücksichten.
>
> Die Jagd nach Geld und Genuß, das Einheiraten in noch dazu häufig international gesinnte Finanzkreise und, als Folge davon, eine übertrieben luxuriöse Lebensführung haben manchen ursprünglich einfachen und braven Offizier verdorben.

Das Alles zuzugeben und dann zu behaupten, der Kern einer solchen Kaste sei gesund gewesen: das bekommt nur Jemand fertig, der einen Dienstbefehl als der Weisheit letzten Schluß ansieht. Das ganze wilhelminische Deutschland trompetet in diesem Buche. „Wir folgten”, so der Herr Hauptmann, „den fliegenden Kaiseradlern der deutschen Heere”. Das ist ein Druckfehler: es muß „fliehenden” heißen. Der Rest ist Amerongen.

Die kindlichsten Aufsätze der Deutschen Tageszeitung werden aufgewärmt. „Also heraus mit Namen, Daten, Truppenteil, damit die Fälle geklärt werden und die Beschuldigten Gelegenheit haben, sich zu äußern.” Diese Aeußerungen kennen wir. Als ob es statt dieser Flut von Ausreden nicht darauf ankäme, den

Typus zu charakterisieren, der sich am besten aus dem heillosen Erstaunen einer Truppe ergab, wenn der neue Kompagnieführer kein „gemeiner Kerl" war! Als ob es nicht darauf ankäme, die Kaste und ihr unheilvolles politisches Wirken als Ganzes zu fassen, als ein Ganzes, das ebenso gefährlich wie frech war! Ueber mich läßt das Deutsche Offiziersblatt verlauten: „Ihm sind offenbar die Offiziere noch nicht zahlreich genug, die in den Revolutionskämpfen ihr Leben gelassen haben." Ich bedaure jeden Toten; aber ich muß daran erinnern, daß man sie nicht zuerst angegriffen hat, daß von den Offizieren die schlimmsten Uebergriffe erfolgt, und daß sie alle für ihre eigne Sache gefallen sind: für die Verewigung eines Landknechttums, das sich Selbstzweck ist und in einer friedlichen Welt seinen Untergang vor Augen sieht. Was die Uebergriffe angeht, sagt Herr Boehm: „Ganz planmäßig wurde von bedauerlichen Einzelvorkommnissen auf die Allgemeinheit geschlossen." Die bedauerlichen Einzelvorkommnisse liegen, dreihundert und noch mehr Mann, ungesühnt unter der Erde.

Bewiesen sei nichts? Aber wenn wir beweisen, dann schreit das Deutsche Offiziersblatt von „etwaigen Meldungen dunkler Ehrenmänner", von Denunziantentum — und wenn der ‚Vorwärts' die unglaublichen Speisefolgen der armen Armeeoberkommandos veröffentlicht, Menus, in denen tausende von Eiern vergeudet wurden, während die Kinder und Frauen in der Heimat vergessen hatten, wie so ein Nahrungsmittel aussah, dann hat das schwarz-weiß-rote Papier weiter nichts dazu zu sagen als: „Gewiß wäre es besser gewesen, wenn frühzeitig darauf verzichtet worden wäre, einen Zuschnitt der Lebensführung beizubehalten, der für die Allgemeinheit des Heeres nicht in Frage kam." Und dahinter natürlich die kasinodumme Retourkutsche, wo denn die Redakteure des ‚Vorwärts' im Kriege gewesen seien.

Meinetwegen hinter der Front. Denn man hatte sie zu einem Dienst gepreßt, den nicht sie sich, wie Jene, als Beruf erwählt hatten, und die jammervolle Gedankenführung von der Notwendigkeit, daß sich die hohen Kommandostäbe weit hinter der Front befanden, mag im vaterländischen Unterricht die Problematik des modernen Krieges gelöst haben, die darin bestand, daß Achilles wie ein Kommerzienrat am Schreibtisch saß und der letzte Packknecht das tat, was einst Hektor getan hatte: kämpfen. Die menschliche Rückwirkung dieser technischen Anomalie kann nur ein Kasinohirn leugnen.

Ueber Ludendorff sind die Akten geschlossen. Sein ‚Selbstporträt' von Hans Delbrück hat von dem Mann heruntergerissen, was an geklebtem und gepumptem Ruhm noch auf ihm war; wenn der Buchschreiber von ihm sagt, Angriffe gegen seine Person seien ihm verhältnismäßig gleichgültig, so glaube ich das schon deshalb, weil sichs ja nicht um Angriffe wie die der Offiziere gegen Eisner oder Erzberger handelt, sondern um gedrucktes Papier, und vor dem flieht man nicht nach Schweden. Hindenburg ist in der ersten Zeit nach der Revolution besser weggekommen, weil er sich bescheiden und zurückhaltend, wie es einem geschlagenen Feldherrn geziemt, im Hintergrunde gehal-

ten hatte. Seit er mit Hakenkreuz und belanglosen Unrichtigkeiten umherfuchtelt, muß man auch bei ihm vergessen, daß er graue Haare hat. Ein ehrwürdiger Greis, der die gefallenen jüdischen Soldaten beschimpft, ist keiner.

Wenn sich der Verfasser der Broschüre nicht grade über mich ärgern muß, dann bemüht er sich, den hohen Kulturstand der Offiziere darzutun. Du lieber Himmel! Aus dem nicht im Handel befindlichen Kriegstagebuch eines Gardehauptmanns, mit dem wir hier nächstens Schlitten fahren werden, lassen sich Perlen über die Denkweise dieser Offiziere sammeln. „Ich fragte einen Gefangenen, wie sie zu der Frechheit kämen, die kaiserliche Garde anzugreifen.” Man stelle sich das Bild vor: der eine Kriegsmann fragt den andern von der Gegenseite, wie er sich erlauben könne, zu schießen! Der Franzose gab dem Mann die einzig richtige Antwort: „Ce n'est pas ma faute, monsieur!” sagte er. Und wenn der Buchschreiber die hohen sittlichen Qualitäten der deutschen Offiziere hervorhebt, so ließe sich Schilderung an Schilderung reihen, die das Gegenteil besagen. „Viele ihrer losen Streiche spielten sich unter dem Banner wüster Trunkenheit ab. Da ritten die Offiziere mit Vorliebe auf dem Trottoir und trieben die Arbeiter mit der Reitgerte auf den Straßendamm. In einem ihrer Stammlokale wurde, wenn es besonders hoch hergehen sollte, die Kellnerin Objekt ihrer rohen Späße. Es fing damit an, daß man ihr das Gesicht mit Senf beschmierte; womit es endete, malt keine Phantasie sich aus.” So berichtet Kurt Martens, dem auch Bartels keine jüdische Großmutter anhängen kann, über seine Dienstzeit. Wenn der Hauptmann v. Brandes in seinen ‚Kriegserfahrungen eines Frontoffiziers’ (herausgegeben vom Chef des Generalstabs des Feldheeres) behauptet: „Ich möchte sagen, der moralische Schweinehund erstarkt im Grabenkriege auf Kosten des dahinsiechenden Offensivgeistes”, so ist zu bemerken, daß sich dieses Offiziercorps die größte Zeit seiner Existenz „im Grabenkriege” befunden hat.

Wie es aber mit dem Frühlingserwachen beim Offizier bestellt gewesen ist, das schildert das Büchlein recht romantisch: „Die ersten geheimnisvollen Schauer, die das Erwachen des Geschlechtsgefühls in uns hervorruft, die scheue Bewunderung, mit welcher der heranwachsende Knabe im Mädchen ein Wesen feinerer, zarterer Art erblickt, und in der er — wenn er die Kultur hat, wie ich sie verstehe — niemals wagen würde, es zu berühren . . .” Der erste „Schuß”, den der aktive Offizier in seinem Leben kennen lernte, war bekanntlich das so benannte homosexuelle Verhältnis im Kadettencorps. Und die Auffassung, die im Offiziercorps (und, nach diesem hehren Vorbild, in der Studentenschaft) über die eheringlose Geschlechtlichkeit zuhause war, wird an Brutalität von keinem Negerstamm übertroffen. Ringlos? Die hunderte von vertuschten Eheskandalen in Offizierskreisen lassen dieses Urteil milde erscheinen.

Als Universalmittel, die hinten heruntergerutschte Ehre dieses Corps zu retten, empfiehlt der Verfasser die Privatklage. Triumphierend verkündet er diese oder jene politische Privatmeinung deutscher Richter, gekleidet in die Form von Urteilen, in denen die Verfechter der Wahrheit zu irgendwelchen belang-

losen Strafen verurteilt worden sind. Ein netter Stand, der nötig hat, wie eine vom Flurnachbar beleidigte Gemüsefrau um der „Ehre” willen vor Gericht zu laufen. Damit stimmt auch durchaus überein, das dem Buch, wie ein Reklameschreiben für ein Haarwasser, das Urteil Hindenburgs, eines Offiziers, über das deutsche Offiziercorps beigefügt ist. Und kann ich Ihnen selbes bestens empfehlen . . . Wir danken.

Die politischen Ausführungen des Büchleins halten sich auf ähnlicher Höhe. Daß Professor Nicolai ein Hochverräter ist, steht für das Achselstück fest; dabei hat der Mann mit seiner Entfernung aus Gesinnungsgründen mehr Mut bewiesen als der kaiserliche Ausreißer im Automobil. Und wie sich das Strafrecht in solch einem helmbedeckten Kopf malt, zeigt die Beurteilung des Kapp-Putschs: „Ganz aus dem Häuschen gerieten die Militärfeinde naturgemäß in den Kapp-Tagen. Die Angst vor der Reaktion und dem Wiedererwachen des Nationalgefühls fuhr ihnen mächtig in die Gebeine.” Auf ein Mal heißt nun eines der schwersten Verbrechen, die das Strafgesetzbuch kennt, „Wiedererwachen des Nationalgefühls”, und es ist die einzige Stelle in der ganzen Broschüre, die wirklich wahr ist: so sehen sie aus. Die deutschen Offiziere haben ja damals auch die Unverfrorenheit gehabt, gegen mich die Einleitung eines Strafverfahrens zu probieren, weil ich im ‚Ulk' den uniformierten Hochverrätern einen Klaps versetzt hatte. Sie machten ihr Recht auf Hochverrat geltend. Sie tun es mit allen Mitteln. Sie lesen noch aus Spengler Das heraus, was sie verstehen; es ist nicht viel, aber dafür verstehen sie ihn falsch, weil sie nicht wissen, daß für Spengler Liberalismus eine Weltanschauung ist und keine politische Partei. Die Kurzstirnigkeit dieses Kasinovolks übersteigt alle Satire. Das kann man garnicht erfinden. Eine Reihe spanischer, französischer, englischer Namen versieht der Verfasser mit dem Zusatz „und andre Namen von ähnlicher Klangschönheit”. Es kann eben nicht jeder Tillessen oder Schulz heißen.

Das Buch ist von Gevatter Meier für Gevatter Müller geschrieben und bei Gevatter Lehmann erschienen, und soweit ist alles in Ordnung. Nicht in Ordnung aber ist, daß diese verderbliche Gesinnung heute noch weiter schwärt, und daß immer noch die Kaste jeden Schweinehund deckt und sich wundert, wenn man ihn ihr aufs Konto bucht. Ein Offizier des Reiterregiments Nummer 3 in Rathenow schießt, ganz wie unter Wilhelm, im Caféhausstreit einen Zivilisten tot, und ich weiß bestimmt, daß die anständigen Offiziere, die es ja immerhin auch noch gibt, eine Tat verurteilen, die aus der Gewöhnung entsprungen ist, Gasthausskandale mit den Mitteln eines Zuhälters zu beenden. Kein Wunder, wenn der Vorgesetzte dieses Offiziers, Herr Enkewort, im Hauptausschuß des Reichstags die Feststellung über sich ergehen lassen mußte, daß er Untergebene, die etwas versehen haben, also deutsche Beamte, auf sein Zimmer bestellt, ihnen befiehlt, die Hosen herunterzulassen, und sie eigenhändig verhaut. Eulenburg und Dippold lieblich gepaart.

Selbstverständlich haben diese Männer das Deutschtum monopolisiert und gepachtet. Der Verfasser der kleinen Schrift,

deren Held ich bin, und deren Kasper er ist, zitiert ein paar Mal stolz Schopenhauer. Er hätte ihn nicht zitieren sollen. Denn eben dieser Schopenhauer hat, die Geschichte seines Landes und die Verfassung seiner Umwelt betrachtend, festgestellt: „Die wohlfeilste Art des Stolzes ist der Nationalstolz . . . Der Rang, so wichtig er in den Augen des großen Haufens und der Philister und so groß sein Nutzen im Getriebe der Staatsmaschine sein mag, läßt sich, für unsern Zweck, mit wenigen Worten abfertigen. Es ist ein konventioneller, das heißt: eigentlich ein simulierter Wert: seine Wirkung ist eine simulierte Hochachtung, und das Ganze eine Komödie für den großen Haufen . . . Dieser Wahn bietet allerdings Dem, der die Menschen zu beherrschen oder sonst zu lenken hat, eine bequeme Handhabe dar: weshalb in jeder Art von Menschendressierungskunst die Weisung, das Ehrgefühl rege zu erhalten und zu schärfen, eine Hauptstelle einnimmt.” Und eben dieser Schopenhauer hat über die Offiziere das letzte, das erledigende Wort gesprochen: „Die Gehalte der Zivilbeamten, noch viel mehr aber die der Offziere stehen (von den höchsten Stellen abgesehen) weit unter dem Wert ihrer Leistungen. Zur andern Hälfte werden sie daher mit der Ehre bezahlt. Diese wird zunächst durch Titel und Orden vertreten, im weitern Sinne durch die Standesehre überhaupt”

*

Der Buchverfasser, von Gott und uns geschlagen, dreht sich verwundert fragend um, wer ihm da die Hurratüte über die Ohren getrieben hat. Er klagt über eine „Zeit, in welcher der Deserteur den Frontkämpfer . . . ungestraft verhöhnen darf”, und wenn er damit die Schimpfreden Ludendorffs auf seine Soldaten meint, sind wir durchaus einverstanden.

Aber gegen eins wehren wir uns. „Der Offizier ist selbst heute, so lange überhaupt eine Wehrmacht vorhanden ist, der sichtbarste Vertreter des deutschen Nationalgefühls.”

Das ist er nicht. Er mag der lauteste, der arroganteste sein: mit dem wahren Deutschland hat er so wenig zu tun wie der Feldwebel oder Wilhelm der Zweite.

Vorbei. Es dämmert in den Köpfen. Ein kleiner Teil der Offiziere, ein großer Teil anständig gesinnter Deutscher rückt von diesem Ungeist wissenschaftlich verbrämter Simpel, von skandalierenden Kulissenreißern, von Freicorpsführern, Totschlägern und geistigen Schädlingen ab. Ihre Zeit ist vorüber.

Auch die Offizierskaste wird sich daran gewöhnen müssen, soziologisch eingegliedert zu werden wie jede andre Gruppe. Sie hat keinen Anspruch, als etwas Besonderes gewertet zu werden, vor allem aber keinen, aus der Untersuchung über die Gesellschaftsstruktur mit Rücksicht auf irgendwelche Standesvorurteile auszuscheiden. Sie ist nicht tabu.

Fürchten die Angehörigen des deutschen Offiziercorps die öffentliche und unbefangene Kritik, so ist das ein Zeichen mehr für ihren Niedergang, für ihre Schwäche.

Die Untersuchung ist erfolgt, und ihre Resultate stehen fest. Und sind in weiteste Kreise gedrungen: Mene mene tekel upharsin. Gewogen, gewogen und zu leicht befunden.

Bulgarien von Hanns-Erich Kaminski

Ein Telegramm meldete die Errichtung einer Militärdiktatur in Bulgarien, und so wurde die politische Welt wieder einmal an die Existenz des Balkan erinnert. Es ist nicht festzustellen, wo diese Nachricht ihren Ursprung hatte; seltsamerweise wurde sie gleichzeitig von verschiedenen Seiten gebracht. So viel ist jedenfalls sicher, daß sie keine Bestätigung gefunden hat. Auch von irgendwelchen Unruhen in Bulgarien kann nicht die Rede sein; im Gegenteil: das unglückliche Land, das durch drei Kriege zermürbt ist, befindet sich in der Konsolidierung, die man ihm gerne gönnt.

Die Regierung Stambulinski hat erst vor kurzem bei den Gemeindewahlen, die in dreitausend Orten stattfanden, einen bedeutenden Erfolg gehabt, und die einzige nennenswerte Oppositionspartei sind die Kommunisten. Für eine Militärdiktatur besteht umso weniger eine Möglichkeit, als die Demobilmachung unter Aufsicht der Entente längst beendigt ist. Bulgarien besitzt nur noch eine Gendarmerie von 6000 Mann, und die militaristischen Tendenzen in diesem Bauernlande sind so schwach, daß, ungeachtet aller Versprechungen, die 30 000 Mann, die für die Armee zugestanden sind, nicht aufgebracht werden konnten.

Vor einigen Wochen gab es in Sofia ein Attentat auf die amerikanische Gesandtschaft, und man glaubte damals Anlaß zu der Auffassung zu haben, daß es sich um ein Werk von agents provocateurs handelte. Es liegt nahe, auch dieses Mal an dunkle Machenschaften zu denken, die den Zweck hätten, Mißtrauen gegen Bulgarien in der Welt hervorzurufen. Die Tatsache, daß die Regierung in Genua die Rückgabe eines der verlorenen Häfen (Dedeagatsch?) beantragen will, läßt den Gedanken an ein Manöver von dritter Seite als nicht ganz unbegründet erscheinen.

Gewiß ist, daß die bulgarischen Großmachtträume ausgeträumt sind, und die Regierung Stambulinski hat offenbar Gefühl für die sozialen Notwendigkeiten. Prononciert reaktionär-militaristische Bestrebungen gibt es allenfalls noch unter einigen Intellektuellen, deren Zahl nicht größer ist als ihr Einfluß. Neuerdings haben sich auch die Kleinbürger und Handwerker in einer besondern Partei zusammengeschlossen, die von der Rechten abgerückt ist, wodurch im Effekt der Einfluß der entscheidenden Bevölkerungsschicht, der Bauern, wieder eine Stärkung erfahren hat.

Diese Angaben verdanke ich großenteils dem Legationssekretär der Bulgarischen Gesandtschaft, Herrn Nikoloff. Ueber den Standpunkt der Regierung Stambulinski, gab mir Herr Nikoloff, der übrigens aus dem Journalismus hervorgegangen ist und noch vor kurzem Chefredakteur der sofioter Zeitung ‚Semledelsko Sasnanie' war, die folgenden Erklärungen:

> Die gegenwärtige Regierung Bulgariens ist aus dem allgemeinen Bauernbund hervorgegangen, zu dem sich die Kleinbauern des Landes vor etwa zweiundzwanzig Jahren zusammengeschlossen haben. Dank dem Umstand, daß Bulgarien ein ausgesprochenes Agrarland ist, dessen Bevölkerung zu 85 Prozent von der Landwirtschaft lebt, und vermöge des festen Klassenbewußtseins des bulgarischen Bauern konnte sich die Bauernorganisation unter einer energischen und zielklaren Führung auch politisch so weit emporarbeiten, daß sie nach dem Friedensschluß mit der Kabinettsbildung betraut wurde.

Das Land befand sich zu jener Zeit in einer trostlosen Lage. Es galt, Wunden zu heilen, ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden und Positives zu schaffen. Die neue Regierung widmete sich einer Reformtätigkeit, die sich hauptsächlich in drei Richtungen entfaltete.

In der auswärtigen Politik erhob und befolgte sie peinlich den Leitsatz: ‚Frieden und Verständigung mit allen Nachbarstaaten'. Ihren guten Willen bewies sie zunächst durch eine korrekte Erfüllung aller Forderungen des Friedensvertrages, das heißt: durch rechtzeitige Ablieferung von Vieh, Eisenbahnmaterial, Kohlen und Waffen an die ehemals feindlichen Nachbarn sowie durch vollständige Auflösung des bulgarischen Heeres.

Zugunsten der Volkswirtschaft, die durch den Krieg beinahe ruiniert war, trat die Regierung mit einer durchgreifenden reformatorischen Gesetzgebung auf. Sie brachte vor allem die Staatsfinanzen allmählich ins Gleichgewicht, sodaß das Defizit im Staatsbudget des Jahres 1919 von 800 Millionen Mark auf etwa 82 Millionen Mark im laufenden Finanzjahr gesunken ist. Ferner wurde die sogenannte allgemeine Arbeitspflicht eingeführt, wonach jeder bulgarische Bürger bestimmte Arbeitsleistungen für den Staatsbedarf unentgeltlich zu entrichten hat Durch andre gesetzgeberische Maßnahmen erhielt auch die Landbesitzfrage eine gerechte Lösung, indem der Grundbesitz auf höchstens 30 Hektar beschränkt wurde. Auch das sogenannte Konsortium — eine Zentralstelle für Einkauf und Export von Getreide — erwies sich als eine fruchtbringende Einrichtung, sowohl für den Staat wie für die Bauern selbst. Schließlich seien noch erwähnt: das Gesetz gegen die Kriegsgewinnler und die erfolgreiche innere Anleihe.

Justiz-

Links

Angeklagter	Delikt	Strafe
Sozialdemokratischer Stadtverordneter Rademacher	Holt vom Parteibureau der DeutschenVolkspartei eine schwarz-weiß-rote Flagge herunter	3 Monate Gefängnis
Klempner Reithöfer	Tippt einem radfahrenden Arbeitswilligen auf die Schulter; das Rad fällt nicht um	3000 Mark Geldstrafe
Kaiser (aus Neviges im Ruhr-Gebiet)	Wird auf dem Wege zu einem Keller gesehen, in dem sich ein Waffenlager befindet	10 Jahre Zuchthaus
Straßenbahnschaffner Müller aus Essen	Unbefugter Waffenbesitz	5 Jahre Zuchthaus
Antonie Stein	Krankenpflegerin bei der Roten Armee	1 Jahr Gefängnis

Das sind einige der Maßnahmen zur Konsolidierung des politischen und wirtschaftlichen Lebens. Außerdem ist die Regierung, wie der Handelminister Radoloff kürzlich erklärte, eifrig am Werke, unter Heranziehung von auswärtigen Kapitalien und technischen Kräften die Ausbeutung der reichen Naturschätze Bulgariens in Angriff zu nehmen.

Nach alledem wäre freilich die Zukunft Bulgariens sehr optimistisch zu bewerten. Wird da nicht auf Flugsand gebaut, so muß sich der Freude Deutschlands über die Aussichten seines weiland Bundesgenossen Bulgarien der Neid gesellen.

Geschichte eines Menschen von Emil Ludwig

Als ich die großen lila Bände von Meier-Graefe im Schaufenster sah, ärgerte mich der Titel ‚Vincent'. Wer ist Vincent? Wäre der Name nicht in dieser Form so selten, man stünde vor einer Charade, die garnicht gemeint ist. Der Mann heißt van Gogh, ebenso wie man ohne Affektation nicht Buonarotti, Peter Paul oder van Rijn sagen könnte

Das Buch entschuldigt diese face d' arriver. Es ist faszinierend und zwar für beide Arten von Lesern: für solche, die gespannt sein wollen, und für die Kenner. Auch der dritte, der nur malerisch Interessierte, bekommt sein Teil nicht allein im Bilderbande — doch daß er Stiefkind bleibt, obwohl der Autor Kunsthistoriker ist: darin liegt die Pointe.

Denn dieser Autor ist von den wenigen in Deutschland, die riskieren, ohne Nummer herumzulaufen: als Historiker der Kunst

Tabelle

Rechts

Angekl agter	Delikt	Strafe
Student Bach Bankbeamter Zenker Kaufmann Haubold	Haben eine schwarz-rotgoldene Fahne vom Tagungsgebäude des Sozialdemokratischen Parteitags in Görlitz heruntergeholt	200 Mark 100 Mark 100 Mark Geldstrafe
Sipo-Beamter Schreiber	Beschlagnahmt unrechtmäßig Zigaretten für 1000 Mark und verkauft sie	3 Monate Gefängnis, bedingte Begnadigung (praktisch: Freispruch)
Erste Strafkammer des Landgerichts Breslau	Widerrechtliche Nötigung im Amt: zwingt Dissidenten zur Ablegung der Eidesformel	Kein Verfahren
Zeitfreiwilliger Hartlinghausen	Erschießt auf Veranlassung eines Herrn v, Puttkamer den unrechtmäßig verhafteten Arbeiter Jahnke	Auf Grund des Amnestiegesetzes Verfahren eingestellt
Redakteur Günther Lehmann	Fordert zur Ermordung H. v. Gerlachs auf	200 Mark Geldstrafe

ist er Dramatiker, als Quasi-Professor Poet, als Kenner wagt ers auch, Dilettant zu sein, und ich wußte von ihm nichts Besseres zu sagen, als daß die Grenze zwischen beiden verschwimmt und hier Einer sich solche Frische und Einfalt erhalten hat, wie sie sonst die Jahrzehnte des Studiums auslöschen.

Diesmal schreibt er den Roman eines Künstlerlebens, paradigmatisch, und versteht, sich die Vision im Schmiedefeuer seiner Hämmer heiß zu halten, während der kalte Blick des Sehenden zugleich die Kraft der Kritik verbürgt. Es gibt ein Fruchteis mit heißer Chocoladen-Sauce: Symbol nachschaffender Darstellung. (Der Fall Aetna oder Kilimandjaro: Gletscher mit eingebautem Vulkan wäre dagegen der Fall Beethoven.)

Dies Formproblem ist gar sehr aktuell, von allen Seiten bosselt man heute daran, die Biographik wieder zur Dichtung zu erheben, als welche sie Plutarch geübt hat. Die Gefahr liegt dabei in jenen erfolgreichen historischen Romanen, die Mangel an Charakterfindung mit Heldennamen zudecken, die durch ihren Klang dem Schwachen so viel leisten müssen, wie die Schönheit der Schauspielerin, die für Mangel an Psychologie aufkommen soll. Flaubert macht eine weithin unbekannt gewesene Dame Salambo mythisch, unsre epischen Historiker verfilmen den weithin bekannten Mythos. Daß es anders geht, beweist auf der einen Seite Döblin, auf der andern Meier-Graefe. Ideal solcher Darstellung wäre, wie ich es vor einem eignen Versuch formulierte, Wahrheit eines Kalenders, Wahrscheinlichkeit eines Romans.

Bei Meier-Graefe ist es da. Daß er seine Ursprünge nicht verleugnet und gelegentlich anmutig aus der Rolle fällt, spricht für seine Natur, und es stört den Fluß kaum, wenn ein paar Seiten kunstkritischer Vergleiche in die Vita van Goghs flattern. Schwieriger scheint die Frage, wann aus unmittelbaren Dokumenten sichtbare Monologe werden dürfen. Regeln sind unsinnig, Jeder wird von einem Fall zum andern als Autor entscheiden, als Leser sich an- oder verschließen. Hier werden die Briefe des Malers in Erzählung aufgelöst, die Bilder dort notwendig gemacht, wo sie entstehen und so und nicht anders werden mußten. Ein Roman, gewiß, aber ein von Gott erfundener, ein schmerzlichst gelebter, innigst bestrebter:

Wie ein Pfarrerssohn, in Holland irgendwo, beim besten Willen, mit reinem Herzen durch bürgerliche Studien und Berufe wandernd, doch immer sich, seine Sendung, seinen Wahnsinn will und den Druck seiner allmählich mächtig schwellenden Visionen erst spät beginnt durch Malen herauszuschleudern. Wie ein Tor vom Leben immerzu geschlagen, von einem guten, dennoch engen Bruder gestützt, von einem andern großen Maler (Gauguin) ermuntert, dennoch nie legitim wird, immer in Armut, immer im Dunkel, immer allein bleibt. Wie diese holde Seele von der gebildeten Cousine abgewiesen, von der dumpfen Kokotte angesteckt, von einer andern im Bordell lachend um ein Ohr gebeten wird, bis ers abschneidet und der Entsetzten schickt, wobei er sein eigner Bote ist. Und wie der Wahnsinn kommt.

Meier-Graefe hat im Tempo der Motorräder — dreißig Erschütterungen auf die Minute — diese Geschichte lebendig, er hat die Briefe überflüssig, die Bilder transparent gemacht. Lange erdachte Gespräche und Monologe beleben die schöne Verwirrung dieser wahren Legende, und so nimmt man auch für wahr, was wahrscheinlich ist. Wie das Alles in einem letzten Dialog am Krankenbette im Irrenhaus endet, wie diese Brüder mit leiser, Fontanescher Ironie einander ihre Rechnungen aufmachen, und wie, wenn diese grausam schöne Geschichte aus ist und man das Buch schließt, leise, um die Begrabnen am Ende nicht zu stören, wie dann Band II daneben liegt und nach der Pause diese strahlenden Symphonien van Goghs kommen, anzuschauen in edlen Blättern: das ist alles Dichtung, aber zugleich ist alles Wahrheit, und deshalb nennen wir dergleichen Geschichte eines Menschen.

Strindberg in Kopenhagen **von Siegfried von Vegesack**

„Es kommt mir vor, als wenn ich im Schlafe ginge, als wenn sich Dichtung und Leben mischten. Ich weiß nicht, ob der ‚Vater' eine Dichtung ist, oder ob das mein Leben war; aber es scheint mir, als wenn dies in einem gegebenen, bald eintretenden Augenblick mir aufgehen wird, und dann stürze ich zusammen, entweder in Wahnsinn mit Gewissensqual, oder in Selbstmord. Durch viel Dichtung ist mein Leben ein Schattenleben geworden. Es kommt mir so vor, als wenn ich nicht mehr auf der Erde ginge, sondern ohne Schwere in einer Atmosphäre nicht von Luft, sondern von Dunkel schwebte. Wenn das Licht in dieses Dunkel fällt, plumpse ich zerschmettert hin! . . . "

Diese Worte schrieb August Strindberg in einem elenden Hotelzimmer von Kopenhagen am zwölften November 1887, zwei Tage vor der Uraufführung seines ‚Vaters', als er nahe daran war, seinem Leben ein Ende zu machen. Der Brief war an Axel Lundegard gerichtet, der den ‚Vater' ins Dänische übersetzt hatte. Lundegard hat kürzlich in einem lesenswerten Buch sehr interessante Briefe Strindbergs im ‚Tidens Forlage' von Stockholm veröffentlicht, Briefe, von denen einige hier zum ersten Mal deutsch mitgeteilt seien. In diesem Abschiedsbrief bittet Strindberg Lundegard unter anderm:

1. Rehabilitiere meine Frau, indem du den Schleier der Dunkelheit über alles wirfst, um der Kinder willen, die ich geliebt habe, und die meinem Leben einen Zweck gaben. Schilt mich einen Wahnsinnigen, das macht mir nichts aus; aber — unter uns — sei überzeugt davon, daß ich bei Verstande war!

2. Raff alle ungedruckten schwedischen und französischen Manuscripte zusammen und verkauf sie als Nachgelassene Schriften, damit Frau und Kinder gleich Geld bekommen können.

3. Zwing Alb. B. (Bonnier) den Vierten Teil der ‚Dienstmagd' herauszugeben und den Fünften Teil, genannt ‚Er und Sie' (Briefwechsel, kolossal, liegt auch bei Alb. B. in Reinschrift).

4. Sorg dafür, daß in Flensburg, Leipzig, Kopenhagen oder Chicago, wenn die Zeit gekommen ist, meine Gesammelten Schriften herausgegeben werden: Alles, was ich geschrieben habe, jedes

Wort, aus Zeitungen, Kalendern, im Aus- und Inlande, und meine Korrespondenzen . . .

Strindberg selbst hat sich also schon damals nicht gescheut, seine intimen Briefe der Oeffentlichkeit zu unterbreiten: noch nicht geschieden von seiner ersten Frau, hat er den Briefwechsel mit ihr: ‚Er und Sie' dem Verlag übergeben. Strindberg fühlte ganz einfach, daß er nicht nur als Dichter, sondern auch als Mensch allergrößten Formats den Anspruch erheben durfte, als Gesamtheit in allen seinen Lebensäußerungen gewürdigt zu werden. Nur Der wird dem Dichter Strindberg gerecht werden, dem sich der Mensch Strindberg in aller seiner Zwiespältigkeit und Zerrissenheit offenbart hat.

Trotzdem der ‚Vater' am vierzehnten November 1887 im Casino-Theater von Kopenhagen mit großem Erfolg seine Uraufführung erlebte, befand sich Strindberg fortwährend in der größten pekuniären Bedrängnis. Am sechsten Dezember 1887 schreibt er:

Axel Lundegard.

Ich schreibe und schreibe an meinem Oeuvre, schreibe fein und gut: rolle meine Seele zusammen wie ein Murmeltier im Winter, sehe und höre nichts; werde aber plötzlich von Direktor Hohlenberg geweckt, der die Miete fordert; vom Herd, der raucht, und vom Essen, das nicht gekocht werden kann; fühle im Schlaf, daß der Monat zu Ende rollt, und daß die Rechnungen nahen! . . . Weihnachten naht, diese Festzeit undsoweiter, und das Paradies der Kinder soll geöffnet werden. Aber „ohne Geld kein Paradies"! Also Hilfe! Hilfe! Hilfe!

August Strindberg

Elf Tage darauf erhält Strindberg folgenden verzweifelten Brief von seiner Frau:

Lieber August!

Das ist hier ein schwerer Tag gewesen.

Der Schlachter hat seine 17 Kronen in einer ziemlich unverschämten Weise gefordert. Die Wäscherin hat das ihre verlangt und das Restaurant das Geld für seine letzten drei Mittage: sie haben Eva gesagt, daß sie nur gegen bare Bezahlung für jedes Mal das Essen geben wollen — und sie kennen nicht die Herrschaft. Dies hat vermutlich Hohlenberg angerichtet! So etwas ist uns noch niemals passiert, obgleich wir an manchen Stellen so langen Kredit gehabt haben.

Hohlenberg war heute vormittag hier und will uns hinauswerfen. Hatte die Alte mit sich, die verlangte, daß wir die Wäsche, Porzellan undsoweiter herausgäben. Das ging natürlich nicht. Sagte, Du seiest in der Stadt und hättest mir gesagt, daß wir hier noch eine Zeit lang wohnen würden.

Hohlenberg kommt morgen vormittag wieder, um mit Dir zu sprechen — schien rasend zu sein, weil Du ihm nicht mitgeteilt hast, daß wir heute nicht fortzögen.

Die Manichäer beruhigte ich damit, daß Du in der Stadt seist, um Geld abzuheben.

Nun sind die 200 Kronen gekommen. Du sagst, ich soll die Kolonialwarenhandlung bezahlen. Das reicht ja nicht, da das Buch 220 Kronen ausmacht.

Deshalb denke ich nun, hinunter zu gehen und ihnen zu sagen, daß Du zur Stadt gereist bist, um Geld abzuheben, und nicht vor Morgen zurückkommst, wenn sie aber eine Anzahlung von dem Geld wollten, das ich zuhause habe, so könnten sie es heute abend bekommen.

Ich muß die 9 Kronen vom Restaurant heute abend bezahlen, sonst bekommen wir wohl morgen kein Mittag.
Der Schlachter wird auch am Abend wiederkehren.
Vom Bäcker habe ich noch nichts gehört, aber er wird wohl morgen früh erscheinen. Deshalb kann ich der Kolonialwarenhandlung nicht mehr als 100 bis 125 Kronen als Anzahlung geben.
Du müßtest wohl morgen zuhause sein, wenn Hohlenberg kommt.
Sprich mit Leopold und such den Preis herunterzudrücken — es wird wohl nicht möglich sein, hier länger zu bleiben.
Pfui, welch ein Pack! Da sind die „geizigen" Deutschen tausendmal besser.

In größter Eile
Deine Freundin Siri

Zwei Tage darauf erhält Lundegard folgenden „Rapport" von Strindberg:

Rapport: 19. Dez. 4 Uhr n. m. 1887.
Also hinausgetrieben Mittwoch mittag 12 Uhr!
Und Sonnabend ist Weihnachten.
Das Schlimmste ist, daß sich die Ladenschulden noch auf 150 Kronen belaufen.

Dies ist die volle pure Wirklichkeit.

Aber das Schlimmste ist, daß Leopolds Hotel, meine letzte Zuflucht, durch Lindbergs Dummheit für mich zerstört worden ist — sein Wohlwollen wage ich nicht zu bezweifeln.

Aug. Sg.

Rapport: Montag 19. Dez. 1887.
Das Postpapier zu Ende. Das Holz zu Ende; nun wird man mit den Bücherkisten heizen müssen . . .

Von lebhaften Sympathien für Sokrates erfaßt, träume ich heute davon, von ihm ein Stück zu machen, ins Moderne übersetzt . . .

Lebwohl! Wenn Du Dich verheiratest, zeug Deiner Frau nur Ein Kind. Grüß Lindberg und bitt ihn, dich zu bitten, nicht böse zu werden auf deinen Freund

Aug. Sg.

Jetzt fiel die Tür ins Schloß, sodaß ich nicht auf den Abort gehen kann, bevor nicht der Schmied kommt. Nach dem Schmied ist geschickt worden!

Die Krise scheint fürs Erste überwunden. Die nächsten Briefe (von Anfang Januar 1888) klingen hoffnungsvoller:

Lindberg kam mit 500 Kronen und war böse und traurig über mich. Ich reiste und atmete wieder, als ich den Wald sah.
Oh! Und die See!

Es findet sich bestimmt ein bißchen Wahrheit in meinem Kulturhaß! Die Großstadt ist ja ein Rudiment von barbarischen Zei-

ten, mit den engen Gassen, für die Verteidigung angelegt, die jetzt unnütz ist, wo es gute Polizei gibt undsoweiter . . .

Sommerluft, öresundblaues Wasser mit sich paarenden Möwen, offenes Fenster, kratzende Hühner, frisches Brustfleisch mit Merrettichsauce — das Leben ist schön! . . .

Axel Lundegard.

Morgen den Dreizehnten ward der ‚Vater' in Stockholm aufgeführt. Bekommt ‚Politiken' ein Telegramm? Könnte ich also übermorgen erfahren, wie es ging? Eigentlich sollte es mir gleichgültig sein, da ich weiß, was das Stück wert ist! Und geht es nicht, ist es ihre Schande!

Nun kocht es in meinem Kochtopf; was es wird, weiß ich nicht. Niemand ist so unfrei, wie der Dichter. Aber neben meinem Schreibtisch sitzt die unausrottbare schwarze Katze mit den gelben Augen und heißt Not!

Aber die Not kann leider nicht mein großes Gehirn umstellen! Leider! Praktische Rücksichten, für Geld schreiben, Nonsens! Wenn ich es könnte! Nur!

Drei Teller gelbe Erbsen mit einem halben Pfund Fleisch genossen. Habe aber nichts zu lesen. Zum Kaufen hab ich kein Geld . . . Jetzt singe ich Dolce Napoli selbst mit der Guitarre!. .

Axel Lundegard,

schreibe, schreibe prachtvoll, wie niemals, mein Oeuvre, frei, herrlich, ohne einen Gedanken an Mamsell Albert Bonnier; es knistert im Hirn, wenn das rechte Wort in der fremden Sprache geboren werden soll [‚Le plaidoyer d'un fou' (Die Beichte eines Toren) hat Strindberg in französischer Sprache verfaßt]; aber diese Anstrengung gibt die volle Illusion des Erlebten. Aber der erste Februar naht! Die materielle Situation fast hoffnungslos. Sah einen Strohhalm in deinem Sk. Aftonbladet. Kann ich nicht auf Langhoff das Feuer eröffnen, indem ich ihn entweder das Geschriebene vom Oeuvre lesen lasse, oder ich schreibe in Eile eine Sammlung feine moderne Novellen von den Schären, die im Dänschen und Schwedischen gleichzeitig herauskommen könnte. Gibt es irgendeinen annehmbaren Verleger in Malmö?

Du sagst: reis öfters zu uns herein! Ja, wenn ich mir das erlauben könnte, und zu betteln schäm ich mich!

Die einfachsten Genüsse des Lebens sind mir versagt, ganz zu schweigen von der geistigen Notdurft, kein Buch, keine ausländische Revue, wo es am Täglichen mangelt: die Kinder gehen zerlumpt, und ich habe keine Pantoffel, und muß Lappen in meine Bodenlosen legen!

Ja, dies ist eine Litanei, aber was soll ich tun? ‚Was tun?'
Es gibt Dinge, die man nicht ändern kann, und man muß dennoch leben! Aber dieses konnte wohl Jemand!
Denk ein ganz klein wenig an mich.

Dein Freund
August Strindberg

Klampenborg, 28. Januar 1888

Cyrano von Bergerac

Der Fall Dreyfus hat, vor einem Vierteljahrhundert, in Frankreich zwei ernsthafte Dramen hervorgebracht; und da unsre Theater ihre Altertumsforschungen mit der Objektivität, die den Deutschen ziert, auch über die Grenzen ausdehnen, und da ihr Vollständigkeitstrieb keine Grenzen kennt, so war nach den ‚Wölfen' der ‚Cyrano von Bergerac' fällig. Das Verbrechen an dem jüdischen Hauptmann hatte den internationalistischen Ethiker Rolland zu schmerzlich zweifelnden Betrachtungen über das Anrecht des Vaterlandes auf die Begehung von Unrecht, den patriotischen Aestheten Rostand zu einem spornenden, nach den Erschütterungen seiner Gegenwart doppelt spornenden Hochgesang auf die kriegerische und künstlerische Gloire der Vergangenheit gestimmt. 1898 wurde in Paris und Berlin Rolland gar nicht, Rostand mit ungeheuerm Erfolg aufgeführt. 1922 ist in Berlin eine Minderheit für Rolland empfänglich geworden und stellt an zehn Abenden genug Pazifisten. Aber zu hundert Mal Rostand werden die Monarchisten erscheinen, deren Jubel hier denselben Stärkegrad hat wie bei ‚Louis Ferdinand'. Gedächtnisschwach und dumm, wie die Menge ist, erblickt sie das Heil im Schwert, gleichgültig, ob ein Prinz von Preußen es schwingt oder sein Erb- und Erzfeind, und will innerlich für eine Zukunft gestählt werden, die der Gewalt zugrundezurichten erlaubt, was etwa ihr noch entgangen ist. Daraus erklärt sich Rostands triumphale Wiedergeburt zur Hälfte.

Zur andern Hälfte erklärt sie sich aus der Formvollendung, in die alle publikumsgefälligen Elemente gezwungen sind, ohne daß man einen Zwang merkt. Ne le plaignez pas trop! il a vécu sanz pactes. Libre dans sa pensée autant que dans ses actes: das gilt für Cyrano, aber nicht für Rostand. Rostand war der Mann, der dem lieben Gott geraten mußte, wenn der einmal zeigen wollte, wie Ludwig Fulda auf pariserisch ausfallen und eine Romantische Komödie voll romanischer Komödiantereien dichten würde. Die stete Bereitschaft zum Bonmot ist einem Unterton von Empfindsamkeit nicht hinderlich und einem Oberton von Ironie förderlich. Was in Cyrano den Gassendi und Campanella, den Vorkämpfern von Kopernikus und Keppler, verwandt und verpflichtet war, ist unterdrückt zugunsten eines Stegreifreimers von Dordogne und Gascogne, der beim letzten Verse derart unwiderruflich tief sticht, daß alles Weibervolk ihm anheimfiele, wenns nur zu seiner Nase vorbeikönnte. So muß es sich damit begnügen, an seinen Lippen zu hängen, von denen in bunten Bildern die ganze Klarheit des Galliertums und sogar immer wieder ein Fünkchen Wahrheit kommt. Wir sind ja heute so leicht zufriedenzustellen. Unsre flügellahmen Himmelsstürmer haben uns für solide Brettertreter empfänglich gemacht. Selbst ein verzierlichter Geschmack ist besser als dumpfe Verquollenheit. Und gegen wälsche Dekorationspoesie wollen wir unsre Einwände so lange ehern verschweigen, wie ihre deutschen Ueberwinder entweder nicht vorhanden oder noch nicht sichtbar geworden sind.

Otto Brahm, vor fünfundzwanzig Jahren, war kein Meister des eleganten Kostümstücks. Immerhin hatte er, um Kainz herum, an solch einem Abend Episodenspieler wie Hermann Müller, Hanns Fischer, Sauer, Nissen, Winterstein, Biensfeldt. Iwan Schmith hat nicht sehr viel mehr als die Akustik des Deutschen Theaters, die uns Verse selbst dann zu Ohren bringt, wenn sie versehentlich Statisten in den Mund gelegt worden sind; oder so exzellenten Prosaikern wie Max Gülstorff. Roxane ist nicht Rostands Preziöse, sondern ein süßes Mädel, für das Christians hübsches Gesicht und seine schlanken Glieder den Adelsstempel des Geistes gar nicht gebrauchen würden. Aber diese fünf nervigen Akte sind Cyrano. Werner Krauß hat erlauchte Vorgänger. Kainz riß hin durch die Schlagkraft jedes Verses, durch die Klangschönheit eines Vortrags, der dem rhythmischen Schwung so wenig schuldig blieb wie dem — freilich leicht zu fassenden — Sinn. Feuer sprühte, Laune funkelte selbstherrlich, und die Skalpe der Gegner erbeutete nicht schmetternde Wucht, sondern federnde Geschmeidigkeit. Coquelin war der Vollblut-Gallier, Nationalheld und deshalb glänzende Theaterfigur trotz seiner Untersetztheit, ein grotesk gedrungener Gascogner, komisch, toll komisch und doch von allen Grazien bedacht. In rastloser innerer Beweglichkeit war dieser Cyrano espritvoll und melancholisch, gemessen und schalkhaft, von verhaltenem Leid zitternd und zur Selbstverspottung geneigt, also keinen Augenblick sentimental. Das Mopsgesicht hatte mitten drin keine solche Wappenzier nötig wie Kainz mit seiner ranken Fechtergestalt und seinen unergründlichen Augen. Beide holten die letzten Effekte aus der dankbaren Rolle — und das ist gleich einer der Punkte, worin ihr Nachfolger Krauß sich von ihnen unterscheidet. Er hats schwer. Er muß ohne Coquelius Bodenständigkeit und ohne Kainzens Rhetorik auskommen. Umso erstaunlicher, umso verdienstlicher, was er zuwege bringt. Ein artistisches Vergnügen für sich, ihn außer der Charakteristik des Cyrano von Anfang bis zu Ende ein Stück Selbstkritik liefern zu sehen. Dieweil er keine Arien singen kann, versucht ers erst gar nicht. Ist sonst in der Aufführung irgendwo Musik? Allenfalls in ein, zwei Dekorationen Karl Walsers. Von Gnaden der Schauspieler nicht einmal Fuldas Musik, geschweige denn Rostands. Ein Beweis, wie dicht, wie menschlich voll Kraußens Cyrano ist, da er, er allein, die Vorstellung hält und immer fesselt. Wodurch? Durch die wunderbare Bändigung des Schmerzes. Durch seine Verhaltenheit. Durch den dunkeln Unterstrom von Schwermut, der seinem Geiste Gefühl gibt. Bei dieser Durchdringung von Geist und Gefühl war Roxanes appetitliche Flachheit ein Vorteil für die Glaubhaftigkeit der Vorgänge: Rostands Roxane aus dem Hôtel Rambouillet hätte dieser unerbittlich schwelenden Liebe trotz Cyranos Nase nicht bis zu seinem Sterbebekenntnis widerstanden. Kraußens Tod erschütterte. Die Verspieltheit flog auf. Man hörte nicht mehr Reime, sondern sah einen leidenden Kämpfer, der nach einem heroischen Leben glücklos erlosch. Kainz und Coquelin in den hohen Ehren, die ihnen gebühren: Krauß darf sie teilen.

Stücke, die ich nicht erreichte von Alfred Polgar

Unbefangenheit des Bühnen-Kritikers wird empfindlich gestört, wenn er sich die Vorstellungen, über die er zu berichten hat, auch ansieht. Das Urteil, das er im Theater schöpft, verwirrt seine gesunden Vor-Urteile, und von der klaren Meinung, die er hatte, eh ers Stück noch sah, fällt er in trübe Relativitäten. Die drei Aufführungen, über die ich im Nachstehenden spreche, habe ich nicht gesehen, bin also meiner Sache in allen drei Fällen durchaus sicher.

*

Die Neue Wiener Bühne spielt ‚General Goldschein', ich glaube, das vierte in der Reihe erfolgreicher Judenstücke, mit denen Armin Friedmann dieser Bühne über ihre unlukrativen literarischen Ehrgeize Jahr um Jahr hinweghilft. Kunst, jawohl: — die Leute sollen wissen, wir haben ein Nachtkastel. Aber in der Schublade des Nachtkastels liegen die spaßigen, Einnahme verbürgenden Ritualkomödien Armin Friedmanns. Bei ‚General Goldschein' sollen sich die Zuhörer sehr gut unterhalten. Gewiß mit Recht. Goldschein dürfte kein wirklicher General sein; er ist, vermute ich, aus einer kriegerischen Branche, in der kriegen nicht kämpfen, sondern bekommen heißt. Daß im Stück ein köstlicher alter Jud herumspaziert, in dessen Natur sich Senilität, Pfiffigkeit, Mißtrauen und Grundgüte schmackhaft mischen, steht außer Zweifel. Zu wetten, daß er auch mit irgendwelcher unabänderlichen Marotte, Redensart, Gebärde ausgestattet sein wird, einer Art Wesens-Petschaft, das er hindrückt, wo Platz ist, und, besonders wirksam, wo kein Platz ist. Anwesenheit eines frechen, rücksichtslos kommerziell begabten Jüngels in der Komödie ist wahrscheinlich. Die Damen des Spiels dürften teils durch einen bis ins Groteske gesteigerten Familiensinn, teils durch übertriebene Antiquiertheit oder übertriebene Modernität sich heiter bemerkbar machen. An scharfen Formulierungen einer aufs Verdienen gestellten Weltanschauung wird es nicht fehlen, ebensowenig an schlauer Einschätzung und Verwertung von des Nebenmenschen Schwächen. Denkt man sich noch den Dialog vom Wellengang des Jargons angenehm bewegt, hie und da ein Schäumchen Lebensweisheit draufgesetzt und das Ganze von Wiesen, auf denen gelb die Schmalzblume blüht, sanft umhegt, so dürfte die Landschaft der Komödie lebendig vor Augen stehen. In der Mischung von scharfer, weicher und übler Luft liegt ihr klimatischer Reiz.

*

Dem dreiaktigen Lustspiel ‚Karussel' von Louis Verneuil, von Bruno Frank in geschmeidiges Deutsch übersetzt, stehe ich nicht so objektiv gegenüber. Ich habe das Stück in Berlin gesehen. Der Rundlauf der zwei Strizzis um das schlaue verwegene Menscherl — zahlt sie der eine, hat sie der andre, zahlt sie der andre, hat sie der eine — hat seine Humore und auch eine gewisse Grazie in der Bewegung. Aber die menschliche Gemeinheit, von der das Spiel durchfroren ist, tötet die Lustspielreize ab. Die Situation des dritten Aktes gibt die des ersten um

genau hundertachtzig Grade gedreht wieder, zeitigt auch, bei vertauschter Stellung der Mannspersonen im komödischen Raum, wortgetreu den gleichen Dialog wie jene. An solcher Symmetrie hat der Zuhörer, behaglich vorwissend was kommt, schon seinen Spaß, aber in dem Schematischen der Sache steckt auch etwas peinlich Starres, Anti-Lebendiges. Die Komödie wird zum Apparat. In Berlin hat Frau Orska die bedenkenlose Dame gespielt, beschreibenswert modisch angetan und ausgetan, mit einem Purzelbaum höchste innere und äußere Leichtigkeit manifestierend, voll großäugiger amoralischer Naivität, deren Großäugigkeit nach Atropin schmeckte, in Wort, Miene, Geste den Zuhörer fast mit rührender Dringlichkeit bittend, doch zu merken, was für süßes Kätzchen sie sei. In Wien spielt die Rolle Frau Ida Roland. Kein Zweifel, daß sie gekonnt haben wird, was die berliner Kollegin konnte. Kunst kommt von Wollen.

*

Eine Nachtvorstellung der Kammerspiele brachte das ‚Fräulein aus gutem Hause', Komödie von Siegfried Geyer und Betty Winter. Auch diesem Theaterereignis stehe ich nicht ganz unbefangen gegenüber: ich habe schon einmal vor zehn Jahren das Vergnügen gehabt. Es folgt also hier eine wesentlich gekürzte, verbesserte, vom Autor durchgesehene Neu-Auflage meiner damaligen kritischen Bemerkungen.

In dieser Komödie wird, nicht ohne Sarkasmus, festgestellt, daß die Welt ein Kaninchenstall. Scharfe Glossen über die Liebe verraten den Fachmann. Den „anständigen Frauen" wird der Schleier gehoben, der Keuschheitsgürtel gelöst; und mit dem Gürtel, mit dem Schleier . . . Besser schneiden die Kokotten ab. Ihnen sind anerkennende und aufmunternde Worte gewidmet. Der weibliche Organismus ist den Verfassern kein Geheimnis, weshalb ihre Scherze auch zumeist in das Zentrum dieses Organismus treffen. Gar nicht liebevoll sind die Männer gesehen, nur der eine, der Deckhengst in der Komödie, darf sich einer gewissen Herzlichkeit der literarischen Behandlung erfreuen. An feinen physiologischen Wendungen ist der Dialog nicht arm. Allenthalben knattert es von Esprit, piff, paff, puff. Besonders Puff. Ein gewisser Leichtsinn der Autoren im Außerachtlassen von Pointen, die sich zwanglos darbieten, berührt sympathisch. So ist der Satz, den eine Dame zu sprechen hat: „Das ganze Haus ruht auf mir" gar nicht heiter-sexuell verwertet. Sie müssen es rein übersehen haben! Stellenweise erhebt sich das „Fräulein aus gutem Hause" auch in weiterm Sinne zur Gesellschaftssatire, und dann sind es besonders die Juden, denen die gutmütig-herbe Ironie der Verfasser gilt. Wo in diesem Stück Jargon gesprochen wird, kommt er nicht von der Zunge, sondern aus dem Herzen: die seelischen Wurzelfasern der Israelität liegen bloß. Auf Klarheit und Einfachheit der Vorgänge scheint, bei aller kaninchenhaft regen Durcheinanderkreuzung des Stück-Personals weise Bedacht genommen. Knappheit ist angestrebt und erreicht. Zum Exempel wird bei dem hübschen Zynismus: „Liebe heißt das Mittel, jene Frauen zu bekommen, die man für Geld nicht haben kann," die Nennung seines Autors

(des Romanciers La Rochefoucauld) mit Recht vermieden; sie hätte die Abwicklung des Spiels nur unnötig aufgehalten.

Wie ich höre, hat sich bei der jetzigen Aufführung das richtige, die Frucht fördernde Theatergewitter nicht eingestellt. Es regnete zwar Beifall, und die Witze schlugen ein, aber so ganz gut erquickt sollen die Leute das Theater nicht verlassen haben. Es sind griesgrämige Zeiten.

Vor Genua von Morus

Geldknappheit

Es ist schon so: die Notenpresse schaffts nicht mehr. Sie schleudert zwar Woche um Woche neue Papiermilliarden heraus, von denen ein immer geringerer Bruchteil in dem üblichen monatlichen Zyklus wieder in die Staatskassen zurückfließt. Die 130 Milliarden Papiermark, die gegenwärtig im Umlauf sind, genügen bei steigenden Warenpreisen nicht mehr für den Verkehr. Es ist dieselbe Erscheinung wie in Oesterreich, wie in Rußland, wo 160 000 Milliarden Papierrubel nicht genügen, um die notwendigsten Warenkäufe vorzunehmen, weil dieser Papierberg noch nicht 100 Millionen Goldmark wert ist. Auch bei uns wird die Ausgabe neuen Papiergeldes längst nicht mehr durch die Bedürfnisse der Volkswirtschaft bestimmt, sondern durch die laufenden Ausgaben, die der Staat zu leisten hat; und sind die Ansprüche des Marktes einmal größer als die Ansprüche des Staates (was jetzt der Fall ist, wo die Preise den Löhnen und Gehältern weit vorausgeeilt sind), so tritt das ein, was man im Burgstraßenjargon die „Verknappung" oder die „Versteifung" des Geldmarktes nennt.

Diese „Verknappung" ist zur Zeit nur auf Deutschland beschränkt, während in den hochvalutarischen Ländern sogar eine Flüssigkeit am Geldmarkt besteht. Die Bank von England hat vor wenigen Wochen erst ihren Diskont herabgesetzt. Das Geld wird also drüben billiger. Vorübergehende „Versteifungen", wie sie in Holland jetzt im Zusammenhang mit der Einzahlung der neuen Staatsanleihe aufgetreten sind, spielen demgegenüber keine Rolle. Newyorker Bankhäuser haben eben erst in großem Umfange den mittel- und südamerikanischen Kleinstaaten Kredite gewährt, zum Teil freilich gegen Verpfändung der Zolleinnahmen und unter Einführung der nordamerikanischen Finanzkontrolle, und die Agenten der oesterreichischen Nachfolgestaaten sind fleißig am Werke, um Amerika für die Aufnahme neuer Anleihen zu gewinnen. Von einem internationalen Geldmangel kann also keine Rede sein.

Freilich zeigt grade die Lage auf dem Geldmarkt, wie sehr die Einheit der Weltwirtschaft durch den Krieg zerstört und in Verwirrung geraten ist. Von der internationalen Diskontpolitik, die früher den Zufluß und Abfluß des Goldes regelte — Bismarck hat sie einmal „das Zerren der Völker an der zu kurzen Golddecke" genannt — ist Deutschland ausgeschlossen. Der niedrige Reichsbank-Diskont, der immer noch auf 5 Prozent gehalten wird, verhindert nicht, daß bei uns unter 10 Prozent kaum noch Geld zu haben ist. Aber trotzdem fließt nur in mäßigem Umfange ausländisches Geld herein an den „Ort der höhern Verzinsung", denn es ist nicht Jedermanns Sache, sich an dem großen Valutaspiel zu beteiligen.

Das Garantieprogramm

Wer dieser Tage im Reichstag war, konnte sich davon überzeugen, wie bei uns der Parlamentarismus immer mehr zur Farce wird. Der langersehnte Block von Stresemann bis Scheidemann hatte sich im stillen Kämmerlein darüber geeinigt, wie das Budget gedeckt oder vielmehr: wie es nicht gedeckt werden sollte; man konnte im voraus genau berechnen, mit wie viel Stimmen Mehrheit die neuen Steuergesetze angenommen werden würden. Aber das hielt die wackern Volksboten nicht ab, zwei Wochen lang von Mittags bis Mitternachts ihr Sprüchlein herzusagen. Freilich hatten die Fraktionen sich damit begnügt, ihre dritte und vierte Garnitur vorzuschicken, und die Reden standen denn auch auf einem Nieveau, das nicht mehr leicht zu unterbieten ist. Selbst die seßhaftesten Leute konnten es im Plenarsaal nicht mehr aushalten. Aus dem Hause durfte man aber nicht heraus — schon der Diäten wegen! —, denn alle halbe Stunde schrillten die Klingeln oder heulte gar die Sirene zur Abstimmung, und man mußte in erster, zweiter und dritter Lesung das Vaterland retten. Da die Zahl der Buffetstammgäste — ehemals die stärkste Fraktion des Hauses — in letzter Zeit sehr zusammengeschrumpft ist, so sielte man sich in den Couloirs oder hielt ein Schläfchen in den Gummizellen, die rings um die auf kaiserlichen Befehl plattgedrückte Wallot-Kuppel eingebaut sind, damit die armen Reichsväter auch mal ein wenig verschnaufen können. Aber kaum ist man da oben sanft eingeduselt, so brüllt das Megaphon, daß eben der Fraktionsgenosse Piesecke zu sprechen begonnen hat, und man muß hinunter, damit wenigstens ein paar Claqueure um die Rednertribüne stehen. Und das Alles müssen unsre Abgeordneten für 150 Mark am Tage erdulden. Ecce homines!

Eben hatte man am Königsplatz die Inseratensteuer um die Ecke gebracht, als die Schreckensbotschaft aus Paris eintraf. Man muß schon sagen, daß die Note der Reparationskommission eine schwere Ohrfeige für den Reichstag bedeutet, und die M. d. R. fühlten sich denn auch sichtlich getroffen. Aber doch wohl nur vollendete Narren konnten glauben, die Entente würde sich mit dieser Zwangsanleihe, mit diesem Steuerkompromiß zufriedengeben, das offenkundig noch nicht einmal die Hälfte des ermäßigten Zahlungsplans deckt. Es ist daher auch unverständlich, daß wieder einmal — zum wievielten Male? — überall der berühmte Schrei der Entrüstung ertönt. Wie eindruckslos ein derartiges Getue in den Ententeländern (nicht nur in Frankreich) bleibt, sollte man doch allmählich begriffen haben. Auch darf man wohl nicht ganz vergessen, daß Das, was die Reparationskommission jetzt von uns fordert, nichts andres ist als der Zahlungsplan von Cannes: die Herabsetzung der Barleistungen um fast zwei Drittel, die im Januar noch als ein sehr erheblicher Erfolg der Wirthschen „Erfüllungspolitik" gebucht wurde. Ob die 2,2 Goldmilliarden, die immer noch übrig bleiben, zu tragen sind, ob vor allem die 60 Milliarden Papiermark, die noch in diesem Jahr durch neue Steuern aufgebracht werden sollen, ohne schwere Schädigung des Wirtschaftslebens aufzubringen sind, ist eine Frage, die sehr ernst und sorgfältig erwogen werden muß.

Die Entente hat die unbedingt notwendige Umstellung unsres Steuersystems dadurch erschwert, daß sie das klägliche Steuerkompromiß direkt gebilligt und nur eine „automatische" Zusatzbesteuerung

gefordert hat. Papiergeldsteuern, namentlich indirekte, lassen sich nicht „automatisch” erhöhen, ohne die Valuta ganz auf den Hund zu bringen und damit den Steuerertrag selbst „automatisch” zu entwerten. Einen konstanten Wert — nichts andres bezweckt ja die „automatische” Steigerung — haben nur Steuern, die das Reich direkt an den Sachwerten partizipieren läßt. Freilich ist auch die vielberufene „Sachwertabgabe” noch keine Goldwertabgabe, die ganz unabhängig vom Stand des Papiergeldes ist. Aber sie ermöglicht wenigstens einen Steuerertrag, der von der Verminderung der innern Kaufkraft der Mark, von dem Binnenwert des Papiergeldes verhältnismäßig unabhängig ist. Und die Regierung wird jetzt ohne Zögern und ohne Furcht vor den Schlotbaronen und Agrariern daran gehen müssen, dem Wunsch der Entente entsprechend ein Gesetz zur Erfassung der Sachwerte auszuarbeiten.

Aber anstatt die Verhandlungsmöglichkeiten und Vorschläge, die das „Garantieprogramm” bietet, sachlich zu prüfen, zieht man es bei uns wieder vor, den wilden Mann zu spielen, und nicht nur die Presse der Herren Hugenberg und Stinnes verlangt, jetzt endlich mit der „Erfüllungspolitik” Schluß zu machen und offen Obstruktion zu treiben. Wer vor zwei Jahren diesen weisen Rat gab, dem konnte man wenigstens die bona fides zugute halten. Inzwischen haben wir beides praktisch erprobt: die Politik der passiven Resistenz, die die Franzosen nach Düsseldorf, Ruhrort und Frankfurt führte, und die Politik des Erfüllungswillens, die uns die Aufhebung der militärischen Sanktionen und die Ermäßigung der Reparationen brachte. Wer heute noch zu einer Politik des Widerstandes rät, ist ein Narr oder ein Verbrecher.

Das Ende der Sozialisierungskommission

Sang- und klanglos ist wieder einer der letzten kläglichen Ueberreste dieser gottverfluchten Revolution beseitigt worden. Der Hauptausschuß des Reichstags hat auf Anhieb des Herrn Professors Rießer, des ruhmreichen Begründers jenes „Hansabundes”, der zum ersten Mal in Deutschland alle Schwerkapitalisten um seine Fahne scharen wollte, die Mittel für die Sozialisierungskommission aus dem Etat gestrichen. Man wird zugeben müssen, daß die beantragten 172 Millionen für eine Studienkommission ein wenig reichlich waren. Aber hätten die Kosten auch nur den hundertsten Teil betragen: sie wären hinausgeworfenes Geld gewesen. Denn für Projekte, für die zur Zeit nur ein kleiner Bruchteil des Volkes ernstlich eintritt, und die durchzusetzen Niemand die Macht hat, braucht man nicht auf Staatskosten Vorbereitungen zu treffen.

Aber das Glück und Ende der Sozialisierungskommission ist typisch für die politische und wirtschaftliche Rückwärtsentwicklung der letzten Jahre. Die Sozialisierungskommission wurde noch im November 1918 von den Volksbeauftragten einberufen, um möglichst schnell die Sozialisierungsmöglichkeiten in Deutschland zu prüfen und Gesetzesentwürfe auszuarbeiten. Die Mitglieder der Kommission waren fast ausschließlich Sozialisten, nur zwei als Sozialpolitiker bewährte Nichtsozialisten, der kürzlich verstorbene Professor Francke und der Doktor Vogelstein, waren dabei. Die Kommission arbeitete höchst gründlich — die Referate über die Sozialisierung des Bergbaus gehören

zu den besten deutschen wissenschaftlichen Leistungen der Nachkriegszeit; deshalb wurden die Verhandlungsprotokolle auch von der Regierung jahrelang geheimgehalten —; aber sie arbeitete nicht schnell. Und als sie endlich mit einem positiven Sozialisierungsprogramm herausrückte, hatten die Sozialisten bereits ihre Macht verloren. Der berliner Märzaufstand jagte den Herren in Weimar noch einmal einen gelinden Schrecken in die Glieder, und damals entstanden auf Grund des Francke-Vogelsteinschen Minderheits-Gutachtens jene lustigen „Sozialisierungsgesetze" der Kohlen- und Kali-Wirtschaft, deren Produkt die Milliardengewinne der Stinnes und Thyssen sind.

Nachdem also schon damals die sozialistische Mehrheit der Kommission von der bürgerlichen Mehrheit der Nationalversammlung brüskiert worden war, wurde in der Folgezeit die Sozialisierungskommission planmäßig „gesäubert". Man ließ ein paar Konzessionssozis drin (Hilferding, Huë), aber das Gros bildeten gutbürgerliche „Fachleute", das heißt: Unternehmer vom Schlage des Herrn Siemens. Daß nach dieser „Umgruppierung" die Sozialisierung erst richtig zu marschieren anfing, leuchtet ein.

Und dafür 172 Millionen? Werft das Scheusal in die Wolfsschlucht!

Bürgerliches Zeitalter von Theobald Tiger

Ach, Muse, pack die rote Fahne ein!
Und roll sie säuberlich zusammen.
Die alten Ideale tu darein —
die können Keinen mehr entflammen.
Die Barrikade und der Aufruhrschrei:
das ist vorbei.

Die Internationalen prügeln sich.
Ums Marx-Bild flicht die Immortellen.
Revolutionen werden bürgerlich,
der Geist fuhr in die Lohntabellen.
Es kloppen viele fürs Proletariat
den Danton-Skat.

Und während mild sich kabbeln die Partein
und Weltreformer teutsch und indisch quarren:
schluckt ein Kartell den ganzen Laden ein
und lächelt über hunderttausend Narren.
Dem Staate bleibt ein Pleitemonopol
und das Symbol.

Pust, großer Heros, deine Fackel aus!
Die Zeit braucht keine Helden — nur Beamte.
Verkriech dich in dein Mietskasernenhaus,
zu dem dich Gott (und ein Konzern) verdammte.
In Ueberlebensgröße schreiten
hoch über uns die Mittelmäßigkeiten . . .
Chronos, zurück! Mit deinen Horenschwestern!
Der Stil von morgen ist der Stil von gestern.
Adieu, adieu — Geist, Weimar und Idol!
Lebt wohl. Lebt wohl.

Rundschau

Vivisektion

In einem intimen Konzert hatte ich schon mehrmals einen Herrn getroffen, der so aussah: hohe massive Stirn, Brille, die ein paar bohrende Augen verdeckte, Stumpfnase, normales Kinn.
Er war der Musik ganz hingegeben. Lauschte tiefergriffen. Schwang mit im großen Rhythmus.
Etwas war um diesen Menschen, das mich erschauern ließ. Seine bohrenden, stets unruhigen Augen? Die wirkten in diesem betonartig festen Gesicht als etwas schrecklich Lebendiges.

Einmal war ich mit einem Freunde in einem Restaurant. Da trat mein Bekannter aus dem Konzert ein.
Auch mein Freund schien Anteil an ihm zu nehmen. Ob er ihn kennte? Ja, flüchtig.

Später erzählte mir mein Freund Folgendes:

Es sei Professor X. Er sei ein bekannter Vivisektor. DieseKunst hatte er zu einer solchen Vollendung gebracht, daß er monatelang ein Tier — am leistungsfähigsten in dieser Hinsicht hätte er die stocknervigen Boxer gefunden — nach allen Regeln der Kunst zerschneiden könne.

Für Betäubung seiner Opfer ist er nicht zu haben. Die modernen Vivisektoren betäuben nicht mehr. In letzter Zeit hatte er sich mit dem Problem des künstlichen Schlafes beschäftigt. Er kaufte, zum Beispiel unter der Maske eines Tierfreundes einer verarmten Rentnerin ihren kleinen Pudel ab und befahl seinem Wärter — einer Art finstern Foltermeisters — den Hund so lange und ununterbrochen spazieren zu führen, bis sich bei ihm starkes Schlafbedürfnis einstellte. Der Wärter hatte aber die Aufgabe, auf alle Fälle zu verhüten, daß der Hund in Schlaf fiele. Zu diesem Zweck hatte man dünne eiserne Stangen bereit gestellt, um sie dem Hunde, der wie ein Rohr schwankte, nachdem man sie glühend gemacht hatte, in den After zu stecken. Nach zwei Stunden unbeschreiblicher Qualen war die Aufgabe gelöst und der Hund endlich tot umgesunken.

Der Wärter — anstatt dem Herrn Professor, der mit Forschereifer und ungerührt durch die Qualen des Hündleins dieses jetzt künstlich zerlegte und im Gehirn die Verwandlungen durch Schlaflosigkeit festzustellen suchte zu helfen — ist plötzlich laut weinend, nachdem er den Kopf des toten Hundes in beide Hände genommen und ihn geküßt hatte, hinausgerannt. Nachdem er stundenlang in dem nahen Park herum gelaufen war, wo er vorher tagelang mit dem Hunde gesehen worden, ist er zurückgekehrt und hat sämtliche in den Vivisektionsställen des Krankenhauses aufbewahrten Tiere mit Blausäure vergiftet. Morgens hat man ihn vor den Käfigen der Tiere in Krämpfen gefunden, winselnd wie einen kleinen Hund, der unnennbare Schmerzen aussteht. Als man den Professor herbeirief, kroch er auf allen Vieren zu ihm und stieß ein winselndes Geheul aus.

Die andern Wärter, abgehärtet durch den ständigen Anblick der Qualen ihrer Versuchstiere, waren dennoch erschüttert und gingen nur murrend daran, auch an diesem Tage Versuchstiere auf die Streckbank zu schnallen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das bißchen äußerliche Wahrheit, das wir durch die Vivisektion erfahren, sinkt in ein Nichts gegenüber dem furchtbaren Schaden, den wir innerlich nehmen. Denn wir sind im Begriff, das köstlichste Menschengut zu verlieren: das Mitleid.

Carl Meißner

Peter Ganter

Vielleicht besinnen Sie sich noch auf die Geschichte:
Im Jahre 1908 kam ein Mann auf den freundlichen Gedanken, den Roman ‚Doppelte Moral' dadurch populär zu machen, daß er an viele hunderttausend Menschen in ganz Deutschland am selben Tag — am achtzehnten Dezember — den folgenden Brief expedierte (Anrede nach Maß):

> Mein verehrter Herr Dr. Habe soeben den Tendenzroman ‚Doppelte Moral' gelesen unglaublich — ein Skandal schlimmster Art. Man sieht wieder, daß der Staatsanwalt, da wo erforderlich — versagt, denn sonst dürfte ein solches Buch nicht bis in die Oeffentlichkeit dringen. Oder soll es politische Klugheit sein? und wer mag nur hinter dem anonymenVerfasserstecken? Jedenfalls sind R. und H.aufdasFürchterlichste mitgenommen und zur Klage direkt gezwungen. Werden auch Sie sich dieser Klage anschließen? Ich bin leider ebenfalls mit hineingezogen. Fürchterlich!
> In Eile Ihr ergebenster
> (Unterschrift unleserlich.)

Es soll damals recht heiter zugegangen sein. Die Leute saßen morgens verstört und mit kalkweißen Gesichtern in der Untergrundbahn; wenn man gut aufpaßte, konnte man die Butter auf ihrem Kopf zergehen hören. (Tiedtke stellt solchen Kummer bedrohter Ehrenmänner herrlich dar: eine Verlegenheit, die Streichhölzer schwitzt.) Ein Summsen wie in einem Bienenschwarm entstand: sie hatten Alle etwas am Stecken. Nur die Anfangsbuchstaben R. und H. paßten nicht ganz auf Jeden — im übrigen war es ein Universalbrief. Die hübsche Idee fiel ins Wasser; sie war zu großzügig vorbereitet worden, denn der Trost, im tiefen Lustspielmalheur so viele Genossen zu haben, beruhigte die Leute bald wieder. (Heute würden sie einen „Reichsverband der doppelten Moral-Geschädigten" gründen.) Die Reklame wurde erkannt, und das — übrigens saudumme — Buch ging nicht.

Der literarische Hauptmann von Köpenick anno 1908 hieß Peter Ganter. Und jetzt . . . Aber was jetzt kommt, ist, so unglaubhaft es klingt, wirklich kein Scherz. „Erfinden Sie das mal, lieber Spitta!" steht bei Hauptmann. Es ist die reine Wahrheit.

Dieser Peter Ganter wurde damals wegen groben Unfugs oder aus irgendeinem andern Paragraphen bestraft und ist seitdem verschollen. Und nun kommt zur ‚Weltbühne' sein inzwischen herangewachsener Sohn und fragt ernst und ordentlich an, ob der ergebenst Unterzeichnete vielleicht Peter Ganter sei —!
Nein. Ich bin es nicht. Ich bin kein Druckfehler, heiße Panter (mit P wie Pfreude) — und bin in keiner Weise identisch.
Das ist eine Sache! In Rumänien kannten wir eine Serbin, die war so hysterisch wie beschnurrbartet. Natürlich mußte Karlchen mit ihr etwas anfangen. Und sie klagte mir einmal ihr Leid: „Ich bin auch in dieser Intrigue gemischt!" sagte sie. Jetzt kann ich ihr nachfühlen.
Wenn aber diese Zeilen dem richtigen Peter Ganter zu Gesicht kommen, der nun wohl längst als Cowboy die Liebig-Ochsen mit dem Lasso jagt oder als mehrfacher Häuserbesitzer in Singapore die eintreffende weiße Ware im Privatkontor persönlich durchprüft oder in Aserbeidschan sich freut, daß kein Mensch weiß, wo das liegt — wenn ihm diese Rundschau-Spalte zu Gesicht kommt, dann möge er milde lächelnd eine Ansichtskarte an seinen Sohn abschicken und mich von einem schrecklichen Quiproquo befreien.
Eine Ansichtskarte mit folgenden Worten:
„Mein liebes Kind! Ist das dortige Publikum noch immer so dumm wie zu meiner Zeit? Wenn ja, nimm sie hoch, wie sie es verdienen. (Filmbranche.) Wir sind hier fein dran: hier weiß das Publikum noch gar nicht, daß es eins ist — daher ist es noch dümmer. Und laß Pantern zufrieden — er kann nichts dafür.
Dein treuer Vater Peter Ganter."

Peter Panter (mit hartem P)

Antworten

Hans Behrendt in Jüterbog. Sie — als Verfasser des Fridericus-Rex-Films, der doppelt gefährlich, weil nämlich so vorsichtig und schlau gemacht ist — schreiben an mich: „Eben lese ich in Ihrer ‚Weltbühne' die Zusicherung, daß der Fridericus-Rex-Film ‚nicht über den Alexanderplatz hinauskommen wird'. Es ist mir unmöglich, anzunehmen, daß Sie den Film gesehen haben. Denn bei Ihrer Sachlichkeit scheint mir eine solche Behauptung nicht zum ‚übrigen Jacobsohn' zu passen. Warum soll der Fridericus-Rex-Film nicht über den Alexanderplatz hinauskommen ? Vielleicht, weil ein Parademarsch gezeigt wird?! Dieser Parademarsch wird gezeigt, um den schlechten Soldaten, den Revolutionär Friedrich, dem ‚ein Dichterwort mehr bedeutet als alle Armeereglements', zu kennzeichnen! Dieser Friedrich zeigt höhnisch auf die Bajonette und sagt: ‚Das ist der Sinn von Preußen!' Nein, Herr Jacobsohn, bloß weil Friedrich ein Hohenzoller gewesen ist, deswegen hassen ihn die Leute jenseits des Alexanderplatzes nicht! Daß rechtsstehende Leute diesen Film zu Propagandazwecken benutzen, geht mich nichts an. Der Film ist frei von jeder politischen Stellungnahme, streng historisch und von geistigen Menschen als künstlerisch empfunden worden. Es ist traurig, daß Sie nicht Ihre politische Stellungnahme in einer künstlerischen Sache ausschalten können. Ich bin überzeugt, wenn die Welt schon längst nicht mehr von unsern Kämpfen spricht, wenn es nicht mehr dies- oder jenseits des Alexanderplatzes gibt — dann wird man immer noch von diesem Kerl, diesem Dämon, diesem Friedrich reden, weil er als Persönlichkeit (nicht durch Tantamkriegstaten) über allen Parteien stand." Auch über dem Kino. Denn das Gefühl der Ehrfurcht, das, dem Prospekt nach, Herr v. Cserépy bei der Herstellung seines Films empfunden hat, wird sich nicht so sehr auf den König als auf die Geldgeber bezogen haben, und die Verantwortung dieser Historiker gipfelt in solch einem Satz des Programms: „Erfolg oder Mißerfolg werden den Beweis dafür erbringen müssen, ob wir Recht haben." Wenn Wert und Würde dem Gerichte nach dem Erfolg bemessen wird, ist die Kartoffel Königin der Früchte, weil sie zumeist gegessen wird. Ihr habt Erfolg und Unrecht. Der Film zeigt, scheinbar parteilos, das alte Preußen, wie ein Filmregisseur es sich vorstellt. Mancher stellt es sich anders vor. Theodor Fontane, den bisher nicht einmal das par nobile fratrum Wulle und Knüppel-Kunze abgelehnt hat, gesteht in seinen ‚Causerien über Theater', daß ihn „diese ganze martialische Herrlichkeit des ‚Soldatenkönigs' , ja, die Epoche überhaupt mit einem geheimen Schauder oder, was schlimmer ist, mit einem unsagbar elenden, an Seekrankheit gemahnenden Gefühl erfüllt. Die Vorstellung, daß aus dieser unsagbaren Prosa heraus, aus diesem anspruchsvollen Mischmasch von Armut und Goldenen Worten, von Knickerei und Soldatenehre (wobei die bürgerliche Ehre über die Klinge sprang) der friderizianische Staat und in historischer Konsequenz Neu-Deutschland geboren wurde, hat etwas verstimmend Niederdrückendes." Nicht für die Deutschnationale Volkspartei. Die sitzt hinter der Leinwand und registriert die Beifallsstürme, zu denen ihre Claqueure ein knechtseliges Publikum animieren. Was es hier zu sehen gibt, das ist mein Preußen. Das Königshaus unterhält sich abends mit den dämlichsten Unteroffiziersspäßen, die sich nur durch ihre Humorlosigkeit von dem Jux einer Wachtstube unterscheiden. Wir lernen, daß schon Preußens Könige ihre Gefangenen mißhandelt haben. Die harten preußischen Befehle werden talmudistisch gedreht — „Um acht Uhr Licht aus. Der König hat nichts davon gesagt, daß es nach acht Uhr nicht wieder angezündet werden dürfe". Bei den Bezeichnungen „Fritze" und „Willem" für diese geschichtlichen Persönlichkeiten schwanken die Zuschauer zwischen familiärer Hochachtung und aller-

untertänigstem Respekt. Zum vielbeklatschten Parademarsch trommelt ein kleiner Neger, und Niemand ruft: „Schwarze Schmach!” Und wenn man nun noch weiß, daß an der Herstellung dieses nach Preußen, Leder und Schweiß duftenden Originalgemäldes viele Juden mitgewirkt haben, so freut man sich, wie freigebig Potsdam mit seinen militärischen Statisten gewesen ist, die es dem Dubarry-Film einst verweigert hat. Meiner Aufforderung an die Arbeiter, den Film überall dort zu boykottieren, wo sie die Mehrheit des zahlenden Publikums bilden, hat sich der ‚Vorwärts’ angeschlossen, der mit Recht die industriebevölkerten Provinzkreise, die Gewerkschaftskommissionen und die gesamte Partei mobil macht. Da es sich hier um kein Kunstwerk, sondern um einen Film handelt, der den geistigen Gehalt der Erscheinung Friedrichs des Großen noch nicht einmal anzudeuten imstande ist, so liegt gar kein Anlaß vor, eine heute als antirepublikanische Provokation zu empfindende Hohenzollern-Geschichte derartig ernst zu nehmen, wie Sie, Autor, wünschen. Ich:kann es keiner Proletariermenge verdenken, wenn sie grundsätzlich ablehnt, sich Parademarsch-Reminiszenzen fernerhin gefallen zu lassen. Die sozialistisch gebildeten Arbeiter werden an die ‚Lessing-Legende’ ihres Franz Mehring denken, und die Kriegsteilnehmer werden mit Recht die Möglichkeit, die sie als zahlendes Publikum haben, ausnutzen, um auf dieses Sammelsurium von oberflächlichster Geschichtsbetrachtung, Rührseligkeit und Roheit mit dem Finger hinzuweisen, und zu sprechen: „Das ist der Unsinn von Preußen. Raus!”

Bühnenvölkchen. Die dünkelhafte Angewohnheit der deutschen Gerichte, den Leuten, die mit ihnen zu tun haben, die Anrede „Herr” zu verweigern, scheint euch angesteckt zu haben. Vor lauter Beglücktheit, einem wirklichen „Bezirksschiedsgericht Köln des Deutschen Bühnenvereins und der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger” vorsitzen zu dürfen, schreibt Ihr: „In der Streitsache 1. des Spielleiters Conrad A., 2. des Conrad W., 3. der Dora R.” Das ist gar nicht sachlich, sondern nur ungezogen. Ihr solltet eure Manieren nicht bei den deutschen Gerichten beziehen.

Monarchist. Ihr habt gesiegt! Die München-Augsburger Abendzeitung berichtet voll Stolz: ‚In der heutigen Versteigerung der Bestände des Wachsfigurenkabinetts von Castan wurden für Ebert und Scheidemann 2 100 Mark erzielt, die ehemaligen Fürstlichkeiten erzielten dagegen bis zu 15 000 Mark. Die bei der Versteigerung anwesenden Schaubudenbesitzer kalkulieren einfach, was heute zugkräftiger ist.” Auf dem Rummelplatz. Außerdem soll Fürst Heinrich der Reklamierte als Hauptattraktion für eine Schießbude erworben worden sein. Jedenfalls haben die Schaubudenbesitzer der Monarchie für Goethe nur 8 Mark geboten. Er zieht nicht.

Mitteilung

Die Druckpreise sind wieder um 35 Prozent, alle übrigen Unkosten um noch mehr gestiegen. Trotzdem erhöht sich der Preis der ‚Weltbühne’ nur um 12½ % Prozent. Vom ersten April an kostet:
das Vierteljahresabonnement 45, — Mark
die Nummer 4.50 Mark.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.

XVIII. Jahrgang 6. April 1922 Nummer 14

Deutsche Reden von Otto Flake

1.

Ich gebe von vorn herein zu: ein geistiger oder sagen wir besser: ein geistig interessierter Mensch, ein Gebildeter, muß sich nicht um Politik kümmern. Wenn Einer der Händel und des Schmutzes überdrüssig wird und sich auf seine Arbeit zurückzieht — in Gottes Namen. Ich sage gleichwohl: ein geistig interessierter Mensch sollte sich um Politik kümmern.

Verweilen wir ein wenig bei Denen, die von Parteien, Zuständen, Vorgängen nichts mehr wissen wollen. Sie werden sagen, man könne ein anständiger, ein menschlicher Mensch bleiben, auch wenn man es dahingestellt sein lasse, ob der Pazifist, der Demokrat, der Nationale recht hat. Dieses Argument mag gelten, wenn Der, der es ausspricht, ein unbeirrbarer Charakter ist. Wer bleibt unbeirrbar?

Ein Dichter, der eine so glückliche Organisation besitzt, daß er unbestechlich die Werte der Duldung, der Gerechtigkeit, der Güte, der Besinnung in seinem Werk sichtbar macht und durch sein Werk lehrt, kann von der Pflicht, ein kollektives Wesen zu sein, entbunden werden, denn er wirkt kollektiv. Auch wenn er sich vom Geschehen des Tages fernhält, dient er der Gemeinschaft.

Man wird zugeben, daß die Zahl solcher Elitenaturen gering ist. Was für diese Geistigen im engsten Sinne gilt, trifft bereits für die Gebildeten nicht mehr zu. Ein Buchhändler, ein Anwalt, ein Beamter, ein Lehrer, der sich unter die Unpolitischen zurückzieht, wird sehr bald der Gefahr, charakterlos zu werden, ausgesetzt sein und ihr danach erliegen: Er kann sich gegen seine Umgebung nicht behaupten. Der Buchhändler wird sich die üble Reflexion der Geschäftsleute zu eigen machen, daß ihm „jeder Kunde gleich lieb” sei, daß er „keine eigne Meinung zu haben brauche”. Der Beamte wird kuschen, der Lehrer mit den Wölfen heulen.

Die menschlichen Werte wollen, wie die Muskeln des Körpers, geübt, sie wollen elastisch erhalten werden. Das Gute, das Anständige sind Opposition gegen Das, was geschieht, sie sind Widerstand, mit einem Wort: sie sind aktivistisch.

Man sieht, wie ich Politik auffasse: als Mittel, die ewig bedrohten Werte zu schützen, als Waffe im Kampf um die Werte. Der Schutz der religiösen Freiheit und die Garantie der körperlichen — sie mußten erobert werden, und sie müssen noch immer täglich bewacht werden.

Politik ist in letzter Instanz ein moralisches Geschehnis. Ob das Branntweinbrennen besser Staatsmonopol ist oder der Privatindustrie überlassen bleibt, das heißt mir noch nicht Politik. Aber wie gewählt wird, wie gerichtet wird, wie erzogen wird: das ist Sache der Politik.

Der Deutsche erweist sich als der Mensch, der diesen Zusammenhang nicht sieht. Er ist unpolitisch, weil er kein unmittel-

bares, heißes Verhältnis zum Moralischen mehr hat. Er ist in fünfzig Jahren zum Verräter an den menschlichen Werten geworden. Gar nicht immer aus Bosheit, meistens durch Passivität. Dieser unlebendige deutsche Mensch.

Passivität: er überließ den Staat der Bürokratie und den Interessentenverbänden, die sich mit der Bürokratie in die Macht zu teilen wußten. Aeußerlich gesehn schien Alles vorzüglich zu gehn; die Beamten waren tüchtig, gewissenhaft, zuverlässig. Aber innerlich gesehn? Innerlich bereitete sich das vor, was in meinen Augen die eigentliche „Schuld" bedeutet: der Verzicht auf Kontrolle, auf Selbstregierung, auf Würde und Stolz. Noch schlimmer als der Einfall in Belgien war der Dualismus von Regierenden und Regierten, lies: von Diktatoren und Gleichgültigen.

Was heißt das? Nichts andres, als daß die Welt schlecht wird, wenn man sie Denen überläßt, die der Macht nachjagen, ihrem persönlichen oder Kasten-Interesse dienen.

Dieser Satz — daß man die Welt nicht den Machtgierigen überlassen dürfe — ist der Angelpunkt nicht nur des religiösen, sondern auch des praktischen Denkens. Er aktivisiert die Moral, er rechtfertigt die Politik. Der Dichter, der Künstler, der eigentliche Geistige lehrt die Moralität; der Politiker schützt sie und schafft die ihr günstigen Zustände.

II

Man müßte den Deutschen Fichtesche Vorlesungen halten über diesen Sinn der Politik. Sie verstehn seit Fichte ganz gut, daß alle positiven Werte nur in der Gemeinschaft und als Beziehung zur Gemeinschaft am Leben erhalten werden können, und sie wissen auch, daß der Kristallisationspunkt der Gemeinschaft der Staat ist. Aber sie machen ihn zu einem Ding für sich, statt ihn zu einem Ding für sie zu machen.

Fichte war ein deutsches Ereignis, recht eigentlich der Mann, der die Deutschen auf den Weg zur Nation führte, nachdem Lessing, Herder, Goethe, Schiller — welche Charaktere! — den deutschen Geist schon gestaltet hatten. Heute gibt es keinen deutschen Geist, nur deutschen Nationalismus. Dieses Volk existiert physisch, aber nicht moralisch.

Wenn also Einer glaubt, die Erneuerung könne so verlaufen, daß eine jüngere Phase des deutschen Geistes wiederum autonom, ohne Beziehung zur politischen Sphäre, entsteht, so möge er die Augen offen halten, denn er wird enttäuscht werden: die Bahn ist nicht frei, der Nationalismus sperrt sie.

Unser Nationalismus liefert Haß, Unduldsamkeit, bornierte Selbstzufriedenheit — er ist der stinkende Sumpf der Lüge. Was einmal als deutsch galt: die Wahrheit um ihrer selbst willen suchen, sachlich sein, sich bereitwillig öffnen, hat sich so sehr in das Gegenteil verwandelt, daß man sagen könnte: Deutsch sein heißt heute: die Wahrheit fälschen, demagogisch sein, sich verschließen.

Die Nation ist korrupt, und sie ist verdummt. Sie steht gegen die ganze Welt. Und die ganze Welt steht gegen sie, nicht mehr so haßerfüllt wie im Krieg, aber kritisch, ungeduldig, auf eine

neue deutsche Gesinnung wartend, damit es auch von Deutschland heißen könne, daß in ihm an den Menschheitswerten gearbeitet wird.

Ebenso widerwillig wie gegen die militärische Abrüstung verhalten sich die gebildeten Kreise gegen die moralische. Die französische Forderung, daß die Deutschen moralisch abrüsten, mag politisch entstellt sein: in der Sache, im Kern ist sie richtig.

Was heißt moralisch abrüsten? Sich moralisch eine andre Haltung geben, regenerieren wollen, neue Aufgaben sehn. Ich habe die Deutschen im Verdacht, daß sie zu schwerfällig sind, um umzulernen. Dieses Land, in dem nur Typen, aber keine Menschen leben, hält am Gesicht von gestern fest, denn das ist bequemer, als sich ein neues zu geben.

Psychologie des Lakaien und Sklaven ist das. Unmoralisch ist es — Moralität bedeutet: nicht erstarren. Der Dummkopf, der sich nicht ändert, wenn es Zeit wird, sich zu ändern, ist unmoralisch; deswegen nenne ich die Deutschen von 1922 nicht nur das heute dümmste, sondern auch unmoralischste Volk.

Die Demagogie der Deutschnationalen, die Gewissenlosigkeit der akademischen Führer, der Judenhaß, die Verderbnis der Rechtsprechung, die allgemeine Gehirnabtreibung, die Verbrechen an der keimenden Intelligenz der Jugend machen es unmöglich, daß der geistige Mensch — der etwas andres ist als der intellektuelle — abseits stehe. Er kann in Opposition abseits stehn, aber nicht in Duldung, nicht mehr in Duldung.

Die Temperamente, die Heftigkeit der Reaktion auf Zustände des öffentlichen Lebens, sind verschieden — ich krepierte in Deutschland, wenn ich in schweigender Opposition stehen müßte.

Haß ist nicht negativ, wie man bei uns immer hört; Haß ist die Geste, mit der man schützend vor bedrohte Ideen tritt. Es geschieht nicht um des Eindrucks auf das Ausland willen, sondern um der deutschen Sache selbst willen, wenn ich sage, daß es nötig sei, von der Verzweiflung über das bürgerliche Denken zur Offensive überzugehn, von der Duldung zum Angriff.

Die erste Phase des Angriffs kann nur die sein, daß Diejenigen, bei denen das Wort, die Macht des Wortes liegt, mit ihrer Nation abrechnen. Man muß die Situation feststellen und die Bilanz der Situation mitteilen. Man muß sich zur Bilanz bekennen. Nicht Einer soll es tun — zehn, zwanzig von Denen, auf die es ankommt, sollen es tun.

Sie dürfen keinen Zweifel mehr darüber lassen, daß sie ihr Volk heute für dumm, korrupt und intelligenzlos ansehn.

Daß sie sich entgegenstemmen.

Daß sie dem Alten den Abschied geben.

Daß sie die ganze Energie, die sich heute in Nationalismus verausgabt, für nutzlose Vergeudung halten.

Daß die ungeheure Masse, die heute lebendiger als je zu sein glaubt, tot ist und lärmt, denn sie leistet nichts.

Daß wir am Ende sind und neu anfangen müssen.

Daß wir den schimpflichsten Tiefstand unsrer Geschichte erreicht haben.

Daß wir uns der Nation schämen.

III.

Studenten, Lehrer, Beamte, Offiziere, Richter: das Alles ist lebender Leichnam, toter als der Zar in Rußland — ist das träge Gewicht, das uns lähmt, wenn wir es nicht abschütteln. Ich sehe keine geistige Gemeinschaft mehr mit ihnen — weg mit ihnen, fort von ihnen!

Ich sage das nicht im kommunistischen Sinn — wir schlagen nicht tot. Ich sage es im geistigen Sinn — wir wollen einfach ein neues Deutschtum sichtbar machen und einen neuen Kristallisationspunkt schaffen. Wir wollen, ich sagte es schon, keinen Zweifel lassen, daß wir anders sind, anders sein wollen, Gemeinschaft ablehnen, die Verbindung lösen.

Diese moralische Offensive ist in verschiedenen Formen denkbar: als Hohn, Ekel, Ironie, Karikatur. Als ein Zusammenschluß von Gesinnungsgenossen, die, sagen wir, im Stil einer geistigen Heilsarmee zu reden beginnen. Als Zeitung oder Zeitschrift, Gruppe oder Partei. Aber das sind nicht die einzigen Formen. Ich enthalte mich absichtlich jedes Aufrufs zur Organisation, damit auch Diejenigen, die nicht an den Wert der Organisation glauben, zustimmen können. Viele lieben nicht den Hohn, sie sagen: Spotte nicht — leiste!

Nun gut: um heute zu leisten, ist das Bekenntnis nötig, daß überhaupt keine Leistung mehr da ist, und daß jede Leistung vollkommne Umpflügung des Ackers voraussetzt. Was gilt es? Dem Bürgertum zu sagen, daß wir —, ich spreche jetzt von den Geistigen, die sich als das Gewissen der Nation fühlen — nicht mehr der Lauheit, Feigheit, Trägheit des Bürgertums dienen wollen.

Das bedeutet: Feindschaft in einer Form ansagen, die sich der radikalen Phrase enthält, aber radikal ist. Das Radikale liegt nicht in Programmen und nicht einmal in formulierten Ideen: es liegt in der Haltung und im Dienst der Ideen.

Ich weiß nicht, ob man mich versteht. Man erwartet vielleicht heftigere Forderungen. Jede Forderung steht uns frei — ich nenne nur die erste Bedingung: Bilanz ziehen, den Nationalismus für unbrauchbar erklären, sich lösen, keinen Zweifel mehr lassen.

Manche lehnen Thomas Mann ab; sie erwarten von ihm keine Hilfe; er ist für sie der Prototyp des unpolitischen Geistigen. Was in den ‚Betrachtungen eines Unpolitischen' steht, ist Auseinandersetzung des Künstlers mit dem Problem der Wertung. Und das ist eine Sache für sich. Ich verlange nur, daß der Künstler sich bewußt sei, wie sehr es etwas andres ist, den Menschenunterdrücker darzustellen, als ihm die Gewalt zu überlassen.

Es gibt zwei Sphären: die der Anschauung und die der Wertung. Wer nur in einer lebt, verengt sich. Auch der Künstler soll von beiden Sphären wissen. Es ist unreligiös, die Sphäre der Tat zu verwerfen. Eine Zeit wie die unsrige lehrt, daß der Künstler den Aufenthalt in der Sphäre der Anschauung Denen verdankt, die in der Sphäre der Tat leben. Denn in dieser und nirgendwo anders wird die Freiheit und die Würde erobert, die ihm notwendig sind.

Wer die Welt den Schlechten überläßt, macht sie schlecht. Er nimmt eine Schuld auf sich.

Wirtschafts-Führer von Frank Faßland

IV. Otto Wolff

Ende 1919 war es, als das Scheinwerferlicht der großen Presse zum ersten Mal auf dem Namen Otto Wolff haften blieb. Seither ist dieser Name denjenigen angereiht, mit denen sich die Vorstellung von einer wirtschaftlichen Großmacht verbindet.

Ein Eisenhändler in der alten Handelsmetropole Köln war im Kriege und nach dem Kriege zu Geld gekommen, zu sehr großem Geld sogar. Aber das war nichts Besonderes, denn das war in jener „großen” Zeit sehr Vielen gelungen; und auch Manche, die es gar nicht so sehr darauf angelegt, hatten es nicht vermeiden können. Der Krieg war nun einmal für Alle, die seine Rüstung schmieden halfen, eminent kapitalbildend gewesen, und die Revolution, die doch die Abtragung der großen Vermögen auf ihre Fahne geschrieben hatte, übertrumpfte den Krieg in dieser Hinsicht beinahe noch. Zwar hatte die Gesetzgebungsmaschine unter vielem revolutionären Aechzen und Stöhnen ein Gesetz zustandegebracht, wonach der in der Kriegszeit und bis zum dreißigsten Juni 1919 erzielte Vermögenszuwachs bis auf einen verhältnismäßig winzigen Betrag von höchstens 172 500 Mark radikal weggesteuert werden sollte; aber das Merkwürdige war, daß alle Kriegs- und Revolutionsverdiener nach jenem dreißigsten Juni nicht weniger Kapital besaßen als vorher. Die Steuertechnik hatte sich eben bei den Kapitalisten den neuen Verhältnissen schneller angepaßt als bei den Steuerbehörden.

Dies aber war, wie gesagt, im Fall Otto Wolff nicht das Besondere. Die Besonderheit war hier nicht die Zusammenraffung großen Mammons, auch nicht die Tatsache, daß dieser Mammon — was überdies die meisten auch der Fachkollegen zunächst gar nicht wußten — bei der Firma Otto Wolff über das Normalmaß neuen Kriegsreichtums in der Eisenhandelsbranche weit hinausging, sondern die Besonderheit des Falles Wolff lag in der Art der Verwendung, die jene Gelder fanden. Dieser Otto Wolff war nämlich reich und kühn genug, um das traditionell gewordene Verhältnis zwischen Eisenindustrie und Eisenhandel einfach umzukehren. Die Konzentrationsbewegung in der Schwerindustrie, die Syndikats- und Trustbildung hatte es in den Jahren vor dem Kriege mit sich gebracht, daß der Montanhandel in weitgehende Abhängigkeit von den großen Kohlen- und Eisenkartellen geraten war. Er mußte sich meist Preise, Gewinnprozente, Absatzgebiete vorschreiben und sich zur Erreichung dieser Zwecke in Händlersyndikate einzwängen lassen, die ihn fast zu ausführenden Organen der Werkssyndikate machten. In frühern Zeiten, als die Werkskonzerne und Werksverbände noch nicht so groß und stark geworden waren, konnte es hier und da unternehmenden Händlern, wie etwa Peter Klöckner, gelingen, ihre Handelspositionen bis in Produktionsunternehmungen vorzuschieben und ihre Handelsmacht auf dem

Umwege über Industrieeinfluß zu verstärken. Seit langem aber war in der Eisenindustrie ein solcher Fall nicht mehr vorgekommen. Im Gegenteil: in den letzten Jahren hatten die meisten großen Werke sich eigne Handelsorganisationen zugelegt, um im Absatzgeschäft für ihre Produkte nicht auf fremde Großhandelsfirmen angewiesen zu sein.

Diesen Nexus sprengte nun Otto Wolff mit einem jähen Ruck. Eines Tages wurde im Revier bekannt, daß er große Aktienpakete führender Hüttenwerke, und zwar solcher, die noch nicht zu einem der ganz großen Konzerne gehörten, aufgekauft habe. Im Eisenwerk van der Zypen, in den Rheinischen Stahlwerken hatte er Fuß gefaßt, ja sogar an den Phönix, das bestkonsolidierte Gemischtwerk des Westens, hatte er sich herangewagt, und zwar zu einer Zeit, wo infolge der ersten Revolutions- und Nachkriegsdepression die gewichenen Kurse einen verhältnismäßig billigen Erwerb erlaubt hatten. Die Enthüllung dieser Transaktionen wirkte wie ein Stich ins Wespennest. Ueberall aufgestörtes Gewoge, erregtes Gefrage. (Was geht vor? Was ist beabsichtigt? Wer steht dahinter? (Die Börse begnügt sich bekanntlich nie mit einem Faktum, sondern meint, es müsse immer noch ein andres dahinterstehen.) Daß eine einzelne Händlerfirma, die bis dahin in der weiten Oeffentlichkeit kaum dem Namen nach bekannt gewesen war, allein und für sich den Sturm auf die größten Montanburgen gewagt haben sollte, erschien Keinem glaubhaft. „Otto Wolff ist nur vorgeschobene Person", hieß es deshalb. Hinter ihm steht Krupp oder die A.E.G., vielleicht sogar beide, und was jetzt sichtbar geworden, ist nur Bruchstück eines neuen riesigen Montantrusts, der in der Bildung begriffen ist. Aber die Wirklichkeit war diesmal, wie so oft, einfacher als die Phantasie; oder vielmehr: die Durchschnittsphantasie lief noch auf alten Wegen fort, während sich inzwischen — unbemerkt von der Allgemeinheit — für finderische Hirne neue erschlossen hatten. Grade das Unwahrscheinliche war Ereignis geworden. Otto Wolff hatte den Sturm ganz allein unternommen, und vielleicht eben weil Niemand das für möglich gehalten, Niemand deshalb den Widerstand dagegen organisiert hatte, war das Wagnis gelungen. Wie aber war das gekommen?

Otto Wolff und sein Sozius Ottmar Strauß hatten etwa acht bis zehn Jahre vor dem Kriege in Köln eine Eisenhandelsfirma gegründet, und, helle köllsche Jungens, die sie waren, hatten sie sich auf Spezialitäten geworfen. Mit Weißblech handelten sie, und daneben sortierten sie Altmaterial (Schrott) zu bestimmten Qualitätsmischungen, wie sie gewisse Werke des Westens für ihre neuen Siemens-Martin-Oefen brauchten und ungewöhnlich gut bezahlten. Fachkreise schätzten das Eigenvermögen der Firma Otto Wolff schon vor dem Kriege auf 3 Millionen (Goldmark), womit man einen ganz netten Eisengroßhandel betreiben, aber natürlich auf industrielle Eroberungen nicht ausgehen konnte. Der Krieg, der ja bekanntlich ein Stahlbad war, brachte allem, was mit Stahl zusammenhing, besonders reiche Gewinne. Trotz inoffizieller Höchstpreise und Ausfuhr-

verbote. Von den Inhabern der Firma Otto Wolff blieb allerdings nur der neue, der Firmenträger selbst, in der Heimat und konnte die Konjunktur ausnützen. Ottmar Strauß wurde „eingezogen". Aber grade diese Mischung erwies sich für das kölner Handelshaus schließlich als überaus vorteilhaft. Ottmar Strauß war für den Felddienst nicht geeignet, und da er ein anschlägiger Kopf war, brauchte er nicht lange Garnisonsoldat zu sein, sondern kam in die Aemter: zuerst in kleine Aemter und in kleine Stellungen, dann ins Reichsmarineamt, wo er sich sehr nützlich zu machen verstand und besonders den Lieferungen an die türkischen Bundesgenossen seine Aufmerksamkeit zuwandte. Dadurch kam er in angenehme, auch geschäftlich fruktizierbare Beziehungen zu der Türkischen Gesandtschaft in Berlin.

Nach der Revolution gehörte Ottmar Strauß zu Denen, die sich der neuen Regierung zur Verfügung stellten. Erzberger verwendete ihn in der Waffenstillstandskommission, und endlich landete er im Preußischen Staatskommissariat für die Oeffentliche Ordnung, wo er nach einiger Zeit Dezernent und Geheimer Regierungsrat wurde. Sowas war nichts Ungewöhnliches in jeher Aera der Bürokraten-Götterdämmerung und der Durchdringung der Hierarchien mit frischem „demokratischen" Blut, da zur Abwehr sowohl der Reaktion wie der Revolution Journalisten, Rechtsanwälte, Kaufleute schockweise in die Regierungsämter, sozialdemokratische Gewerkschaftssekretäre in nicht geringerer Zahl in die Landratskanzleien gesetzt wurden. Es sollten ja nicht nur die Spitzen der Regierung, die Minister- und Staatssekretärposten demokratisiert werden, sondern auch der administrative Unterbau sollte zum mindesten einen starken Einschlag des neuen Geistes erhalten. Das ist nun freilich — wie die Erfahrungen der Folgezeit lehrten — im Allgemeinen gänzlich mißlungen: die Bürokratie erwies sich dank ihrer Routine und ihrer Geschmeidigkeit als das stärkere Element, und die neuen Männer wurden entweder selbst bürokratisiert oder in dunkle Winkel abgeschoben, wo sie der Demokratie weder nützen noch der Bürokratie schaden konnten. Ottmar Strauß aber gehörte zu den wenigen Ausnahmen. Er, der sicherlich kein Bürokrat, allerdings auch beileibe kein Demokrat, sondern nur ein smarter Geschäftsmann war, fand sich in den Amtsgeschäften bald ebenso gut zurecht wie in den Handelsgeschäften. Und da er in jenen schwankenden Zeiten, wo rechter Hand linker Hand Alles vertauscht, die Staatsautorität zerbröckelt war und der Klingeldruck der Regierungsexekutive nach unten hin nur höchst mangelhaft funktionierte, gewisse Dinge geschickt zu „deichseln" verstand, für manche Zwecke, die noch nicht ins offizielle Budget gesetzt werden konnten, das nötige Klein- oder Großgeld herbeischaffte — so hatte er sich bald unentbehrlich gemacht. Er wurde die Hauptstütze des Staatskommissars für die öffentliche Sicherheit von Berger, der, ein mit Demokratenfarbe schlecht übertünchter Reaktionär, damals der heimliche Ministerpräsident von Preußen war.

Inzwischen hatten die Geschäfte in Köln einen immer mächtigern Aufschwung genommen. Otto Wolff war in seiner

Art nicht weniger rührig gewesen als der in die berliner Zentralbehörde „beurlaubte” (manche sagten boshaft: abkommandierte) Sozius Ottmar Strauß. Während der sein Multimillionärtum — in Berlin und auch in Weimar, als dort die Nationalversammlung tagte — mit echt kölnischer Lebe- und Gebelaune in die nüchterne Sphäre seiner neuen Beamtenumwelt trug, während Ottmar Strauß Vorgesetzte, Kollegen, Minister (darunter sozialistische) und Parlamentarier in eine Gastfreundschaft einfing, die sich mit den altpreußischen Traditionen der Vergangenheit und den spartanischen Erfordernissen der neudeutschen Elendszeit recht wenig vertrug: währenddessen versorgte Otto Wolff in Köln das Geschäft. Und zwar so, daß all Das, was Ottmar Strauß in Berlin vergeudete, nur eine Lappalie war gegenüber dem, was Otto Wolff in Köln verdiente. Während in den Kriegsjahren die Industriekonjunktur weit üppiger geblüht hatte als das durch die Zurücksetzung der Zivilversorgung und die Innen- und Außenhandelsbeschränkungen stark eingeengte Handelsgeschäft, war in den Monaten nach dem Waffenstillstand eine große Zeit für den Handel angebrochen. Die Industrie litt schwer unter Rohmaterial- und Umstellungsschwierigkeiten: an ihr zehrten die in der ersten Zeit noch nicht durch entsprechende Preiserhöhungen ausgeglichenen Lohnforderungen der Arbeiterschaft, die verkürzte Arbeitszeit und Arbeitsleistung, die häufigen Störungen der Produktion durch Demobilmachung, Streik, Revolutionskämpfe und Verkehrsderoute. Da der große Unkostenapparat weiterlief, die Einnahmen aus dem Rüstungsbetrieb aber plötzlich aufhörten, geriet die Industrie vorübergehend in die Defizitwirtschaft. Der Handel dagegen, den bei seinem geringen Personaletat die sozialen Schwierigkeiten nur wenig berührten, der zumeist — und besonders in der Eisenindustrie — aus abgestoppten Kriegsaufträgen über ein großes „flottantes” Material verfügte, konnte dieses Material zu den sprunghaft emporschießenden Preisen mit riesigen Konjunkturgewinnen verwerten: im Inland sowohl, wo der ausgehungerte Zivilbedarf sich auf die freiwerdenden Waren stürzte, wie im Exportgeschäft, wo infolge des jetzt einsetzenden starken Falls der deutschen Valuta sich die großen Exportprämien, die Valutagewinne aus dem aufklaffenden Unterschied zwischen den Inlandspreisen und den Weltmarktspreisen herauszubilden begannen. Den ersten Rahm von dieser fetten Milch konnte der Exporthandel abschöpfen, der schnell wieder seine Beziehungen zum Ausland knüpfte, während die Industrie, durch andre Sorgen zunächst noch in Anspruch genommen, an den Wiederaufbau ihrer direkten Exportorganisationen erst später zu denken vermochte. Die Firma Otto Wolff aber stand an der Spitze derjenigen Handelsfirmen, die sich auf der Höhe der Situation befanden. Für manche Exportgeschäfte waren natürlich Ausfuhrgenehmigungen erforderlich: die Firma Otto Wolff verstand, sie sich prompt und ohne Weiterungen zu verschaffen. Hier war der Punkt, wo sich die einflußreiche, wenn auch etwas kostspielige Position des Teilhabers Ottmar Strauß in den berliner Zentralbehörden rentierte. Man braucht dabei nicht einmal an

Schiebung, an direkte Beeinflussung oder gar grobe Korrumpierung der für die Ausfuhr zuständigen Regierungsorgane durch den einflußreichen Geheimrat zu denken, der übrigens niemals — auch pro forma nicht — seine Sozietät in der Handelsfirma suspendiert hatte. Staatskommissariat für die öffentliche Sicherheit und Reichsausfuhrbehörden lagen ihren Obliegenheiten nach weit auseinander, und eine juristisch faßbare Interessenkollision war nirgends vorhanden. Helfferich in seiner plumpen Agressivität gegen Erzberger und die Korruptionserscheinungen der neuen Republik, die in Wirklichkeit nur zwangsläufige Korruptionserscheinungen des zusammengebrochenen Regierungs-, Währungs- und Wirtschaftssystems waren, hat im Erzberger-Prozeß behauptet, daß Otto Wolff und Ottmar Strauß mit Erzberger zusammen lukrative Exportgeschäfte „geschoben" hätten, wobei die Ausfuhrbewilligungen durch Gewinnbeteiligungen erkauft worden seien. Ottmar Strauß hat als Zeuge unter Eid erklärt, daß weder er noch seine Firma dem Minister Erzberger irgendwelche geschäftlichen Vorteile zugewendet, versprochen oder in Aussicht gestellt hätten. Er hätte vielleicht sogar — nur gehörte das nicht zum Gegenstand des Erzberger-Prozesses — erklären können, daß er durch seine Handlungen als hoher Regierungsbeamter der Firma, deren Mitinhaber er war, auch sonst keine unerlaubten Vorteile zugewendet habe. Zu so offenkundigem Mißbrauch des Amtes ist es wahrscheinlich nicht gekommen, und brauchte es auch gar nicht zu kommen. Wo spinnwebfeine Fäden ausreichen, um Netze solcher politisch-geschäftlichen Wechselwirkung zu knüpfen, da bedarf es nicht faustdicker Stricke. Schon die Verquickung eines hohen, zur Gewinnung intimster persönlicher Beziehungen benutzten Regierungsamts mit der Teilhaberschaft an einer kaufmännischen Millionenfirma, die auf behördliche Konzessionen angewiesen war, bildete das Odiöse, das Schwerbedenkliche, ja gradezu das innerlich Korrupte dieser Doppelstellung. Es bedurfte wahrscheinlich gar nicht der finanziellen Nachhilfe, vielleicht nicht einmal der mehr oder weniger nachdrücklichen kollegialen Empfehlung, um der Firma Otto Wolff holprige Wege zu ebnen, sonst nur schwer bewegliche Türen zu öffnen, sondern sie sprangen von selbst auf, wenn diese so gut repräsentierte und so wohl akkredierte Firma sich ihnen nur näherte. In der Presse ist vor und nach dem Erzberger-Prozeß auf die politische Unzulässigkeit solcher Verquickungen, auf die Unreinlichkeit solcher Zusammenhänge hingewiesen worden. Herr Ottmar Strauß aber verließ sein Amt erst nach dem Kapp-Putsch, bei dem er, wie sein Vorgesetzter, der Staatskommissar v. Berger, sich nicht klar auf die Seite der Republik gestellt hatte. Als der Herzog fiel, mußte der Mantel nach.

Aber die Fundamente des fabelhaften Aufstiegs der Firma Otto Wolff waren keineswegs allein auf all Das gebaut, was in Berlin für sie geschehen konnte und geschah. In den ersten Zeiten nach dem Kriege war ja grade Köln ein Markt- und Handelsplatz ersten Ranges für den legitimen und illegitimen Austausch mit den Westländern. Damals gab es nicht umsonst

das bekannte „Loch im Westen", und mitten in diesem Loch lag Köln, der Zoll- und Außenhandelskontrolle der deutschen Regierung entrückt, dem freien Ein- und Ausgang zum Weltmarkt offen, von Heeren englischer, belgischer, französischer und amerikanischer Ein- und Verkäufer überschwemmt. Ueber Köln hatten sich die zurückflutenden Massen des aus Frankreich und Belgien von den deutschen Armeen heimgebrachten Kriegsmaterials ergossen, hatten sich dort gestaut, und einer Firma, die die Konjunktur begriff und entschlossen ausnützte, liefen die großen Geschäfte haufenweise von selbst in die Hände.

Das gewonnene Kapital aber mußte angelegt werden. Otto Wolff lag es fern, ein Industriemagnat, ein Konzern- und Trustgründer zu werden. Er war Händler und wollte es bleiben; aber er wollte als Händler nicht wieder von der Gnade der Industriesyndikate abhängig werden, er wollte sein Handelsgeschäft für alle Zukunft sichern und ausbauen. Was lag für ihn also näher, als daß er die durch glückliche Konjunkturen im Handel erworbenen überschüssigen Kapitalien dazu benutzte, um ein paar große Eisenwerke und deren Absatz an sich zu fesseln! Das war der Zweck seiner Kapitalbeteiligung an diesen Werken, und diesen Zweck hat er auch voll erreicht. Vom Phönix, von den Rheinischen Stahlwerken erwirkte er ein Monopol für den Vertrieb der syndikatsfreien Erzeugnisse dieser Werke und besonders für ihr Exportgeschäft, unter seiner Führung entstand eine Verkaufsgemeinschaft für Schiffsbaustahl zwischen jenen beiden Gesellschaften und den Eisen- und Stahlwerken van der Zypen. Großes Aufsehen erregte es, als Otto Wolff seinen nicht weit hinter der Aktienmehrheit zurückbleibenden Besitz an Phönix-Aktien einem Konsortium weitergab, in dem die große holländische Handels- und Industriefirma William Müller und deren Inhaber Kröller (der holländische Stinnes) den ausschlaggebenden Einfluß hatten. Es ist vermutet worden, daß Otto Wolff die Aktienkäufe gleich von Anfang an im Auftrag dieses holländischen Konzerns unternommen habe; aber Kenner der Verhältnisse halten dies nicht für sehr wahrscheinlich. Die Dinge dürften vielmehr so liegen, daß Otto Wolff und der holländische Müller-Konzern sich aus Gründen der ausländischen Geschäftspolitik zu einer großen gemeinschaftlichen, aber sozusagen unterirdischen Exporthandelsorganisation verbunden hatten, zu der die deutsche Gruppe das Exportmaterial, die holländische die Valutenfinanzierung beisteuerte. Indem Otto Wolff seinen Besitz an Phönix-Aktien zum Teil hergab, wird er sicherlich im Ausland entsprechende Gegenwerte und Einflußpositionen eingetauscht haben.

Die Gerüchte, daß sich zwischen den Hauptwerken der Wolff-Gruppe, dem Phönix und den Rheinischen Stahlwerken neben der gemeinsamen Handelsorganisation auch ein industrieller Zusammenschluß vorbereite, wollen nicht verstummen. Hauptanlagen beider Werke in Duisburg-Ruhrort und Meiderich liegen dicht bei einander. Diese Nachbarschaft und die Fühlungnahme der Hanielschen Gutehoffnungshütte, die sich einerseits gleichfalls durch Aktienerwerb an der Phönix-Gesellschaft be-

teiligte und dem Phönix-Konsortium der Gruppe Wolff-Müller beigetreten ist, andrerseits den Rheinischen Stahlwerken ihren Kuxenbesitz an der Kohlenzeche Fröhliche Morgensonne abgetreten hat — das waren Symptome die genügten, um in manchen phantasiebegabten Köpfen die Vision eines gewaltigen Gegentrusts gegen die Stinnes-Kirdorf-Siemensssche Rheinelbe-Union aufleuchten zu lassen. Ob es schließlich einmal dahin kommen wird, ist noch ganz ungewiß. In manchen Kreisen der Montanindustrie dämmert die Erkenntnis auf, daß die ganz großen Trusts sich überlebt haben, weil sie über das Maximum an oekonomischer Konzentrationswirkung hinausgewachsen sind und an komplizierender Ueberorganisation leiden. Wie dem auch sei: wenn ein solcher Gegentrust gebildet werden sollte — Otto Wolff wird sicherlich nicht sein Organisator und sein industrieller Kopf werden. Bei allen Verhandlungen, die über einen Zusammenschluß zwischen Rheinstahl und Phönix geführt wurden, hat er sich völlig zurückgehalten und die Entscheidungen den Werksleitern überlassen. Was er erstrebte, war ausschließlich die Händlerposition, und diese hat er schon durch die bisherigen Aktionen erreicht.

Russische Konkurrenz von Theobald Tiger

Ein Opfer ohne Waffen auf dem Podium,
davor ein Kerl von zweifelhaftem Odium.
Revolverzielen wie auf eine Scheibe,
danach ein Fangschuß bei lebendigem Leibe:
Ein solcher Auftritt und sein Held —
das wird bei uns im Hause hergestellt.

Die Russen auch?
Der Monarchismus streckt die Hand vor . . .
Der Staatsanwalt besichtigt rote Flecken:
er kann nur Totschlag — keinen Mord entdecken.
Die jungen Helden werden sehr beliebt sein.
Und die Geschworenen werden sehr gesiebt sein.
Geringe Strafe. Freispruch. Mordshallo.
Das machen wir zu Hause grade so.

Nur Eines will ich keineswegs begreifen:
Ein Monarchist der schießt, muß doch wohl kneifen —!
Und der da stellt sich dem Gericht!
Er flieht nicht — und er leugnet nicht!
Und er gesteht die ganze Tat!
Tut so ein Offizierssoldat?
O Russe mit den Zarenorden!
Lern du bei unsern Deutschen morden!
Wir brachten Viele um die Ecke:
318 ist die Strecke.
Der Monarchist schießt, lügt, reißt aus
und kauft in Bayern sich ein Haus.
Das hast du nicht so schön gekonnt . . .
Totschlag gefällig?
Germans to the Front — !

Film-Uebersicht von Hans Siemsen

Die Ufa folgt dem Beispiel der Reinhardt-Bühnen und gibt eine Reklamezeitschrift heraus. Und diese Zeitschrift ist sogar sehr interessant. Nicht des Textes wegen. Der ist nicht besser als der der Blätter des Deutschen Theaters. Aber der Bilder wegen. Man will nämlich den „Aufstieg des Films” illustrieren und beweisen und stellt zu diesem Zweck einigen Film-Szenen von früher einige von heute gegenüber. Auf der einen Seite eine Premieren-, eine Spielsaal- und eine Gesellschafts-Szene, wie man sie vor etwa zehn oder fünfzehn Jahren im Film sah, und auf der andern Seite dieselben Szenen, wie man sie heute macht. Und das Resultat? In jedem, aber wirklich in jedem einzelnen der drei Fälle ist das frühere Bild ungleich viel besser als das heutige. Wenn ich meine vielgeschmähte Behauptung, der deutsche Film sei in den letzten Jahren in der Hauptsache auf einem falschen Wege, durch Beispiele beweisen wollte: ich hätte die Bilder nicht besser auswählen können.

Die frühern Szenen sind allerdings durchaus nicht etwa hinreißend, aber sie haben doch einen gewissen Charakter; sie sind ein bißchen dilettantisch, aber grade das gibt ihnen einen Reiz, den die neuen Bilder keineswegs haben. Sie stellen eine Szene, eine Stimmung, einen Vorgang etwas ungeschickt, etwas unbeholfen, etwas kindlich dar — aber sie stellen sie doch immerhin dar, sie geben immerhin einen Eindruck. Die neuen Bilder? Da sieht man Riesenräume, Prachtarchitekturen, der Spielsaal ist sogar prima, prima, echt Monte Carlo, um die Festtafel sitzen zwanzig tadellos befrackte Kavaliere herum, und der Tafelschmuck hat alleine 5000 Mark gekostet — aber ein Eindruck? Keine Spur! Leben? Keine Spur! In den Riesenräumen kann man keinen Menschen richtig erkennen, die Prachtarchitektur ist im Bild noch langweiliger und kälter als in Wirklichkeit, und die Kavaliere sind so trostlos und steif, wie ihre Fräcke, wenn sie im Kleiderschrank hängen. Der zwar dilettantische, zwar komische, aber doch lebendige Eindruck der frühern Bilder ist fort. Und es ist kein neues Leben an seine Stelle getreten. Man ist vornehmer, man ist gebildeter geworden. Man hat Geld dazu bekommen — aber sonst nichts. Nicht mehr der einfache, komische kleine Mensch (der ist ja zu billig), sondern die pompöse Riesen-, Prunk- und Pracht-Dekoration spielt in den neuen Bildern die Hauptrolle. Sie haben viel, viel mehr gekostet als die alten unbeholfenen Szenen. Und sie sind viel steifer, langweiliger und schlechter. Wer das bei dieser Gegenüberstellung nicht merkt, dem ist nicht zu helfen, der wird weiterhin mit seinem dicken Geldbeutel in der Hand und den Riesen-Gala-Monstre-Massen-Szenen im Kopf auf dem falschen Wege dahinmarschieren. So lange bis der deutsche Film eines Tages völlig ruiniert ist

*

Lubitsch ist gewiß einer der intelligentesten, begabtesten und eifrigsten Regisseure; sein organisatorisches Talent ist sogar anscheinend ganz bedeutend; was aus Massenszenen im Film zu machen ist, macht er. Die Riesenbauten im

Weib des Pharao

haben nicht nur viel Zement, sondern sicherlich auch viel Mühe und Arbeit gekostet. Die Umgegend von Berlin ist außerordentlich ge-

schickt „auf aegyptisch” frisiert. Schauspieler wie Wegener, Bassermann, Jannings mimen mit, gewiß nicht schlecht bezahlter, Begeisterung die Hauptrollen. Und trotzdem: das Resultat von so viel Arbeit, Mühe, Geld und Talent? Ein paar hübsche Landschaften vom berliner Nil, zwei, drei Wüstenreiter-Szenen, Wegeners fideler Negerfürst, Jannings als totgeglaubter, verspotteter König — das ist ganz gut, auch nicht Ein Mal hinreißend, aber immerhin ganz eindrucksvoll. Alles das aber, worauf man so stolz ist, was so herrlich viel Geld gekostet hat; die Riesen-Zement-Attrappen, die Riesenmassenszenen — grade das ist, Hand aufs Herz, verflucht langweilig. Kunst ist kein Massenartikel; auch nicht im Film. Und wenn die Lubitsch-Massenszenen eine künstlerische Leistung sind, dann waren die Kaiser-Paraden auf dem Tempelhofer Feld der Inbegriff der künstlerischen Vollkommenheit. (Für manche Leute sind sie das in der Tat, ich weiß.)
Ich esse manchmal in einem kleinen Musik-Restaurant, in dem viele Ausländer verkehren. Abends um Neun kommt ein Aegypter. Sobald er eintritt, erhebt er die Hand zum Gruß und schreitet durch das ganze Lokal auf den Kellner zu; dabei lacht er und verbeugt sich; und der Kellner verbeugt sich auch. Hat er auf diese Weise den Gastfreund begrüßt, so nimmt er an einem der Tische Platz, legt die Hand aufs Herz und verbeugt sich nochmal. Sodann beginnt er, indem er vor allem das Messer gebraucht, voll wahrhaft königlicher Würde sein Beafsteak mit Erbsen zu verzehren. Dieser Aegypter, obwohl er einen Gehrock anhat und einen wollenen Shawl um den Hals trägt, ist nicht nur viel aegyptischer, sondern auch netter und menschlicher als der ganze große Pharaonen-Film.

*

Fridericus Rex

Das ist von jenen Leuten inszeniert, für die die Kaiserparade das Herrlichste der Erde war. Da wird ein Mädchen ausgepeitscht, weil der Kronprinz von Preußen so frei war, sich in sie zu verlieben. Und während dieser Szene geht ein wollüstiger Schauer durch alle ehemals königlich preußischen Untertanen im Zuschauerraum. Wie gerne hielten sie alle den Popo hin, wenn noch einmal wieder ein Hohenzoller die Gnade haben wollte, ihn zu benutzen. Theobald Tiger hat diesem echt preußischen Untertanengefühl für alle Zeiten die richtige Fassung gegeben: „Wir wollen, wir wollen geprügelt sein!” Der Rest des Films besteht aus Parademärschen. Und man kann nur wünschen, daß er eine möglichst große Verbreitung im Ausland finde; damit man drüben wahrheitsgemäß erfährt, wie es in Deutschland eigentlich aussieht.

*

Fräulein Julie

ist deshalb eine bedeutende Leistung Strindbergs, weil er darin einen Einzelfall zum typischen Fall konzentriert, weil er das ungeheure Drama eines Klassen- und Geschlechter-Kampfes in einem einzigen Akt, an nur zwei Personen demonstriert. Der Film wälzt diesen Extrakt zu fünf oder sechs Akten auseinander und erzählt eine lange „Vorgeschichte”, die mit Strindberg nicht das Geringste zu tun hat. Nun, da Asta Nielsen, Lina Lossen und Käthe Dorsch mittun, ist die Sache natürlich doch nicht ganz schlecht. Aber erfreulich ist sie auch nicht.

*

Schwedische Filme

sieht man seit einiger Zeit viel in Berlin. ‚Die Ingmars-Söhne', ‚Der Todeskarren', ‚Um das Erbe', ‚Rosen im Herbst', um ein paar zu nennen. Mauritz Stiller scheint der Regisseur der bessern zu sein.

Sie haben alle mehr oder weniger die gleichen Vorzüge: sie verstehen es weit besser als die deutschen Filme, die Landschaft zu verwenden. Nicht nur, daß sie reizende und anmutige Gegenden sich aussuchen: sie verstärken mit Hilfe der Landschaft (sonnige Wiesen, dunkle Wälder, eilige Bäche, blühende Gärten) die Darstellung, die dramatische, idyllische, komische Situation. Vor allem aber: ihre Schauspieler sind möglichst wenig Schauspieler, sind natürliche, meistens sehr hübsche, gut gewachsene, sympathische Menschen, die möglichst wenig Theater machen, die auf ihren Bauernhöfen (ohne Zementhäuser, ohne Betont-Attrappen!) herumlaufen, Schweine füttern, Kühe melken, Mähmaschinen dirigieren, als wären sie regelrechte, natürliche, hübsche, gut gewachsene Bauern-Jungs und -Deerns. Und da der Film Natur und Natürlichkeit braucht und kein Theater, so sind diese schwedischen Filme um vieles erfreulicher und erfrischender als die meisten deutschen.

Aber sie haben auch allerlei Fehler. Sie wirken auf die Dauer ein wenig einförmig, ein wenig zu sentimental und ein wenig zu tugendhaft. Es gibt auf der Welt doch immerhin auch noch was andres als schwedische Bauernhöfe, Bauerneinfalt, Bauerntreue, Bauernmoral, Bauernleben und Bauernliebe. So einfach, so glatt, so ganz zur Freude aller tugendhaften Menschen und zur Befriedigung des lieben Gottes wie in diesen schwedischen Filmen verlaufen die Schicksale der bösen und guten Menschen denn leider doch nicht immer. Zu deutsch: es wäre ganz nett, wenn die Schweden auch mal was andres verfilmen wollten als immer nur die gesammelten Werke der Selma Lagerlöf. Allen Respekt vor der freundlichen alten Dame! Aber die ideale Filmautorin ist sie doch nicht ganz.

*

Leute, die der Filmindustrie näher stehen als ich, haben schon wiederholt behauptet, daß nicht so sehr die Valuta wie vielmehr die Konkurrenzfurcht der deutschen Kinoleute Einfuhr und Vorführung

Amerikanischer Filme

verhindere. Es scheint fast so. Mary Pickford, Hayakawa, Bessie Love, W. Rogers, Sjostrom, Nazimova (um nur ein paar zu nennen) hat man in Deutschland überhaupt noch nicht gesehen, während das ganze übrige Europa sich schon seit Jahren an ihnen erfreut. Von Rio Jim wurde (ohne jede Reklame, halb im Verborgenen) ‚Der Rauhreiter vom Desertpaß' gezeigt. Ein uralter Film, ein nur sehr mäßiges Beispiel seiner Kunst. Trotzdem war dieser Colleoni-Typ, dieser halb Urwald-, halb Renaissance-Mensch in einigen Szenen schon wundervoll. Wie er geht, läuft, sitzt, sich umwendet: das ist so schön zu sehen wie bei einem herrlichen Raubtier. Von Gefahren umlauert, immer auf dem Sprung, die Hand am Revolver, geht er, sobald ihn Jemand anspricht, in Boxerstellung, eines Angriffs gewärtig. Nun verliebt er sich und muß ein paar Mal mit dem Mädchen sprechen. Herrlich, wie er da unwillkürlich auch vor diesem zarten, reizenden Mädchen in Boxerstellung geht. Anders weiß er sich nicht zu schützen, auch gegen Liebreiz und Verliebtheit nicht. Zum Schluß

stirbt er. Durch den Hals geschossen, fällt er, nachdem er sein Mädchen in Sicherheit gebracht hat, auf die Knie, versucht noch einmal zu atmen, zu lächeln, und sinkt, auf seinen Revolver gestützt, vornüber. Niemals habe ich eine so sentimentale, so kitschige Szene so männlich, so karg, so erschütternd darstellen sehen.

Auch Douglas Fairbanks sah man bisher noch nicht ein einziges Mal in einem seiner guten, repräsentativen Filme, sondern nur in sehr mäßigen, alten und billigen, von denen die meisten seinerzeit während des Krieges zu mehr oder weniger verschleierten Propagandazwecken gemacht wurden. Und wenn diese amerikanischen Propaganda-Filme auch geschickter und unterhaltender gemacht sind als unsre herrlichen deutschen Kriegspropagandastücke, so sind sie doch immerhin kaum geeignet, einen Schauspieler von seiner besten Seite zu zeigen. Fairbanks ist trotzdem recht nett und ulkig darin, boxt, läuft, springt und tanzt, daß es eine Freude ist, und macht seine Sache mindestens so gut wie unser (mit Recht und auch von mir) geschätzter Harry Liedtke. Daß er aber noch mehr kann, das beweisen die schwachen Filme, die man bisher von ihm zu zeigen für gut hielt, noch nicht.

Der einzige Amerikaner, von dem man nach einigen mittelmäßigen auch wirklich gute Filme gezeigt hat, ist bis jetzt

Chaplin

‚Auf der Walze' war schon recht gut. ‚Auswanderer' ist wundervoll. Diese kurze, auf zwei Akte konzentrierte groteske Komödie ist das Beste, was ich (bei allem Respekt vor Asta Nielsen, Wegener, Jannings, W. Hack, Hayakawa!) jemals im Film gesehen habe. Dieser ernste, manchmal fast tragische Scherz hat mir Eindrücke vermittelt, wie ich sie auf der Bühne, in der Literatur, Musik und Malerei nur ganz, ganz selten gefunden habe. Ich stelle das neben das Allergrößte, was ich bis jetzt in der Kunst erlebt habe. (Im Rahmen einer Monatsübersicht mit vier oder fünf Sätzen diesem Wunder auf den Leib zu rücken, wäre sinnlos. Ich werde nächstens einmal ausführlicher werden.)

*

Das Niveau der

Deutschen Film-Industrie

dokumentiert sich natürlich auch in den von dieser Industrie geschaffenen Filmen. Aber mir will scheinen, als würfe auch der nachfolgende Bericht, den die B.Z. über eine siebenstündige Generalversammlung des Klubs ‚Bühne und Film' brachte, ein immerhin bezeichnendes Licht. Nachdem die B.Z. erzählt hat, daß unter Andern Leo Leipziger, Robert Liebmann, Willi Wolff, Dr. Seelig, Professor Friedmann und Ernst Lubitsch in den Vorstand dieses Klubs gewählt worden seien, berichtet sie weiter:

> Der sonst sehr friedliche, geräumige Speisesaal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Zunächst wurde ein Antrag auf ‚Entwaffnung' gestellt, weil zur Kenntnis gekommen war, daß einzelne Mitglieder mit eisernen Schlagstäben in den Taschen erschienen waren. Die Erregung nahm teilweise recht unerfreuliche Dimensionen an, weil man über die wegen Arbeitsüberhäufung verärgerten und zurückgetretenen Vorstandsmitglieder in eine stark persönliche Diskussion hineingeraten war. Die Wahl des neuen Vorstandes erfolgte nur nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten,

weil die einzelnen Herren oft mit Gewalt und unter ihrem eignen Protest an den Vorstandstisch geschleppt und zur Annahme des sehr schwierigen und undankbaren Amtes bewogen werden konnten.

Ich habe früher mal behauptet, wer es beim deutschen Film zu etwas bringen wolle, müsse vor allem einen Frack besitzen. Ick dementiere mir. Ein Schlagring scheint noch wichtiger zu sein.

Brief an den Staatsanwalt

Hierdurch tue ich Dir kund und zu wissen; daß ich am neunundzwanzigsten Februar dieses Jahres gegen den § 184 (Verbreitung unzüchtiger Schriften) ein bißchen habe verstoßen helfen. Ich habe mir nämlich in der Buchhandlung Hujahn in der Rügenwalder Straße 29 ein großes Buch mit durchaus unerlaubten Bildern gekauft. Das Buch ist 274 Seiten stark, gutes Friedens-Velinpapier, bedruckt mit mattgetönten farbigen Lithographien eines in Bayern wohnhaften Malers. Es ist 1919 in München erschienen. Herr Hujahn gab es mir im kleinen Hinterzimmer unter einer sausenden Gasflamme aus einem Geldschrank heraus; er blinzelte stark dabei, putzte sich schämig die Brillengläser und nahm hundert Prozent Teuerungszuschlag.

Es ist ja möglich, lieber Staatsanwalt, daß diese Angaben alle nicht stimmen; aber Du hast doch eine so vorzügliche Polizei (denk mal an die vielen politischen Mörder, die Ihr gefangen habt!) — Du wirst es schon herausbekommen. Mach aber keine Haussuchung bei mir: ich habe das Buch in einer Laube vergraben. Komm, wir wollen spielen: „Feuer, Wasser, Kohle . . ” Streng dich an, Such, such, such —!

Man müßte dergleichen übrigens wirklich beschlagnahmen. Denk mal, was da alles drin ist . . .! Jetzt sitzt Du wieder da mit gespitztem Bleistift, vor dir liegen die ‚Weltbühne' und Deine Karriere, und wenn Du diese Seiten für unzüchtig erklärst, dann wirst Du vielleicht bald Oberstaatsanwalt, und S. J. muß Geldstrafe bezahlen. Ich will es also ganz vorsichtig anfangen, Onkel.

Es sind ja mehr Sinnbilder, weißt Du, Allegorien, wenn Du Dich auf Deine Prima besinnst, aber sie sind doch sehr schön. Wenn wir das, was Du dem Onkel Magnus Hirschfeld beschlagnahmst, mit einer Eins bezeichnen und das, was der Onkel Brunner bei der Venus von Lonjumeau ausschließlich zu sehen pflegt, mit einer Zwei, dann liegen folgende Bilder vor mir:

Da schippt ein Mann lauter Gold in eine Erdspalte, aber das ist gar keine Erdspalte. Was hältst Du von dem Manne? „Symbolisch!” würde Wilhelm Bendow sagen. Und dann ist ein alter Herr da, der sammelt Zweien: er hat sie alle auf dem Tisch ausgebreitet, fein säuberlich mit Zettelchen etikettiert, und er beguckt sie sich durch eine Lupe, ob er vielleicht eine doppelt hat. Und dann ist ein Bild da, das kannst Du gewiß nicht beschlagnahmen: da steht eine dicke Frau vor dem Elefantenzwinger und sieht sich den Rüssel an und sagt gar nichts. Und ein Bild ist da, das hat keine Unterschrift, aber ich glaube, das weißt sogar Du, was das bedeutet: ein nacktes Mädchen liegt mit gespreizten Beinen auf der Straße, denk mal, mitten auf der Straße, und diese lange Straße geht nun grade durch das Mädchen hindurch. Weißt Du,

was das ist? Und eine Frau ist da, ein Frauenkopf mit süß geschlossenen Augen — sie lauscht wohl auf Musik. Aber an ihrem Ohr macht sich ein kleiner Mann zu schaffen, ich kann Dir gar nicht sagen wie.

Und es sind auch Vorkommnisse aus dem Allerweltsleben abgebildet: wie ein ganzes Fenster voll Frauen in Aufregung gerät, sie fallen beinah auf die Straße, so weit beugen sie sich heraus, denn unten steht ein Mann und verrichtet bescheiden ein kleines Werk. Und eine Malerin malt einen männlichen Akt: sie malt ihn ganz richtig, nur wächst ihr die Proportion ins Ungeheuerliche. Und eine fette Frau mit einem Kreuz an der Brust gibt aus ihrer ungeheuern Brust einem proletarischen Säugling zu trinken, und das wird von vier Seiten gefilmt, und ich glaube, das heißt: Wohltätigkeit.

Der ganze Affentanz der Geschlechter zieht vorüber, in allen, sagen wir, Lagen des menschlichen Lebens, in allen Situationen mit den wenigen nur denkbaren Abwechslungen, die einem der liebe Gott da beschert hat. Du bist auch drin, lieber Staatsanwalt. Du stehst vor einem großen Bild in der Ausstellung und mißt an einem gewaltigen Schinken den Popo, auf daß er ja nicht das Maß Deiner Sittlichkeit überschreite. Und wenn ich mir den ganzen Phall betrachte, die alten Jungfern, die danach gieren, und die alten Kerle, die danach gieren, und die jungen Dinger, die viel, viel mehr von der Sache verstehen, als man ihnen ansieht, und all das lächerliche Gekrampfe, all den Lärm, der um diesen einen Eierkuchen gemacht wird, dann muß ich schon sagen: Es geht nirgends so merkwürdig zu wie auf der Welt.

Jetzt bist Du böse . . . Jetzt sagsit Du gewiß, ich sei Einer, der das Schamgefühl gröblich verletzt habe, und obgleich ich doch meine symbolischen Zahlen kaum gebraucht habe, fängst Du am Ende einen Prozeß mit mir an, und ich muß mir von den Professoren bescheinigen lassen, daß ich keinen Menschen habe unterhalten wollen, sondern daß ich ein höherer Künstler bin. Oder ist es vielleicht unterhaltsam, wenn alte, verbrauchte Frauen vor dem Spiegel stehn wie Jericho auf den Trümmern Karthagos und sich die Rudimente ansehen, die noch übrig sind?

Onkelchen, sei wieder gut. Und wenn Du Deine sella curulis verlassen hast und in den staatlich konzessionierten Schoß Deiner Familie zurückgekehrt bist, dann drück den Daumen für mich, daß mir noch einmal in meinem Leben solch ein Chanson glückt, wie es die Zeichnung auf Seite 83 darstellt. Hinter dem Souffleurkasten, vorn an der Rampe, steht mit dem Rücken zum Publikum eine junge Dame, die sich das Wenige, womit sie bekleidet ist, auch noch emporgehoben hat. Ihre linke Hand . . na, lassen wir das. Es scheint eine Szene aus dem ‚Götz von Berlichingen' zu sein, die da gespielt wird. Aus ihrem überschnittenen Profil ist zu ersehen, wie entzückend schnuppe ihr die ganze Geschichte ist. Und solch Chanson möcht' ich einmal schreiben.

Und ich will es Dir, Onkelchen, widmen. „Seinem lieben Staatsanwalt Dr. Splitterrichter in tiefsinniger Verehrung
hochachtungsvoll
Peter Panter."

Armand Carrel

Der Kritiker der Zeit und des Lebens und ihres Spiegelbildes: der Presse; der Betrachter des Staates in Ausdrucksformen wie Monarchie und Republik und der Uebergangserscheinung: Revolution; der Kenner der wandelbar-unwandelbaren Menschen und ihrer sinnlich-übersinnlichen Triebe — Moritz Heimann blickt tief in seine Gegenwart, und sein Gestaltungswille fühlt sich gereizt. Aber die Lust, sie zu gestalten, wird gedämpft von der Scheu des Philosophen, sich mit ihr, der allzu nahen, gemein zu machen, und wär' es auch als Gestalter. Der Ausweg? Flucht in eine Vergangenheit, durch deren Verhältnisse und Figuren ein Wäger des Wortes, ein Liebhaber indirekter Charakteristik, ein Distanznehmer seltenen Ranges ausprägen und aussprechen kann, was er täglich um sich sieht, und das noch leichter, wenn er sich obendrein aus Deutschland nach Frankreich begibt. Dort empfindet man sechs Jahre nach 1830 in vieler Beziehung ähnlich wie hier vier Jahre nach 1918, Eine Hauptmannsmutter flucht dieser prächtigen neuen gesegneten Aera der Unwahrheit, der Empörung, der Herz- und Gottlosigkeit, und ihr Sohn verbringt seine Tage damit, Kommentare zu den Feldzügen Bonapartes zu schreiben. Legitimisten und Umstürzler zeihen einander des Vaterlandsverrats und des Opportunismus. Das Motiv des Hungers spielt eine kleinere Rolle, weil der Umwälzung ja nicht unmittelbar ein Krieg voraufgegangen ist: der Geldbeutel ist schon längst an die Stelle des Degens getreten, und was es mit dem Kapitalismus auf sich hat, das illustriert der Gegensatz zwischen Girardin und Armand Carrel.

Die Beiden repräsentieren zwei Typen der Zeitung, von denen wir Girardins Typ zur Genüge kennen. Der andre Typ — man stelle sich vor, daß ein Blatt von Karl Kraus jeden Morgen und jeden Abend erschiene. Carrel dient großen Ideen: der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Wahrheit — und ist außerstande, die Macht zu erobern, die reale Macht, die berauschende. Die fällt Moriz Benedikts Vorläufer zu. Girardin hat keine Ideen, aber täglich eine Idee. Er bringt das Annoncenwesen auf eine ungeahnte Höhe. Er läßt durch Romane die Frauen von Nummer zu Nummer fiebern. Er löst durch Feuilletons die Schwerfälligkeit der Belehrung in Esprit und Witz auf. Er macht aus der Zeitung ein Bordell; aber in dessen Empfangsraum ist es sehr vornehm. Carrel? Carrel hat keinen andern Kompaß als sein Gewissen, und der führt abwechselnd zu Geldstrafe und ins Gefängnis, Er spürt mit Schauder die Verderberin der Zukunft heraufkommen, jene Hure und Kupplerin: die große Zeitung, die Alles sammeln und Alles verwirren und noch von Gottes Tod profitieren wird; die, im Besitz von Geldmännern eine Industrie, immer neue Ueberraschungen aushecken und unaufhörlich sich selbst überschreien wird; die alles Schlechte verfechten wird — und alles Gute, zum noch schlimern Schaden, denn Niemand wird mehr wissen, was gut und was schlecht ist.

Armand Carrel ist seinen Gegnern unverständlich, wie die paar Menschen, die eine Sache wollen, die eine Sache sind, den Kindern der Welt immer unverständlich sein werden. Er schaut seinen Zeitgenossen um Jahrzehnte voraus. Wenn die Girardins über dem Volk eine feste Hand wünschen, dann wissen die Carrels bereits, daß niemals mehr ein König eine feste Hand haben wird, außer zum Unheil. Wenn die Girardins sich auf die Seite der jeweils legitimen Macht stellen — die Carrels sind fanatisch genug, ihr um jeden Preis ins Gesicht zu schlagen. Zwischen dem ewigen Girardin und dem ewigen Carrel muß Kampf auf Leben und Tod sein. Der Ausgang steht fest: auf Girardin kommt das zeitliche Leben, auf Carrel der zeitliche Tod. Die Girardins werden achtzig, die Carrels fünfundreißig Jahre alt. Die Girardins vermehren sich wie die Kaninchen — Carrels heiliges Feuer hüten Drei in jener Generation. Ueber Moritz Heimanns unbeirrbar ernstem Carrel liegt ein wunderbarer Schimmer der wehmütigen Heiterkeit, wie die Johannes-Naturen sie haben. Ihm kann ja doch nichts weiter geschehen, als daß er stirbt, nachdem er keinen Schritt vom Wege gewichen ist, also ein Beispiel gegeben hat — ohne seine Sendung selber haben erfüllen zu dürfen. Nur seine schlackenlose Liebe zu Eliza, die eine Frau ist wie er ein Mann, findet unbegrenzte Erfüllung in seinem Opfertode für ihre Ehre. Unsichtbare Glocken läuten ein Drama aus, das . . .

Das weshalb keins sein soll? Weil die Personen auf jede Frage eine Antwort haben, die kein Andrer als Moritz Heimann geben kann, Aber das schadet ja doch nichts, weil auch die Frage kein Andrer als Heimann stellen kann. Die Frauen reden wie er und die Männer erst recht. Alle denken uns laut die Gedanken eines Dichters vor, in dem nichts so stark ist wie die reine Freude des Denkens. Der weiseste Erkenner dichterischer Gebilde, Jude obendrein, also in hohem Maße Selbsterkenner, ist sich mindestens ebenso sehr bewußt wie seine Beurteiler, daß diese seine Dramatik nicht von der Art Gerhart Hauptmanns ist. Er für sein Teil hat eine geistige Glut, eine Wollust, Geist zu haben, Geist zu entwickeln, Geist zu steigern und zuzuspitzen, Geist aus der Alltäglichkeit zu ziehen und in sie zu legen, daß man von solchen drei Akten unablässig gespannt und erregt ist. Was gesagt wird, hat eine Leuchtkraft, daß die dramatische Technik nebensächlich würde. Dabei besteht sie durchaus. Die Kontraste sind knapp und klar hingesetzt, der Aufbau ist schlank und schnell. Erster Akt: Carrel kommt zu Girardin; zweiter Akt: Girardin kommt zu Carrel; dritter Akt: Carrel fällt von Girardins Hand, die bald auf der ganzen Erde lasten wird. Der Zorn, den darüber Moritz Heimann ursprünglich verspürt haben mag, verspürt haben muß, ist in seinem Drama Schwermut geworden, die durch die drei Akte bezaubernd vor uns reift. Ein verstehendes, resigniertes Lächeln verklärt es. Man wird in seiner Atmosphäre besser, gerechter, gütiger. Auf der Liebe zwischen Carrel und Eliza ruht der Abendglanz adligen Menschentums. Das Weltgefühl ihres Schöpfers Moritz Heimann erhebt und beglückt.

Sogar im Staatstheater, das zu dem Verdienst, dieses Drama angenommen zu haben, leider nicht das Verdienst fügt, es würdig zu spielen. Am liebsten hörte man kultivierte Darsteller Heimanns Dialog, von dem jede Silbe wichtig ist, im intimsten Raum vor einem erlesenen Publikum entfalten. Am Gendarmenmarkt wurden diesem Schüler Platos, der selbst voll dankbarer Ehrfurcht vor Kunst und Natur steht, Natur und Kunst über alle Gebühr vorenthalten. Das wäre eine Regie-Aufgabe für Ludwig Berger mit seiner Andacht zum Worte gewesen! Das Staatstheater hatte eine Anzahl Episodisten zusammengetrieben, deren Klage über schlechte Beschäftigung man offenbar einmal im Ramsch beschwichtigen wollte. Dieser Paillard de Villeneuve sollte nirgends möglich sein. Andern glaubte man weder Paris noch eine schriftstellerische Betätigung. Lina Lossen hat Gelegenheit, ergreifend zu schweigen, nur mit den Augen seelenvoll zu sprechen, und nutzt sie. Mathilde Sussin mit ihrem Sohn Müthel ist ein Labsal für einige Minuten. Aber schließlich kommt Alles auf Girardin und Carrel an. Carrel Kalser beherrscht seine Gliedmaßen nicht und deshalb auch nicht die Bühne und schon gar nicht eine so große. Er versteht, was er spricht, und fällt dadurch in diesem Ensemble auf. Er wirkt unbedingt geistig — aber er wirkt nicht geistig bedeutend. Man begreift niemals dieses bescheidenen Jünglings Macht über seine Umgebung. Girardin Forster überzeugt ganz anders von sich. Er hat den Applomb des erfolgreichen Spekulanten. Er spricht wirklich beinah wie ein Franzos: getragen, mit schöner Geste, bemüht, persönlich zu repräsentieren, was er als weithin geltender Zeitungsmann ist. Ein Dutzend Forsters — und Heimanns Drama, ein Zeitbild wie wenige, wäre drei Dutzend Mal gegeben worden.

Der kommende Tag von Morus

Die Reise nach Genua

Unter schlechten Auspizien geht Herr Rathenau mit seinen vierzig Getreuen auf die Reise. Links und rechts künden die Seher Unheil, und die Auguren der Mitte fragen höhnisch, ob die Fahrt nach Genua überhaupt noch das Reisegeld lohne. Zumal die berliner Presse tobt, seitdem die Reparationsnote eingetroffen ist, im besten vierzehner August-Stil. Das Echo der pariser Blätter ist nicht ausgeblieben, und schon schreit die Boulevard-Presse, nach diesem Benehmen der Deutschen könne man sich unmöglich mit ihnen an einen Tisch setzen.

Sie werdens doch tun. Kommt nicht Unvorhergesehenes, so werden am zehnten April die Notabeln des demokratischen Europa im Palazzo San Giorgio ihren Einzug halten. Die Gesellschaft ist zwar nicht ganz so erlesen und vollzählig, wie man sich in Cannes dachte. Raymond Poincaré hält sich einstweilen im Hintergrund; Herr Josef Wirth will nur bei der Ouvertüre dabei sein; Lenin, der Beherrscher aller Reußen, fehlt krankheitshalber und vielleicht nicht nur krankheitshalber, und schwerer als das Fernbleiben der europäischen Premiers wiegt das Fernbleiben Amerikas, das nur den rührigen Globetrotter

Vanderlip, den Erfinder der „Europabank” als Horchposten entsendet. Aber trotz allem ist diese Konferenz eine Tat, denn, sie vereint zum ersten Mal seit der babylonischen Verwirrung alle Völker Europas, und das allein wird ihr und ihrem Vater Lloyd George dauernden Nachruhm sichern.

Im Augenblick freilich ist es noch so, wie der ‚Temps’ sagt: die Konferenz von Genua gleicht einem Theater, „in dem alle Welt die Vorstellung erwartet, ohne zu wissen, was man spielen wird”. In der Tat weiß man zur Stunde weder in der Wilhelm-Straße noch in der römischen Consulta und nicht einmal am Quai d'Ossay, ob es eine Stegreifkomödie geben, oder ob Lloyd George wieder, wie in Cannes, mit einem wohlpräparierten Schlager herausrücken wird, und welche Rolle die Russen spielen werden. Man wird den Dialog nicht ohne Eleganz führen dürfen, denn nach dem Theaterzettel ist es verboten, über das deutsche Reparationsproblem zu sprechen, aber man wird doch darüber sprechen müssen, wenn man die Handlung vorwärtsbringen will Allerdings scheint es fast unmöglich, mit den deutschen Kriegsschulden zu einem gütlichen Schluß zu kommen, solange das interalliierte Schuldenproblem ungelöst ist, und dessen Lösung wird, unter den dürftigsten pazifistischen Vorwänden, von Amerika hartnäckig sabotiert.

Vereinzelte deutsche Schwarzkünstler sehen nicht ohne Befriedigung, daß Herr Rathenau bei einem Dollarkurs von 298 nach Genua reist. Denn der katastrophale Stand der Mark, meinen sie, müßte die Andern zur Vernunft bringen. Leider ist dieser Optimismus einigermaßen irrig. Die neue Mark-Baisse rührt augenblicklich die hochvalutarischen Völker viel weniger als die große Herbst-Baisse, weil die sprunghafte Steigerung der deutschen Warenpreise die Wirkungen des Papiermark-Kurses paralysiert. Man hört kaum noch etwas von der Antidumping-Bewegung, nicht, weil man sich von den Vorzügen des Freihandels überzeugt hat, sondern weil die Annäherung an die Weltmarktpreise der deutschen Industrie und dem deutschen Handel unmöglich macht, zu „dumpen”. England, das bei der letzten Mark-Baisse noch Zeter und Mordio schrie, sieht voll Genugtuung den „Erfolg” des Herrn Stinnes: die Erhöhung der Kohlen- und Stahlpreise. Nur in Italien, wo die rasche Besserung des Lira-Kurses der Industrie schlecht bekommen ist, beschwert man sich noch über das deutsche Dumping, und zwar — eine tragische Ironie! — über das „Reparations-Dumping”. Die italienischen Eisenbahnfabrikanten haben bei der neuen Regierung bewegliche Klagen erhoben, daß sie auf Reparationskonto deutsche Lokomotiven und Waggons bestellt und dadurch der heimischen Schwerindustrie die Arbeit nimmt, und die Regierung hat gewisse Zusagen gemacht. Auch die Popolari, die mächtigste Partei Italiens, haben sich entschieden für eine Revision des Reparationsplanes und für die Gewährung billiger, langfristiger Kredite an die schwachvalutarischen Staaten ausgesprochen. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß auch der kluge Signor Schanzer, der mit viel Geschicklichkeit und Emsigkeit die Vorbereitungen für Genua leitet, auf der Konferenz ein gutes Wort zu Gunsten Deutschlands einlegt. Mit welchem Erfolg? Wer wagt zu prophezeien, was der kommende Tag bringt, wie dieses merkwürdige Theatrum mundi ausläuft!

Der Prologe sind genug gesprochen. „Macht fort! Das Spiel kann beginnen!”

Devisen und Effekten

In Deutschland spielt sich zur Zeit ein höchst seltsamer Vorgang ab. Alles wird teurer: der Dollar und der Gulden, das Brot und das Fleisch, die Schuhe und die Kleider, die Kohle und das Eisen, und kein Industrieprodukt ist mehr von der neuen Teuerungswelle ausgenommen, — nur die Fabriken werden billiger. Denn nichts andres bedeutet es ja, wenn die Devisen steigen, während die Effekten fallen oder sich knapp auf dem alten Kurs halten. Der Wert des Dollars ist in den letzten zwei Monaten um 70 Prozent gestiegen, die Warenpreise vielfach um das Doppelte; aber die Aktien haben, bis auf vereinzelte Spezialwerte, noch den Januar-Preis. Die Börse bewertet also unsre Industrie-Anlagen heute um rund ein Drittel niedriger als zu Anfang des Jahres, obwohl alle Schornsteine rauchen, obwohl das Geschäft ausgezeichnet geht, obwohl Aufträge auf Monate hinaus vorliegen, obwohl die neuen Preise den Unternehmungen reichliche Gewinne sichern, obwohl die Dividenden trotz der Kapitalverwässerung ebenso hoch sind wie im Vorjahr.

Die Erklärungen, die man zur Lösung dieses Rätsels gegeben hat, enthalten alle ein kleines Körnchen Wahrheit: gewiß schrecken die Erfahrungen des Schwarzen Donnerstags Den und Jenen von großen Käufen ab; gewiß wirken Geldknappheit und Warenhunger hemmend auf den Effektenmarkt; gewiß traut mancher der politischen Entwicklung nicht recht — aber alle diese Erklärungen reichen doch nicht aus, zumal sie ja mehr oder weniger auch auf den Devisenmarkt zutreffen, wo trotz dem Schwarzen Donnerstags trotz der Geldknappheit, trotz der politischen Unsicherheit die Hausse lustig weitergeht. Es muß also doch noch tiefere Gründe dafür geben, daß sich in den letzten Monaten eine Umwertung aller Werte vollzogen hat.

Es wäre verfehlt, hier nur von „Börsenstimmungen” zu reden. In der Tat geht die Neubewertung, die Minderbewertung der Industrie weit über die Börsenkreise hinaus; und es ist charakteristisch, daß auch diejenigen Persönlichkeiten und Zeitungen, die noch im vorigen Herbst für eine steuerliche Höchstbelastung der Industrie eintraten, damit die Riesengewinne der Bergwerks- und Fabrikmagnaten auch der Allgemeinheit zugute kämen, plötzlich stoppen, von der „Ueberlastung”, von den „Scheingewinnen” der Industrie sprechen und sich mit Emphase gegen die Gefährdung der „Produktionskraft” wenden. Wer die Presse der letzten Monate sorgsam verfolgt hat, für den kann nicht zweifelhaft sein, daß die öffentliche Meinung hier nach und nach einer wohlberechneten Propaganda zum Opfer fällt, die nachweislich von den Blättern der Schwerindustrie ausgeht, aber jetzt bereits gutgläubig von den wenigen unabhängigen Zeitungen, die wir in Deutschland noch haben, weitergetragen wird (wobei die unmäßigen Forderungen der Entente die „Aufklärungsarbeit” der Schwerindustrie wesentlich erleichtern).

Die „Abkehr von der Sachwerttheorie” hat bereits schöne Erfolge aufzuweisen. Sie hat bewirkt, daß die „Kreditaktion der deutschen Industrie”, die ursprünglich als Ersatz für die Sachwertbesteuerung gedacht war, baß verdämmert ist, und daß bei den neuen Steuergesetzen

die großindustriellen Schwerverdiener mehr als glimpflich davongekommen sind. Daß „Sachwert" und „Goldwert" nicht ohne weiteres zu identifizieren sind, und daß daher eine automatische Steigerung der Effektenkurse entsprechend den Devisen ungerechtfertigt ist, ist hier wiederholt nachgewiesen worden. Aber wiederum läßt sich doch durch Umrechnung der Bilanzen auf Goldmark und ähnliche Scherze nicht wegdisputieren, daß neben der Landwirtschaft heute die Industrie die Trägerin der großen Vermögen und der großen Einkommen ist und daher auch die Trägerin der großen Lasten sein muß. Und ebensowenig wird man doch dem Publikum auf die Dauer weismachen können, daß der Wert der Produkte steigt, aber die Produktionsstätten, trotz höhern Erträgen, im Werte sinken.

Anthroposophische Zigaretten

Es ist ein schönes Zeichen für die Weite der menschlichen Seele, daß sich zu allen Zeiten Mystik und Geschäftssinn vorzüglich mit einander vertragen haben. Nur die reinen Toren von der Art des Savonarola haben den Reichen geraten, ihre Schätze zu verbrennen. Die klugen Propheten haben von jeher vorgezogen, den reuigen Sündern das Teufelsgut abzunehmen, um es selbst gottgefällig zu verwalten. So haben es schon die Priester der primitiven Völker gehalten und die Münsterischen Wiedertäufer, und wenn es jetzt die Anthroposophen tun, so setzen sie also nur eine altehrwürdige Tradition fort.

Immerhin bleibt es das und der historische Verdienst des Doktors Rudolf Steiner, daß er für dieses sinnlich-übersinnliche Geschäft als Erster die zeitgemäße Form der Aktiengesellschaft angewandt hat. Auch ist es gewiß nicht leicht, verständige und einflußreiche Männer wie den Kommerzienrat Molt in Stuttgart so intensiv zu bekehren, daß sie den Anthroposophen eine gutgehende Zigarettenfabrik (Waldorf-Astoria) ausliefern. Dieses und manches Andre hat also jedenfalls der Doktor Steiner auf dem Wege geistiger Erlösung zustande gebracht. Und wenn jetzt die von ihm begründete Aktiengesellschaft zur Förderung wirtschaftlicher und geistiger Werke ‚Der kommende Tag' leise weinend abbaut, weil die „am Wirtschaftsleben der Gegenwart beteiligte Zeitgenossenschaft" der „Dreigliederung des sozialen Organismus" zu „geringes Entgegenkommen" gezeigt hat oder, populärer ausgedrückt: weil die 35 Millionen neues Kapital, die ‚Der kommende Tag' Ende vorigen Jahres benötigte, nicht vollzählig eingegangen sind, so bleibt Herrn Steiner doch der Ruhm, daß sich der Abbau auf echt anthroposophische Weise vollzieht. Die Verwaltung des ‚Kommenden Tag' macht nämlich keinerlei Anstalten, den Abbau des Unternehmens näher zu begründen und die notwendigen Einzelheiten über den Verkauf der Waldorf-Astoria-Aktien an die Süddeutsche Diskontogesellschaft mitzuteilen, sondern sie setzt offenbar bereits eine so große Verinnerlichung der Aktionäre voraus, daß sie sich für derartige Aeußerlichkeiten nicht mehr interessieren.

Ohne Zweifel eröffnen sich hier für die Anthroposophie und alle verwandten Geistesrichtungen ungeahnte Perspektiven. Denn gelingt es mit Hilfe der Methode Steiner, die „Zeitgenossenschaft" so weit zu bringen, daß die Aktionäre nur noch Geld hergeben, ohne weiterhin irgendwelche Fragen zu stellen, so werden gewiß die Aufsichtsräte und Direktionen sämtlicher Aktiengesellschaften mit fliegenden Fahnen zum ‚Kommenden Tag' übergehen.

Rundschau

Kleine Woche

In München ist, wie man weiß, dem System Kahr das System Lerchenfeld gefolgt. Unter jenem brachen die Detektive morgens um Sechs nur die Türen der Hotelzimmer ein, unter diesem auch diejenigen der Privatwohnungen. Gleichwohl ist Lerchenfeld der mildere Mann — ein Schriftsteller konnte also treffend sagen: Der Herr von Kahr heulte mit den Wölfen, der Graf Lerchenfeld wimmert mit ihnen.

*

Ich las, ein wenig verspätet, die Proben von Sternheims Prosa, die in Nummer 5 der ‚Weltbühne' standen. Ja, wissen Sie denn, was diese Sätze verraten? Nichts andres als fortschreitende Paranoia, ganz technisch und medizinisch gesprochen. Die Prognose: Größenwahn oder Von-sich-redenmachen-wollen ist unzulänglich, es sei denn, daß man sie mit einem Krankheitsbild zusammenbringt, dessen Symptome sie sind. Ich wage die Voraussage, daß man eines Tages lesen wird, bei Sternheim sei der Wahnsinn ausgebrochen.

*

Arno Holz wird dieses Jahr Sechzig. Ein Komitee bereitet einen „Ehrendank" vor und schickt auch mir die Aufforderung, mich zu Holz zu „bekennen". Das mag noch hingehn, obwohl Bekennen schon ein hysterisches Wort ist. Aber man erwartet, daß ich mich nicht nur zu Holz bekenne, sondern bestätige, daß seine „Gesamtleistung an Qualität von keiner andern auf ihrem Gebiet heute erreicht, geschweige denn übertroffen wird". Erlauben Sie, wie kommen Sie dazu, eine rein menschliche Aktion für die Zwecke einer Sekte zu mißbrauchen, die nun einmal um jeden Preis einen Papst haben will? Wenn der Papabile Verstand hat, veranlaßt er seine Anhänger, das Sendschreiben umzuredigieren. Es stammt, dem Geist nach, in direkter Linie von jenem Aufruf der 93, der dem Verlust von ich weiß nicht wie vielen Armeecorps gleichkam: dieselbe Sucht, absolut Recht zu haben, sich auf nichts einzulassen, durch Autorität zu vergewaltigen.

*

Ich wohne in einer berliner Pension. Nach dem Abendessen wiederholt sich täglich folgende kleine Szene. Ich steige die Treppe hinauf, um mir in meinem Zimmer eine Decke um die Beine zu schlagen, dann beginne ich zu lesen oder zu schreiben, ganz wie auf dem Dorf, das zehn Stunden Eisenbahnfahrt von der Großstadt liegt. Das Dorf ist billig, die Großstadt ist teuer. Aber während ich die Treppe hinauf steige, kommen Andre in Pelzen herunter, die Norweger, Italiener, Dänen, Holländer, unter denen ich wohne. Sie steigen lachend und lärmend mit ihren Frauen und Freundinnen hinab, um dorthin zu gehen, wohin ich nicht mehr gehen kann, in die Cabarets, Bars, Weinrestaurants. Wie gut der Mensch wird, wenn er für 100 Dänen-Kronen 7500 Mark bekommt (der Setzer wird gebeten, den Kurs nachzusehn; vielleicht gilt die Krone inzwischen schon 1000 Mark). Ein Holländer hat mir versprochen, mich zum Austern-Meyer einzuladen. Wie ich mich freue!

Liliput

Die Bahn

Der unendliche Sehnsuchtsschrei der Else Lasker-Schüler: „Ich will in das Grenzenlose in Mich zurück" — um verschüttete Schätze ein Angst- und Weheruf, mit dem die Abgewandte aus dieser Welt der Gewandten flüchtet —: er ist als unverwindbarer Impuls der Zeit überall zu spüren, wo heute echte Lyrik ist: in der abendlichen Schwermut von Trakls Versen, in der baumverbundenen Offenheit des jungen Janowitz, in Friedrich Schnacks christlicher Einfalt. Und nun auch in der schönen männlichen Gedichtsammlung, die Berthold Viertel

unter dem Titel: ‚Die Bahn' (im Hellerauer Verlag Jakob Hegner) hat erscheinen lassen.

Männlich ist dieses Buch, in seinem Erlebnis wie in seiner Resignation, weil hier nicht versucht wird, ein überall akklamiertes Stück Jünglingstum über die angemessenen Jahre hinaus festzuhalten, sondern weil mit klarem, ehrlichem Blick — wie schon die formale Genügsamkeit einfach gereimter Zweizeiler bezeugt — Liebe und Landschaft, Kindheit und Bildnis von der Stabilität einer fundierten Seele empfangen wird. Wieder erschließt sich Viertels Bild, in dem Kritiker und Lyriker zu seltsam harmonischer Synthese gekommen sind, aus seinem Verzichtenkönnen, aus seiner Zucht. Ein Prüfender, der sein Lebtag um sich selbst so genau Bescheid gewußt hat wie um die Andern! Dem ein Gott gab, leiden zu müssen, was er zu sagen hatte, und der sich deshalb mit der vollen Kraft seines reichen aesthetischen Bewußtseins dem Leben ausgeliefert hat: dem Betrieb, dem Theater, der Zeitung. Immer aufs neue aber ein Unberührter, der seine Bahn wiedergefunden hat: in das Grenzenlose in Sich zurück, dorthin, wo Mensch und Gott Aug' in Auge einander gegenüberstehn und das Einfache zum Einfachen wird, zum Sturm oder zur Stille: zum Gedicht.

Es stehen Gedichte in dem Band, die nach den ekstatischen oder sentimentalen Verschwommenheiten neuer Lyrik zunächst nichts zulassen als das fast physische Gefühl des Geborgenseins: wieder auf festem Grunde zu stehen. Wieder zu wissen, daß auch die Leistung des Lyrikers keine andre ist als (nach einem Worte Viertels) die: „Innerlichkeiten in Gegenständliches zu verwandeln". Da wird auf vierzehn Zeilen das Porträt eines betrunkenen Greises entworfen, und du siehst sein Leben: seinen Tag und seinen Sonntag und seinen Glauben und — in den Gaffern, die ihn umstaunen — seine Zeit. Christlicher und jüdischer Mythos sind hier und dort zu jungem Leben gestaltet, das junge Leben einer ukrainischen Bauernstube zum „mythischen Abend". Viele hingebungsvolle Verse sind einer Frau gewidmet, und zarte Bilder der Kindheit erstehen, immer umflort vom Heimweh des Mannes — „die Blicke werfen goldne Angeln aus" —, ohne daß der Autor Freuds Psychologie zu bemühen braucht. Von den frühen Stücken, die uns vor Jahren im ‚Simplicissimus' und in der ‚Fackel' entzückten, sind die schönsten aufgenommen: ‚Begegnung', ‚Qual des Lichts', ‚Der fünfzehnjährige Selbstmörder' und manche andern geben in völlig neuer Fassung Kunde von der unnachgiebigen Härte, mit der dieser Dichter um die Vollkommenheit seines Ausdrucks bemüht ist. Das ist es ja, was wir seit jeher so an Viertel geliebt haben: er hat, während Andre Bücher schrieben, ans Wort gedacht; nun, siehe, sind ihre Bücher tot, aber sein Wort lebt. Noch lebt — wenn wir auch kaum mehr wissen, wo — sein Hymnus an Rilkes ‚Malte Laurids Brigge', leben seine tiefschürfenden Apologien für Gerhart Hauptmann und Karl Kraus, lebt seine Kritik an ‚Schönherrs Drama', die um ein Beträchtliches wertvoller war als das besprochene Stück. Jetzt ist, nach einer Pause von acht Jahren, sein zweites Buch erschienen. Und wofern wahr ist, daß in der Lyrik „als der engsten und strengsten Sprachprobe überhaupt das Wesentliche, wenn ein solches da ist, zum Vorschein kommt", und wofern man noch eine Menschheit erhofft, der das Wesentliche wesentlich ist, wird ein Buch nicht verloren sein, in dem diese Zeilen des Gedichtes ‚Einsam' stehen: „Wenn der Tag zuende gebrannt ist, Ist es schwer, nachhause zu gehn, Wo viermal die starre Wand ist Und die leeren Stühle stehn." Wer Ohren hat zu hören, der höre! Es ist, so schwer wie nur diese vier Zeilen, die Last Aller, die aus den starren Wän-

den einer frierenden Erde keinen Ausweg mehr finden.

Heinrich Fischer

Die Aemter

Die zuständige Ration Verstand des Deutschen teilt das Land horizontal in zwei Lager ein: oben die Aemter, unten der Untertan. Und glaubt dabei, die Aemter seien vom Mond heruntergefallen und die Beamten dazu, und all Das bedrücke mit seinen Stempeln, seinem Schnauzton und seiner langweiligen Unfähigkeit die arme unschuldige Bürgerschaft

Daß der Beamte aber auch ein Teil der Nation ist, daß er nur Symptom und kein Urphäenomen ist, und daß jeder Beamte den andern Beamten gegenüber wiederum Bürger ist: das hat sich noch nicht herumgesprochen.
Der deutsche Beamte stellt nur die Beschaffenheit des Deutschen dar, die eintritt, wenn dieser Deutsche für sein Leben durch eine feste Anstellung versorgt ist und durch den geheimnisvollen Prozeß der Souveränitätsübertragung gleichzeitig in die Lage gebracht wird, Willensäußerungen seiner Person als allgemein gültig mit Gewalt durchsetzen zu können. Er ist also nichts als jeder andre Deutsche auch, nur eben spezifisch bedingt. Die Wollust, regieren zu dürfen und als Aequivalent für die gebogene Nachgiebigkeit dem „Vorgesetzten" gegenüber hundert Petenten in den Rücken treten zu dürfen, bringt einen eignen Geisteszustand hervor, der jene seltsame Mischung von Nero und einem Zigarrenhändler in die Welt gesetzt hat.

Niemand von den hunderttausend nörgelnden Abonnenten der großen Presse, die sich über „Mißstände auf den Aemtern" beschwert, hat herausbekommen, daß es ihresgleichen ist, der da oben das Zepter schwingt. Und jeder Beamte eines Wohnungsamtes vollführte einen entsetzlichen Spektakel, wenn er von einer Paßstelle schlecht behandelt würde. Ueber seinen engen Kram sieht da Keiner hinaus.

Nun ist es ja im Allgemeinen lustig zu beobachten, wie die Herren vom Bau zusammenhalten, und wie kein Polizeiwachtmeister einem Regierungsrat ein Auge aushackt. Daß er vor einem Reichswehroffizier in Uniform in Ehrfurcht erstirbt und den so behandelt, wie er jeden Menschen behandeln müßte, ist bei diesem Unteroffiziervolk selbstverständlich. Es herrscht große Solidarität unter den Pensionsbrüdern, und wenn es sich nicht um benachbarte Ressorts handelt, die sich zur Ausfüllung der Amtsstunden anstänkern, dann sind sie gar lieblich mit einander und helfen einander sogar, soweit es keine Arbeit macht. Ihr Augurenblick sagt: „Du willst regieren, ich will regieren, wir wollen alle beide regieren. Bruder —!" Und diese Liebe bezahlt der gute Untertan.

Die krankhafte Sucht, von der das Land besessen ist, diese Gier, Aemter zu gründen, auszubauen, aufzublasen und wieder neue zu gründen, hat ihre tiefe Ursache in der Lebensschwäche der Funktionäre. Man sieht diesen matten und unausgearbeiteten Gesichtern auf hundert Schritt an, daß sie nicht nötig haben, sich im hartem Kampfe mit Konkurrenten ihr Brot zu verdienen. Sie verzehren die Zinsen eines fiktiven Kapitals und sitzen im Trockenen. (Daß das Dach in dieser Zeit etwas schadhaft ist, macht nichts — es ist doch ein Dach.)

Draußen wogt die Menge der Andern. Sie schimpfen schrecklich auf Die, die unter dem Dach sitzen, weil sie sehen, daß man sie schlecht behandelt, miserabel abfertigt, prügelt und schröpft. Aber ruf einen hinein in das schützende Gemäuer: so wird er fröhlich seinen Regenschirm zusammenklappen, freundlich lächeln, sich mit einem artigen Gruß auf den Amtsstuhl niederlassen . . . Und er wird regieren, daß die Haare in der Nachbarschaft herumfliegen.

Ignaz Wrobel

Antworten

W. T. B. Du hast neulich einen moraltriefenden Artikel über „unsittliche Inserate” verbreitet. Laß das. Kümmere dich um die Politik. Es ist ebenso verlogen wie dumm, in einem Gummi-Artikel einen unanständigen Gegenstand zu sehen, dieweil er ja doch wohl immer noch einer ausgewachsenen Syphilis vorzuziehen ist. Wie sich die Zeitungen mit der Vermittlung und Anbahnung von sexuellen Beziehungen abfinden, ist ihre Sache und unterliegt allein der moralischen Beurteilung. Keineswegs einer polizeilichen. Ebenso muß es selbstverständlich bei einer ordentlichen Judikatur Jedem frei stehen, Mittel zur Vorbeugung der Empfängnis öffentlich anzuzeigen. Wenn trotz diskreter Fassung ein Aergernis erregt wird, so geht das einen Staat nichts an, der unfähig ist, Proletariertöchter durch Schaffung von Siedlungen und Arbeitsgelegenheit vor der Prostitution zu bewahren. Was Ihr da treibt, ist eine Schmierkur übelster Art.

Besitzer von Briefen Frank Wedekinds. „Es besteht die Absicht, aus den Briefen Frank Wedekinds alle diejenigen auszuwählen und herauszugeben, die zur Kenntnis des Dichters und des Menschen Wedekind wesentlich beitragen können. Zum Zustandekommen einer solchen Ausgabe ist die Mithilfe aller Derer, die Briefe Wedekinds besitzen unerläßlich. Freunde und Bekannte Frank Wedekinds werden höflichst gebeten, die in ihrem Besitz befindlichen Briefe, die nach erfolgter Abschrift unverzüglich zurückgegeben werden, baldigst zu senden an Tilly Wedekind, München, Prinzregentenstraße 50.”

Berliner Hotelier. Ihr wehrt euch gegen die städtische „Beherbungssteuer”, und das ist euer gutes Recht. Aber eure Gründe! „Der Fremdenverkehr von Berlin ist bereits dadurch außerordentlich geschädigt, daß Berlin heute keinerlei Anziehungskraft mehr übt und kaum etwas bietet, was Vergnügungsreisenden oder Weltreisenden Veranlassung geben könnte, die Stadt aufzusuchen. Es mag dabei nur auf die Zustände an den Bahnhöfen, auf das Dirnentum beiderlei Geschlechts . . . hingewiesen werden.” Gewiß: wir haben heute keine Paradetage mehr, wo ein gekrönter Kollege Ferdinand Bonns mit dem Marschallstab durch die Untertanenmassen ritt und der staunende Ausländer vor lauter Lachen nicht wußte, was er mehr bewundern sollte, ob den Schausteller oder die Gaffer. Aber von dem Dirnentum beiderlei Geschlechts dürftet grade Ihr nicht sprechen, die Ihr es ja beherbergt. Ihr sollt beileibe nicht in die ekelhaften Methoden der deutschen Polizei verfallen und jede Liebeszusammenkunft daraufhin prüfen, ob sie legitim und behördlich abgestempelt ist. Nur geht wohl nicht an, daß gegen vermeintliche Unzucht in der Stadt ein Verein protestiert, der aus diesem Zustand eine nicht unwesentliche „Beherbungssteuer” herausholt, bevor er von ihr einen kleinen Teil an die Behörden abführt.

Einige Frager. Im Streitfall Großmann-Jacobsohn haben sich die Parteien entschlossen, die Sache einem Schiedsgericht von Berufsgenossen zu unterbreiten, das sich aus den Herren Fritz Engel, Herbert Jhering, Hans Kyser, Paul Wiegler als Beisitzern und Herrn Richard Otto Frankfurter als Obmann zusammensetzt.

Staatsanwalt. Ihr habts eigentlich gut: Ihr seid Staatsanwälte. Ihr habt die Möglichkeit, Mann für Mann, ein Buch zu beschlagnahmen, das die Nachbardienststelle in unbegreiflicher Modernität hat durchgehen lassen. Tuts der Eine nicht, dann tuts der Andre, und es findet sich immer schon Jemand von euch, der politisch unbequeme Bücher und Werke voll jener polizeilich nicht zugelassenen Sinnlichkeit dem Verkehr entzieht. Denn der Deutsche ist ein Untertan von Kindesbeinen an, und Ihr, ausgerechnet Ihr, müßt ihm sagen, was er lesen darf. Reitet ruhig weiter auf diesem Esel: er ist geduldig und wirft euch nicht ab.

Kriminalstudent. Das Landgericht Potsdam hat in dem Ehescheidungsprozeß, für den das Zeugnis der Prinzessin Eitel Friedrich gebraucht wurde, die Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Alle Juristen, die ich gefragt habe, ob das schon einmal in Berlin und bei bürgerlichen Prozeßteilnehmern vorgekommen sei, sagen Nein. Aber was verlangen Sie von einem Gericht, bei dem sich der Richter adlige Protokollführer zur Vernehmung einer Prinzessin holt, weil die bürgerlichen ihm nicht genügen? Was verlangen Sie? Gerechtigkeit? In der Nähe von Potsdam liegt Kähnes Petzow.

Heidelberger Rechtskandidat. Der Professor Dr. Endemann in Heidelberg leitet Uebungen im Bürgerlichen Recht, deren Aufgaben den Seminaristen fein säuberlich gedruckt überreicht werden. Solch ein Bogen liegt vor mir. Eine Aufgabe lautet: „Der Händler Frech bietet dem Kaufmann Langsam zehn Lose der höchstverdienstlichen Lotterie zur Beförderung der Aufzucht deutschnationaler Edelschweine zum Kauf an. L. versucht, die Lose bei seinen Freunden an der Börse unterzubringen, begegnet dort aber so liebloser Abneigung . . .” Kinder und Professoren sprechen die Wahrheit.

Franz Freiherr von Cramm. Sie erlassen ihn Ihrer Kreuz-Zeitung folgendes Inserat: „Auf Wunsch der Buchleitung der Edda, Frhr. v. Houwald, Potsdam, Mangerstr. 26 I, ergänze ich meine Anzeige über Anmeldung dort: Gefordert wird zu 2) schriftliches Blutbekenntnis, belegt durch Ahnentafel bis zur 32er Reihe mit Geburts- und Eheschließungsdaten und -orten, soweit zu ermitteln. Mindestens die Hälfte der Stamme der 32er Reihe muß ario-germanisch sein, in der 32er Reihe darf höchstens ein Jude oder Farbiger vorkommen.” Dieser anderthalbprozentig jüdische Adel ist gut. Da aber jüdische Reitknechte im Allgemeinen sehr selten sind und Finanzheiraten in euern Kreisen nicht vorkommen, so erscheint die Konzession einigermaßen überflüssig.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVIII. Jahrgang 13. April 1922 Nummer 15

Deutsche Reden von Otto Flake

2.

Aktive Außenseiter

Leute mit chronischen Krankheiten finden sich ab; es geht auch so, und selbst ein kleiner akuter Anfall hindert sie nicht, zuguterletzt zu behaupten, daß sie gesund sind. Dieser kranke Gesunde ist die Demokratische Partei. H. v. Gerlach hat ihr den Rücken gekehrt, aber es hat nicht den Anschein, daß die Krise ausbricht. Die Besten, und das sind ja immer auch die Klarsten, Energischsten und Intelligentesten, werden verurteilt, Außenseiter zu sein: nichts ist typischer für unsere Verhältnisse.

In einem Augenblick, wo wir wieder einmal empfinden, daß das ganze Unglück der Nation vom Außenseitertum, nämlich vom Verzicht auf politisches Interesse kommt, wird einer der Wenigen, die vorbildlich nicht Außenseiter bleiben wollten, gezwungen, es zu werden — auf eine Frage kam rasch eine Antwort, die Antwort scheint eine Bestätigung der Lehre vom Verzicht zu sein.

Es ist nicht alles Logik, was sich als Analogie gibt. Der Zwang zum Außenseitertum ist nicht das Selbe wie die Wahl der außenseiterischen Haltung, von der ich das vorige Mal sprach. Der deutsche Geistige oder Gebildete, der ein unpolitischer Mensch zu sein beschließt, bleibt passiv — wir aber wollen vom aktiven Außenseiter reden.

Das ist der Begriff, womit wir arbeiten, die Formel, womit wir erwidern, das Wort, womit wir werben können. Da keine Garde da ist, muß man sich mit der Avantgarde begnügen; wo eine Truppe fehlt, gibt es nur den Vortrupp.

In keiner der sieben Parteien hat der denkende Mensch heute Platz, es sind ihrer fünf zu viel. Denn Wert hätte nur der Zweitakt von Konservativen und Radikalen, oder von Bürgerlichen und Sozialisten, oder von Nationalisten und Demokraten. Die andern Länder sind auf dem Wege zu diesem Zweiparteiensystem — wir aber? Nun, wir, behaupte ich, erreichen ihn ebenfalls, wenn Diejenigen, die ich die aktiven Außenseiter nenne, aus dem Ring der sieben Parteien treten und ihre Schwäche Stärke nennen. Das aktive Außenseitertum wird der Kristallisationspunkt für die Tendenzen sein können, die oben, im Schema der Zweiparteiensysteme, als radikal, sozialistisch und demokratisch bezeichnet wurden.

Wie ist denn die Situation? Mit den Parteien, die nicht auf der Rechten stehen, also mit Kommunisten, Unabhängigen, Mehrheitssozialisten, Demokraten und Zentrum, verbindet uns genau Das, was an ihnen radikal, sozialistisch und demokratisch ist, und von ihnen trennt uns Alles, was undemokratisch und nationalistisch ist — vom Charakter her gesehen, was matt, opportunistisch, feig heißen muß, und von der Ideologie her gesehen, was dogmatisch, das heißt: terroristisch auftritt.

So ergibt sich ein brauchbares Verhältnis zu den Parteien der Linken und der Mitte. Sie sind unsere Freunde, aber nicht ganz; sie sind unsere Gegner, aber nicht immer. Es kommt weniger darauf an, eine neue Partei über den Parteien zu schaffen, das ist nur ein unklares Schlagwort, als darauf:

die positiven Kräfte freizumachen,
das Gemeinsame zu bewahren,
in die Richtung der Entwicklung vorzustoßen.

II.

Hundertmal wird man gefragt: Ja, was empfehlen Sie denn zu tun, welches Programm läßt sich aufstellen, wo sind die Führer, mit denen wir arbeiten können? Da die eigentümliche deutsche Situation darin besteht, daß das Alte tot das Neue nicht da ist, so muß die Antwort vorsichtig und allgemein lauten: Es gibt eine Richtung, in die wir vorstoßen dürfen, wir sollen in sie vorstoßen, wir müssen anfangen, Führer zu werden und um Gefolge zu werben.

Das Ziel ist, in dem unorganischen Parteienkonglomerat eine innere Bewegung zu erzeugen, die damit endet, daß sich nur zwei Grundtendenzen gegenüberstehen: die konservative und die radikale. Auf ihrem Gegensatz ist das Geschehen, die Welt selbst, aufgebaut: auf Erhaltung und Erneuerung, Widerstand und Hingabe.

Das Konservative hat seinen Sinn und Wert, aber da die ganze Nation heute konservativ ist, brauchen wir uns um das Konservativ-Bürgerlich-Nationalistische wahrlich nicht zu sorgen, müssen vielmehr alle Energie dem zuwenden, was schwach ist: dem Radikal-Sozialistisch-Demokratischen.

Die Deutschen sind Kinder; wenn Kinder unsicher sind, stellen sie mit einer seltsamen, infantilen Pedanterie einen Stundenplan dessen auf, was sie tun und nicht tun wollen. Der Stundenplan, nach dem man in der politischen Sphäre gefragt wird, heißt Programm: man wird nach einem Programm gefragt, das eine verräterische Aehnlichkeit mit den militärischen Instruktionen hat. Die wiesen an, wie jeder Knopf zu sitzen hatte. Wie bequem: man lernte auswendig, und Alles war geregelt.

Im politisch-geistigen Programm kommt es nicht auf Knopf und Litze an. Man kann nur die allgemeine Marschroute geben. Marschieren wir. Die Trennung von Außenseitern und Parteileuten, dieses Uebergangsstadium einer Uebergangszeit, ist die Trennung von Geist und Macht, von Charakter und Macht. In den Parteien sind keine Charaktere, keine Köpfe. Der Zusammenschluß der Außenseiter, ihre Wachsamkeit, ihre Klarheit, ihre Energie, sollen die Charaktere und Köpfe liefern, die eines Tages erlauben, daß Geist und Macht sich wieder vereinigen.

Ich denke, daß das immerhin ein besseres Programm ist als die Stimmung, die man bei vielen Guten findet: die verzweifelte Stimmung, daß nichts getan werden könne, als die Zersetzung der bürgerlichen Gesellschaft zu beschleunigen, das russische „Krebsgeschwür" zu importieren, das Chaos herbeizuführen.

Wir wissen nicht, ob die bürgerliche Gesellschaft zum Untergang verurteilt ist, und wir waren Zeuge dessen, daß die kommunistische dort wieder anlangt, wo sie nie mehr zu stehen glaubte. Es hat also keinen Wert, nur Zertrümmerung zu proklamieren und die Vorsichtigen abzustoßen. Wir werden sehen, was kommt. Nichts wird uns überraschen, Alles uns wach und bereit finden.

Politik treiben heißt: eine Ordnung wollen. Täuschen wir uns nicht ideologisch; wir suchen nicht das Vage, sondern das Bürgerliche in dem Sinn, daß jede wie auch geartete Gesellschaft bürgerlich, nämlich organisiert ist. Für mich ist der Bolschewismus von 1921 ein bürgerliches Phaenomen, seitdem er, wie alle Welt, von Aufbau redet.

III.

Die Demokratische Partei hat eine Werbewoche veranstaltet. Man darf zweifeln, ob die Werbekraft groß war. Untersuchen wir den Begriff Demokratisch. Er bedeutet einmal etwas Bürgerliches im engern, im kapitalistischen Sinn, sodann aber etwas Allgemeines, eine Norm der Entwicklung, eine Methode der Verwirklichung, ein moralisches, ein gesinnungshaftes Prinzip.

Ich gebe Resultate, nicht Paraphrasen — also darf ich gleich formulieren: Das kapitalistisch-bürgerliche Programm der Demokratie lassen wir fallen — das normative, das regulative, das methodologisch-prinzipielle übernehmen wir. Jenes wird mit der Demokratischen Partei sterben, diese Partei ist in unaufhaltsamer Zersetzung begriffen, es hat keinen Nutzen mehr, ihr beizutreten, denn Beitreten ist ein aktiver und gläubiger Begriff.

Die Werte, die in der Bundeslade des demokratischen Programms niedergelegt sind, die als Magna Charta der Freiheit und Selbstkontrolle bekannter Werte können nur gerettet werden, wenn man sie nicht mehr der Demokratischen Partei überläßt. die aktiven Außenseiter, Keimzelle einer künftigen Politik bestimdenden Partei, haben die Aufgabe, Das zu tun, was die Demokraten nicht mehr können: Mission zu treiben.

Die demokratische Werbewoche versuchte, die Zahl der Geldgeber und der Stimmen zu vermehren, eine materielle Angelegenheit in der numerischen Ebene — Niemand, dem es um die Zunahme der moralischen, überhaupt der weltanschauungshaften Vitalität zu tun ist, wird Lust, geschweige Zwang spüren, der Demokratischen Partei beizutreten, genauer gesagt: glauben, daß irgendetwas für die Erneuerung getan sei, wenn er „Mitglied" wird.

Ich verwerfe die Demokratische Partei nicht — im Gegenteil: ich bin ja selbst bedingungslos Demokrat, und es ist besser, daß die Demokratische Partei besteht, als daß sie fehlt. Aber das Beispiel Gerlach lehrt, daß ein aktiver Demokrat Außenseiter werden muß, automatisch.

Den Sinn dieser automatischen Hinausballotierung galt es zu untersuchen. Es galt zu zeigen, daß er nicht tragisch, sondern Gewähr für Erneuerung ist. Es gibt nichts Produktiveres, als Außenseiter zu sein. Der Außenseiter wird der Innenkern werden.

Jenseits der Grenze

VII. Jerusalem von Arthur Holitscher

Vom Dache des Hauses gesehen, das das Haus des Pilatus genannt wird, ist die Heilige Stadt ein nach Osten geneigter, nach Osten abfallender Berghang, eng Dach bei Dach. Die Stadtmauern und Wälle senken sich tief in Felsenklüfte hinab, leere steinerne Strombetten, in denen hier und dort an sagenschweren Stätten noch ein Fußbreit Wasser schwillt — Hinnom: das Höllental Gehenna, Kidron, das auch Josaphat genannt ist, und das der Fuß des Größten unter den Juden allnächtlich betrat, wenn der Weg zum Oelberg zu erklimmen war, der Flußlauf El Dschôz, aus dem der Skopus aufsteigt. Dies weiße Gewirr von flachen Dächern und gelblichen Mauern, ohne Grün, abfallend in schroffer Senkung nach Osten, ist die Heilige Stadt, deren du gedenken sollst, die Hände auf die Augen gepreßt, in deiner letzten Stunde.

Und zu Füßen des Haram, der heute eine heilige Stätte der Moslems ist, und wo, aus Quadern der Erinnerung getürmt, nur mehr dem Gläubigen unter den Juden sichtbar, der Alte Tempel steht, der vielfach erbaute, wieder zerstörte, tief unten in der Kidron-Kluft, Sarg bei Sarg, aufsteigend aus steinernem Becken des Flußlaufs, dehnt sich eine unendliche grenzenlose Stadt der Toten. Zutiefst Absalons Grab, der spitze Kegel, Zachariä Grab und das Josaphats, der Felsentempel. Ueber diesen beiden aber, den sanft emporführenden Hang des Oelbergs mit weißen flachen Platten sprenkelnd, die steinernen Särge. Namenlose Gräber von Juden, namenlos und ohne Zahl.

Die Heilige Stadt, die ewig Lebende, blickt nach Osten. Die Stadt der Toten, auf den Oelberg klimmend, blickt die Heilige Stadt an. So will es die Ewigkeit. Gedenket, gedenket Jeruschalajims, ihr Lebenden, ihr Toten!

*

Ehe die Sonne über dem Oelberg aufgeht, ruft der Muezzin hoch oben vom Minaret des Haram, schluchzend, klagend, dann wie Vogellaut jubelnd zum Himmel Gebet und Mahnung empor.

Frühschein fällt auf den lieblichen weiten Plan, die blauen Mauern der Omar-Moschee erstrahlen, ein Strahl der Sonne fällt durch die edelsteinfarbigen Fenster auf den grauen, unförmigen Felsenriesen, den die Moschee umschließt — der Fels Moria ists, der Mohamed auf seinem Fluge in den Himmel zu folgen versuchte, der Fels, auf dem Abraham seinen Sohn opfern wollte; der rätselhafte Stein erglüht vom Widerschein der Sonnenfarben durch das strahlende Bunt der Scheiben. Jetzt erwacht die Stadt.

Glocken klingen auf, hier und dort, aus Klöstern, Kirchen, Domen, dumpfe und schwer schlagende, helle, rasch schwätzende wie Kindeslachen.

Stumm bleiben allein die wenigen versteckten Stätten der Juden, vergraben im Gemäuer der alten Stadt Zion; gedämpften Tones, bedeckten Hauptes klagt, singt, jubelt, schluchzt der Jude sein Gebet. Es darf nicht, wie Andacht der Andern, aus dem Raum empor zum Himmel klingen.

In den schmalen, windungsreichen Straßen ist das geschäftige Leben des Alltags schon im Gange, tummelt das Treiben durcheinander. Unter den Torbogen, in dem langgedehnten, rauchig düstern Bazar feilscht, drängt, schiebt sich die Masse der zusammengepferchten Orientalen. Hier herrscht nicht der laute, fröhliche Lärm des Muski Kairos, das Behaglich-in-den-Tag-Hineinleben des kaffeetrinkenden, nargilehschmauchenden, aus vollem Bauch lachenden aegyptischen Handelsmannes — ein dumpfer, geduckter, verschlagen-gefährlicher Orient schwelt unter verrauchten, moderigen Deckenwölbungen, die die Straßen überdachen. Die Läden der Händler sind tiefe, kellerartige Verliese. Die ganze alte Stadt scheint ein unlösbares Labyrinth niedriger, ruinenähnlicher Häuser, von denen man nicht weiß, sollen sie höher gebaut werden eines Tages, oder sind sie im Bau stecken geblieben, weil sie verfallen sollen.

Wie Schlamm-Adern laufen alte krumme Gassen zwischen den gegen einander vorgeneigten Mauern der Häuser. Die hochgebauten Klöster blicken mit vergitterten Fenstern auf die winkeligen Wege nieder, durch die eilige Gestalten in weißen Kutten, wehenden Talaren sich an ihre schweren Tore drängen, rasch von der wohlumfriedeten geheimnisvollen Stille aufgenommen werden.

*

Diese Stadt hat drei Feiertage in jeder Woche. Donnerstag abend beginnt der der Mohammedaner, Freitag abend der der Juden, am Sonntag morgen der der Christen. Drei Religionen der Menschheit leiten ihren Ursprung von diesem wall- und kluftumstarrten düstern Gemäuer her.

Vom Berge Zion ausgehend, auf dem Chaluzim eine neue Synagoge bauen, komme ich am Harams-Tor vorbei, hinter dem in Omars Moschee der Fels der Moslem schwebt, und trete in die Via Dolorosa ein, folgend den Fußspuren Christi zur Schädelstätte.

Jeder Schritt, den ich über die spitzen Steine der steilen Straße zurücklege, treibt mich tiefer in die sanfte Gewalt des Menschensohnes; läßt mich inniger, blutiger erkennen, wie verwandt ich mich seiner aus Liebe geborenen, durch Tod gekrönten Lehre fühle. Die wunderbare Blume der Passion erblühte, erhob sich aus dem edlen Boden des reinen Judentums: Liebe zu den Aermsten, Kampf gegen den Bedränger, Erlösung aus Sklavenfron. Ihr Heiligenschein ist: Verkennung, Verhöhnung, Marter und Opfertod. Ihr Duft erfüllt das endlose Tränental der Menschheit.

Ist es nicht die gleiche Religion, die heute, nach tausenden von Jahren, aus demselben Boden, dem edelsten des Judentums aufblüht, in den Ebenen Galiläas, in den Bergen Judäens, aus herrlichen Seelen junger Menschen?

Einen Augenblick lehne ich mich, unter dem Bogen, von dessen Höhe die Worte „Ecce Homo!” gesprochen wurden, an die Hausmauer, schließe die Augen. Schneller, als der Gedanke vermag, fliegt das pochende Gefühl hinüber zur unheiligen Stadt, zum öden, geräuschvollen Trottoir, zu dem Haus, einem Gasthof, „Eden” genannt, in dem zwei andre große religiöse Menschen für ihren Glauben gekreuzigt wurden, eine bestialische Rotte von Söldnern Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg ermordet hat, Apostel eines neuen, aufdämmernden Weltgeschickes.

Wo beginnt, wo endet die Lehre? Warum müssen es immer Juden, von Juden Geborene sein, über deren Märtyrertod, gekreuzigten Leichen die Sonne der neuen Zeitalter in die Höhe steigt?

*

Die heiligen Stätten der Menschheit im Orient sind, wenn sie nicht unverrückbar und unleugbar fest zum Himmel starren wie die Pyramiden von Gizeh, zumeist apokryph; nur durch jahrhundertealte Anbetung geheiligte Irrtümer. So die Geburts-Krypta in Bethlehem; so die Grabeskirche in Jerusalem. (Golgatha erhob sich aller Wahrscheinlichkeit nach am entgegengesetzten Ende der Via Dolorosa, außerhalb der Stadt, auf dem vom General Gordon entdeckten Hügel vor dem Damaskus-Tor.) Allesamt aber werden diese heiligen Stätten, echte und falsche, dem Andacht suchenden Fremden durch Scharen von menschlichem Ungeziefer: Führern, Reliquienhausierern, Kameltreibern, Wahrsagern, Kupplern, Erpressern und Bettlern verleidet und unterschlagen, ja, im vollen Sinne des Wortes unterschlagen, gestohlen.

Die heiligen Stätten der Christen in Palästina sind zudem Schau- und Tummelplätze der irrsinnigsten Fehden, Eifersucht, blutigen Kämpfe der Mönche aller Glaubensbekenntnisse: Katholiken, Griechischorthodoxen, Armeniern, Kopten.

In der Grabeskirche drückte man sich bei den Feiern (den heidnischen Feiern) des heiligen Feuers die Gedärme aus dem Leib, um die eigne Kerze vor den andern anzuzünden. In der Geburtskirche zu Bethlehem aber, wo die arme Krippe gestanden haben soll, das Oechslein brüllte, das Eslein schrie, die drei Könige knieten, zeigt dir der Führer Löcher von Revolverkugeln in den Wänden. Dort unten haben sich — wohl in der Weihnachtsnacht? — armenische und griechische Mönche eine Schlacht geliefert, bei der es zwei Tote gab und außerdem die Brokatumkleidung der heiligen Mauern in Flammen aufging — man sieht noch die Brandspuren über der Pritsche des Soldaten, der dort Tag und Nacht sitzt, schläft, schnarcht, wahrscheinlich auch Zigaretten raucht und darüber zu wachen hat, daß die Hüter des Heiligtums sich nicht wieder in die Haare fahren, totschießen und mit Feuerbränden um sich werfen, wenn sie ihre Lampen an der Stelle anzünden, wo der Heiland geboren wurde.

Jede Konfession. hat nämlich ihre Lampen. Die Römischkatholischen kommen aus ihrer Kapelle über der Krypta herunter, sperren ein Gitter auf, hinter dem ihre Lampen hängen, zünden sie an, sperren das Gitter wieder zu und verfügen sich in ihre Kapelle zurück. Die Armenier desgleichen. Die Griechischorthodoxen desgleichen; Jede Konfession hat ihre eigne Kapelle, die die große Geburtskirche über der Krypta vereint. Die Armenier haben auf die Marmorfliesen, die von ihrer Kapelle zum Eingang der Krypta führen, einen Teppich gelegt, er ist kunstvoll schräg abgeschnitten, daß die benachbarten Römischkatholischen auf dem nackten Steinboden gehen müssen, wenn ihr Weg sie zum selben Eingang führt (Da ist auch das berühmte Fenster über einem kleinen Seitenaltar. Hunderte Jahre lang war es von dichtem Spinnweb bedeckt, weil jede Konfession eifersüchtig und argwöhnisch darüber wachte, daß die andre den Dreck nicht unbefugterweise von den Scheiben wische. Da kam der protestantische General Allenby, eroberte das Heilige Land, zeigte einem Tommy mit

dem Daumen das ehrwürdige Streitobjekt — und weg war Spinnweb und Legende!)

*

Am Kotl Marawi — das ist die Klagemauer — stehen und liegen Beter und Beterinnen vom frühen Morgen bis zur späten Nacht. Weinende Weiber reiben ihre nassen Gesichter an die uralten Quadern, hocken auf dem Boden und schmiegen sich an die Mauer wie ein Kind an seine Mutter. Hüpfend verneigen sich alte Männer in Sterbemänteln vor den Steinen, schlagen ihre Stirnen an die kalte, glattgescheuerte Fläche. Knaben im Kaftan, mit pelzverbrämtem Hut und langen Stirnlocken psalmodieren, scheu zur Seite blickend nach dem Fremdling. In die Fugen zwischen die Riesenblöcke sind Nägel getrieben, jeder Hammerschlag ein Gebet um Gesundheit. Ein Gichtbrüchiger humpelt heran, schöpft aus einer Steinmulde Regenwasser, reibt sich Augen, Hals, Gelenke ein. Tief drin in den ausgewaschenen, zerbröckelten Fugen brennen kleine Kerzlein, rötlich, blinzelnd. Dies ist der heilige Ort, Alles, was vom alten Tempel blieb, die Herrlichkeit Salomonis sonst nur Wort und Hauch. Ein enger Hof oder Paß zwischen Mauern, kaum fünfzig Schritte lang; die Quadern reichen hoch, aber noch tiefer unter das Straßenpflaster, das man nicht entfernen darf, um sie bloßzulegen. Der einzige Wallfahrtsort der Juden. Herdengleich liegen, lagern orientalische Gestalten, von weither gekommene. Jemeniten, abessynische, moghrebiner Juden mit ihrem Führer zu Füßen des Steinwalls, der zum Himmel steigt. Vier, fünf enge winklige Gassen vorher schon kündet Winseln kniender, hockender Armen, Männer und Frauen, steinalter aber auch jüngerer, dem Nahenden den Kotl an. Laute Klage hört man nur von diesen Bettlern, nicht von den Betern bei der Mauer. Nur hier und da schluchzt am Kotl eine der weinenden Frauen wie ein wundes Tier laut auf. Wendet sich der Fremdling zum Gehen, so unterbrechen Dutzende von Betern, weinenden Weibern, Pilgern ihr Gebet, drehen sich mit einem Satz nach dem sich Entfernenden um und strecken Hände vor ihm aus — Bakschisch, Bakschisch!! Die heiligen Stätten des Orients lassen einen bittern Nachgeschmack zurück.

*

Mit ihren niedrigen, in der Erde vergrabenen, Rattenlöchern mehr als Menschenbehausungen ähnelnden Wohnhöhlen, ist die alte heilige Stadt eine ewige Gefahr für ihre ärmern Bewohner, Juden, Christen und Moslems. Unglück, Elend, Pestilenz brüten in diesen Schlupfwinkeln, in die die Sonne nie hinunterreicht. Schmutz, Rauch, Fäulnis vergiften die arme Bewohnerschaft in den Ruinenhaufen und unfertigen Häusern. Für die Juden, die in der Nähe der alten Mauer, in unmittelbarer Nachbarschaft der bösesten Elemente unter der arabischen Bevölkerung hausen, ist die Gefahr schrecklich. Kein Entrinnen, wenn ein Pogrom entfesselt ist! Beim letzten drang der Feind in Häuser ein; an die Wand genagelt, in Betten ermordet, in dunkeln Winkeln fand man die Toten: arme, jüdische Krüppel, Kranke, schwangere Frauen.

Ein Stück aus Arthur Holitschers neuem Buch: ‚Reise durch das jüdische Palästina', das nächstens im Verlag S. Fischer zu Berlin erscheint.

Die Konferenz der Internationalen

von Hanns-Erich Kaminski

Daß nach all den Jahren der Zerstörung sich endlich, endlich der Wille zu gemeinsamem Aufbau kraftvoll zu regen beginnt; daß die Notwendigkeit solidarischer Arbeit durch keine Mannöver und keine Rekriminationen mehr unterdrückt werden kann; daß besonders die Arbeiter aller Länder zu einander gehören und auf die Dauer nicht getrennt werden können: das ist das Resultat der soeben beendeten sozialistischen Konferenz. Fast schien es, als sollte der Versuch, die Gespaltenen auch nur vorübergehend zu einen, noch einmal scheitern; aber glücklicherweise hat die Vernunft gesiegt, und alle Freunde der Freiheit und der allgemeinen Wohlfahrt werden das begrüßen.

In Wahrheit war es ja schon ein Erfolg, daß die Konferenz überhaupt zustande kam, und so recht glaubte man erst daran, als sie Friedrich Adler eröffnet hatte, und als man nun wirklich im selben Saale Radek und Vandervelde sah. Und dann war es doch die Atmosphäre der sozialistischen Tagungen, diese seltsame Mischung aus-Nationaloekonomie und Abenteuerlichkeit. Man hörte die Sprachen und sah die Typen aller Länder, und nicht nur der großen, deren Proletarier so bedeutsam für die Weltpolitik sind; es gab auch Ungarn, Georgier, Japaner, und nicht wenige waren aus Turkestan.

Am Längstisch des Raumes sitzt das Präsidium, umgeben von Journalisten und Undefinierbaren. Quer dazu die drei Internationalen, jede an einem Tisch. An den Seiten dieses Mal die Weltkinder: Minister und Kommissare, in der Mitte die wiener Propheten der Einigung.

Die drei Vorsitzenden sind drei Typen. Tom Shaws gerötete Biederkeit wirkt wie eine Personifikation jenes alten Porter-and-Ale-Englands, von dem Shakespeare sagt, daß es lustig war. Eine Dickens-Figur, der man gleich die Hand schütteln möchte, weil sie so gemütlich in aller Klugheit bleibt, nicht einmal durch eine schlechte Zigarre aus der Ruhe zu bringen. Klara Zetkin: verkniffenes Alter oder alte Verkniffenheit. Neben ihr der eigentliche Leiter der Verhandlungen: Friedrich Adler.

Immer wieder überlegt man sich: Der hat den Stürgkh erschossen? Dieser blasse, immer liebenswürdige Herr mit dem hohen blonden Haar, dem Hängebart und dem schleppenden Gang? Aber wenn man genauer hinsieht, glaubt man es ihm. Dann entsinnt man sich jener Bilder, die noch bisweilen in den Wohnungen alter Demokraten hängen, und auf denen die Professoren von 48 auf Barrikaden oder in Volksversammlungen stehen: Kinkel, Schurz, und wie sie alle heißen. Friedrich Adler gehört zu ihnen, als Sohn des Begründers der oesterreichischen Sozialdemokratie auch dem Blute nach.

Am Tisch der Zweiten Internationale fällt sofort die hohe schlanke Gestalt Ramsay Macdonalds auf, der ganz so vornehm ausschaut, wie sichs für einen alten Engländer gehört. Er spricht offenherzig, geschäftsmäßig klar und manchmal mit jovialer Ironie. Lloyd George wird vermutlich nicht viel anders wirken. Der ehemalige Minister des Königs der Belgier, Vandervelde, ist ein pariser Advokat, kurzsichtig, behäbig, gestenreich. Aber wenn er das Wort ergreift, singt seine Stimme, ihr warmer Ton streichelt die Hörer, und die ältesten Phrasen und die gleichgültigste Bemerkung zur Geschäftsordnung wird zur

fesselnden Abstraktion. Neben ihm sitzt der Sozialrevolutionär Zeretelli, müde und beinah wie resigniert, der Mann, der in Petersburg und Tiflis vom Ministerstuhl geworfen wurde.

Bei der Internationalen Arbeitsgemeinschaft, der Internationale 2½ haben die russischen Menschewiki die gleichen träumerisch-kontemplativen Märtyreraugen: der kleine zusammengezerrte Martow mit dem spintisierenden Gelehrtengesicht ebenso wie der nervös-fahrige Abramovitsch. An der Ecke, Crispien gegenüber, sitzt wie ein Symbol des Sozialismus: Jean Longuet, der Enkel von Karl Marx, die dritte Generation einer vom Geiste der Revolution gekrönten Dynastie. Wallhead hat das kluge Kaufmannsgesicht des Engländers, dessen Alter man niemals bestimmen kann. Trocken, breit und selbstsicher ist auch der Eindruck, den der Schweizer Grimm macht. Er ist der Einzige, bei dem man an Bauerntum und Scholle denkt. Die Andern sind alle Städter.

Doch die bedeutendste Persönlichkeit ist, da Hilferding nur gelegentlich als Zuhörer im Saal erscheint, ohne Zweifel Otto Bauer. Mit ihm und Adler stellt das kleine Oesterreich der Konferenz die besten Köpfe. Er ist wohl kein homme d'action; ein bißchen schwermütig eher, mit einem leisen Hauch von Anatol. Aber seine Rede war der große Erfolg der Tagung, die einzige, der von zwei Tischen applaudiert wurde. Das lag sicherlich nicht nur an ihrem sachlichen Gehalt, sondern auch an der Menschlichkeit, die dahinter stand, und an der Wärme ihres Timbres, die auch im Spott nicht verletzt. Wenn nach Jahr und Tag die eine einzige Internationale zustande kommt, wird dieser schmale, feinnervige Vierziger wie von selbst ihr Führer sein.

Zwischen dem zweiten und dritten Tisch saßen die Italiener, die zu keiner Gruppe gehören. Neben Serrati, der den Lesern der ‚Weltbühne' aus Nummer 11 bekannt ist, bemerkt man besonders den nachdenklichen Weißkopf des Professors Baratono, der eine gewisse Aehnlichkeit mit Ledebour hat.

Und dann die Russen. Der Chefredakteur der ‚Prawda' Bucharin ist ein sauberer, spärlich blonder Herr mit listig und lustig zwinkernden Tartarenäuglein. Karl Radek trägt einen Anzug von ausgesuchter Schäbigkeit. Rathenau wird gestaunt haben, wenn er so zum Frühstück im Auswärtigen Amt erschienen ist. Im Knopffloch hat er eine große rote Fahne, die wie ein Orden aussieht: das Abzeichen der Kommissare. Man hat viel über seinen Journalismus geschrieben, und gewiß ist das die stärkste Seite seines Wesens. Aber hinter all seiner formsichern Weltgewandtheit ist doch immer der polnische Jude fühlbar. Sein kleiner intellektueller Literatenkopf mit der Mönchsglatze und den Löckchen ist in steter Bewegung, und wenn er, stets geschäftig, konversierend, kalauernd umhergeht, wiegt er den Oberkörper wie ein orthodoxer Talmudist. Er macht Zwischenrufe in allen Sprachen, von denen er keine korrekt spricht, wie man sagt, nicht einmal russisch. Immer klingen östliche Gutturale mit, immer jüdelt er deutsch, französisch, englisch. Wie er eitel ist! Nach jedem Witz — und man muß ihm lassen, daß er gute Witze macht — sieht er sich triumphierend um, und der Beifall bleibt niemals aus. Denn rings um ihn sitzen im blütenreichen Kranz die bolschewistischen Delegierten, die bolschewistischen Gäste, die bolschewistischen Journalisten und, nicht zuletzt, die bolschewistischen Sekretärinnen.

Rede auf Vollmer

Er ist dreiundsiebzig Jahre alt und hat davon siebenundvierzig Jahre der Bühne und einundvierzig unsrer Stadt geschenkt, ohne aus einem Königsberger ein Berliner zu werden. Aber es war nach anderthalb Menschenaltern ebenso wenig möglich, seinem reinen Hochdeutsch noch die ostpreußische Heimat anzuhören. Beides ist bezeichnend. Arthur Vollmer ist, wie sein Landsmann Matkowsky, in seiner Kunst über Zeit und Ort erhaben gewesen. Das klingt selbstverständlich bei Matkowsky, dem das Leben ein Traum war, und der allerdings weder Calderons Prinzen Sigismund noch den König Oedipus in einem bestimmten Milieu ansiedeln konnte. Bei Vollmer klingt es paradox. Der ist ja auch wirklich, wenn man Schlagworte nötig hat, Naturalist von jeher gewesen und bis zu seinem Abschied geblieben; aber er ist es niemals mit selbständiger programmatischer Betonung oder in blinder Gefolgschaft einer literarischen Richtung gewesen, sondern immer nur wie ein Komiker, der seinem ganzen Wesen nach aus Gegenwart und Umwelt schöpft. Selbst in einer stockidealistischen Schule und an dem pathetischsten Hoftheater ist der Komiker ja schon an sich der Naturalist. WäreVollmer nichts als ein solcher Komiker gewesen: Berlin, das räsonnierende und ironisierende Berlin, wäre nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Allein er war was mehr. Die Musik seiner oesterreichischen Mutter, Marie von Marra, der als „ebenso hochtragischem wie munterm Sopran” eine „bewundernswerte Gesangsfertigkeit, vollendeter Vortrag und eine außerordentliche Darstellungsgabe” nachgerühmt wird — die Musik und das Oesterreichertum war auf den Sohn als Lyrik gekommen. Wenn Komik lyrisch wird, so entsteht Humor. Man kann es auch umgekehrt sagen: Arthur Vollmer war überreich an Gefühl, das nicht sentimental und unfrei blieb, sondern durch Lächeln und Lachen groß und frei wurde.

*

Wie dieses wertvollste Mitglied des berliner Hoftheaters vor vierzig Jahren aussah, daß hat Paul Schlenther in seiner tapfern, prachtvoll jungen, noch heute ganz lebendigen und höchst lesenswerten Streitschrift wider ‚Botho von Hülsen und seine Leute’, die meisten seiner Leute, geschildert: „Herr Vollmer ist trotz seinem wohlgebildeten Körper und seinem ausdrucksvollen, von schwarzem Haar umlockten Liebhaberkopf, trotz einem melancholischen Zug auf den Lippen zum Charakterkomiker geboren. Sein Gesicht besitzt zwei kleine Unregelmäßigkeiten, welche nicht häßlich, aber komisch wirken: es ist ein seltsam auf der sonst normal und energisch herausgebildeten Nase vorspringendes Erkerchen, und es ist besonders eine Reihe blendend weißer, aber mächtig großer oberer Vorderzähne, welche stets bereit sind, mit den feinen Lippen ein lustiges Versteckensspiel zu treiben. Das ist Alles, und dieses Wenige entwickelt so viel Komik, daß die an Helmerdings bizarre Erscheinung gewöhnten Berliner zu schallendem Jubel fortgerissen werden.” Freilich: um als purer Komiker zu wirken, mußte dieser Vollmer von jeher alle seine Schönheiten verhängen:

und verschminken. Er mußte seine adlig-schlanke Gestalt zusammenkrümmen zu hinfällig schlurfender Greisenhaftigkeit; er mußte seinen gutgeformten, liebenswürdigen, fast frauenhaft weichen Mund bärtig verkleben oder durch Zahnlosigkeit verunstalten; er mußte den klaren Blick seiner gütigen Augen zu schlauem Gegrinse oder blödem Geglotze verstellen; er mußte seine schmalgliedrigen, zartgeäderten, unendlich ausdrucksvollen Hände sorgsam verstecken. So entstanden Chargen des Alters, Wackelköpfe und Runzelstirnen, wie einst Chargen der Jugend, freche Gecken und schüchterne Liebhaber, entstanden waren. Ihnen allen, die sich stets bis auf die unscheinbarsten Züge von einander unterschieden, war die vollendete Sauberkeit der Arbeit gemeinsam. Eine überströmende Fülle von schauspielerischen Einfällen war in scharfe Konturen gebändigt, die aber schließlich immer verzerrende Konturen wurden. Es war nämlich Vollmern zwar möglich, eine Gestaltung als naturalistischer Komiker zu beginnen; aber es war ihm fast niemals möglich, sie auch so zu enden. Die Lustigkeit, die in ihm steckte, war zu schwelgerisch, um nicht an einem bestimmten Punkt in den Bereich einer üppigen, farbigen, erlösenden Phantastik zu langen. Wenn dieser Trieb entfesselt wurde, dann war dem Schauspieler, dessen souveräne Sprechkunst im übrigen noch aus der wahrhaft guten alten Zeit stammte, kein Dichterwort mehr heilig. Von Anfang an ist er denn auch um seiner willkürlichen Textbehandlung willen getadelt worden. Wie pedantisch war das! Er mußte einer Unzahl seichter Eintags-Autoren so viel aus Eignem geben, daß er sich an den paar Poeten des versteinerten Hoftheater-Repertoires immerhin ein bißchen bereichern durfte. Den Pyramus im ‚Sommernachtstraum' spielte er auf drei verschiedene Arten, von denen jede einen andern Schauspielertypus darstellte und zugleich kritisierte. Es waren Studien von kunstgeschichtlichem Wert, zu denen ich manchen Abend noch nach Neun ins Hoftheater lief. Vollmer warf Holzapfels Sätze kunterbunt durcheinander, dichtete neue hinzu, war nicht im mindesten bureaukratisch zuverlässig und hatte weiter nichts, weiter nichts als Phantasie und Humor. Das aber genügte, um uns über die ganze unzulängliche Umgebung hinweg einen Blick in die Shakespeare-Welt zu öffnen, so weit und so tief, daß ein frommer Schauder vor der Macht des Genies das Gelächter dämpfte.

Dieses mimische Genie war darum Shakespeare am verwandtesten, weil es vor dem kleinen Menschenvolk nicht kritisch, sondern voll von Liebe und Verständnis stand. Vollmer machte noch den ärmsten Teufel, auf dem jemals ein Dichterauge geruht hatte — und manchmal auch, ohne daß dies der Fall gewesen — zum Bruder von uns Allen. Pistol und Gobbo, Bleichenwang und Autolykus, Totengräber und Zettel. Dromio und Peter, Pförtner und Stephano, Schaal und Stille: das sind zwar alles spaßhafte Personen von äußerster Drastik; aber wenn es in ihnen oder in andern Figuren eine Stelle gibt, wo ein Ernst, ein Schmerz, eine Vergangenheit, die Ahnung eines Schicksals

leise durchschimmern kann, so war sicher, daß Vollmer unmerklich den Finger auf diese Stelle legte, daß er durch ein Zucken der Mundwinkel, durch einen Bruch in der Stimme, durch einen schwermütigen Blick, durch eine hilflose Handbewegung für einen Moment diejenige Tragik aufblitzen ließ, die er in seinem Naturell, in dem Naturell eines wahren Humoristen, neben der Komik vorfand. Ja, er starb sogar, ohne von uns ins Jenseits gelächelt zu werden, nachdem er als Polonius so weisheitsvoll wie närrisch gelebt hatte; und sein Malvolie wäre kein unwürdigerer Todeskandidat gewesen, hätte Shakespeare ihm nach dem Leben getrachtet. Malvolio war vielleicht die großartigste Leistung des ältern Vollmer. Ganz sachlich und von seinem Amte voll stand dieser Diener neben seiner Herrin. Zur Heiterkeit für uns kein Anlaß. So soll es sein (und wurde so nach Vollmer nur von Bassermann gemacht). Der landesübliche Malvolio kann die Drolligkeit nicht bei sich halten. In Wahrheit wird der Kauz nicht eher komisch, als bis die Fopperei beginnt. Da mußte man Vollmer sehen. Er las Marias Brief. Hierbei verraten die Malvolios meistens augenzwinkernd dem Parkett, daß sie den Schwindel merken. Vor solchem Unverstand war man bei Vollmer sicher. Eine unsagbar lächerliche Veränderung ging langsam mit ihm vor. Der Domestik ward Männchen. Der pflichtgetreue Beamte, der die übrige Dienerschaft bis dahin durch nichts als durch seine Superklugheit und Salbungsvöllerei gereizt haben konnte, wurde jetzt, erst jetzt eitel und albern, ein Kinderspott, ein phantastisches Rindvieh. Es ist der gerade Weg zum Wahnsinn, zur unverschuldeten Tragik des ausgewechselten Ich — oder zur Karikatur. Vollmer blieb, mit unbeirrbarem Instinkt, dem einen wie dem andern Extrem fern. Er schöpfte mühelos den burlesken Gehalt der Situationen aus und hatte dennoch bei der Entdeckung des Betrugs einen Schrei der müdgequälten Kreatur, einen Trotz und Ekel der Gebärde, eine jähe, wilde Wendung — so ergreifend, daß er damit seine Plagegeister ins Unrecht setzte, bis Shakespeare das Gleichgewicht wiederherstellte.

Der Schöpfer solcher Gebilde ist dreiundsiebzig Jahre alt und hat davon einundvierzig Jahre unsrer Stadt geschenkt, ohne im Grunde durchgedrungen zu sein. Sein bester Schüler: Hans Waßmann ist fünfundzwanzig Jahre jünger und fünfundzwanzigmal so populär. Nun läge gewiß nicht allzu viel daran, daß die meisten ständigen Premierenbesucher unsrer Privattheater diesen Vollmer nie gesehen haben, wenn es nur ihr Schade wäre. Aber es war auch sein und unser Schade, weil hier ein Künstler vom höchsten Rang, ein Ingenium, ein Meister wie wenige durch den Ungeschmack, die Unkenntnis und die Gleichgültigkeit derjenigen Schichten, die durch ihre numerische und ihre materielle Uebermacht seine Wege hätten lenken können, um das letzte Stadium seiner Entwicklung gebracht worden ist. Er ist in dem Erbbegräbnis am Gendarmenmarkt geblieben, aus dem er schon vor beinahe vierzig Jahren, bei der Begründung des Deutschen Theaters, hätte

herausgerissen werden müssen. So ist er, so sind wir um die reichsten Aufgaben seiner Kunst betrogen worden. Er hätte den Geist und die Spannweite für Falstaff und Adam, das Nervensystem und die differenzierende Technik für Crampton und Hjalmar Ekdal gehabt. Man hat ihn, aus unerforschlicher Weisheit, in der Brache gelassen. Und ist sich so wenig einer Schuld bewußt, daß man ihn heute ruhig hungern ließe, nachdem man ihm bis zu seinem Abgang ein Existenzminimum gewährt, nachdem man ihm Zeit seines Lebens eine Gage gezahlt hat, von der kein Pfennig zurückzulegen war. Die zwei Staatstheater haben außer dem künstlerischen Personal fünfhundertfünfunddreißig Beamte und Angestellte für eine Arbeit, die an den drei Hollaender-Bühnen von fünfundsiebzig Leuten geleistet wird. Mehrere hundert Mann sind also überflüssig. Träte man die zwei überflüssigsten, jüngsten und kräftigsten, wofern sie durchaus bei der Kunst bleiben wollen, an den Beruf der Klaviertischler ab, so hätte man für den alten Mann in Ballenstedt eine menschenwürdige Rente und könnte der Welt das beschämende Schauspiel ersparen, daß Richard Wagners Mahnruf an die Deutschen, ihre Meister zu ehren, in unsrer erleuchteten Gegenwart noch ebenso taube Ohren findet wie in dunkler Vergangenheit.

Verneuil von Alfred Polgar

Die Neue Wiener Bühne spielt ‚Beverley', eine Komödie von Verneuil und Berr. Verneuil ist der pariser Mode-Autor. Seine Produktion füllt die Theater und die Theaterkassen, denn er schreibt, grundsätzlich, nur amüsante Stücke. Er hat Phantasie, Laune, Tricks und ist in der gemeinen Magie der Bühne zuhause, wie ein routinierter Polizist im Spelunken-Argot. So fängt er mit Sicherheit seine Kunden; verschmäht es auch nicht, seine Stücke ein bißchen zu literarisieren, um das Vergnügen, das sie bieten, weniger billig erscheinen zu lassen. Beverley ist ein herabgekommener Detektiv, der, seinen Scharfsinn lukrativer zu verwerten, den Leuten spiritistischen Hokus vormacht. In dieser Komödie entwirrt er eine dunkle Mordaffäre. Die Hörer unterliegen der Spannung der wendungsreichen Kriminalgeschichte, sind von Beverleys Schlauheit entzückt und, durch den Zusatz von liebenswürdiger Blague in seinem Wesen, dazu verführt, ihn für origineller zu erachten, als er ist. Es ist aber der alte Sherlock Holmes, nur gereinigt von allem Pathetischen. Verneuil nutzt den Reiz der bewährten Figur und ironisiert ihn. Er gibt gröbstes Theater und macht sich über dieses grobe Theater lustig. Er bedient sich der tausendfach erprobten Situation und steht zwinkernd über ihr. Ein Größerer als er hat das schon, nur mit feinern geistigen Mitteln, praktiziert: Oscar Wilde, in den Lustspielen.

Ferdinand Bonn macht den Beverley, hemmungslos hingegeben der komödiantischen Lust, übertreibend, karikierend, Raum beanspruchend und füllend und die Zuhörer ganz und gar gewinnend, sie rührend fast durch seine urkindliche, schöpferische Freude am Spiel, an der Wirkung, am Metier, an sich.

Ein gespenstischer Abend im Deutschen Volkstheater:
‚Mama' Lustspiel in drei Akten von Louis Verneuil.

Man denke sich ein Zimmer, in dem gar nichts ist als nur Attrappen, Papierblumen, Nippes . . . und übertrage das Zimmer ins, entschuldigen schon, Geistige. Man denke sich in solchem spirituellen Raum Wesen, die nichts sind als Geklapper, ohne Herz, ohne Auge, ohne Hirn, ohne Farb' und Atem des Lebens, nur Geplapper, nur menschförmige Figuren mit heweglichen Kinnladen.

Manchmal fällt ein Witz aus ihnen, ein „mot", meistens mahlen sie leer. Es scheint jedoch, als wäre das Geräusch nicht eigentlicher Zweck der arbeitenden Kinnladen; ihr Auf und Zu bewirkt nämlich eine Fortbewegung der Figuren, die am Ende wo anders stehen, als sie zu Beginn standen. Der Stiefsohn heiratet die Stiefmama, deren Ehe mit des Stiefsohns Vater unkonsumiert geblieben ist.

Man denke sich den Vorfall von Rudolf Lothar in ein fettiges, aber springlebendiges Deutsch übersetzt, in dem ein alter Franzose „Und neues Leben blüht aus den Ruinen" sagt und eine ganz vornehme Pariserin vor der Verführungsreise ihrer Zofe zuruft: „Packen Sie mir das duftige Nachthemd mit den Spitzen ein". Man denke sich das Ganze derb, schnoddrig, laut, dick unterstrichen gespielt, Hand aufs Herz oder in der Hosentasche . . . und man wird verstehen, warum es ein unheimlicher Abend war, dieser Abend voll temperamentvoller Leblosigkeit, voll modriger Gegenwart, voll provinzdeutschem Paris, voll Grimassen ohne Gesichter.

Der Schatzgräber von GisellaSelden-Goth

Vor acht Jahren hörte ich in Hamburg Franz Schrekers ‚Fernen Klang'; wußte weiter nichts von diesem Musiker, als daß er Chordirigent in Wien sei, stand der ganzen neuern Opernproduktion damals überhaupt noch ziemlich fremd gegenüber. Trotzdem empfing ich einen außerordentlich starken Eindruck, der mir noch heute, da ich mich an keinen Takt des Werkes erinnere, in lebhafter Erinnerung ist. Dieser Eindruck hat sich im Vorjahr bei der Aufführung der ‚Gezeichneten' nicht wiederholt; beim ‚Schatzgräber' vorige Woche ebensowenig. Und als ich vor kurzem Gelegenheit fand, die zwei Bände durchzulesen, in denen Schrekers ‚Dichtungen für Musik' gesammelt sind, schien es mir gleichfalls, als hätte er die Ursprünglichkeit, den neuen Ton, das eigentümlich „Schrekersche" jenes dramatischen Erstlingswurfes nie wieder erreicht.

Es ist nicht angenehm, einem knapp vierzigjährigen Künstler derlei sagen zu müssen; da er aber eben knapp ein Vierziger, also verhältnismäßig jung ist, stehen dem Schwung seiner Entwicklungslinie noch viele Möglichkeiten offen, und wir wollen uns, ohne ihm ein Prognostikon zu stellen, an das Gegebene, Gegenwärtige halten. Also: ‚Der Schatzgräber', Oper in vier Aufzügen, einem Vor- und einem Nachspiel. Darin ist von insgesamt sieben brünstigen Freiern der schönen und in ihre Schönheit verliebten Els die Rede. Drei läßt sie vom Vier-

ten ermorden, um in den Besitz eines wundertätigen Schmuckes zu gelangen, gibt sich dem Fünften, der vom Sechsten beinahe an den Galgen gebracht wird; der Siebente spricht zu alledem das Amen. Das kommt, weil er ein Narr und darum eine sympathische Figur ist; und weil die Oper, ein Gewirr erotischer Knoten, zum Schluß Erlösung, Entsagung, Verklärung und dergleichen unbedingt braucht. Schreker, der sich über seine Texte und deren Symbolik gern vor der Oeffentlichkeit äußert, hat die Handlung des ‚Schatzgräbers' ein „hohes Lied der Lebens- und Sinnenfreude" genannt. Dieser Handlung aber, wie jedem Operntext — es liegt in dessen ureigenstem Wesen, wofern er nur ein reines und gelungenes Exemplar seiner Gattung ist, eindeutig, klar, kinoartig vorbeizuziehen — könnte die ganze Symbolik gestohlen werden: sie bliebe eine phantastische, geschickte, reichlich krasse Musikunterlage, an der der erotische Komplex aller Textdichtungen Schrekers unverhüllt zu Tage tritt. Dieser Komplex ist hier weniger verfeinert als in den psychologisch weit interessantern ‚Gezeichneten'; er spielt seinen Haupttrumpf in einer bühnentechnisch überhaupt kaum, nach den originalen Regieanweisungen des Komponisten sicherlich gar nicht darstellbaren Liebesszene aus. Schwüle Mondnacht, Frühlingsgeflüster, Alkoven mit Zwischenvorhang . . . Was hat Schrekers Musik zu sagen, wenn „er" „sie" „mit wütender Glut an sich zieht"?

Sie sagt, streicht, bläst, flimmert, zittert, schmettert, wogt in allen Tönen: Der alte Wagner lebt noch! Unglaubhaft fast, wie dieses Geistes Spuken nicht zur Ruhe kommen will. Noch in den ‚Gezeichneten' schien es, als hätte der neue Musikdramatiker die Klippe des großen Toten glücklich umschifft. Nun ist er doch auf ihr gestrandet. Ich hatte voriges Jahr von dem frühern Werk gesagt, es sei, alles in allem, eine alte Oper; das spätere ist eine noch ältere. Eine, die gewiß von Talent, Routine, Können, Phantasie zeugt, auch rein durch die Arbeitsleistung, die in ihrer rastlos Motive flechtenden Partitur steckt, imponiert; doch nie überrascht, weil wir diese ganze Couleur gar so genau kennen. So, wie man bis zum allerletzten Augenblick wetten könnte: jener fünfte Freier, der lautenschlagende, menschheitbeglückende Schatzgräber werde doch nicht gehängt werden, so gut kennt man nach der ersten halben Stunde die musikalische Terminologie der folgenden dreieinhalb Stunden. Denn der ‚Schatzgräber' ist bitter lang, wie Wagners Opern. Anders als diese, ist er leider auch langweilig; seine Musik bringt sich durch Häufung von Wirkungen um Wirkung und überschreit sich selbst ständig in unweisen Steigerungen, die nie zur richtigen Zeit kulminieren, sondern erlahmen, bevor die dramatische Höhe der Situation erreicht ist. Nichts von einem innern Erlebnis fühlt man in den entscheidenden lyrischen Momenten, in den großen Ariosi, die den Sängern mit Bedacht auf knallenden Theatereffekt in den Mund und auf den Leib geschrieben sind. Sogar der Orchesterklang, Schrekers berühmte Spezialität, erscheint weniger reizvoll als früher. Er ist klarer geworden, schmiegt sich noch besser, noch weniger aufdringlich den Singstimmen an, aber wie wenn etwas von seinem mystischen Duft verloren gegangen wäre. Seine ganze Pracht und Zartheit kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Problem Schreker für den Augenblick keines mehr ist. Ein Wagner-Epigone mehr — kein neuer Wagner ist in ihm entstanden.

In der Staatsoper hatte das Werk einen großen Erfolg; es bleibt nur zu vermuten, welcher Teil davon auf das Konto der Aufführung zu stellen ist. Die Ensembleleistung von höchster Kultiviertheit, das Orchester, das seine kniffliche Aufgabe scheinbar mit Nonchalance bewältigte, hatten ihr Niveau Leo Blech zu danken, dessen schmiegsame Sicherheit grade in der Bewältigung solch krauser Dirigierprobleme unübertrefflich ist. Vera Schwarz wuchs in der anstrengenden und nicht immer sympathischen Rolle der Els beinah über ihre eigentlichen Kräfte hinaus, und Waldemar Henke zeigte sich für die dankbare Partie des entsagenden Narren mit allen Mitteln seiner seltenen Tenoristen-Intelligenz dankbar. Nur Hutt versagte begreiflicherweise darstellerisch in der psychologisch unmöglichen Titelrolle. Regie und Inszenierung standen auf einer Höhe, die, gottlob, in der Staatsoper nachgrade selbstverständlich zu werden beginnt. Als das Publikum vor dem intensiven malerischen Glanz des einen Bühnenbildes von Emil Pirchan in den überzeugtesten Beifall des Abends ausbrach, da freute man sich des Instinktes, der immerhin auch die Menge einen wirklich künstlerischen Eindruck aufnehmen ließ.

Schaufenstermoral von Theobald Tiger

Wir haben im Land eine Polizei,
die hat weiter nichts zu tun,
als nachzuschnuppern, wie das wohl sei
unter Seide und unter Kattun.
Sie konfisziert, damit nichts entschlüpft,
Gummi-Zeug, Tizian und Film.
Der Brunner pfeift, und der Richter hüpft —
ganz wie unter Kaiser Wilm.

Vor dem Schaufenster steht ein einsamer Mann,
ein moralischer Feti schist.
Die ganze Erotik geht ihn nichts an,
weil er Selbstversorger ist.
Und er sieht da Zigarettenetuis
mit Busen und sonst noch was
und kitschigen Damen im Paradies . . .
Und der Mann hat Sehnsucht und keinen Kies —
und daher ärgert ihn das.

Und er meldets.
Und aus den Gebüschen bricht
Staatsanwalt, Akademie,
Polizeipräsidium und Amtsgericht —:
alles von wegens Etui.
In Berlin brechen nächtlich hundert Mann ein,
und der Wucher ist völlig immun.
Aber darum bekümmert sich kein Schwein . . .
O Herr! Vergib den Behörden dein!
Denn sie wissen nicht, was sie tun —!
Amen.

Kähne, Polen, Messen von Morus

Hapag und Lloyd

Mit diesem Versailler Vertrag ist es wirklich nichts: nicht einmal die deutsche Schiffahrt haben sie damit aus der Welt schaffen können. Dabei haben sich die „Großen Vier” doch redliche Mühe gegeben: die deutschen Kähne bis auf ein paar kümmerliche Ueberreste expropriiert und dazu noch den Neubau großer Schiffe unmöglich gemacht. Aber es hat Alles nicht geholfen. Zwar ist der Vorsprung Englands und Amerikas auf Jahre hinaus gesichert, zwar beherrschen auch in den deutschen Häfen die ausländischen Flaggen das Feld, und erst ein Fünftel der Hamburg anlaufenden Schiffe führt Schwarzweiß-rot, wozu sich nach und nach g'schamig ein schwarz-rot-goldener Zipfel gesellt — ein Symbol für die Verteilung der tatsächlichen Macht in dieser deutschen Republik! Aber man muß den Hanseaten lassen, daß sie wirklich was leisten. Die Geschäftsberichte der Hapag und des Lloyd, die, wie immer, klar und ausführlich Rechenschaft geben, zeigen, daß in Hamburg und Bremen nicht nur „stinnesiert”, durch Massenaufkäufe der Betrieb ein bißchen lukrativer gestaltet wird, sondern daß man da wirklich beim „Wiederaufbau” ist. Die Hapag allein, die sich durch ihre Liaison mit dem Harriman-Konzern den nötigen finanziellen Rückhalt gesichert hat, hat neben einem Dutzend Ankäufen und Rückkäufen 27 neue Ozeandampfer mit 70 000 Tonnen von Stapel gelassen und 43 Schiffe im Bau. Freilich umfaßt auch mit allen Neubauten die Hapag-Flotte erst 30 Prozent, die Flotte des Norddeutschen Lloyd erst 25 Prozent ihres Vorkriegsstandes. Immerhin ist das große Wiederaufbauprogramm der deutschen Schiffsreedereien, zu dem das Reich 12 Milliarden Mark als Entschädigung für die Kriegsverluste beisteuerte, annähernd zur Hälfte durchgeführt. Nach dem Bericht, der eben auf dem deutschen Seeschiffahrtstage gegeben wurde, sind bereits 280 Schiffe mit 1 Million Tonnen wiederhergestellt, und 230 Schiffe mit 1¼ Million Tonnen liegen im Bau.

Daß an der Wasserkante die Unternehmer oft noch herrischer, unverschämter und unsozialer auftreten als die Binnenländler, und daß der politische Horizont, wie die Flaggenfrage gezeigt hat, zwischen Uhlenhorst und Blankenese nicht eben weltenweit ist, steht fest. Aber vor den Leistungen dieser Leute: Hut ab!

Polnische Wirtschaft

Von jeher ist das Unglück der deutschen Wirtschaftspolitik die Gefühlsduselei gewesen. Der deutsche Schieber, der deutsche Privatwirtschaftler steht an kaltschnäuziger Gerissenheit seinen ausländischen Berufsgenossen diesseits und jenseits des großen Wassers nicht nach. Der deutsche Volkswirt aber haut mit unfehlbarer Sicherheit daneben, sobald „Gefühlsmomente” mitsprechen. Das beweist unsre gegenwärtige Frankreich-Politik; das hat bewirkt, daß wir in Rußland zu spät gekommen sind; das zeigt sich am dümmsten und am gröbsten in unsrer Stellung zu Polen.

Ich denke nicht an die Pläne, aus Rache für die oberschlesische Entscheidung Polen wirtschaftlich „abzuschnüren”. Solche Hirngespinste gehen den Psychiater an. Aber auch über unsrer „normalen” Polen-Politik waltet nach wir vor der Geist der Hakatisten. Es ist kein Zufall, daß sich grade Nationalliberale von der Art der Herren

Schiffer und Simons besonders gern auf dem polnischen Kriegsschauplatz betätigen. Zu den Polen schickt man die „Forschen", für die das höchste politische Ideal ist, dem Gegner eins „auszuwischen", und deren größte staatsmännische Weisheit darin besteht, Nein zu sagen und abzufahren. Dieser „Mentalität" entspricht, daß man den „Feind" ständig unterschätzt und nicht in Rechnung stellt, welche Umwandlungen und Umwälzungen jenseits der Grenze vorgehen. So ist bei uns eine abgemachte Sache, daß Polen wirtschaftlich nicht vorwärtskommt, sondern immer mehr verludert und verlumpt, daß die abgetretenen Gebiete Oberschlesiens ihm nicht nützen, sondern nur schaden, und daß der Staat folglich über kurz oder lang zusammenbrechen muß und Posen, Westpreußen und Oberschlesien reumutig zurückgeben wird. Daß die polnische Mark seit dem September 1921, seit der Teilung Oberschlesiens von 1,95 auf 8 Pfennig gestiegen ist; daß bereits ein englisches Kreditabkommen gesichert ist, wonach Polen als erste Rate 4 Millionen Pfund erhält; daß der Etat zwar noch lange nicht balanziert, daß aber doch durch die energische Steuerpolitik des Finanzministers Michalski das Defizit im Vergleich mit dem Vorjahr sich verringert hat; daß dementsprechend die Verschuldung des Staates an die Notenbank niedriger geworden ist; daß sich die Handelsbilanz im letzten Jahr wesentlich gebessert hat — die Ausfuhr ist von 600 000 Tonnen auf 2 Millionen Tonnen, die Einfuhr vor 3,5 auf 4,7 Millionen Tonnen gestiegen —; daß die oberschlesische Industrie französisches und englisches Kapital anlockt und trotz dem politischen Besitzwechsel außerordentlich floriert: alles Das geniert einen großen Geist nicht. Polen ist nun einmal von der öffentlichen Meinung Deutschlands zum Tode verurteilt, und damit basta!

Bedenklicher ist, daß auch die außenpolitische Wandlung Polens bei uns keiner Beachtung gewürdigt wird. Denn wenn nicht Alles täuscht, scheint Polen seine rein militaristische Epoche überwunden zu haben und sich fortan ernsthaft auf eine großzügige Bündnispolitik mit seinen nördlichen und östlichen Nachbarn umstellen zu wollen. Das ist auch wirtschaftlich von immenser Bedeutung. Denn Polen, das nächst Frankreich das größte Heer Europas und im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl die stärkste Armee der Welt unterhält, kann wirtschaftlich nicht zu Kräften kommen, solange es 600 000 uniformierte Nichtstuer unterhalten muß. Dieses Heer ist zum guten Teil Selbstzweck, Spielzeug eines seit 150 Jahren aufgespeicherten Nationalismus, zum Teil ist es gegen Deutschland gerichtet (das leider durch die Untaten seiner Freicorps, durch die Uebergriffe der Grenzpolizei und durch die ständigen Schikanen beim Warenverkehr dem polnischen Chauvinismus genug Nahrung bot). Die Hauptfront des polnischen Heeres aber steht doch gegen Osten: gegen die andern Randstaaten und gegen Rußland. Diese — wirkliche oder eingebildete — Gefahr scheint jetzt durch die baltische Randstaatenkonferenz in Warschau und durch den Vertrag von Riga beschworen zu sein. In dem Vertrag, der am dreißigsten März zwischen Rußland, Lettland, Estland und Polen abgeschlossen worden ist (ein Parallelabkommen wurde mit Finnland geschlossen), verpflichten sich die Oststaaten zu einer friedlichen Regelung der laufenden Streitfragen, zur Beschränkung der Rüstungen und, was das Wichtigste ist, zu gemeinsamem Vorgehen auf der Konferenz von Genua. Wieweit diese Grundsätze durchgeführt werden, ob es

zur Bildung einer „Randstaaten-Entente” unter französischem Protektorat kommen wird, bleibt abzuwarten. So viel aber steht fest: daß die deutsche Ostpolitik durch das rigaer Uebereinkommen außerordentlich erschwert worden, und daß das diskrete Zusammengehen Deutschlands mit Rußland vorerst unmöglich gemacht ist. Ob sich die neue Konstellation im Osten hätte vermeiden lassen, bleibe dahingestellt. Daß dazu gar kein Versuch unternommen wurde, ist der Erfolg des deutschen Hakatisten-Geistes.

Messe-Rummel

Der deutsche Messe-Rummel fängt nunmehr an, eine öffentliche Landplage zu werden. Nach Leipzig, Breslau, Frankfurt, Königsberg kommt jetzt Köln, nach Kiel Rostock und Lübeck, ein halb Dutzend süddeutscher Städte „rüsten” sich, und geht es in diesem Tempo weiter, dann wird übers Jahr jede Stadt, die etwas auf sich hält, ihre „internationale” Messe haben. Das Kabinett wird um ein bis zwei Minister für Messebesichtigungen vermehrt werden, jede größere Zeitung wird sich ein paar Messeredakteure halten müssen und, was wichtiger ist: jede Engros-Firma wird gezwungen sein, eine Wanderausstellung und die entsprechende Zahl Einkäufer in Permanenz zu unterhalten, um ja keine Messe zu versäumen.

Es bedarf eigentlich keines besondern Hinweises, daß mit der Vervielfältigung der Messen die Idee der Messe: größtmögliche zeitliche und räumliche Konzentration des Geschäfts, die Verbilligung der Werbe- und Transportkosten sinnlos wird. Heute schon muß dieselbe Firma nach zwei, drei verschiedenen Orten reisen, um sich dort denselben Kunden zu präsentieren. Selbstverständlich will keine Stadt sich auf ein Sondergebiet oder auf einen engern Kundenbezirk beschränken, sondern jede will Allen Alles zeigen, jede reflektiert auf die berühmten „Gäste aus aller Herren Ländern”. Jede sucht daher durch stärkeres Geschrei, durch lautere Reklame die andre niederzuboxen, und alle diese Mätzchen, mit denen man Kunden anlocken will, muß letzten Endes der Konsument bezahlen.

Das aber ist grade das Charakteristische und das Ungesunde des gegenwärtigen Messebetriebes: daß nicht mehr die eigentlichen „Teilnehmer”, die auswärtigen Käufer und Verkäufer die Abhaltung von Messen bestimmen, sondern daß die Städte als „Unternehmer” fungieren, daß die Städte die Messen als ein einträgliches Geschäft ansehen, als eine neue, zeitgemäße Form der wohlorganisierten Fremdenplünderung. Gegenwärtig, in den Tagen unsinniger Kaufwut, lassen sich die Verkäufer den Rundreisebetrieb von einer Messe zur andern wohl bekommen. Aber hat erst einmal jede Großstadt ihre „Meßpaläste” und ihr „Meßamt”, dann wird sie ihre Messe abhalten, gleichviel, wie die Geschäftslage ist, und die Verkäufer werden hingehen müssen, weil die Konkurrenz hingeht, oder aber: die Meßhallen werden leer stehen, und viel Arbeit wird umsonst getan sein.

Es ist bedauerlich, daß die großen Annoncenblätter und die Parlamentarier anscheinend nicht den Mut aufbringen, diese Zusammenhänge, über die doch unter den volkswirtschaftlich Denkenden kein Zweifel besteht, rund heraus zu sagen, sondern daß sie durch aufdringliche Reklameberichte den Messeunfug unterstützen. Aber es ist hohe Zeit, daß einmal von weithin wirkender Stelle aus kräftig gebremst wird, ehe die „internationalen Messen” unnütze Jahrmärkte werden.

Rundschau

Selber—!

Die Sache ist so: Die Welt war in Unordnung, und Mohamed und die Propheten machten sich daran, sie aufzuräumen. Allein konnten sie es nicht. Steil und glühend lohte ein Fanal zum Himmel, leuchtete, züngelte und erlosch. Geblendet blieb die Menschheit zurück und gründete zur Erinnerung an den großen Mann einen Verein. Der Verein verwaltete den Nachlaß, fälschte die Absichten des Verblichenen ein wenig für den Alltagsgebrauch um und arbeitete unter der alten Firma weiter. Soweit Kirche, Partei und Schopenhauer-Gesellschaft.

Es ist nun sehr merkwürdig zu beobachten, wie besonders oppositionelle Kollektivitäten und grade die, die sich zur Aufgabe gemacht haben, den Staat zu reformieren, in ihrem eignen Dienstgetriebe genau dieselben Unarten und Fehler aufweisen wie ihr Feind, der ihnen die Existenz gibt. Sie tadeln die schlechte Kolonialorganisation eines Reiches und sind nicht fähig, ein anständiges Haustelephon in Gang zu bringen. Es gibt da die merkwürdigsten Dinge.

Es gibt bei allen reformatorischen, radikalen, oppositionellen und der Tendenz nach vorwärtsstürmenden Gruppen Kabinettsintriguen, Ministerstürze, hinterhältige Stunks, Aemterkleber, Postenjäger und jenen Konservativismus, dem die Funktion so schnell Selbstzweck wird. Daß eine unorganisierte Menge die Bastille gestürmt hat, ist noch allenfalls verständlich. Aber daß ein Bastillestürmer-Verein bei dem Unternehmen gescheitert wäre, ist klar: denn der zweite Vorsitzende hätte nur mitgemacht, wenn auch er an der Spitze marschiert wäre. Es kann sein, daß sich das Mitglied einer radikalen Organisation herausnimmt, im Parlament Dinge zu sagen, bei denen sich den Konsistorialräten der Rechten die wenigen Haare um die Glatze, wie bei der Tonsur der Konkurrenz, erheblich sträuben —, aber daß demselben Himmelsstürmer gelänge, einen alten, untauglichen Schriftführer seiner Innung an die frische Luft zu setzen, das glaube ich nicht. So konservativ ist kein ostpreußischer Kartoffelbauer wie der härteste Anhänger einer Gruppe, wenn es um seinen Verein geht. Das Banner flattert, und Ressortstänkereien werden im Hause angefertigt.

Der angegriffene Staat ist, wie immer, recht ungeschickt. Er sollte, wenn man ihn auf die Füße tritt, das Selbe rufen wie der Schuljunge, dem sein Nebenmann Esel sagt — er sollte sich an die Nase fassen und dem Angreifer zurufen: „Selber!" Er darf das nicht, wenn es sich um den einzelnen Reformer, um das überragende Individuum handelt; denn der Einzelne ist wohl befugt, Ideale aufzustellen, die man niemals erreichen kann (ohne daß seine vielleicht inkonsequente Lebensführung ein Einwand wäre). Wenn aber eine Kollektivität sich vermißt, eine andre Kollektivität, die nur größer und mächtiger ist als sie selbst, zu tadeln, dann wäre wohl die erste Voraussetzung dazu, daß sie selbst nicht in alle die Krankheiten verfällt, von denen Menschen gepackt werden, die sich zu irgendeinem Zweck zusammentun.

Christus darf sagen: „Nein." Sagt es die Gruppe, so wird sie nur sehr schwer um die Lächerlichkeit herumkommen, weil Jeder, der in ihre Amtsstuben gerochen hat, fast immer sagen darf: „Selber!"

Ignaz Wrobel

Unser Aufmarsch für Genua

In der vorigen Woche wurde die höchst unglaubwürdige und lächerliche Meldung verbreitet, ein Sonderzug habe die englische Delegation für Genua, bestehend aus 26 Personen, von London nach Paris befördert.

Ein kleiner Rest werde mit einem der nächsten fahrplanmäßigen
Züge folgen.

Man kann nur hoffen, daß der kleine Rest mindestens dreimal so groß ist wie die Delegation selbst, wenn wir auch schon daran gewöhnt sind, daß die Engländer so schofel auftreten. Lloyd George scheint in Organisationsfragen ein blutiger Anfänger zu sein. Bei uns macht man so etwas anders. Mit 20 Stenotypistinnen des Auswärtigen Amtes beganns. Wer mehr Zahlen zu hören wünschte, der bekam die Antwort, daß diese die Oeffentlichkeit wenig interessierten.

Das ist ein bürokratischer Irrtum. Die Oeffentlichkeit interessiert sich durchaus für diese Dinge. Sie interessiert sich auch für die Frage, ob Herr Rathenau sich für die Zusammensetzung der Expedition und die dadurch entstehenden Kosten interessiert hat. Sie würde, zum Beispiel, sehr gerne hören, welche Tagegelder die verschiedenen Klassen von Beamten in Genua beziehen; es dürften zehn bis zwölf Klassen sein, und die Summen, die die einzelnen Beamten beziehen, dürften zwischen 20 und 100 Lire schwanken, wobei selbstverständlich von Ministern und ähnlichen ganz hochstehenden Herren, deren Ausgaben im Reichsinteresse unbeschränkt sind, überhaupt nicht gesprochen wird. Gewiß war auch notwendig, daß alle die weit über hundert Personen zählenden deutschen Sendboten für Genua den teuern Reiseweg über die Schweiz nahmen, anstatt bis nach Norditalien über Deutsch-Oesterreich zu fahren, was eine sehr beträchtliche Ersparnis bedeutet hätte. Alle Ausgaben für Genua müssen vom Reichsfinanzamt genehmigt werden. Wenn sich nachträglich der Reichstag die Sache ansieht, wird er wohl einige unfreundliche Bemerkungen machen. Besonders wünschenswert wäre, festzustellen, ob irgendeiner Autorität in der Reichskanzlei, im Auswärtigen Amt oder im Finanzministerium an irgendeinem Tage während der Vorbereitungen für Genua eine Aufstellung vorgelegen hat, aus der ersichtlich war, wie viele Personen — nicht nur Delegationsmitglieder — Deutschland von Amts wegen insgesamt nach Genua entsandt hat.

Und die Vertretungskosten? Denn selbstverständlich sind alle die entsandten Beamten und Angestellten hier schwer entbehrlich und müssen für die Zeit ihrer Abwesenheit ersetzt werden. Diesen Ersatz kann man aber nicht mehr einfach diätarisch einstellen; sondern diese Vertretungen geben höchst geeignete Grundlagen für spätere neue hoffnungsvolle Bürokratenexistenzen ab. Was in den letzten zehn Tagen vor Beginn der Konferenz bei uns wieder einmal organisiert worden ist, das ist für das Gehirn des gewöhnlichen Staatsbürgers nicht zu fassen.

Faßbar ist das einzig der Tagespresse. Die arbeitet ähnlich. Annähernd 500 Journalisten aus aller Herren Ländern sind in Genua „zusammengeströmt". Die Verstärkung von Telegraphen-Union, die Anschaffung der besten neuzeitlichen Apparate für Telegraph und Telephon, Ferndrucker, Fernschreiber, drahtlose Telegraphie, Relaisstationen, Etappenbetrieb — das Alles schmeckt nach Kriegsorganisation und Kriegspsychose. Nur so eigentlich ist zu erklären, daß eine ganze Reihe von Zeitungen durch zwei, drei, vier und mehr Spezialkorrespondenten in Genua vertreten werden.

Und die Ausbeute? Werden wir wieder die Führer unsrer Delegation bejubeln, wenn sie von einer ergebnislosen Konferenz kommen? Werden wir ihnen wieder zu ihrem Mißerfolg gratulieren und sie einige Wochen darauf kaltlächelnd fallen lassen?

Ein Trost nur bleibt diesmal: die Führung der zahlungsunfähigen Schuldner in der Debatte werden uns die russischen Gäste abnehmen, die zum ersten Mal

wieder in größerer Anzahl und als voll berechtigte Teilnehmer auf einer internationalen Konferenz erscheinen. Sie sind sich der Wichtigkeit und Stärke ihrer Position reichlich bewußt und offenbar gewillt, alle Karten, die sie in der Hand haben, auszuspielen, während Poincaré sich sehr vorsichtig im Hintergrund hält und Lloyd George den Vorrang läßt. Man darf gespannt sein, wie die Gruppierung der Konferenzmächte bei der Rückkehr von Genua aussehen wird, und auf welchen Ton Regierung, Presse und Publikum den Sowjet-Vertretern gegenüber gestimmt sein werden, wenn sie auf dem Rückwege wieder in der deutschen Reichshauptstadt verweilen. Tyros

Roda Roda

Was ist Humor? Nach Brockhaus: „Humor (lat.) ursprünglich die nach der Ansicht der alten Aerzte das geistige und leibliche Wohlsein bedingende Feuchtigkeit im menschlichen Körper; daher s. v. w. gute Stimmung, heitere Laune, seit dem achtzehnten Jahrh. Bezeichnung der höchsten mit Wehmut verbundenen Form der Komik.” Und wer hat ihn? Das steht nicht dabei.

„Am dreizehnten April 1872, frühmorgens, schlug der Blitz in den Schafeingang der Puszta Zdenci ein, und das Feuer griff aufs Herrenhaus über. Darob erschrak meine Mutter und gebar mich.” Ihn: Roda Roda. Und weil er also heute, wenn, er inzwischen nicht pausiert hat, fünfzig Jahre alt ist, wollen wir ihm ein bißchen gratulieren.

Er hat der deutschen Anekdote Gestalt und Gehalt gegeben. Das stellt der Geburtstagsmann mit Recht selbst von sich fest — in einem hübschen Vorwort zu den ‚Sieben Leidenschaften’ (im Rikola-Verlag zu Wien). Man kann sagen: er hat den deutschen Witz durch prägnante Formung überhaupt erst literaturfähig gemacht. „Handwerksbursche (vor einer Hütte dieselbe musternd)” — so fingen ehemals die Bildunterschriften in jenen Fliegenden Blättern an, die generationenlang alle Wartenden beim Zahnarzt mit Recht in die trübste Stimmung versetzten. Roda Roda hat mit der seltensten Sprachkraft den Ausdruck, die Pointe, das Wort für eine Situation, für Personen und Zustände gefunden und geformt. Sein Reichtum ist erstaunlich. Dieser Mann spricht alle Sprachen des Kontinents; deutsch, bureaukratisch, bayrisch, weanerisch, jiddisch, preußisch, durch die Nase, cocottisch . . . und jedes Mal so unheimlich echt. Rudolf Rittner hat einmal in der Unterhaltung gesagt: Dem „Wilhelm Busch haben sie das ‚stehlende Auge’ nachgerühmt. Roda Roda hat das stehlende Ohr.”

Daß er Witz hat, wird sich allmählich herumgesprochen haben. Wenn man die ‚Fünfhundert Schwänke’ durchblättert, sieht man, daß so ziemlich alle geflügelten Worte des alten ‚Simplicissimus’ von ihm stammen (wer kennt nicht den Offizier, der im morgendlichen Biwak sich gähnend reckt: „Uah! da ist ja auch der Morgenstern— das Schwein!”) Die Worte sitzen, Plik folgt auf Replik — und welche charmanten Bösartigkeiten dieses landfremde Element auf Potsdam und Gomorrha regnen ließ, das ist mehr als munter.

Aber daß er Humor hat (siehe Brockhaus), das wissen nur Die, die jene entzückenden Bändchen kennen: ‚Der Schnaps, der Rauchtabak und die verfluchte Liebe’ und ‚Von Bienen, Drohnen und Baronen’ — darin stehen meisterhafte Dinge. Die kleine Geschichte ‚Deutsche im Wald — 1866’ ist ein Wurf . . . Aber wenn ich ins Zitieren käme, würde diese Glosse so lang wie eine Ausfuhrbewilligung. Und nimmt man noch hinzu, daß Roda südslavische Literatur übersetzt hat und jene Volksstämme uns nahegebracht hat — Paul Wiegler solte ihn in seine ausgezeichnete ‚Geschichte der Weltliteratur’ aufnehmen! —, dann muß man schon

sagen: Wir wollen ihm die Lichter anzünden.

Im Lauf eines Lebens sammelt sich Spreu an, wenn Holz gehackt wird. In den Neuausgaben seiner Bücher ist sie wie weggeblasen. Und die Gewißheit, daß es fast für jede Lage des menschlichen Lebens einen frommen Kernspruch des Meisters gibt, über den man erst lachen, dane schmunzeln und dann nachdenken muß, drückt uns jenes Kleidungsstück in die Hand, von dem der Gefeierte einmal gesagt hat, er habe es und setze es nur auf, wenn er einen deutschen Satiriker besuche, und es sei noch so gut wie neu: den Zylinder.
Wir stellen ihn auf den Boden und rufen in froher Dankbarkeit, daß die Wand wackelt:

„Wir gratulieren — !" Peter Panter

Erklärung

Die in dem Artikel der ‚Weltbühne' vom 28. Juni 1921 von mir aufgestellten Behauptungen über die anwaltliche und politische Tätigkeit des Rechtsanwalts Wolfgang Heine namentlich bei der Verteidigung des Kapitänleutnants Hans Paasche sind, wie ich mich überzeugt habe, unrichtig und ich nehme sie und die daran geknüpften persönlichen Angriffe gegen Herrn Rechtsanwalt Wolfgang Heine mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück. Hans Bauer

Unter diesen Umständen bedaure ich, den Artikel von Hans Bauer zum Abdruck gebracht zu haben.
Siegfried Jacobsohn

Antworten

Sadist. Da tut sich eine merkwürdige Literatur auf. Die Militärs haben noch nicht genug daran, mehr als dreihundert tapfere deutsche Politiker ermordet zu haben, und berauschen sich zuhause, nachdem sie sich die roten Finger notdürftig mit Bimstein gereinigt haben, an Büchern wie diesem: „Deutschlands Neubewaffnung und Freiheitskampf. Von einem alten Ingenieuroffizier. Wahrhaft nationaler Geist und tiefes Verständnis für das, was unserm Volke nottut, kennzeichnen dieses Buch. Der Verfasser, der mit der modernen physikalischen Wissenschaft in enger Berührung steht, zeigt den Weg zur Freiheit: Der rastlos arbeitenden deutschen Forschung wird es beschieden sein, durch ihre Erfindungen neue Hilfsmittel für die Kriegstechnik bereitzustellen, gegen die alle vorhandenen Waffen wirkungslos in den Staub sinken werden. Die Darlegungen fußen auf Tatsachen, nicht auf Hirngespinsten, sodaß auch die Erzählung vom Ausbruch und Verlauf des kommenden Freiheitskampfes, in die das Ganze ausklingt, jeden Leser überzeugen und ermutigen wird." Ermutigen? Wozu? Am besten dazu, die neuen Hilfsmittel für die Kriegstechnik zunächst einmal an dem alten Ingenieuroffizier auszuprobieren.

Notleidender. Das ist Ihre Schuld, wenn Sie jetzt nichts zu essen haben. Warum haben Sie nicht am Kapp-Putsch teilgenommen wie August Winnig? Dann bezögen Sie heute noch die Pension für Ihre antirepublikanische Tätigkeit und wären unschuldig wie jenes Lamm Gottes. Denn dies ist die Signatur aller deutschen Geschehnisse: wenn es schief geht, haben sie keinen Urheber — dann will es Keiner, Keiner gewesen sein.

Intimes Theater in Nürnberg. Dir wurde Schnitzlers ‚Reigen' verboten. Auf deine Beschwerde kam von dem Staatspolizeiamt Nürnberg-Fürth die folgende Antwort: „Ich habe bereits in den vor einiger Zeit mit den Herren Direktoren Merck und Reimann wegen Aufführung der ‚Pfarrhauskomödie' gepflogenen Besprechungen Gelegenheit genommen, meine Stellungnahme zu einer allenfalls geplanten Aufführung des

Schnitzlerschen ‚Reigen' dahin zu präsizieren, daß die Aufführung des ‚Reigen' gegen die Strafgesetze verstößt, und daß deshalb und im Hinblick auf die bei einer Aufführung zu befürchtenden Ordnungsstörungen und Gewalttätigkeiten dem Versuch, das Stück zur Aufführung zu bringen, polizeilich entgegengetreten werden müßte. Tatsachen, die zu einem Abgehen von dieser grundsätzlichen Stellungnahme Veranlassung geben könnten, sind mir nicht bekannt. Die aus Anlaß der Aufführung des ‚Reigen' im berliner Kleinen Schauspielhaus vor der Strafkammer des Landgerichts Berlin stattgehabte Verhandlung und das auf Grund dieser Verhandlung ergangene Urteil sind keine solchen Tatsachen. gez. Gareis." Das Urteil eines im berliner Ausland gelegenen Gerichts ist also für diese Metternichsche Behörde unmaßgeblich. Ein Reich, das sich eine solche Kleinstaaterei gefallen läßt, ist keins.

Student. Der Bayer Kahr hat Ihnen neulich gepredigt, statt des Schachergeistes müßten Sie und Ihre Kommilitonen Stahlhelmgeist ins Volk bringen. Der Schacher geht auf die bayrischen Bauern und der Stahlhelm auf die pensionierten Deserteure der Monarchie. Wenn die mit Recht akademisch gebildete Exzellenz aber hinzufügt: „Jedes Volk gilt nur so viel als seine Waffen", so ist erstens zu bemerken, daß es „wie" heißen muß, und zweitens, daß solch ein Satz für das deutsche Volk kein Kompliment ist. Denn dann gilt es gar nichts.

Schulmann. Aus den Schulbibliotheken hat man eine Reihe ungeeigneter Schriften entfernt: alle Bücher, die vom Weltkrieg handeln, mitsamt den Schmökern von Nieritz, Karl May, Frieda Schanz und Genossen. Trösten Sie sich. In Oesterreich.

Reichswehrminister. In Wittstock an der Dosse steht beim 4. Infanterie-Regiment ein Unterwachtmeister, der noch nicht das Eiserne Kreuz hat. Ich mache Sie auf diesen Mißstand aufmerksam und erwarte, daß Sie Ihrer Pflicht als republikanischer Minister durch Verleihung des kaiserlichen Ordens nachkommen werden. Das Eiserne Kreuz darf nicht, wie bisher, verlost — es muß Mann für Mann verteilt werden.

Geschäftliche Mitteilungen

„Das Neue Europa", eine Monatsschrift, die schon nahezu seit Kriegsbeginn besteht, zuerst tastend ihren vermittelnd-neutralen Standpunkt suchend, nun aber von vorzüglichen Mitarbeitern gestützt, politisch tonangebend geworden, mußte im neuen Jahre eine Erhöhung ihrer Bezugspreise vornehmen, um nur einigermaßen die enorme Verteuerung der Herstellungs- und Druckkosten aufzuwiegen. Die Verwaltung will trotz der Verschlimmerung der wirtschaftlichen Lage wenigstens versuchen, zunächst die Revue, welche im Auslande sehr beachtet und einflußreich ist, in Anbetracht der wachsenden Abonnentenahl fortzuführen, ersucht aber ihre Leser um verständnisvolle Unterstützung durch prompte Erledigung der Abonnements-Einzahlungen für das heurige Jahr.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg, Königsweg 33.

XVIII. Jahrgang 20. April 1922 Nummer 16

Wirtschafts-Führer von Frank Faßland

V. Karl Helfferich

Als Karl Helfferich im Januar des Jahres 1915 von Bethmann Hollweg ins Reichsschatzamt berufen worden war, zeigten sich Presse und Oeffentlichkeit hochbefriedigt. Da war endlich einmal der richtige Mann auf den richtigen Platz gestellt worden. Ein Finanzmann, kein Finanzgeheimrat, ein junger, moderner, tätiger und tatendurstiger Mensch, geschult in theoretischer Finanzwissenschaft, erprobt in der großen neudeutschen und internationalen Finanzpraxis, ein Mann, der das Leben kannte und die Geschäfte, der im inländischen und internationalen Wirtschaftsleben Bescheid wußte, der nicht sein Hirn am grünen Tisch zergrübelt, sondern Geist und Auge im Strom der wirklichen Begebenheiten geschärft hatte. Es war ja noch in jener Zeit, als die Bankdirektoren und die Großkaufleute behaupteten, daß sie, wenn man sie nur als die ersten Männer an die Spritze ließe, das wirtschaftliche, ja sogar das politische Regiment ganz anders, viel praktischer und großzügiger anpacken würden als die beschränkten und verknöcherten Beamten. Und es war ja noch in jener Zeit, als das Volk der großartigen Meinung, die Jene von sich hatten, gläubig und bewundernd zustimmte. Denn Jene waren auf ihrem privatwirtschaftlichen Gebiet so außerordentlich erfolgreich gewesen, und die Bürokraten hatten den Staatskarren, der ihnen anvertraut war, so rettungslos in den Dreck gefahren. Nun aber war Krieg, und da zum Kriegführen vor allem Geld, Geld und abermals Geld gehört, da der Kaiser keine Parteien mehr kannte, gab man sich in den maßgebenden Stellen der hohen Regierung einen Stoß und berief an die Spitze der Reichsfinanzen den Doktor Helfferich, Direktor der Deutschen Bank, der sich, wie die meisten Bankdirektoren, zu den Liberalen rechnete, trotzdem sein Liberalismus bei Lichte besehen vielleicht weiter nichts war als Hinneigung zum Manchestertum und zur Gewerbefreiheit, oder vielleicht sogar nur Opposition gegen die das freie Wirtschaftsleben hemmende, das Agrariertum bevorzugende Regierungsbürokratie.

Man hatte einen Kaufmann gewählt, aber doch keinen, der sich vom Standpunkt der Beamtenhierarchie als ganz krasser Außenseiter repräsentierte, wie dies ein halb Dutzend Jahre vorher bei dem echten und reinen Kontormenschen Dernburg der Fall gewesen. Einer, der schon früher einmal Beamter gewesen war, kehrte von einem sehr erfolg- und ertragreichen Ausflug in das Gebiet der Kaufmannspraxis zur Beamtenschaft zurück, und dieser Ausflug hatte ihm dazu verholfen, eine ganze Reihe von Stufen der Beamtenkarriere zu überspringen und als verhältnismäßig junger Mann ein leitendes Reichsamt zu erhalten, das ihm sicherlich so schnell nicht zugefallen wäre, wenn er ohne Unterbrechung in der Beamtenlaufbahn verblieben wäre.

Karl Theodor Helfferich: stammte aus einer Industriellen-Familie. Sein Vater, der Kommerzienrat Helfferich, besaß in Neustadt an der Hardt ein mittleres Fabrikunternehmen und zählte in seinem Heimatbezirk zu den Führern der Fortschrittlichen Volkspartei. Der Sohn war als junger Student, unter dem Einfluß seiner Erziehung und Umgebung, für geistige, kirchliche und politische Freiheit begeistert gewesen; er hatte ein kulturkämpferisches Hutten-Drama gedichtet, an das er aber später als Staatssekretär nicht gern erinnert sein mochte, weniger weil die Jugendarbeit ehrlich schlecht war, als weil sie beim mächtigen Zentrum und vielleicht auch in noch höhern Regionen immerhin hätte Anstoß erregen können. Mit brotlosen Künsten, mit schweren Kämpfen um Probleme des Geistes und der Weltanschauung hielt sich aber der junge Helfferich nicht lange auf: dazu war er zu begabt, zu geistesfix, zu ehrgeizig, zu realgesinnt, auch zu wenig ausdauernd. An den Universitäten München, Berlin und Straßburg wählte er Jurisprudenz, Philosophie, besonders aber die Nationaloekonomie zu seinem Studium. Den Horizont weiteten größere Auslandsreisen. Als junger Nationaloekonom schrieb er ein gescheites Buch: ‚Das Geld', mit dem er sich in klaren, wenn auch nicht überwältigend tiefen Betrachtungen zur Goldwährung bekannte. Georg Friedrich Knapp, dessen viel mißverstandenes Werk: ‚Die Staatliche Theorie des Geldes' seinen Verfasser in den falschen Ruf eines absoluten Gegners der Goldwährung gebracht hatte, schrieb über Helfferich: „Ein Schüler von mir, Karl Helfferich, hat mich in dieser Kunst (der pragmatischen Darstellung des Geldwesens) gewaltig übertroffen, wie aus seinen Werken hervorgeht, deren durchsichtiger Aufbau, wie mir scheint, nicht genug gelobt werden kann." Helfferich habilierte sich als Privatdozent an der Universität Berlin; aber ein Leben wissenschaftlicher Schwerarbeit, innerlicher vertiefter Forschung ohne äußere Bewegung war nicht sein Fall. Vorlesungen, die er am berliner Orientalischen Seminar über Kolonialpolitik hielt, brachten ihn in Beziehungen zur Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, und er trat als Referent für wirtschaftliche Fragen in dieses Amt ein, ohne seine Universitätsvorlesungen deshalb aufzugeben.

Seine Karriere vollzieht sich nunmehr auf zwei Gleisen, und zwar in einem Tempo, das tiefern Könnern nur selten vergönnt ist. Die Erfolge fliegen ihm förmlich zu. Er wird Professor, Legationsrat, Wirklicher Legationsrat, Vortragender Rat, wird mit ehrenvollen Aufträgen der Regierung bedacht. Aber nachdem er auf der Leiter der Beamtenlaufbahn schnell die Sprossen emporgeklettert ist, die seiner Jugend zugänglich sind, als auch hier innerliche Sammlung und Vertiefung, die vielleicht mit einer gewissen äußern Stagnation verbunden sein müßten, notwendig werden, bricht er, der nun einmal kein Sitzfleisch hat und immer neue Bewegung, neue Betätigung braucht, kurzentschlossen ab und aus. Die Stellung im Kolonialamt bildet ein gutes Sprungbrett in die hohe Finanz. Dort locken weiterausgreifende Aufgaben, größere Dimensionen für die Tatkraft, reichere Einkünfte, Titel und Würden, die eine noble soziale Fundierung verleihen, hat er ja bereits errungen, und wenn er ins Kaufmannskontor geht, tut

er das nicht als gewöhnlicher „Koofmich”, sondern seine akademischen Ehren begleiten ihn und geben ihm ein Relief von Bildung und geistiger Vornehmheit. Bei Verhandlungen, die er als Regierungskommissar mit den Kolonialgesellschaften zu führen hatte, sind die führenden Finanzkreise auf ihn aufmerksam geworden. Er versteht, fulminant zu verhandeln, schneidig wie ein hervorragender Jurist und dabei geschmeidig wie ein vielerfahrener Kaufmann. Er weiß, worauf es sachlich ankommt, und trifft haarscharf die Form, die doch erst der Sache den richtigen Dreh gibt. Karl Fürstenberg, der die Assessoren nicht liebt und sich über die Bürokratie lustig macht, prophezeit ihm eine große Zukunft, und die Deutsche Bank, die nicht prophezeit, sondern handelt, bietet sie ihm. Ein solcher Mann läßt sich gut gebrauchen, besonders in der Periode, in der es üblich wird, hohe Beamte in die Privatwirtschaft zu engagieren, damit sie die Fühlung mit den einflußreichen Regierungskreisen herstellen. Karl Helfferich tritt 1906 in das Direktorium der Anatolischen Eisenbahn, und schon nach zwei Jahren wird er Vorstandsmitglied der Deutschen Bank.

Als Bankdirektor betätigt sich Helfferich äußerst vielseitig: er verhandelt, er organisiert, er repräsentiert — aber auch hier sammeln sich seine Kräfte doch nicht zu einer besondern Leistung, und sein Name ist mit keiner eigentlichen Großtat auf dem Gebiet des Bankwesens verknüpft. Bei der Deutschen Bank bleibt er einer von Vielen, und tritt nicht schöpferisch hervor. Daneben bleibt er literarisch tätig; er schreibt eine Broschüre: ‚Deutschlands Volkswohlstand 1888 bis 1913’, die sichtlich von wirtschaftsimperialistischen Tendenzen erfüllt und bereits Geist vom Geiste jener deutschen Selbstüberschätzung und Selbstvergötterung ist, der seine Kriegsreden auszeichnete. Der wirtschaftliche Expansionismus, in dessen Zentrum er lebt, hat ihn erfaßt, wie die meisten deutschen Finanzmänner und Gewerbetreibende jener märchenhaften Aufschwungsperiode. Er unterliegt der Suggestion der großen Zahlen, und die wissenschaftliche Gründlichkeit, die niemals seine Sache war, leidet darunter. Er muß sich von den Kritikern Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit vorwerfen lassen. Auf dem Vierten Allgemeinen Deutschen Bankiertag in München hält er ein großes Referat mit dem schlecht stilisierten Titel: ‚Die zeitweise übermäßige Inanspruchnahme der Reichsbank’. Er bringt darin keine überwältigend neuen Gedanken, und greift nicht in die Tiefen des Geld- und Kredit-Problems. Aber ein Passus daraus ist für die spätere Entwicklung symptomatisch. Er rüffelt die deutsche Presse, weil sie- zur Zeit der Marokko-Krise Meldungen über Runs auf die deutschen Sparkassen veröffentlicht und dadurch im Ausland ungünstige Vorstellungen über die deutschen Finanzverhältnisse verbreitet habe. „Wenn in Frankreich”, so ruft er emphatisch aus, „eine Zeitung gewagt hätte, derartige kompromittierende Nachrichten in die Welt zu setzen, gleichgültig, ob falsch oder richtig: dem Journal wären an demselben Tage die Fenster eingeschmissen worden.” Wer denkt da nicht an den Geist der Beschönigung und Vertuschung, der dem deutschen Volke während des großen Krieges so lange einen sichern Sieg

vorgetäuscht hat, bis die Möglichkeit eines annehmbaren Friedens verpaßt und die Niederlage da war?

Dieser Helfferich wurde nun im sechsten Kriegsmonat „als der richtige Mann an den richtigen Platz” gestellt. Den richtigen Reichskanzler hatte man nicht, den richtigen Feldherrn noch weniger: so sollte man wenigstens den richtigen Schatzsekretär haben. Und Helfferich mit seiner Forsche, mit seinem Elan schien zunächst tatsächlich der gegebene Mann für die Situation zu sein. Als Nachfolger des braven, aber verbrauchten Staatssekretärs Kühn, der sich im Schneckentempo des Anciennitätstrotts an die Spitze des Schatzamts geschoben hatte, wirkte er schon nach dem Gesetz des Kontrasts. Er hatte die Aufgabe übernommen, die zur Kriegführung notwendigen Mittel herbeizuschaffen, und diese Mittel wurden, nachdem sich erwiesen hatte, daß der „Feindbund” nicht im ersten Ansturm niedergerannt werden konnte, immer größer. Helferich ließ sich nicht nur neue und zwar immer höhere Kriegskredite vom Reichstag bewilligen, sondern er fundierte sie auch durch Kriegsanleihen. Drei jener gewaltigen „Finanzsiege” , die in der Presse nicht weniger gefeiert wurden als die großen Schlachten, durch die wir uns zu Tode gesiegt haben, wurden unter seiner Aegide als Schatzsekretär erfochten. Sie erbrachten neun, zwölf und zehndreiviertel Milliarden Mark. Mit gewaltiger Propaganda, mit Strömen von Werbeschriften, mit schreienden Plakaten und mit mehr oder weniger starkem Druck auf Alle, die zeichnen oder auch nicht zeichnen konnten, wurden diese Kriegsanleihen in Szene gesetzt. Jeder Kriegslieferant wurde bei der Erteilung neuer Aufträge gefragt: Wieviel Kriegsanleihe? Das war in der Ordnung. Unter den Kleinkapitalisten, Rentnern, in den Kasernen und Schulen wurde mit Nachdruck und Erfolg geworben. Das lag auf der Linie der vielleicht nicht klugen, doch immerhin echt patriotischen Psychose jener Zeit. Aber auch jede Kommune, jede Sparkasse mußte immer wieder Millionen zeichnen, die sie nicht hatte, und die sie sich durch Querschreiben, durch Beleihung früherer Kriegsanleihen oder andrer Werte beschaffen mußte. Das war Spiegelfechterei und Unsolidität, Rekordbrecherei um jeden Preis, Sand in die Augen des Volkes und der Umwelt. Es war bereits der Anfang jener skrupellosen finanziellen Defizit- und Bankerottwirtschaft, die aus Nichts Geld machte, ohne währungspolitische Besinnung und Verantwortung — durch Zetteldruck — künstliche Kaufkraft dem Reiche zuführte, das wirkliche Geld verfälschte und entwertete. Helfferich kümmerte sich um solche Konsequenzen nicht. Er (der doch ein großes Buch über Geldtheorie geschrieben hatte) sah sie wahrscheinlich nicht einmal: er organisierte Finanzsiege, er legte seine ganze Finanzpolitik auf einen kurzen und glücklichen Krieg an, und in seiner Zukunftskalkulation bildete die große Kriegsentschädigung der besiegten Feinde den Hauptposten, der alle Löcher zustopfte, alle Bedenken im Keime erstickte. L'ennemi payera tout: diesen verhängnisvollen Satz, diese verhängnisvolle, bei den Summen, um die es sich in diesem Kriege handelte, oekonomisch ganz sinnlose Vorstellung hat Helfferich in die Kriegsfinanzie-

rung getragen, nur daß sie schließlich beim Friedensschluß nicht von uns, sondern gegen uns angewendet wurde. Helfferich sah auch nicht, daß die wachsenden Kriegsanleihe-Milliarden, die mit den künstlichen Mitteln einer ungesunden volkswirtschaftlichen Agiotage aufgepumpt wurden, tatsächlich im Laufe der Zeit nur nominale, keine wirklichen Mehrerträge brachten, sondern im Gegenteil immer größere reale Mindererträge. Mit den 12 Milliarden schlechten Geldes der Dritten Anleihe konnte das Reich nicht mehr Kriegsmaterial kaufen als mit den 4½ Milliarden guten Geldes der Ersten Anleihe, mit den 15 Milliarden der Achten Anleihe aber sehr viel weniger

Als die Früchte dieser — allerdings vielleicht nicht ganz vermeidbaren — Politik sichtbar wurden, war Helfferich längst nicht mehr Reichsschatzsekretär: er, der „richtige Mann am richtigen Platze", der berufene Finanzfachmann, der wohl den Anlauf, aber nie die Ausdauer für eine große, langwierige Aufgabe hatte, den es stets nach andern, höhern Zielen lockte, hatte längst das Schatzministerium verlassen (als die wirklichen Schwierigkeiten sich zu zeigen begannen) und war in die weit einflußreichere politische Sphäre des Reichsamts des Innern emporgerückt. Die Grundlage für die effektvolle und innerlich wurmstichige Finanzpolitik des Reiches aber hatte er geschaffen, die große Inflationsquelle hatte er geöffnet. Damals rühmte er sich dessen — heute will er es nicht mehr wahr haben. Als in der Revolution, die nicht weniger eine Folge des Militär- als des Währungszusammenbruches war, die Defizitwirtschaft immer furchtbarere Dimensionen annahm, hat er nichtsdestoweniger Diejenigen als die Reichsverderber angeklagt, die doch schließlich nur das geerntet, was er gesät hatte.

Bevor Helfferich aber aus seinem Finanzamt schied, hatte er noch eine andre Aufgabe zu lösen, die wie keine andre den Prüfstein dafür abgibt, ob ein Finanzminister nur ein fiskalischer Bürokrat oder ein schöpferischer Finanzpolitiker ist. Es war eine Finanzreform durchzuführen. Darüber, daß der eigentliche Kriegsetat auf Anleihe genommen werden, daß man in Deutschland darauf verzichten sollte, wenigstens einen Teil der Kriegsausgaben durch Steuern aufzubringen, wie dies in England aus guten erzieherischen und finanzwirtschaftlichen Gründen geschah, waren sich in Deutschland — leider — Regierung und Parteien einig. Der Kriegsbedarf war so groß, und der Prozentsatz, der durch Steuern aufgebracht werden konnte, so geringfügig, daß es auf ein bißchen mehr oder weniger Borgwirtschaft wahrlich nicht ankam. Warum also die schwerverdienende Rüstungsindustrie, warum die Arbeiterschaft durch ein scharfes Anziehen der Steuerschraube erzürnen?

Die deutsche Kriegspolitik war ja doch darauf angelegt, die Stimmung zu heben und zu erhalten, nicht dem Volke die Wahrheit zu sagen und ihm den Ernst der Situation klar vor Augen zu führen. Sollte da die finanzielle Kriegspolitik andre Wege einschlagen? Helfferich, der Reichsschatzsekretär, der doch die Pflicht gehabt hätte, Staatsfinanzen und Währung gegenüber dem beschönigenden Kriegsoptimismus der Regierenden und Regierten

zu schützen, schwamm nur zu gern mit dem Strome. Den Mut zur Unpopularität besaß dieser Finanzminister nicht: dennoch entging er ihr keineswegs. Wenn auch der Kriegs-Etat nicht durch Steuern fundiert werden sollte, so wies doch auch der Zivil-Etat ein Defizit auf, und dieses wenigstens mußte durch laufende Einnahmen gedeckt werden. Helfferich machte eine Finanzreform. Aber wie sah sie aus? Jedes wirklich organischen Aufbaus, jedes fruchtbaren Gedankens bar, beschränkte sie sich darauf, das Loch durch eine schäbige Kollektion kleiner und bunter Steuerflicken zuzustopfen, wie das jeder öde und ideenlose Steuermechaniker aus der Beamtenhierarchie auch hätte tun können. Wagte er sich etwa an die Erbschaftssteuer, an das Problem der Reichseinkommen- oder Vermögenssteuer? Ganz und gar nicht. Er brachte ein halb Dutzend fiskalischer Verbrauchs- und Verkehrssteuern, sodaß selbst der Reichstag aufbegehrte und ihm den Plan korrigierte. Und wie verhielt er sich in der aus finanzpolitischen wie sittlichen Gründen dringend erforderlichen Besteuerung der Kriegsgewinne? Später, zu spät, als daß noch eine wirkliche und rechtzeitige Erfassung dieser Kriegsgewinne, eine mit Rücksicht auf den Geldwert gebotene Fortsteuerung der durch die übermäßigen Kriegsgewinne geschaffenen zusätzlichen Kaufkraft möglich gewesen wäre, hat er sich als warmen Freund dieser Maßnahmen hingestellt. Im August 1915 aber ncch sprach er: „Nach unsrer Ansicht kann an die Erhebung einer solchen Steuer — ich sage ausdrücklich: Erhebung — erst nach Abschluß des Krieges herangegangen werden, denn erst dann wird es den Betreffenden möglich sein, die finanziellen Veränderungen, die ihnen der Krieg gebracht hat, zu übersehen.” Als dann der Krieg nicht so schnell zu Ende ging und man mit der Erhebung der Kriegsgewinnsteuer nicht mehr warten konnte, wurde ihr eine so wenig glückliche und so wenig klare Form gegeben, daß sie ihren Hauptzweck, Dämpfung des Preisauftriebs, nicht mehr erreichen konnte.

Helfferich, der wohl im Unterbewußtsein die Empfindung hatte, daß er als Leiter der Reichsfinanzen nichts mehr zu geben hatte (der Elan war versprüht, schöpferische Kraft war ihm versagt, stetig-geduldiger Ausbau nicht seine Sache), fühlte sich in seinem Amt nicht mehr befriedigt. Ehe noch die Andern sein innerliches Scheitern gemerkt hatten, flüchtete er sich, und er flüchtete sich nach — oben. Als Nachfolger des müdgewordenen Clemens Delbrück trugen ihn eigner Ehrgeiz und kaiserliche Anerkennung seiner Vielgewandtheit in das Reichsamt des Innern, also in ein ausgesprochen politisches Amt. Und hier, wo sein Wirken der Kritik offener lag als auf dem für den gemeinen Verstand schwer zugänglichen Fachgebiet der Finanzen, zeigte sich denn auch sehr bald, daß er ganz und gar nicht der moderne Mensch, daß er weder ein Staatsmann neuen noch alten Stils war, sondern schließlich doch nur ein sehr begabter, aber trotz aller Vielseitigkeit und Beflissenheit im Engen bleibender Beamter. Er arbeitete mit Energie und Unermüdlichkeit, er machte sich mit allen Details seines weiten, viel zu weiten Ressorts vertraut: aber er arbeitete ohne große Gesichtspunkte, ohne staats-

männisches Ziel, ohne höhern Plan und höhere Gedanken. Was ihm fehlte, ersetzte er durch Ueberheblichkeit, Schärfe des Tons und eine Arroganz, die den Reichstag mehr als ein Mal reizte und gegen den Mann aufbegehren ließ, der mit der Volksvertretung etwa so umzuspringen zu können glaubte, wie der Aufsichtsratsvorsitzende einer Aktiengesellschaft mit der Generalversammlung seiner Aktionäre. Das Amt des Sprechministers, das ihm mit dem Ressort des Innern zugefallen war, offenbarte sehr bald, daß in seinem Innersten nicht der realpolitische Kaufmann, sondern doch nur der Assessor saß, der seinen Beruf verfehlt und wiedergefunden hatte. Daß dieser Helfferich keine große sachliche Potenz, sondern nur ein formales Talent war, zeigte sich am schärfsten beim Kampf um den uneingeschränkten Unterseebootkrieg. Er lieferte, solange der Widerstand der Zivilgewalt gegen den U-Boot-Krieg sich halten konnte, das überzeugende, fachmännische, statistisch-wirtschaftspolitische Zahlenmaterial gegen Tirpitz — er lieferte, nachdem die Militärs den Widerstand gegen den U-Boot-Krieg zermürbt hatten, ebenso überzeugendes Zahlenmaterial für Capelle. Nur war er klug genug, ins Lager der U-Boot-Fanatiker überzugehen, als deren Sieg wohl schon innerlich entschieden, aber noch nicht äußerlich besiegelt war. Ihm, der nie ein Wille, sondern nur ein Temperament war, der nie unbestechlich denken, aber umso schlagfertiger schwadronieren konnte, ist das Hauptquartier schlecht bekommen. Er unterlag der Suggestion der geistigen Muskelkraft, die dort den Ton angab, und war stolz darauf, wenn Hindenburg und Ludendorff ihn huldvoll auf die Schulter klopften und ihn eifrig dafür belobten, daß er Das, was sie selbst dachten, aber nicht besonders gut auszudrücken verstanden, geschickt auffing und beredt als eigne Weisheit zum Besten gab. Es bildet sich ein Charakter in dem Strom der Welt. Der Charakter Helfferichs litt Schiffbruch in diesem Strom. Er hat später — in einem seiner Erinnerungsbücher — ausgeführt, daß er die verhängnisvollen Folgen des Hindenburg-Programms, die Desorganisation der deutschen Industrie, die moralische Verwilderung der deutschen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, vorausgesehen habe. Dagegen zu protestieren, das falsche System durch ein richtiges zu ersetzen: dazu fehlte ihm die Zivilcourage. Er beugte sich auch in diesem Falle, entgegen seiner angeblichen bessern Ueberzeugung, vor den „Kriegsnotwendigkeiten".

Und je leerer sein Denken und Tun wurde, nach desto höhern Posten strebte er. Der Rang des Außenministers, ja selbst der des Reichskanzlers schien seinen Träumen nicht unerreichbar. Er brachte es aber nur zum Vizekanzler. Das war indes kein Aufstieg mehr, sondern bereits der Beginn des Abstiegs, denn bei der unerläßlich gewordenen Teilung des Reichsamts des Innern, jenes großen Wasserkopfs der Zentralverwaltung, hatte man ihm die materiellen Aemter, das Reichsarbeitsamt, das Reichswirtschaftsamt und das verkleinerte Reichsamt des Innern genommen und ihm nur den mehr dekorativen, ziemlich in der Luft schwebenden Posten des Sprechministers belassen. Lange bekleidete er ihn nicht. Bethmann hatte er über-

lebt und Michaelis. Er hatte, trotzdem das Parlament ihm oft genug Beweise seines Mißtrauens, ja seiner Antipathie gab und die meisten seiner Gesetzesvorlagen schonungslos zerpflückte, trotzdem die Presse ihn immer übler behandelte, mit merkwürdiger Dickfelligkeit an seinem Amte geklebt. Schließlich aber — in der Aera Hertling — mußte er mit der beginnenden Parlamentisierung der deutschen Regierung seinen Platz räumen.

In der Zeit bis zur Revolution wurde er noch ein paar Mal mit Sonderaufgaben betraut. Aber es waren nur Stationen seines Abstiegs. So sollte er sich ehrenamtlich mit der Vorbereitung wirtschaftlicher Uebergangsfragen befassen. Etwas später wurde er — ausgerechnet er, der sich als ein so schlechter Psychologe erwiesen und in der Kunst der Menschenbehandlung so vollständig versagt hatte — in die Hauptstadt des russischen Bolschewismus als diplomatischer Vertreter des Deutschen Reiches gesandt. Er hielt es nicht lange auf dem heißen moskauer Pflaster aus, und eines Tages wurde der überraschten deutschen Oeffentlichkeit mitgeteilt, daß Herr Helfferich den Sitz der Gesandschaft eigenmächtig hinter die deutsche Front verlegt habe. Nach der Revolution schlug sich Helfferich, der ehemalige Demokrat, auf die Seite der deutschnationalen Opposition, ließ sich in den Reichstag wählen und gehörte zu denjenigen Repräsentanten des zusammengebrochenen Regimes, die am schnellsten die Sprache wiederfanden und nur der „unzeitgemäßen” Revolution, ganz und gar nicht dem Krieg und der falschen Kriegspolitik die Schuld an dem deutschen Zusammenbruch zuschoben. Sein wütender, haßerfüllter Feldzug gegen Erzberger, den Mann der Friedensresolution und des Waffenstillstands und den Finanzminister der Republik, gehört der Geschichte an. In diesem Prozeß ist offenkundig geworden, daß der Mann, dem so viele glänzende Karrieren offenstanden, und der es doch in keiner aushielt, der als Gelehrter, als Beamter, als Kaufmann, als Staatsmann zwar immer starke Anläufe nahm, aber nirgends zur Vollendung reifen konnte — daß dieser Mann die zu jeder sachlichen Tätigkeit erforderliche Ruhe vielleicht deswegen nicht aufzubringen vermochte, weil er im Innersten seines Wesens objektiver, mehrseitiger Betrachtung nicht fähig war. Ein voreingenommener, Alles persönlich zuspitzender, ganz und gar subjektiver Mensch, der immer nur Eine Seite einer Sache und diese nicht einmal von einem hohen Standpunkt, sondern aus engem Blickwinkel sah, der allerdings die intellektuelle Fähigkeit und das Temperament hatte, dieser einseitigen Betrachtung mit starker Eindringlichkeit und scharfer Prägnanz Ausdruck zu verleihen. In der wesentlich formalen Art seiner Natur, in dem Mangel an geistigem Humus hat er eine gewisse Verwandtschaft mit Walther Rathenau. Aber so weit Rathenaus Geist ist, so eng ist Helfferichs. Auch er ist beweglich, aber seine Beweglichkeit führt nicht zu vielseitiger Betrachtung der Dinge, sondern nur zum Wechsel von Einseitigkeiten. Würde Rathenau in diesen Aufsätzen als geistiger Dialektiker charakterisiert, so ist Helfferich im Kern seines Wesens vielleicht am besten als Advokat zu kennzeichnen. Seine advokatorische Leistung im Erzberger-Prozeß (die beileibe nicht mit seiner

politischen Leistung verwechselt werden soll) steht an Rang und Wirkung weit über allem, was er als Finanzschriftsteller, als Beamter, als Kaufmann und als Politiker vollbracht hat. Ein Politiker ist Helfferich nie gewesen, weder als Regierungsmann noch jetzt- als Führer der Deutschnationalen Partei. Es fehlt ihm dazu zunächst die positive Gesinnung. Ebensowenig, wie er in der Zeit seiner Bankdirektorschaft liberal oder demokratisch aus Gesinnung gewesen war (sondern nur aus Opportunität und aus Opposition gegen ein ihm damals hinderliches System) — ebensowenig ist er jetzt aus Gesinnung konservativ. Seine Einstellung ist auch jetzt rein oppositionell gegen ein System, das ihn und seinesgleichen nicht gelten lassen will, während es ihm bei seiner Eitelkeit und seiner Agilität doch unerträglich ist, nicht zu gelten. Es fehlt ihm aber auch die Größe des politischen Augenmaßes, die sich ebenso im positiven Aufbau wie in der Kritik zeigen muß. Eine Natur, die Alles einseitig auf sich abstellt, die sich nicht als einen Teil der Gesamtheit betrachten und objektivieren kann, ist in ihrem innersten Wesen unpolitisch: denn Politik ist Leben und Lehre der Gemeinschaft.

So ist Karl Helfferich in einem Leben, das ihm keine Möglichkeit schuldig geblieben ist, keine Gelegenheit versagt hat, erwiesen als ein Mann mit vielen Mitteln, aber ohne keimfähige Gedanken, mit einem fixen Hirn, aber ohne Spur von Geist (man lese nur seine durch und durch platten Kriegsreden!), mit krankhafter persönlicher Heftigkeit, aber ohne sachliche Leidenschaft, mit überreicher Betätigung, aber ohne Taten. Die falsche Kriegsdemokratie konnte einen solchen Mann als große Errungenschaft betrachten. Die wirkliche Demokratie braucht andre Männer.

Was ist uns Frankreich? von Felix Stössinger

„Mein Bruder Frankreich, laß uns Erzfreund werden!"

In Deutschland kann man seit drei Jahren jeder erdenklichen Schmähung Frankreichs begegnen. Das Radikalste auf dem Gebiet hat sich Frau Lucy v. Jacobi in Nummer 34 der ‚Weltbühne' von 1921 geleistet. Sie wünscht sich dort, befehlen zu können — dann würde sie „die gesamte französische Romanliteratur auf Jahrzehnte verbieten", denn: „Wir haben jetzt nicht Zeit zu Spielereien. Wir brauchen Brot, wir brauchen Medizin." Nur die Romanliteratur? Frau v. Jacobi wünscht selbstverständlich einen Boykott der ganzen französischen Literatur, noch mehr: des französischen Geistes. Sonst würde sie wohl nicht so ausführlich Egon Friedell zitieren, nach dessen Behauptung das französische Volk aus „Kunst, Religion, Politik, Wissenschaft" einen „brillant erzählten Schundroman" gemacht hat.

Wenn Frau v. Jacobi unter französischem Geist versteht, was für die Boulevards aller kapitalistischen Staaten produziert wird, dann wird ihr kein Sozialist widersprechen, so kindlich er es auch finden wird, den Geist zu achten und seine Urheberschaft bestehen zu lassen. Aber das Frankreich, von dem Frau v. Jacobi und Friedell phantasieren, ist ja nur das Frankreich, wie es der Deutsche sieht, nämlich ein Mensch, der außerstande ist, von den gewaltigsten Mächten der Erde: von Gerechtigkeit und Freiheit begeistert zu werden.

In Wahrheit reicht uns grade Frankreich Brot und die Medizin, die wir brauchen. Gewiß nicht das Paris der Hochzeitspaare, Börsengewinner und Modehändler; auch nicht das Exportland spannender und schlüpfriger Romane. Aber Frankreich ist ja nicht „außerdem", sondern vor allem etwas ganz, ganz Andres: nämlich das Mutterland des Sozialismus und des Pazifismus. Der Blutzeuge aller kontinentalen Republiken. Die schaffende Gemeinschaft der gotischen Zeit, die uns heute in der Kunst das Höchste bedeutet; und zudem ergreift und fesselt uns das Land durch die Ideenströme, die man überall spürt, wo man einen Schnitt durch sein Herz zieht. Unser Ideal: Gerechtigkeit und Lebensglück der Vielen mehr als die Schönheit des Einzelnen — das war und ist ja Frankreichs Ideal! Und doch hat es so viel Schönheit geschaffen, daß man es mit der Schönheit und dem freudigen Glanz mißgünstig identifiziert. In Wahrheit ging aber der Glanz und die Helle des französischen Lebens in eine Kunst über, die das Volk und der Schaffende jederzeit um des Fortschritts willen zu opfern bereit war. Diese leuchtende Kunst der Jahrhunderte, der Stolz und die Inbrunst des Landes, wurde unzählige Male hingegeben, wenn sie ein Hemmnis für die Entwicklung, für das Schaffen geworden war, das die stärkste Macht unsres Lebens ist.

Aber existiert dieses vorbildliche Frankreich tatsächlich außerhalb eines „frankophilen" Gehirns?

Nun, daß Frankreich das Mutterland des Sozialismus ist, kann sich Frau v. Jacobi von jedem Arbeiter bestätigen lassen, der nur zwei Jahre eine sozialistische Arbeiterbildungsschule besucht hat. Denn wenn auch Marx und Engels die wissenschaftlichen Väter des modernen Sozialismus sind, so sind doch sie ohne Frankreich undenkbar. Dort hatte die Bourgeoisie seit dem elften Jahrhundert erstrebt, was sie 1789 mit Hilfe des Kleinbürgertums erreichen sollte. 51 Mal ging zwischen 1814 und 1871 das Volk von Paris auf die Straße, 9 Regierungssysteme warf es um, bis es seine Republik gesichert hatte. Aber diese Republik war, bevor man sie noch endgültig erobert hatte, nicht das Endziel der französischen Revolution, denn diese selbst erlebte noch den kühnen Vorstoß Babeufs, der nach der papierenen Gleichheit die wirtschaftliche erkämpfen wollte. Prophetisch erklärte sein „Manifest der Gleichen" die französische Revolution als Vorspiel einer andern, „die, weit größer und weit erhabener, zugleich die letzte sein wird", und damit ist dieses Manifest das früheste, das den Sozialismus als revolutionäre Aufgabe nach Erkämpfung der Demokratie fixiert.

Auf Babeuf folgen schnell die sozialistischen Denker und die Volkskämpfe, die jeder Sozialist als die Vorversuche des proletarischen Klassenkampfes kennt. Es folgen Saint-Simon und Fourier, die französischen Kirchenväter des Sozialismus, wie Kant und Hegel die deutschen sind. Es folgt der christliche Sozialismus von Lamenais; der kleinbürgerliche von Sismondi; der Arbeiterkommunismus von Cabet; es folgen die Schlachten des Kommunismus; es folgen bürgerliche Historiker, wie Guizot und Thierry, denen Marx die großartige Theorie des Klassenkampfes verdankt; es folgt Proudhons erste Schrift über den Fluch des Privateigentums, die Marx „das erste wissenschaftliche Manifest des modernen Proletariats" nannte. Das Alles war vor 1848! Ohne die frühe Weisheit, wirtschaftliche Reife und

politische Energie Frankreichs sind also, ich wiederhole es, weder Lassalle noch Heß, weder Marx noch Engels denkbar. Gewiß, die Geschichte ist nicht die Gegenwart; aber der französische Sozialismus hat sich entwickelt, wie er angefangen hat, und grade den deutschen sozialistischen Intellektuellen muß mit Neid und Bewunderung erfüllen, wie die Geistigen Frankreichs, die kämpfenden und die anerkannten Künstler, sich in allen Epochen, besonders aber in den gefährlichen Stunden der Entscheidung, zum Sozialismus bekannt haben. Das machte die französische Partei intellektuell und idealistisch und krönte sie mit dem Werk von Jaurès. Ein ganz andrer Geist beherrscht daher noch heute den französischen Sozialismus, ein Geist, von dem wir viel, viel zu lernen haben! Von den Volksversammlungen zog sich Jaurès, wenn er an der Glut seiner Kämpfe zu vergehen drohte, zur Lektüre griechischer Urtexte zurück, und wenn er wieder stark war, sprach er wie ein von der Schönheit der Jahrtausende gestärkter, von ihren Räubereien erzürnter Engel zu den Massen. Als die französische Bourgeoisie Kommunisten zu jagen begann, traten Anatole France, ein Greis, und Henri Barbusse in die kommunistische Partei! Wo seid Ihr, deutsche Dichter, in dieser Zeit geblieben?

Daß den Pazifismus ein Franzose theoretisch begründet hat, glauben einige Deutsche von Lessing und Kant her zu wissen. Aber nicht der Völkerbundsplan des Abtes von Saint-Pierre, dessen Realisierbarkeit eine Generation später selbst ein Antimilitarist wie Lessing bezweifelte, ist die älteste Theorie des Pazifismus. Der Urzeuge des politischen Pazifismus ist Jean Bodin, ein in vielen Beziehungen typischer Franzose. Der Franzose liebt das Leben und das revolutionäre, die Menschheit fordernde Schaffen über alles. Daher reicht aus dem Mittelalter bis in unsre Tage eine Reihe von Männern, die nicht nur für den Frieden kämpften, sondern auch ergreifend davon überzeugt waren, daß der Sinn des Lebens mir im freien friedlichen Arbeiten der Völker bestehen könne.

Während Bodins Zeitgenossen Wirtschafts- und Klassenkämpfe unter dem Vorwand der Religion führten, erkannten französische Staatsmänner schon im sechzehnten Jahrhundert die Notwendigkeit, die Religion als Konfliktselement aus dem öffentlichen Leben auszuschalten. (Auch dieses Ziel haben die Franzosen, wie andre seit Jahrhunderten erträumte, erreicht.) Bodin war aber nicht nur von der Vermeidbarkeit der Religionskriege, sondern eines jeden Krieges überzeugt, und alle, die er erlebte, hinderten ihn nicht, den Gedanken des Weltfriedens 1577 in den ‚Six livres de la République’ zu entwickeln. Zum ersten Mal nach zwei Jahrtausenden taucht wieder aus eignem Denken und Schauen die jesajanische Vision von der Erde auf, die nach Bodin „eine einzige große Stadt sein wird, in der alle Menschen mit sich und mit dem Staat in Frieden leben werden”. Die Hartnäckigkeit und, wie man immer hervorheben muß, die tiefe Gläubigkeit des französischen Sozialismus und Pazifismus bis auf den heutigen Tag gibt ihm grade in Deutschland, das den Friedensgedanken verständnislos erträgt, die Größe einer religiösen Bewegung. Wir werden noch hören, wie Bodins Stimme fast wörtlich aus den Dichtern des modernen Frankreich tönt — die ihn sicherlich gar nicht kennen.

Aber der Geist der französischen Geschichte und Literatur ist stark durch seinen Willen zur Verwirklichung. Die Gerechtigkeit soll

nicht eine Idee, sondern eine Macht sein. Der Weltfriede nicht ein Traktat, sondern eine Tatsache. Hat die französische Politik versucht, den Frieden zu verwirklichen?

Napoleon unzweifelhaft. Er versuchte, einen sichern Frieden herzustellen und Europa von innen und außen zu befreien. Was wir davon gewöhnlich wissen: die „Befreiungskriege" — das ist nicht nur außen-, sondern auch innenpolitisch die größte Lüge, die es geben kann. Als Agrarstaat befand sich Preußen in wirtschaftlicher Ab hängigkeit von England, als Zwergstaat in machtpolitischer Abhängigkeit von allen kontinentalen Völkern. Preußen kämpfte nicht gegen Napoleon, um sich, zu befreien, sondern um England vor der Gefahr der kontinentalen Vorherrschaft Frankreichs zu schützen; vor der noch größern: der kontinentalen Einigung, die Napoleon gegen England erstrebte. Wenn man die Napoleonischen Kriege bis auf ihre historischen Quellen verfolgt, so zeigt sich mit vollkommener Klarheit, daß das französische Volk, besonders die ältere Generation, den Sinn aller dieser Kriege als Verteidigungskriege gegen England vollkommen begriff. Die englische und die europäische Geschichtsschreibung hat die Wahrheit verschüttet, die erst besonders durch Eisner wieder zutage gekommen ist. Die Befreiungskriege befreiten Deutschland von dem segensreichsten Frieden und dem freiheitlichsten Geist, den Napoleon überallhin verbreitete (und gaben uns dafür die Heilige Allianz). Denn Napoleons Ziel war nicht irgendein Friede: es war der durch die Einheit Europas verewigte Friede. Napoleons Niederlage ergab die Knechtung und die (erste) Balkanisierung Europas. Napoleons Sieg hätte den Traum des europäischen Friedens verwirklicht, der in der französischen Geschichte immer von neuem auftaucht. Denn dem französischen Denken ist Europa längst ein vertrauter Kollektivbegriff, der dem Deutschen noch fehlt. Sich von dem französischen Geist abzuschließen, statt sich ihm zu nähern, das bedeutet: sich nicht von der stärksten, sondern von der einzigen dauerhaften Friedensmöglichkeit Europas zu entfernen.

Aber kehren wir zur französischen Kunst zurück. Darunter stellt sich selbst der belesene Deutsche dreierlei vor: Klassik, Erotik, Dekadenz. Das ist falsch, wie jede Signierung. Außerdem fehlt die wichtigste Leistung der französischen Kultur ganz: die Gotik, obwohl Frankreich in Europa das Prinzip der Gotik schlechthin vollendet hat.

Was dies heißt, weiß der moderne Mensch, für den die Idee der Renaissance längst durch die gotische abgelöst ist. Wie wenig unsre Expressionsgotiker, wenn sie nicht gefühlsmäßig Sozialisten sind, das Wesen der Gotik erfaßt haben, bestätigt die landesübliche rassennationalistische Verfälschung der gotisch-expressionistischen Idee. Diese jungen Leute lehnen den für die Kunst reaktionären Renaissance-Gedanken nicht ab, weil er ein individualistisches Prinzip verkörpert, sondern weil er ausländisch ist. Ein größerer Unsinn ist kaum denkbar. Das heißt: in der Kunst fortgeschritten und im Leben reaktionär sein — individualistischer Nationalist (also Renaissancler) in der Politik und im Atelier kollektivistischer Internationalist. Das ist natürlich unvereinbar, und das Ergebnis ist eine schlechte, nämlich verlogene Kunst.

(Fortsetzung folgt)

Theater vor Ostern

Sie feiern die Auferstehung des Herrn und ‚Meisters' von Hermann Bahr, der seine Komödie so ernst nimmt, daß er ihr ein pathelisches Zitat voraufschickt. Ein Mensch, der seine „Kraft und Sinnen konnt' regieren" und dieserhalb den Königs- oder Meister-Titel führte, wird „Gelächter, Fabel und Fastnachtsspiel vor Gott". Aber die Absicht, einmal eine solche Entwicklung darzustellen, dürfte Bahr früher beschäftigt haben als der Mann, der sie durchmacht, und die Leute, die mittelbar und unmittelbar daran beteiligt sind. Halb scheint eine ausgeklügelte Novelle von Heyse, halb ein Beitrag zu der Wissenschaft der vergleichenden Liebeskunde in Dialoge gebracht zu sein. Soweit darin Gestaltungsfähigkeit sich zu zeigen anschickt, wird sie durch einen unsichern Geschmack und durch Rücksicht auf die Bretterwirkung niedergehalten. Oder sollten Szenen wie die unsäglich taktlose Demütigung des Medizinalrats Duhr und Zerrbilder wie der semmelblonde Anarchist Wieck etwa Kunstzwecken dienen? Bahr wird aus Ehrgeiz stillos. Er will mehr sein als der Unterhalter, der er unbedingt ist: auch ein bißchen Sozialkritiker, ein bißchen Satiriker und ein bißchen Dichter. Als Sozialkritiker wirft er ein paar Wahrheiten auf: unangenehme, bittere, unerbittliche Wahrheiten; aber mit einer eleganten Geste beruhigt er rechtzeitig darüber, daß sich die aufgerühren Elemente wieder in seiner Hand vereinigen werden. Das Problem, das dem Satiriker vorschwebte — reden wir nicht davon. Am ärgsten schließlich hat, wie immer, der Dichter versagt. Ein unterirdisch angesponnener Prozeß drängt zu Tage. Cajus Duhr, der Meister, erblickt in seiner jungen Frau nur ein Bedürfnis seines Geistes, nicht seiner Sinne. Sie teilt mit ihm die Arbeit, nicht die Muße. So fühlt sie sich entbehrlich und entbehrt. Es kommt, was kommen muß. Entdeckung. Zweikampf zwischen Hirn und Herz, Naturlaute seelischer Bedrängnis? Flutende Schauer? Advokatorische Rhetorik gibt einen hohlen Klang. In diesem letzten Akt, dem entscheidenden, kriegt das Stück einen fatalen renommistischen Anstrich, weil die zartesten Dinge ein Feuilletonist betastet, der durch alle blendende Dialektik nicht verhüllt, daß er der dramatischen Energie, der dramatischen Empfindung und des dramatischen Ausdrucks gleichermaßen ermangelt.

‚College Crampton' ist elf Jahre älter als der ‚Meister'. Aber: Disputationen schimmeln, Menschlichkeiten bleiben jung. Heut wirkt dieser Bahr wie eine Tortur, dieser Hauptmann wie eine Liebkosung. Heut ist ‚College Crampton' eine innigere Herzstärkung als je zuvor. Keiner, der blind wäre für das Stück Konvention, für den Schuß Iffland, für die konflikteglättende Bereitwilligkeit von Lustspielmillionen, die eine Lustspielliebe samt dem abgenagten Schwiegervater angenehm vergolden. Aber auch Keiner, der taub wäre für diesen reinen Menschenton. Wenn hier „Theater" gemacht wird, und das wird es wohl, so wird jedenfalls das beste, geschmackvollste, farbigste und seelenkennerischste Theater gemacht. Die Unterhaltungsliteratur ist Kunst geworden, und die Kunst hat sich das Brot, wonach sie geht, so redlich

verdient, wie Hauptmanns Crampton es nicht imstande ist, der auf seine alten Tage Schilder malen soll, nachdem er zeitlebens Bilder gemalt hat. Hauptmanns ‚Crampton' ist ein Bild, kein Schild — vielleicht weniger ein Bild von Leibl als eins von Oberländer. Aber wo findet sich bei Oberländer der Saft und das Mark des schlesisch treuen Sancho Pansa, der den Menschenwert seines Don Quixote so schlicht beglaubigt! Ist dieser Don Quixote ein Genie? Hauptmann hat seine buntverworrene Welt der krausesten Gegensätze selbst nicht klar gedeutet. Man lasse es bei dieser geistreichen Fragwürdigkeit und ergründe nicht die Problematik eines romantischen Charakters, der ein Geschiller von vielen ineinanderspielenden Zügen ist: von Narrheit und Originalität, von Trotz und Irrwischlaune, von Jähzorn und Herzensgüte, von Siegesgewißheit und Verfolgungswahn, von innerer Vornehmheit und äußerer Verkommenheit, von Grobheit und Liebenswürdigkeit.

Diese Liebenswürdigkeit hatte der Crampton von Georg Engels zur Seele. Sie war die Mitte, in der Cramptons übrige Eigenschaften sich trafen, und von der sie Kolorit und Duft empfingen. . Durch sie wurden Cramptons Schwächen gemildert, seine Schrullen abgeschliffen und auch Die zur Teilnahme bezwungen, denen sein Künstlertum durch Nichts und Niemand zuverlässig bezeugt ist. Dann kam Bassermann. Der ging, unbekümmert um das Stück Hjalmar Ekdal in Crampton, mit einem furchtbaren Ernst um die Sache darauf aus, das unbestrittene Genie Harry Crampton zu suchen, und fand es natürlich nicht. Stupende Technik stattete eine Phantasiegeburt mit den unheimlichsten Seltsamkeiten aus. Aber die Luft von Unheil, mit der Bassermann sich von Anfang an wie mit einem blutigen Mantel bedeckte, ist nicht die Luft dieser Komödie, in der neben das Leid die Lust gleichberechtigt tritt, in der durch schwülen Lebensdunst immer wieder die Strahlen der Lebenszuversicht brechen, in der man sich eigentlich niemals richtig ängstigt, weils Hauptmann gelungen ist, die rettenden Mächte Geld und Liebe schon im ersten Akt verheißungsvoll einzuführen; nicht einzuführen — wittern zu lassen. Der dritte Crampton: Paul Wegener — wo steckt er? — hielt sich ungefähr zwischen Engels und Bassermann. Er bot nicht den Anblick hoffnungsloser Verwüstetheit. Gertruds Wort, daß der Vater völlig hilflos sei und auf der Straße bereits geführt werden müsse, strich Wegener, um uns an Cramptons Zukunft glauben zu machen. Gewaschen, mit kaum ergrautem Bart, das unmerklich gelichtete Haar säuberlich gekämmt, so repräsentierte er sich als einen rüstigen Fünfziger. Die Intelligenz erwies sich durch die Anklagen gegen den spanischen Stiefel, die im Augenblick ganz aus Crampton, gar nicht aus Hauptmann zu kommen schienen. Soweit Crampton bei Hauptmann in dumpfen und dämmerigen Siiuationen steht, erheiterte und erhellte sie Wegener durch einen barocken Humor. Wir sind in der Komödie. Wir sollten denken: Dieser ist zu retten. Und wir dachten es. Hingegen Klöpfer ist unrettbar, Nicht mehr auf dem Weg zum delirium tremens, sondern schon mittendrin. Man

sieht die Zerstörung; aber kaum noch, was hier zu zerstören war. Vielleicht eher ein Unteroffizier als ein Künstler. Mit expressiver Mimik werden unmotivierte Ausfälle aus der Rolle unternommen. Dieser prachtvolle Schauspieler mutet sich wohl zu viel zu. Ein andrer Kerl als im Lessing-Theater sein Crampton ist in den Kammerspielen sein hartknochiger Meister, der wie ein Löwe packt, um sich zuletzt wie eine Hauskatze zu schmiegen. Ein scheckiges Arrangement, das da Bahr für eine Menschengestaltung ausgibt. Aber Klöpfer folgt allen Windungen und Wendungen mit süddeutscher Kraft, verschmitztem Humor und stolz verhaltenem Gefühl. Eine leichte Ironie sublimiert die ganze mühsame Mache. Hauptmann lebt ohne Schauspielkunst. Bahr mag der Schauspielkunst danken, daß er wieder für eine Weile aufgelebt ist.

Der neue Schönherr von Alfred Polgar

Das neue Schönherr-Stück, aufgeführt im wiener Deutschen Volkstheater, ist eine Komödie, fünfaktig, heißt ‚Vivat academia' (was vom Autor bitter gemeint ist) und schildert Elend, Idealismus, Mühsal des ärztlichen Berufs, den Kampf ums Brot, der grimmig in seinen Bezirken wütet, den Passionsweg des Studenten wie des fertigen Doktors, ihre Abhängigkeit von dummen, bösen, selbstischen Menschen, die Entgleitung des Berufs ins Kommerzielle, Güte, die sich in ihm behauptet, Roheit, die er zeitigt, Jammer und Freude der ärztlichen Pflichterfüllung. Am kräftigsten in diesem Diagramm des Medizinertums ist die Linie der wirtschaftlichen Not gezogen.

Das Stück hält einen Spiegel vor. Einen sacht gekrümmten Spiegel. Es leuchtet hinein. Es enthüllt. Schlechte Menschen gibts unter den Aerzten, insbesondere unter den Professoren. Aber in der Mehrzahl arme Menschen. Hippokrates mit der Dornenkrone.

Es ist ein tüchtiges Theaterstück, kräftig, ohne Pathos, klar, fest in einander gefügt, anklägerisch, mit einem gewissen galligen Humor und drüber hin ein verwehender Hauch von Sentimentalität. Kurz: trotz seinem Thema ein rechtes Volksstück. Typen von unverwirrter Eindeutigkeit wandeln. In die Kette gemeinfolgerichtiger Tatsachen fühlt sich der Zuschauer als letztes Glied eingeschaltet und wird der Spannungen teilhaftig, die in solcher Kette wirken. Mit großen starken Lettern geschrieben, auch für Kurzsichtige leicht lesbar. Ein Lebensbild: ohne Ambition, tiefer oder höher als das Leben zu sein.

In Werken solcher Art läge, glaube ich, die Stärke des ausgezeichneten Theaterschreibers Schönherr. Er hat die sicherste Hand zum Figuren-Schnitzen, er ist ein Mechaniker, der der Bühne unzerbechliches und sinnvolles Spielzeug liefern könnte. Aber er hat leider das Bildhauerische.

Sein neues Stück wird vortrefflich gespielt. Einfach, knapp, ruhig, wenig, aber lebhafte Farbe. Was für die Aerzte gilt, gilt gewiß ebenso, mutatis mutandis, für jeden andern Beruf. Vielleicht schreibt Schönherr, das müßte er ja auch können, jetzt das Stück: Vivant literaria!

Genua-Berlin von Morus

Der Gang nach Canossa

Die ersten Tage, in denen nach den Kassandrarufen der deutschen Presse bereits der große Kladderadatsch erfolgen sollte, sind glücklich überstanden. Die Delegierten haben also doch die Koffer ausgepackt, und jeder hat hervorgeholt, was er an weisen Ratschlägen mit auf die Reise genommen hatte. Denn so ganz ohne ein Wiederaufbauplänchen ist schließlich Niemand nach Genua gefahren. Am eiligsten haben es mit ihrer (viel zu langen) Denkschrift die Deutschen gehabt, um den Völkern Europas zu beweisen, daß ohne eine internationale Anleihe für Deutschland die Welt nicht gesunden kann.

Aber so ungeklärt auch noch die Ziele und die Machtgruppierung in Genua sind, so ist doch kaum mehr zweifelhaft, daß die Deutschen weder als Subjekt noch als Objekt der Konferenz die erste Rolle spielen werden. Den ersten Platz nimmt mit Recht und Fug das russische Problem ein, und Herr Tschitscherin, der Genosse mit dem rötlichen Knebelbart, stellt einstweilen den großen Kopf Walther Rathenaus ein wenig in den Schatten. Er hat gleich in der ersten Vollsitzung bewiesen, daß er, wie die andern Sowjet-Leute, ein Dialektiker von vielen Graden ist; aber er hat leider bisher nicht bewiesen, daß er ein Diplomat ist. Die ständigen Einsprüche und Proteste, mit denen er bisher die Debatte aufhielt, erinnern etwas peinlich an die deutsche Protestnoten-Politik, mit der Herr Simons Völkerversöhnung betrieb. Aber Herr Tschitscherin hat offenbar von Moskau den strikten Auftrag mitbekommen, in Genua den starken Mann zu spielen, um die Proletarier aller Länder vergessen zu machen, daß der Gang nach Genua für Sowjet-Rußland in Wahrheit ein Gang nach Canossa ist. Es ist nur eine gefällige Selbsttäuschung, wenn Herr Radek seinen Gläubigern verkündet, die Konferenz von Genua zeige, wie bankerott das kapitalistische System sei. Nein, der Kapitalismus ist leider garnicht bankerott: er ist nur, was er auch vor dem Kriege alle paar Jahre war, ein bißchen in der Klemme, und in Genua will er nichts weiter, als einen möglichst günstigen Akkord zustande bringen, um dann mit neuen Kräften sein Geschäft zu erweitern. Und die große Krise, die nach der Marxischen Lehre dem ganzen Schwindel einmal ein Ende machen soll, scheint leider noch sehr, sehr weit im Felde zu liegen.

Die Lage der Russen aber ist — darüber können doch alle großen Gesten nicht hinwegtäuschen — verzweifelt. Sie sind immer recht folgsame Schüler des Ignatius von Loyola gewesen und haben um ihres Ideals willen die übelsten Mittel angewandt. Jetzt tritt die schwerere Aufgabe an sie heran: das Ideal selbst preiszugeben; denn um nichts andres handelt es sich ja bei den Konzessionen an den westeuropäischen Kapitalismus. Allein die Russen haben keinen Grund, sich dieses Ganges nach Canossa zu schämen. Denn es ist heroischer, um eines Volkes willen ein Prinizip als um eines Prinzips willen ein Volk zu opfern.

Die Reichsbahngesellschaft

Es war vorauszusehen, daß die Schwerindustrie ihr freundliches Anerbieten, dem armen Reich die Last der Eisenbahnen abzunehmen, nicht ohne weiteres aufgeben würde. Im Herbst, wo die Herren Stinnes und Sylverberg als „Aequivalent" für die „Kreditaktion" (die nie eine wurde) die Privatisierung der Eisenbahn forderten, hatte sich im

Volk und in der Regierung noch ein bescheidener Widerstand erhoben. Inzwischen ist durch das Trommelfeuer der schwerindustriellen Presse und den durch Herrn Groener mitverschuldeten Streik das Terrain sturmreif gemacht, und der Reichsverband der deutschen Industrie glaubt die Zeit für einen neuen Angriff gekommen.

Um sich die Unterstützung aller Kapitalistenkreise zu sichern, will der Reichsverband diesmal auch die andern Unternehmergruppen heranziehen. Träger der „Reichsbahngesell!schaft”, in deren Hand der Staatsbesitz überzuführen ist, soll die „Volksgemeinschaft” werden. Diese „Volksgemeinschaft” sieht im Geiste der Schwerindustrie so aus: „Hauptträger” ist selbstverständlich der Reichsverband, daneben sollen die Arbeitgeberverbände der Landwirtschaft, des Handels, der Banken und des Handwerks ihren Teil abbekommen, „außerdem” die Gewerkschaften und Gemeinden; „weiter” wird eine Beteiligung der Beamten- und Arbeiterschaft der Reichseisenbahnen sowie des Reiches und der Länder vorgesehen. Dem Reich soll auch künftig ein Aufsichtsrecht und ein Gewinnanteil gesichert bleiben. Aber, fügt die Denkschrift des Reichsverbands gleich hinzu, beide werden für eine „Uebergangszeit” die mehrere Jahre dauern soll, suspendiert. Denn obwohl der Reichsverband für die nächsten drei Jahre volle Tariffreiheit beansprucht, also das Recht die Güter- und Personenfahrpreise nach Belieben in die Höhe zu schrauben, rechnet er vorerst mit keinem Ueberschuß, sondern mit einem ganz gehörigen Defizit von 500 Millionen Goldmark, also dem Dreifachen des jetzigen Reichsbahn-Defizits!

Damit, daß künftig die „Volksgemeinschaft” und nicht mehr das Reich das Defizit tragen soll, ist nicht geholfen. Denn die Volksgemeinschaft alias die Unternehmerverbände werden ja wohl die Zuschüsse der „Uebergangszeit” nicht aus ihren „Ersparnissen” decken, sondern werden sie, wie immer, durch Preiserhöhungen auf andern Gebieten herausholen. In Wirklichkeit würde also die Beseitigung des Defizits im Reichsbahn-Etat nur zu einer neuen Belastung des Konsums, zu einer neuen indirekten „Preis-Steuer” führen. Ist das die einzige Medizin, die der Reichsverband „zur Gesundung der deutschen Eisenbahnen” zu verordnen weiß, dann ist er ein jämmerlicher Kurpfuscher.

Bankenstreik?

Ein Mann, der von der Börse anscheinend ebenso viel verstand wie von der Wetterkunde, hat einmal das Wort geprägt, die Börse sei das „politische Barometer”. Tatsächlich aber versagt die Börse, die für alle privatwirtschaftlichen Aktionen das schärfste Auge und das feinste Ohr hat, regelmäßig, wenn es sich um die Bewertung einer politischen Aktion handelt. Geht es dazu um ein so vieldeutiges und ungewisses Unternehmen wie die Konferenz von Genua, dann wird die Börse kopfscheu und launenhaft wie eine hysterische Frau. Wie in Cannes hat auch diesmal wieder die Eröffnung der Konferenz einen erheblichen Sturz des Dollars bewirkt; aber die ersten Einwendungen des Herrn Barthou haben genügt, um die Burgstraßenleute „lustlos” oder vielmehr hoffnungsvoll zu stimmen und den Dollarkurs auf 300 zu treiben.

Freilich kamen zu der Ungeklärtheit der politischen Lage auch noch andre Sorgen, die den Börseanern die Osterfestfreude ein wenig trübten. Der Streit um den Bankbeamten-Tarif ist durch den ministe-

riellen Schiedsspruch keineswegs beigelegt. Der Deutsche Bankbeamtenverein hat zwar vorschnell den Schiedsspruch angenommen, aber der freigewerkschaftliche Allgemeine Verband der deutschen Bankangestellten, der allein die Macht hat, die meisten Großbetriebe stillzulegen, ist fest entschlossen, es auf einen Kampf ankommen zu lassen, wenn die Bankleitungen auf ihrem Herren-Standpunkt verharren. Denn auch hier geht es nicht nur um Lohnfragen, sondern um eine Rückwärtsrevidierung der verfassungsmäßigen Arbeitnehmerrechte: Aufhebung des Achtstundentages durch Umwandlung der freiwilligen in pflichtmäßige Ueberstunden, Einschränkung der gewerkschaftlichen Rechte und dazu die kleinen, vollkommen sinnlosen Schikanen gegen die „Untergebenen"! (So sollen künftig in der Mittagspause die Bankangestellten in Betrieben mit eignen Speiseräumen nicht mehr das Haus verlassen dürfen!) Semper idem: Wirtschaftsreaktion.

Kommt bis zum sechsundzwanzigsten April keine Einigung zustande, dann kann sich also die Börse und das Publikum auf einen Bankenstreik gefaßt machen.

Der Frieden von Berthold Viertel

„Er hat seinen Frieden geschlossen!"

So sagen wir von einem Mann, der seinen Krieg aufgegeben hat. Innere Kriege sind nicht unblutiger als äußere, und nicht humaner. Und es fällt der Mensch in sich selber, fällt tot hin — steht auf und geht weiter, als ob er noch lebte. Bei hellichtem Tag begegnen einander zwei innere Leichen und schütteln sich herzlich die Hände. Ein toter Mann erbricht rasch ein Telegramm und glaubt, es sei wichtig. Eine gestorbene Frau gibt sich hin, und lebendige Kinder entspringen dem Schoß einer Ermordeten.

Die erste Lüge vergiftet dich, die erste Wahrheit erschlägt dich. Unterdrückte Sehnsucht, nicht genug gewollte Begierde erdrosseln dich bei lebendigem Leibe.

Die unbemenschten Dinge möchten dich ja retten, gerne — aber sie können es nicht. Ein hellerer Tag, eine dunklere Nacht, ein Tuch, eine Birne, Fensterglas. Alles reicht dir helfende Hände. Alles ruft, streichelt dich, blickt dich an. Umsonst. Tiere sind unbewußte Boten und Samariter alle.

Und erst Kinder! Kinder lassen dich nie in Frieden! Vergeblich beteuert ihnen dein erloschener Blick, du habest längst deinen Vertrag mit dem Himmel abgeschlossen und den letzten Blutstropfen darunter gesetzt. Das Kind will von deinem Innentod nichts wissen. Es öffnet eine kleine Hand und reicht dir Erde zum Spielen. Es ist kitzelnde Erde, du mußt niesen — eine Revolution geschieht in deiner Nase und weckt dein Blut wieder auf. Bald mußt du lachen, und da bist du ja schon mitten im hellen Krieg. Die Feindseligkeiten sind eröffnet!

Wärme kommt vom Kind in dich, die es noch gradewegs von der Sonne hat. Das Kind läuft dahin mit schiefem Kopf und steuert mit beiden Armen, den schon ungeflügelten. Es geht vorwärts, rückwärts, es tanzt, glücksstill kreist es für sich in einer Ecke und jauchzt. Wie gut ist der Griff eines Kindes, wenn es dich anpackt! Dieser Griff ist so unbedacht, so unbedenklich, kein Zögern, ein Griff gradehin,

es ist der ganze Wille, als er die Welt ergriff! Du schaust das Kind an, seine Augen mit der ersten Bläue des ersten Tages — und eine schreckliche Schlacht entbrennt in dir. „Das war ich! Und das ist aus mir geworden!" mußt du schaudern. „Oh Gott! Würde nur niemals ich aus diesem Kinde!", mußt du beten. Und schneller als du dich umwenden kannst, mußt du weinen — tief unter deinem Kinde, das lacht! In eine Ecke gehst du, anders als dein Kind, das tanzt — und schüttest deine Tränen heimlich aus, das Gesicht in der Ecke, damit dein Kind es nicht beobachtet

Schlimm genug, aber du lebst wieder! Greife mit der Hand zwischen dem Hemd an deine Brust — du lebst, kein Zweifel, leider!

Deshalb ist die Ehe von Gott empfohlen, weil Kinder die Menschen nicht so leicht sterben lassen. Und doch gibt es grade in den Ehen so viele Tote, die weiter dienen! Wie recht hatte August Strindberg! Ich sah einmal einen hektisch überlebendigen Gatten, der schleppte seine tote Frau mit sich herum. Er hatte sie zu Tode geschleppt, und jetzt hatte er sie als Carmen ausstaffiert. Fahnen des Südens hatte er drapiert um eine Verweste! Und sie war noch immer so folgsam. Sie lachte Castagnetten. Mit ihren erloschenen Augen tanzte sie einem „Pas du spectre". Ja, sie hatte ihren Frieden geschlossen, aber immer noch tanzte sie zu den Trompeten seines Krieges.

Ein Blick . . . von Theobald Tiger

Du latschst auf deinen langen Storchenbeinen
durchs Zimmer hin. Was hast du, Conrad, heut?
Guckst auf die Uhr. Willst unbefangen scheinen.
Und siehst mich nicht. Und bist so sehr zerstreut.
Du putzt dir deine Zähne . . . Reiner Kragen . . .
Du manikürst dich mit Genauigkeit . . .
Ein Blick sagt mehr, als tausend Worfe sagen:
ich seh dich einmal an und weiß Bescheid.

Und bleib allein.
                                        Und kram in meinen Taschen
und finde deutsches Reichsbanknotengeld,
und auch ein Fetzchen tut mich überraschen
von dem Papier, das eine Rolle hält.
Zwei Sorten von Papier . . . Ich will sie fragen:
„Ob Ihr wohl beide so verschieden seid — ?"
Ein Blick sagt mehr, als tausend Worte sagen:
ich seh euch einmal an und weiß Bescheid!"

Und der du dies hier liest, du wohlgesinnter
und guter Leser:
                                        Steuern nehmen zu.
Der Eine zieht sie vor, der Andre hinter.
Was, Abonnent und Käufer, tust nun du —?
Verdienst du auch: du brauchst nicht zu verzagen.
Du deklarierst nach Recht. Und Billigkeit.
Ein Blick sagt mehr, als tausend Worte sagen:
ich seh dich einmal an und weiß Bescheid.

Rundschau

Kleine Woche

Die Oesterreicher haben bekanntlich Das getan, was den Deutschen, als sie Revolution machten, unwichtig erschien: sie schafften den Adel ab. Ein oesterreichischer Schriftsteller hatte einen unmöglichen bürgerlichen Namen, sagen wir: Eutermelker; er wählte sich ein Pseudonym, sagen wir: Hermion von Lerchenzung. Als nun der Adel verboten wurde, sah er sich vor die Frage gestellt, die auch Herr von Hofmannsthal in seinem Gemüt bewegte: ob er sich von der Adelspartikel trennen müsse. Loyalität stand gegen Legitimität. Hermion von Lerchenzung nennt sich heute Hermion Lerchenzung, ganz schlicht — es ist noch schlichter, als wenn er zum Namen Eutermelker zurückgekehrt wäre.

Im Hinblick auf den Notstand der geistigen Arbeiter undsoweiter, man weiß schon, hat sich der Komponist und Kunstsammler Herr Moritz Jaffé undsoweiter, man weiß schon, entschlossen, ein beträchtliches Legat als ersten Grundstein zu einem Hilfsfonds für Männer und Frauen der Feder zu setzen undsoweiter, man weiß schon. Untertänigen Dank, Herr Jaffé. Warum haben sie die 100 000 Mark nicht dem Schutzverband oder sonst einer Organisation der „Männer und Frauen der Feder” übergeben, sondern die Geste organisiert, indem sie zwei Männer veranlaßten, sich an die Spitze eines Aufrufs zu stellen, von denen der eine, Reichskanzler Wirth, gelten mag, der andre aber, der Edle von Braun, gar nicht? Denn mit dem edlen Edlen von Braun, Präsidenten des Reichswirtschaftsrats, wollen wir nichts zu schaffen haben, und ich wenigstens krepierte lieber, als daß ich den Edlen bemühte; ich pfeife auf ihn. Wenn du Gutes tust, tue es in guter Form. Der Edle von Braun, man weiß schon, undsoweiter.

Wenn ich die Berliner in ihren Cafés und Bars beobachte, steigt mir immer der Gedanke auf, daß die Menschen in dieser Stadt zu ihren Vergnügungen verurteilt sind. Vergnügung ist hierzulande nicht Ausspannung vom Tag, sondern Fortsetzung des Betriebs mit den gleichen Mitteln der Organisation. Vergnügung ist investiertes Kapital, aus dem die Dividende herausgeholt werden muß.

Was für reiche Leute es gibt, Herr Finanzminister Hermes, Götterbote mit den Moselflaschen an den Füßen! Im Grunewald baut sich einer der Herren Neureich eine Villa auf einem Areal, das für 24 Häuser bestimmt war, und wollte sich eine Reitbahn anlegen. Diese wenigstens wurde ihm nicht gestattet. Was tut er? Er läßt sie unterirdisch bauen. Tatsache, Herr Hermes, es ist noch viel Geld im Land. Ich kenne Leute, die fünf Autos haben.

Das Geld liegt auf der Straße, man muß sich nur zu bücken verstehn. Sich bücken, das ist die symbolische Geste für den Entschluß, den Schmutz zu berühren, nur Bettler und Kammerdiener bücken sich. Haben sie die alte Erde, die aus Kot besteht, berührt, so dürfen sie auf die Belohnung rechnen, sie werden reich.

Kaiser Karl ist gestorben, dem Leser werde ich nichts Neues sagen. Im Lokalanzeiger des Lokus Berlin ergreift Exzellenz das Wort: „Durch die Gnade meines frühern Kaisers und Herrn dem verstorbenen Fürsten während des Weltkrieges persönlich attachiert (diese beiden Wörter hat Holzbock gesperrt), darf ich den Anspruch darauf erheben, die Persönlichkeit des ver-

blichenen Herrschers besser als Andre zu kennen.” Durch die Gnade seines frühern Kaisers und Herrn darf Exzellenz jetzt Anspruch darauf erheben, Edeljournalist zu sein, dem sich in Ermanglung der Türflügel im Schloß die Spalten des Lokalanzeigers öffnen. Das Wort von den Kommandierenden Generalen ist wahr geworden, und die Zukunft liegt im Wasser.

Liliput

Propaganda-Filme

Der ‚Fridericus Rex' hat auch dem letzten Mann auf der Straße klar gemacht, wie gefährlich diese Propaganda für die Sicherheit der Republik ist. Die Leitartikel gehen vorüber, aber das Bild bleibt haften, und die „glorreiche Vergangenheit” ist nur die captatio benevolentiae für die Zukunft.

Der Verfasser des Films hat in einem Brief an den Herausgeber der ‚Weltbühne' mit jungfräulichem Augenaufschlag beteuert, daß er es gar nicht so gemeint hat. Wir glauben ihm nicht; aber selbst wenn wir ihm glaubten — es bleiben genügend Beweise für die Zusammenhänge zwischen gutem Geschäft und schlechter Politik. Es wäre ja auch ein Wunder, wenn die gerissenen Käufer der öffentlichen Meinung noch nicht auf den Kientopp verfallen wären, der doch ihrem Niveau so vorzüglich entspricht.

Die Ufa, die den ‚Fridericus Rex' vertreibt, hat in Deutschland nahezu ein Aufführungsmonopol, und jeder Film, den ihre Theater boykottierten, wäre geliefert. Dem ‚Fridericus Rex' hat sie ihre drei größten berliner Häuser geöffnet. Geschäft natürlich. Aber an der Spitze der Ufa steht ein prominentes Mitglied der Deutschen Volkspartei: der Direktor der Deutschen Bank, Herr Geheimrat v. Stauß, einer jener glücklichen Menschen, deren Ueberzeugung niemals mit ihren Interessen kollidiert

Als vor einigen Monaten die Efa gegründet wurde, hätte die Ufa bei einigem guten Willen wahrscheinlich Lubitsch und Davidson halten können. Nach deren Weggang zog eine germanische Mannschaft ein, und heute ist die Produktion der Ufa ziemlich judenrein. Trotzdem will ich nicht behaupten, daß sie um des Monarchismus willen unsichere Geschäfte riskiert; das würde sich wahrscheinlich auch die Deutsche Bank sehr verbitten.

Eher kann man das schon von der Deulig sagen, die die Messter-Wochen kurbelt. Hinter dieser Gesellschaft steht die bekannte Kombination Stinnes-Hugenberg, und einer der kaufmännischen Direktoren ist erst vor kurzer Zeit in den Verlag August Scherl übergetreten. Man sehe sich nur einmal die Messter-Wochen genau an, etwa in einem Alfa-Kino, wo sie ständig laufen. Da gibt es Hindenburg und die Technische Nothilfe, Kriegervereine und Studentenbrimboriums: das ganze Arsenal des Kaiserreichs.

Die neuste Errungenschaft der Deulig ist ein Film: Doorn in Holland, mit einer Großaufnahme SEINES schmiedeeisernen Parktors, worauf Krone und Schnörkel. Ich glaube allerdings, daß dieses Mal die Firma sich geschnitten hat. Das Geld dürfte hinausgeworfen sein. Nur die Allerallergetreusten werden die Tränen kriegen, wenn sie das vornehme Palais, den schönen Park und das schmucke Kavalierhaus unsres Davongelaufenen sehen. Na, macht nichts — Stinnes kann es sich leisten und Hugenberg auch.

Vor einiger Zeit wurde noch eine Gesellschaft begründet mit dem ausgesprochnen Zweck, für die Monarchie zu werben: die Geno. Ein früherer Hauptmann übernahm das Kommando, und die Wulle-Leute tauchten schon ihre Federn in Jauche, um die Manuscripte zu liefern. Doch dann flog die ganze Herrlichkeit auf, noch bevor sie recht bestanden hatte, weil nur fünf Millionen vorhanden waren. Damit kann man heute in der Filmindu-

strie nicht viel anfangen. Aber den Schaden haben nur die Wulle-schreiber, denen die Honorare flöten gingen. Für den Monarchismus bleibt gesorgt.

Hanns-Erich Kaminski

Tiergeschichten

Lesen Sie sie auch so gern? Ja, gewiß, wir haben Löns, aber er wird erheblich überschätzt, an Kipling darf man dabei gar nicht denken — und was Bonsels angeht, der ist so süß und lieb, daß ihn das Volk mit den dreieinhalbhundert ungesühnten politischen Morden vergöttert. (Aber erst nach dem Kriege: ‚Die Biene Maja' erschien 1912 und erzielte bis zum Jahre 1914 fünf Auflagen.)

An Tiergeschichten will ich Ihnen empfehlen: ‚Gestalten der Wildnis' und ‚Jäger und Gejagte' (beide von Charles G. D. Roberts, beide im Gyldendalschen Verlag zu Berlin erschienen.) Stoßen Sie sich nicht an den Zeichnungen: die Bücher sind unterhaltsam und gut.

Der großen Gefahr der anthropomorphen Betrachtungsweise entgeht kein Tierschilderer. Auch biologische Erkenntnisse vermitteln uns nicht das Gefühl der tierischen Apperzeption — und von der falschen Einschätzung des Geruchssinns eines Lebewesens bis zur Projizierung unsrer menschlichen Gefühle in jene fremde Welt ist nur ein Schritt. Fast Jeder tut ihn. So leidenschaftslos, so wertungslos, so ethoslos, wie die Natur arbeitet — so kann Keiner schreiben.

Aber manche dieser Geschichten gemahnen doch an Jak Londons ‚Wolfsblut' — und Roberts, der Engländer, bringt, wenn er von Tieren spricht, weniger Sentiments und mehr Gefühl für die Natur auf als der lyrische Deutsche, der am liebsten noch zu den Vorschriften seiner Wohnungsämter Analogien in der Natur sucht und zu finden weiß. (Wenn allerdings Roberts Menschengeschichten schreibt, dann wird es fürchterlich, und man wird fatal an die Weihnachtserzählungen der großen amerikanischen Zeitschriften erinnert, in denen es tränenvoll und edel zugeht.) Unter den Luchsen, Walfischen, Elen, Vögeln und Mäusen, unter den Tieren des Waldes fühlt er sich zuhause — und was immer wieder so anständig und sauber anmutet, ist die einfache Leidenschaftslosigkeit, mit der vom Fressen und Gefressenwerden gesprochen wird. Nichts von jenem ekelhaften Jägersadismus so vieler „Waidleute", die ihren primitiven und rohen Blutdurst an der wehrlosen und strafrechtlich nicht geschützten Kreatur auslassen. Zum Schlachten auf dem Viehhof muß Einer vorgebildet sein: mit dem Tier des Waldes kann Jeder machen, was er will.

Roberts weiß nicht nur sehr viel — wer Wissen sucht, mag im Soffel lesen, jenem photographisch ausgezeichnet ausgestatteten Sammelwerk, das bei R. Voigtländer in Leipzig erschienen ist. Roberts fühlt.

Es gibt bei Jak London eine Stelle, wo zwei Tiere vor dem Kampf regungslos, steinern, wie ausgehauen einander gegenüberstehen — nur ein großer Tierbeobachter hat dergleichen schaffen können. Bei Roberts wimmelt es von solchen Stellen. (Ganz ausgezeichnet, zum Beispiel, die Erzählung: ‚Der gefleckte Fremdhug', in der ein ausgebrochener Leopard sich in der fremden Natur zurechtzufinden sucht — bis zum Ende.)

Wenn er einen geglückten Sprung beschreibt, wenn er die Bewegungen auf einer Tierflucht schildert, die Augenblicke des Raffens und des Hungers, des Angriffs und der Warnung: das ist von der heißen Liebe zur Sache beseelt. Er ist in die Tiere hineingeschlüpft, so weit ein Mensch das vermag. Mir ist ein Beispiel aus dem Reiche der leblosen Natur erinnerlich: ich besinne mich, wie Robert Breuer vor Jahren einmal einen dunkelblauen irdenen Topf in einer Kunstkritik (die er leider viel zu wenig pflegt) beschrieben hat: da ging einem auf, was Ton ist. Das kann Roberts: das Element schildern, das tierische und auch das pflanzliche — und hier liegt seine Stärke. Ab und zu erinnert er an Vorbilder: eine listige Flucht, die den Verfolger in die Bienenstöcke lockt, und die Dankbarkeit des Haustieres, das den Herrn vor Schlangen rettet, sind von Kipling.

Aber sonst ein selbständiger Tierschilderer, und weil es deren in der deutschen Literatur so wenige gibt, soll er auf dem Bücherbort stehen.

Peter Panter

Antworten

Reichswehrsoldat. Die Meldung, daß in Wilhelmshaven den Mannschaften einer Minensuchflottille die republikanische Flagge auf den Boden einer Latrine gelegt worden ist, entspricht nicht den Tatsachen. Denn erstens hat die Minensuchflottille gar keine republikanische Flagge, und zweitens wird sie genügend Möglichkeiten finden, diese Fahne, wenn man sie ihr etwa aufzwingt, auch im Dienst zu beschimpfen. Die Offiziere sind sämtlich pensionsfähig.

Kuriositätensammler. Eine Verlagsgesellschaft in Freiburg veröffentlicht: ‚Zarathuschtrische Broschüren. Kurze bündige Klärungen der Zeitprobleme.' Zarathuschtrisch — es ist kein Druckfehler. Was erwartet man da? Man kann Alles erwarten. Nur nicht das: ‚W. Omar: Befreiung vom Kropf durch Erkenntnis der wirklichen Ursachen.' Gute Besserung!

Deutsche Regierung. Beschäftigt Ihr euch mit der Auslieferung des italienischen Syndikalisten Giuseppe Boldrini? Ein paar tüchtige Juristen werden den nötigen Kniff schon herausfinden. 345 ungesühnte politische Morde im eignen Lande — aber unerbittlich, wenn sichs um „landfremde" Syndikalisten handelt. Il a des juges à Berlin. Und was für welche!

Finanzbeamter. Sie teilen mit, daß Sie sich auf Ihrem Finanzamt vor Denunziationen nicht retten können. Der Muff einer ganzen Welt steigt auf. Welch ein tröstlicher Gedanke, wenn schon Steuern bezahlt werden müssen, daß auch der Nebenmann nicht geschont wird!

Vizefeldwebel Geßler. „Durch Verfügung des Reichswehrministers vom 25. Februar 1922 hat der berittene Gendarmeriewachtmeister a. D. Friedrich Schöpke in Köslin den Charakter als Leutnant und die Erlaubnis zum Tragen der Uniform des Husarenregiments Fürst Blücher von Wahlstatt, Nr. 5, erhalten." Sie verleihen einen Charakter? Aber es steht schon in den Pandekten: Nemo plus iuris transferre potest quam ipse habet.

Oberammergauer. Bei euch erscheint ein englisch geschriebener und im Buchhändler-Börsenblatt englisch angekündigter Kunstführer durch Oberammergau und seine Umgebung; er ist, wie der Prospekt besagt, „vollständig auf das heuer die Passionsspiele in Oberammergau besuchende englische und amerikanische Publikum zugeschnitten." Kyrie Eleison! Very nice, indeed! G'suffa! Ueberschrift: Bayern.

Geschäftliche Mitteilungen

„Das neue Europa". Zürich, Wien, Berlin. Chefredakteur Dr. Paul Cohn.

Das soeben zur Ausgabe gelangte Jänner/Feber/Märzheft enthält u. a. nachfolgende Beiträge: „Weltwirtschaftliche Aufgaben" von Mar-Mächler, „Die Kohlen- und Eisenkrise der tschecho-slowakischen Republik" von Karl Lustig-Prean, „Die Wiener Messe" von Dr. Ernst Fasolt, „Popper-Lynkeus als Soziologe" von Dr. Paul Weisengrün, „Die Auflösung des modernen Staates" von Prof. Dr. Karl Adler, „Wilhelm II. und Franz Ferdinand" von Leopold Wölfling und „Der Tod des Utopisten" von Hans Natonek.

Auslieferung durch das Zeitungsbüro Hermann Goldschmidt,
Wien I., Wollzeile 11.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVIII. Jahrgang 27. April 1922 Nummer 17

Deutsche Reden von Otto Flake

3.

Abrüstung und Würde

I.

Von der Monarchie hat die Republik die Bierabende übernommen, ich werde keine Glosse darüber verfassen. Es gibt Leute, die ein Faß Bier mit kaltem Buffet eine gute Sache nennen, und Cato lobt an ihr die republikanische Einfachheit.

Jeder Sekundaner, dem die Kunst, einen Aufsatz zu schreiben, nicht mehr fremd ist, merkt, daß ich diese Einleitung nur mache, um anzuklopfen, bevor ich mit der Tür ins Haus falle: auch die schöneberger Demokraten luden zu einem Abend ein.

Vielleicht war es nicht einmal ein Bierabend, sondern einer mit Tee und Damen — ich bin nur in Gedanken dabeigewesen, weil ich las, daß jene Demokraten als Redner den Reichswehrminister Geßler bestellten. Das war keine geschickte Wahl. Wie soll ich es ausdrücken? Statt des Geßler wäre mir der Wilhelm Tell lieber, und ich beginne ernst zu werden.

Man mußte Jemand wählen, der geeignet ist, die demokratischen Honneurs zu machen. Die Geßler wachen darüber, daß dem militärischen Hut auf der Stange die Ehren erwiesen werden, die ihm nach ihrer Meinung zukommen. Sie verlangen Achtungvor der Armee, und mit der Achtung unversehens Liebe zu ihr.

Herrn Geßlers Wahlspruch dürfte sein, das etwas kurz gewordene Schwertchen blank zu erhalten, und während er seine Abendrede entwarf, redigierte er den Nachruf auf einen der Generale des Weltkriegs. Er vergaß nicht, zu erwähnen, welche Länder der General erobert hatte, und zu versichern, daß seine Andenken in der alten und neuen Armee fortleben werde. Wahrscheinlich, denn die neue Armee ist nichts als die auf Keimzellengröße reduzierte alte Armee.

Wir Andern haben kein Verhältnis zur Armee. Ich polemisierte neulich gegen die radikalen Pazifisten, die in Essen die Abschaffung der Reichswehr verlangten, aber nur deswegen, weil ich extremen Resolutionen die zähe Vorbereitung des Weges zum Extrem vorziehe — Resolutionen stehen einen Tag in der Zeitung und von da an im Mond.

Wenn die deutschen Demokraten sagten: Von allen Ministerien bedarf nach einer Katastrophe, die dem Militarismus verdankt wurde, keines so sehr der Kontrolle wie das der Armee, deshalb übernehmen wir es grade als Demokraten, den Kriegsminister zu stellen — das wäre ein charaktervolles und klares Programm.

Es wird nicht Viele geben, die bei den Demokraten diese Charakterstärke und diese Klarheit vermuten. Einige Demokraten in der Provinz mögen glauben, ihre Partei habe die Verwaltung des Heeresministeriums übernommen, um Schlimmeres zu verhüten. Aber Keiner: um das Bessere zu schaffen.

Der Posten eines Reichswehrministers ist ein Liquidationsposten, weiter nichts. Will sagen: er müßte es sein. Einige der

Leser werden Moritz Heimanns ‚Armand Carrel' gesehen haben. Das erleichtert die Sache: ein Carrel müßte Wehrminister sein, nicht ein Girardin.

Es handelt sich nicht darum, die Armee in bessere Zeiten hinüberzuretten, sondern darum, sie mit der Vorsicht und dem Mißtrauen zu bewachen, mit dem man ein Pulverlager bewacht. Das Beste wäre, das Pulverlager ganz auszuräumen.

Streiten wir nicht. Es wäre schon Etwas erreicht, wenn die Republik erklärte: Wir brauchen zwar nicht als die Ersten und Einzigen die hunderttausend Mann zu streichen, aber wir sind ehrlich dabei, wenn gestrichen wird; die preußische Hydra hat sechs von ihren Hunderttausendmannköpfen verloren, es wäre uns das Liebste, wenn der siebente und letzte Kopf abgeschlagen würde.

Eine der Konsequenzen einer gesamteuropäischen Abrüstung wäre die Verminderung des deutschen Heeresbestandes: wir wünschen sie. Von allen Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages bejahen wir zwei bedingungslos: die Entwaffnung und die Fortdauer der Kontrolle.

Dieses Zugeständnis hat mit der „Würde" nichts zu tun. Es ist nicht würdelos, Hilfe für eine gute Sache anzunehmen. Die ehrlichen Demokraten, ehrlichen Republikaner, ehrlichen Pazifisten sind zu schwach, um ohne Beistand des Auslands den Militarismus niederzudrücken.

Wir haben keine Sympathie für französische Offiziere, keine für Besetzungen, keine für Negergarnisonen, es geht uns einfach um die Sache. Die harte französische Hand — ich spreche nur von der Entwaffnungskontrolle — gehört zu den Dingen, die das Böse oder Selbstsüchtige wollen und das Gute oder Allgemeinnützliche schaffen.

II.

Wir wollen Verständigung — es ist Zeit, sich jenem Begriff zuzuwenden, den ich schon streifte: der Würde.

Ich darf persönlich reden: in einer Gesellschaft sprach man von meinen ersten Artikeln in der ‚Weltbühne' und fragte mich, woher ich den Mut nähme, über die Deutschen Dinge zu sagen, die vom hämisch oder überrascht zuhörenden Ausland ausgeschlachtet würden oder Wasser auf seine Mühle lieferten, oder wie man sich sonst, Cliché mit Gleichnis verwechselnd, ausdrückte.

Da haben wir also die berühmte Würde. Sie beruht darauf, daß man nicht vergessen kann — daß man belastet ist. Beides bedeutet nur, daß man nicht zu denken versteht.

Ich habe einen ausgesprochenen Sinn für Würde. Aber Würde ist nicht verlegenes Abwarten, daß der Andre den ersten Schritt tue, sondern ein so starkes Wissen um das Gemeinsammenschliche, daß man unbefangen auftreten kann.

Wenn ein französischer Schriftsteller, der mit mir zu verkehren wünscht, von mir verlangte, daß ich zuerst ein Bekenntnis der deutschen Schuld zu Protokoll gäbe, so würde ich über solchen Mangel an Geschmack und Noblesse die Achseln zucken, denn ich wäre einer Plumpheit begegnet, und die französischen Wissenschaftier, die sich weigern, auf einem Kongreß mit deutschen zusammenzukommen, verstoßen nicht weniger plump gegen

die Höflichkeit, die die Herzen öffnet, einmal müssen sich die Augen wieder begegnen.

Aber: wenn es mir peinlich ist, Derjenige zu sein, der auf die Gnade wartet, muß ich durch die Art meines Auftretens zu erkennen geben, daß ich frei bin. Was heißt das? Daß ich gedacht habe. Das Resultat des Denkens lautet: Wir haben einen Krieg verloren; wir haben ihn mit Recht verloren; wir haben mit der Vergangenheit abgeschlossen; wir sind nicht mehr belastet; wir wollen als neue Menschen in neuer Luft atmen.

Alle Politiker, das heißt: alle Vertreter von Gruppen und Interessentenverbänden, sind belastet. Sie können sich dem Einfluß, den Anschauungen, den Gefühlserregungen ihrer Wähler, Verwandten, Geldgeber und allgemein dem Geist der Maschinerie, in die sie eintreten, nicht entziehen.

Ein Problem spitzt sich zu: Muß man, rettungslos, dem Geist des Gewordenen und Bestehenden verfallen? Es ist das Problem des Verhältnisses von Idee und Realität. Ich werde den Leser nicht auf diesen schwierigen Boden führen, sondern Resultate geben: Das Bekenntnis zur Idee genügt nicht, es muß als Naturell, als Temperament, als Naivität auftreten.

Man muß, ohne Zwang und Reflexion, das Gestern verlassen können, den Schatten, die Erinnerungen, die Werte des Gestern. Der „Feindbund", das war; daß die Franzosen, wie Shylock, auf ihrem Pfund Fleisch bestehn, ist nicht das Wesentliche, daß die Andern Schwierigkeiten mit dem Pazifismus haben, darf die eigne Mattheit nicht rechtfertigen. Daß Ludendorff, statt durch den Einzug unter den Linden Recht zu haben, sein Recht anrüchig durch schlechte Memoiren beweisen muß, und daß die Kaiserin im Exil starb, geht mich so wenig an wie die Tatsache, daß russische Fürsten in Berlin Conditoreien aufmachen.

Ich will mit Sentimentalitäten und Idealen nicht belastet sein, ich will die Situation wollen und mich jung wie ein neuer Morgen fühlen.

Ich will an Ideen nicht herummäkeln, ob sie realisierbar sind, und mich mit jedem Engländer oder Franzosen, der guten Willens ist, unbefangen begegnen. Ich muß selbst den guten Willen haben. Wo Klarheit und Entschlossenheit ist, stellt sich Würde von selbst ein — sie ist wie der Schatten, den man wirft, man wirft immer Schatten.

Ein Leser schreibt mir: Was den Deutschen fehlt, ist die Bescheidenheit. Er hat Recht. Sie sind unbescheiden, weil sie mit Ressentiments daran denken, daß sie statt zu siegen geschlagen worden sind.

Sie haben die Hysterie Dessen, der nicht mehr Macht besitzt und glaubt, er müsse Trotz zeigen, damit man ihn noch immer für einen gefährlichen Gegner halte.

In letzter Instanz fehlt ihnen das religiöse und, sagen wir gleich, das tapfere, das noble Erlebnis: die Demut und der Mut; die Abfindung mit einer Situation und die Stärke, die sich aus ihr ergibt. Das alles sind nur andre Worte für den Entschluß, neu anzufangen.

Niemand leugnet das Uebermaß und die Ungerechtigkeit des Hasses, mit dem Viele von ihnen überschüttet wurden. Sie sind nicht stark, weil sie nicht wissen, daß Geduld des Leidens die Menschen gewinnt.

Sie lehnen sich gegen die Vormundschaft des Auslandes auf und hätten doch ohne sie weder abgerüstet noch die ersten, noch immer zaghaften Schritte in die Steuergesetzgebung getan. Sie wissen nicht, was die moralische Abrüstung, die von ihnen verlangt wird, bedeutet: Verzicht auf den innern Vorbehalt, Freiheit durch Anerkennung ihrer Zwangslage.

Man kann nicht Politik treiben auf einem Hügel von Schutt — man muß den Schutt hinter sich lassen und entschlossen sagen: Unsre Vergangenheit ist Schutt. Es gibt nichts Trostloseres als einen Menschen, der seine Vergangenheit durchwühlt, statt sie über Bord zu werfen.

Es wird Entschlußfähigkeit von der Nation verlangt — die Nation verharrt im Trotz eines unmündigen Knaben. Sie steht am Ufer eines neuen Landes — und wagt nicht, die Schiffe hinter sich zu verbrennen. Sie hat keine Größe.

Amerika — ein Chaos von Eduard Goldbeck

New York, Mitte April 1922

Amerika ist ein Chaos. Europa auch. Und das ist nicht sehr erstaunlich. Aber Amerika?

Ist irgendwelche Einhelligkeit des Gefühls, ist irgendwelche Uebereinstimmung des Strebens vorhanden? Ich sehe sie nicht. Patriotismus? Das Wort klingt der intelligenten Jugend hohl. Internationalismus? Er vermag Keinen zu begeistern. Sozialismus? Herr Gomperz, die mächtige Mumie, macht die Geschäfte der Bourgeoisie; starke Persönlichkeiten sind nicht vorhanden; die geringern Leiter unsauberer Umtriebe verdächtig; ein Programm, das über die Zone des Klassenbewußtseins hinausreichte, vacat. Die heutige Gesellschaftsordnung? Sie ist scheinbar stärker geschützt denn je: der Kapitalist triumphiert auf der ganzen Linie über den Arbeiter. Die Reserve-Armee der Arbeitslosen hat sich kaum verringert, überall werden die Löhne gekappt; die Unternehmer halten den Augenblick für günstig, die Kampf-Organisationen der Arbeiter zu zerschmettern. Trotzdem weiß jeder Denkende, daß das Totenglöcklein geläutet hat. Die großen Industriellen glauben nicht mehr an ihr Regime, ebenso wie die gekrönten Häupter in Deutschland das Vertrauen zu sich selbst und ihrer Sache schon lange vor der Abrechnung eingebüßt hatten. Wie der Kronprinz schon vor vielen Jahren in Königsberg sagte: „Netter Humbug!", als er im roten Mantel des Ordens vom Schwarzen Adler ministrierte, so sagt hier mancher Magnat unter vier Augen: „Capitalism is top-heavy!" Es ist eigentlich erstaunlich, wie viele Gebildete, Wohlhabende mit angehaltenem Atem, mit wohlwollender Neugier dem Experiment Lenins zusahen; nun aber, da auch dieser Real-Phantast niedergebrochen ist, bleibt nichts als Enttäuschung, Ratlosigkeit, Nihilismus und der Entschluß, auf irgendeine Art fortzuwursteln.

Wenn Europa — und besonders Deutschland — eine befreiende Tat von Amerika erwartet, so wird die „alte Welt" (die heut sehr

viel jünger anmutet als dieses Land hier) sich vermutlich enttäuscht sehen. Harding ist kein Initiator. Will es, in kluger Selbsteinschätzung, nicht sein. Er wurde seiner „harmonisierenden" Eigenschaften wegen gewählt und möchte dem Grundzug eines Charakters, dem Leitstern seines Lebens, der Mäßigung, nicht Valet sagen. Infolge dieser bescheidenen Zurückhaltung aber geht die Republikanische Partei in die Brüche, denn der Präsident ist nicht allein Präsident, sondern auch Parteileiter. Er verfügt in dieser Doppelrolle über eine enorme Macht und ist der Sklave dieser Macht. Sie zu ignorieren, sich auf würdevolle Vermittlung und menschlich-schöne Repräsentation zurückzuziehen, ist ausgeschlossen. Schon beginnt der Kongreß, den Präsidenten schlecht zu behandeln, und im Senat rivalisieren die republikanischen Führer mit einander wie die chinesischen Provinz-Herrscher. Es ist keine sehr starke Uebertreibung, wenn man sagt, das amerikanische Parteigetriebe sei stumpfsinnig und chaotisch zugleich.

Die Demokratie ist vermutlich heut die einzig mögliche Regierungsform. Das ändert nichts an der Tatsache, daß sie eine sehr schlechte Regierungsform ist: dumm, korrupt, teuer, schwerfällig, kriechend, heuchlerisch, geschwätzig, unwirksam. Auch dies Dogma ist in der Auflösung begriffen. Das Wort Wilsons: „Make the world safe for democracy!" wird heut von den Denkenden mit einem Achselzucken abgefertigt; nicht weil Wilsons Politik Fiasko gemacht hat, sondern weil Niemand mehr so an die Demokratie glaubt, wie unsre Väter an sie glaubten. Natürlich gibt es eine Anzahl von Leuten, die, betrübt und hoffnungsvoll, sagen: ‚Ja, wir haben eben noch nicht die richtige!", aber auch dieser Optimismus wird schon belächelt. Die Männer, die oben stehen, sind meist töricht und unwissend, und das „Volk" (an dessen mythische Qualitäten unablässig appelliert wird) ist nicht klüger und nicht wissender.

Ich bin in dem festen Glauben an die Beschränktheit des Untertanenverstandes aufgewachsen. Auch als ich älter wurde, sagte ich mir: „Wer höher steht sieht weiter". Diese im Räumlichen richtige Betrachtung scheint aber im Geistigen nicht zuzutreffen. Wie wäre sonst möglich, daß Herr Hoover, dessen Weisheit deutsche Blätter gerühmt haben, ex cathedra erklärt, „in Rußland sei nichts zu holen"? Wie wäre sonst möglich, daß wir uns mit einem Tarifwall umgeben, während wir Unsummen von Europa einzuziehen haben, die doch nur in Waren einzuziehen sind? Wie wäre sonst möglich, daß wir allen Kriegern eine Vergütung zahlen, die sich auf mindestens vier Milliarden Dollar belaufen wird, und dadurch die Finanzen des Landes noch mehr zerrütten, den Steuerzahler noch ärger belästigen und bedrücken — nicht etwa aus Menschlichkeit, was lobenswert wäre, sondern nur, weil der Kongreß, der im Herbst vor Neuwahlen steht, auf Stimmenfang ausgeht?

Also ja; es ist zuzugeben, daß die Politiker dem Lande nicht zum Heil gereichen. Aber sie sind da und werden unter jeder Regierungsform da sein. Im Gegenteil: Sozialismus und Kommunismus vermehren die Beamtenhorde nur. Die „Horde"; denn von einem „Stand" mit fester Tradition, sorgsamer Vorbildung, langjähriger Erfahrung kann ja dann nicht mehr die Rede sein.

Für das menschliche Behagen wäre es sicherlich das Beste, könnten wir in kleinern Gemeinschaften, ohne auswärtige Politik und vor allem

ohne imperialistische Gelüste, dahinleben. Dänemark spricht für diese Auffassung. Aber die offizielle amerikanische Politik ist ganz anders gerichtet. Wir gefallen uns in der kapitalistischen Unterjochung und militaristischen Mißhandlung winziger Ländchen — kein erfreuliches Schauspiel! Sicherlich keins nach dem Sinn des durchschnittlichen Amerikaners, dem jeder Sadismus fernliegt. Aber das Kapital drängt nach den Ländern der billigen Arbeit, des billigen Bodens.

Ist nun irgendeine durchgreifende, programmatische Aenderung zu erwarten? Nein. Die Demokraten unterscheiden sich von den Republikanern nicht im geringsten, und der Gedanke an das Aufkommen einer dritten Partei ist auf absehbare Zeit hinaus ein Phantasma.

Gegen diese Darstellung läßt sich, soviel ich sehe, zweierlei einwenden. Erstens, daß doch auf der Konferenz von Washington Einiges geleistet sei. Zweitens könnte man fragen: „Wissen Sie nur zu nörgeln oder etwas Heilsames vorzuschlagen?”

Der Konferenz und ihrem Ergebnis stehe ich sehr skeptisch gegenüber. Die Zeit der ungeheuern Schlachtschiffe war vorbei; auf sie zu verzichten, war eine pompöse Geste, nicht viel mehr. Die Resolutionen über die Verwendung des Tauchboots sind wertlos. Die positiven Ergebnisse zugunsten Chinas Null. Sicher dagegen ist, daß das amerikanische Kapital an der „Erschließung” Chinas teilnehmen darf, das heißt: daß wir uns immer tiefer in den Export-Imperialismus verstricken. Es ist immer die alte Leier: Eindringen in ein Land, das die räuberischen und heuchlerischen Freunde ungern duldet. Ausbruch nationaler Leidenschaft. Strafexpedition. Geldbuße. Innere Schwierigkeiten. Großmütiges Angebot eines Darlehns gegen oekonomische und administrative Konzessionen. Und da ja immer Mehrere an diesem Manöver teilgenommen haben, zum Schluß der Kampf zwischen den Eindringlingen selbst.

Im Fall Washington kommt noch hinzu, daß die öffentlichen Abmachungen durch geheime zwischen Amerika und England, Frankreich und Japan anmutig ergänzt worden sind. Die Politik des pazifischen Gleichgewichts. Das klingt schon an sich wahrscheinlich. Herr Cravath, Morgans Anwalt, hat es in einer unbesonnenen Rede triumphierend versichert und erst dementiert, als Senator Borah seine Aeußerungen festnagelte. Aber das Dementi war nur eine Formsache; die stenographische Niederschrift beweist das Faktum.

Schließlich — gleichviel. Bei der Debatte im Senat zeigte sich, wie wenig unsre maßgebenden Männer, Leuchten der maßgebenden Partei, den andern vertragschließenden Nationen trauen. Privatleute, die derartig von einander denken, würden nie Kontrakte unterzeichnen. Warum sollten Staatsmänner naiver handeln? Nicht zum mindesten deshalb, weil Harding—Hughes einen internationalen Erfolg brauchten. Den Weltbund Wilsons hatten die Republikaner zerstört: nun mußte der Beweis positiver Schaffenskraft erbracht werden.

Was würde das Chaos lichten? Meines Erachtens:

Verzicht auf militärischen und kapitalistischen Imperialismus.

Niederlegung des Schutzzolls.

Erlassung der europäischen Schuld gegen entsprechende Herabminderung der deutschen Verpflichtungen.

Industrieller „Konstitutionalismus”.

Das wäre für ein Weilchen ausreichend.

Was ist uns Frankreich? von Felix Stössinger (Fortsetzung)

Das Mißverständnis stammt nicht nur aus der nationalistischen Verwirrung der Köpfe, sondern auch aus der tatsächlichen Komplikation der Geschichte. Sie hat uns die Renaissance als etwas scheinbar „Welsches", die Gotik als das „Germanische" gelehrt. In Wirklichkeit ist die Renaissance die Kultur des durch den spätmittelalterlichen Kapitalismus zum ersten Mal freigewordenen Individualismus und als solche genau so intereuropäisch und unabhängig von irgendeiner Rassenanlage, wie es vorher die Gotik war. Deutschland konnte allerdings wegen seiner oekonomischen und geistigen Rückständigkeit keine eigne Renaissance-Kultur von der Bedeutung seiner gotischen hervorbringen. Sein Kapitalismus erreichte nicht die Abgeschlossenheit seines mittelalterlichen Wirtschaftssystems, und, wie so oft in der Geschichte, mußte es sich das Fremde von außen aneignen, ohne es sich amalgamieren zu können. Wie wenig das Germanentum dem Renaissance-Geist widerspricht, beweist ja England. Es hat sich trotz seinen blonden Haaren nicht hindern lassen, das größte Dichtergenie der Renaissance in Shakespeare hervorzubringen, einfach weil es ein oekonomisch fortgeschrittenes Land war, das sich den Luxus entwickelter, unbändiger Individualitäten leisten konnte. Ist die Rasse schon biologisch ein unhaltbarer Begriff, höchstens in Versammlungen Knüppel-Kunzes von Bedeutung, so dient sie in der Kunstkritik nur dazu, die Konfusion der rein ideologischen Aesthetik zu steigern. Jedenfalls ist die Gegenüberstellung von Renaissance gleich Romanisch, Gotik gleich Germanisch nichts als eine wahrhaft germanische Tölpelei. Da aber die Kunsthistoriker mit ihren Universitätskollegen von den andern Fakultäten auch darin wetteifern, die Ergebnisse ihrer Wissenschaft so zu gestalten, daß sie ein deutsches Herz erfreuen, so wird fast von allen, systematisch von Worringer, die Gotik als germanisches Eigentum reklamiert. Die Verwirrung, die sich daraus für Worringer ergibt, ist unübertreffbar. Im Angesicht der mystischen Kathedralen und Baureste von Arles, Moissac, Saint-Denis, Chartres, Rouen, Reims, Amiens, Jumièges, Vézelay muß allerdings, fast wie unser Herz vor so viel Kunst und Gnade, auch der patriotische Uebermut des Kunsthistorikers verstummen, und selbst Worringer gesteht, daß die eigentliche Gotik da, wo sie groß, wo sie ein System, ein Prinzip, eine Welt geworden ist, im Herzen Frankreichs mit ewigen Monumenten steht. Höchste Gotik, angebetetes Vorbild aller jungen deutschen Künstler ist also — französisch.

Es liegt mir fern, als Worringer von links, die Gotik als Schöpfung der französischen „Rasse" oder des französischen Volkes in Anspruch zu nehmen. Die Gotik ist eines der großen Lebensprinzipien, das im Schatten vieler Völker wiederkehrt. Chinesen und Inder, Perser und Griechen, Aegypter und Byzantiner, Germanen, Italiener, Franzosen und Engländer haben zu bestimmten Zeiten, unter bestimmten Bedingungen einen gotischen Stil gehabt. Denn die Gotik ist der Ausdruck einer Epoche, die aus einer religiösen und sozialen Gemeinschaft heraus eine übernationale und überindividuelle Kultur im Rausche des Gottesbewußtseins bildet. Die Gotik ist der Stil der religiösen Gemeinschaft, die ohne eine gesellschaftliche Gemeinschaft nicht denkbar ist. Ja, dieses Frankreich, das der Deutsche nur als das Land

des Esprits, der Décadence, der Gloire und des Materialismus kennt, hat nicht nur mehr Blut als alle andern Länder Europas der Gerechtigkeit und dem Freiheitsgedanken dargebracht — es hat auch den in Gott und im Schaffen erhöhten Menschen sein Haus gebaut, die Kathedralen, die Klöster, die Kirchenschiffe, und dieses ist wohl das Höchste, was eine Kultur erreichen kann: das Münden in der Architektur, Architektur als Zeichen dafür, daß Geist und Glaube nicht Eigentum mehr eines Einzelnen sind, sondern der Gesamtheit gehören. Nicht ein Künstler, nur ein Volk kann bauen. Frankreichs gotische Architektur und Plastik schließt daher die Mystik des Dichters und die Gottesträume des Bildners in sich: das Gedicht und das Gebet. Legen wir doch endlich vor den religiösen Schöpfungen in Moissac und Vézelay unsern hochmütigen Stolz auf die gewiß herrliche deutsche Gotik ab, zwingen wir unsre Ueberhebung zum Schweigen, als ob Frankreich nichts Gleichwertiges den Meistern Eckehart und Suso entgegenzustellen hätte. So erhaben diese Heiligen waren: die bloße Tatsache, daß die deutsche Mystik im Gebet und in der Versenkung des Einzelnen, die französische im Rausch der Gesamtheit gipfelt, zeigt uns die französische Gotik als vollendete Kultur, die deutsche als ringende.

Frankreich hat die Gotik schneller überwunden als Deutschland, und daher hat Deutschland Frankreichs Anteil vergessen. Aus zwei Gründen hat Frankreich die Gotik überwunden. Es hat sie zum Abschluß gebracht, während Deutschland in ihr stecken blieb (auch nachdem die gotische Schöpferkraft erloschen war). Es ist politisch weitergeschritten, es hat neue Kulturformen gesucht und gefunden. Deutschland hat sich langsamer entwickelt und keine einzige seiner historischen Aufgaben, wie schon Engels beklagte, gelöst. Deutschland konnte weder im Mittelalter die höchste gotische Form finden noch in der spätern Zeit Urzeuger einer neuen Kulturform werden.

Aber was geht uns die Gotik an? Poincaré ein Gotiker? (Im Gegensatz zu Michaelis?) Ha, wie Otto Grautoff beweisen kann, daß die Franzosen ihre Gotik vergessen, aus ihren Kathedralen Kneipen, Ställe und Scheiterhaufen gemacht haben!

Ja, ich weiß das. Aber ich deute das anders. Gewiß: die gotische Epoche Frankreichs liegt an siebenhundert Jahre zurück. Aber die Gotik war durchaus keine einmalige oder gar zufällige Eigentümlichkeit der französischen Kultur. Die Renaissance mußte kommen und nach ihr die Klassik, die zwei Jahrhunderte herrschte. Doch die Romantik, die sie ablöste, war nur eine Wiederkehr des gotischen Lebenstriebes, der sich gegen die formalen Mächte immer wieder erhob. So, wie Frankreich die Gotik vollendet hat, hat es sie auch wiederentdeckt, und seiner Arbeit der Wiederentdeckung verdanken wir heute die Gotik teils als Mode, teils als Lebensziel, Denn am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts steht Chateaubriand, der die gotischen Dome mit einem tiefen und bilderreichen Naturgefühl als versteinerte Wälder schilderte. In der Mitte Victor Hugo. Am Ende Rodin. Um Jeden ist ein Kreis von Künstlern geschart, die ihrer Epoche einen entscheidenden Ausdruck geben. Chateaubriand und Hugo bewunderten an der Gotik ihre Majestät und ihr Geheimnis. Sie sahen im Stein die französische Landschaft schimmern; sie liebten sie. Lange vor den deutschen Rassegotikern entdeckte Rodin das Formprinzip der Gotik, den Sieg des Spirituellen über den Leib und

über den Quader. Der moderne religiöse Franzose empfindet die Kathedralen wieder als Das, was sie waren: als gebaute und gemeißelte Anrufungen Gottes. Während die religiöse Wiedergeburt des Menschen sich in Deutschland vorläufig im luftleeren Raum der Literatur vollzieht, schließt sie sich in Frankreich an große volkstümliche Traditionen an, wenn sie auch dort, so wenig wie in irgendeinem andern Lande, bisher ein neues Religionswissen geschaffen hat. Der französische Neukatholizismus ist aber trotz aller Rückständigkeit eine schöpferische Kraft. (In Deutschland nicht) Wer hörte nicht die Seufzer der Dome, wie sie durch ein Quintett von César Franck rauschen! Wen ergriffe nicht die gotische Gläubigkeit von Claudel, die franziskanische Wahrheit von Jammes! Unser Literatenkatholizismus, der größte Teil unsres expressionistischen Madonnenkults wirkt dagegen albern und verlogen. Er ist aus Frankreich bezogen und in Deutschland wurzellos. Niemand will dem Deutschen den Stolz auf seine wiederentdeckten gotischen Denkmäler rauben. Aber er überhebe sich nicht seiner Kraft und danke dem Franzosen Huysmans, der den Deutschen ihren Grünewald nach Jahrhunderten des Vergessens besungen hat.

(Fortsetzung folgt)

Frühling von Theobald Tiger

Wir wandeln frühlingswindumfächelt.
Mein Freund der Kritikaster, lächelt
und spricht: „Sieh in den Avenuen
das junge Grün —!

Ich sehs. Und seh dazu verwundert
zwei Mann aus der besondern Hundert-
schaft, die so sipolitisch kühn —
Das junge Grün!

Der Vater spricht, indes beim Kindel
sich mit der frischgefärbten Windel
die treuen Mutterhände mühn:
„Das junge Grün —!"

Und draußen spielen junge Nuttchen
mit Emiln Väterchen und Muttchen.
Nie kann die Liebe sich verfrühn
beim jungen Grün.

Du hörst die preuß'schen Assessoren,
im Wohnungsamte rumrumoren
und sich die Schnauze mild verbrühn . . .
Das junge Grün —!

Auguste tief im Benz-Verdeckchen
hat hinten auf dem Kleid ein Fleckchen.
Vom Autowind die Bäckchen glühn . . .
Das junge Grün —!

Und was ein Dollar und ein Pfund schafft,
das wünsch ich meiner alten Kundschaft;
Aus allen euern Käseläden
der größte Rebbach blüh für Jeden,
so, wie die Heckenrosen blühn
im jungen Grün —!

Peripherie-Theater

Wie es in diesen Häusern aussieht, soll auch einmal festgestellt werden. Die erhabenen Kunststätten des berliner Westens und Zentrums letzen ein Publikum, das sich von Monat zu Monat verschlechtert, und bei dessen Anblick Otto Brahm, wenn er heut vom Himmel hoch daherkäme, unverweilt wieder Kehrt machen würde. Da das Theater der traurigen Gegenwart auf diese Art Kundschaft angewiesen ist, da es, um sie nicht zu verlieren, ihren Geschmack treffen muß, und da es vorläufig keine Möglichkeit hat, auf sie zu verzichten: so wird es wohl mehr über kurz als über lang aufhören, ein Objekt der Kritik zu sein, und sich damit zufriedengeben, nach den Methoden der Firma Ruden & Scherer von Eugen Robert gefüllt zu werden. Das ist der Mann, am Ende aller Tage zu erscheinen und euch die Hand über die ganze Erde zu haben, soweit darauf zu industriellen Zwecken Komödie gespielt wird. Die jüngste Beute seines Konzerns ist das Theater der Kommandanten-Straße, das ein Tempel war, solange der nie zu vergessende Donat Herrnfeld als Haifisch zur Jagd, als Leibusch unter die „Chuppe" und als Isidor Blumentopf ins Brautgemach ging. Bewegten Herzens schreitet man über die Schwelle und erwartet unwillkürlich, die Gattin des Altmeisters immer noch als Chocoladenverkäuferin hinter der schmalen Theke zu finden. Unverwischt die Spuren der Tränen, die man über den Liebling Jehovas gelacht hat. Jetzt weint man sie, daß ihn mit fünfundvierzig Jahren der Magenkrebs aufgefressen hat. Der neue Herr hält für richtig, nämlich für einträglich, eine Gemeinde kleiner Leute — die früher durch ihre Sitznachbarn vom Kurfürstendamm gedrückt wurden, jetzt unter sich sind und kaum grauer und stumpfer wirken als 1914 — vorderhand durch das gewohnte Milieu anzuheimeln. Im vorigen Sommer hat ‚Potasch & Perlmutter' dem Deutschen Theater Glück gebracht. Versuchen wirs mit Jacques Burg und Walter Turszinsky. Ihr Dreiakter nennt sich ‚Gelbstern' spielt also auf dem Hausvogteiplatz und glaubt, sich mit der Bezeichnung als ‚Groteske' vor der Kontrolle durch die Kenner und Anwohner dieser schönen Gegend ausreichend geschützt zu haben. Habeat. Es ist demnach ohne Belang, daß weder ein solcher Chef noch diese Titelkonfektioneuse sich jemals irgendwo begeben hat, und daß deshalb im Ablauf ihrer Beziehungen eine Unmöglichkeit zehn neue erzeugt Wären diese Unmöglichkeiten nur auch danach! Denn eben jene Bezeichnung legt Denen, die sich mit ihrer Hilfe der exakten Wirklichkeitstreue entschlagen wollen, eine andre Art von künstlerischer Verpflichtung auf. Groteske: da verlangt man sich eine Hypertrophie der Drastik, eine Genialität der Frechheit, eine Kühnheit des Witzes, einen Reichtum der Laune, daß die Funken springen. Turszinskys kann man grade keinen Ueberschuß nachsagen. Sie verzerren ein Stück Welt, aber sie sind innerhalb dieser verzerrten Welt zu arm am Einfall. Für einen Akt würd' es langen. Der anpassungsfähige Lehrling aus Rawitsch, der anekdotenträchtige Reisende, der gesinnungstüchtige Prokurist, ja selbst der halb gefühlvolle, halb unempfindliche Agent in Pulswärmern: grup-

piert diese und meinetwegen noch ein paar andre Herren der Schöpfung um eine Huldin ihres eignen Schlages, komprimiert die Lächerlichkeit und das bißchen Mitleidswürdigkeit all dieser Menschenrudimente, kitzelt eine bühnenwirksame Pointe heraus, und wenn Ihr damit schon nicht die Unsterblichkeit erwerben werdet, so werdet Ihr doch die Einakter-Literatur erfreulich vermehrt haben. Turszinskys hämmern uns drei Akte lang in den Schädel, was uns auf Anhieb eingegangen ist. Dabei ist weniger verhängnisvoll für sie die dramatische Unzuträglichkeit aller Wiederholungen und die fast unvermeidliche Entgleisung in die Sentimentalität als die schonungslose Enthüllung eines tiefer liegenden Defekts. Sie stehen ihrem Weltchen unernst gegenüber. Nicht etwa, daß ein Ernst gefordert würde, der die Autoren und ihr Publikum zu Trauerklößen machte. Aber in allem Gelächter könnte und müßte jener Ernst sichtbar werden, der einem Künstler vor jeder, vor der kleinsten und schäbigsten Erscheinung der Natur unweigerlich überkommt. Turszinskys, die ein Ohr für den Tonfall der wiederzugebenden Sprache, für die Musik der Schnoddrigkeit haben, die Züge von volkstümlicher Komik nicht verfehlen, die mindestens eine Figur, den Lehrling aus Rawitsch, in seiner Schnoddrigkeit, seiner Krummbeinigkeit, seiner Unverfrorenheit und seinem Mutterwitz rundherum getroffen haben, und die man auf Grund dieser Eigenschaften nicht völlig verwerfen darf — sie sind durch den Mangel an jenem Ernst von dem Bereich der Kunst geschieden. Sie wollen Leichtfertigkeit schildern und sind bei ihrer Schilderung selber, ich wollte sagen: leichtfertig gestimmt. Ach, wären sie das wenigstens! Das würde ihren zähen Brei am Ende flüssiger machen. Aber nein, sie haben nur die Sehnsucht nach Leichtfertigkeit. Sie blicken mit einem heimlichen Respekt auf ihren Lasterpfuhl, so wie der Zempelburger auf das Sündenbabel an der Spree herblicken mag.

*

Ein paar Kilometer östlicher liegt zur Rechten der Spree das Neue Volkstheater. Die Mitgliederschaft der Freien Volksbühnen — die sich heut reichlicher als aus dem Proletariat der Gründungszeit aus dem Mittelstand, allerdings einem wirtschaftlich ganz proletarisierten, zu rekrutieren scheint — schiebt sich langsam und brav an die Urnen voll der demokratisch erlosbaren Plätze für eine Komödie des Neulings Arnold Kübler. Es wird herzhaft belacht, wie der ‚Schuster Aiolos' mit Krone, Zepter und Stern des regierungsmüden Kaisers Diokletian einen Mittelakt lang ohne die Operettenmusik spielt, die zu so muntern Reimen gedudelt zu werden verdiente. Mein Hintermann fühlt sich durch die Erhöhung des biedern Handwerkers an das Schicksal seines Parteigenossen Fritz Ebert erinnert und fragt besorgt, ob etwa auch der nach kurzem Interregnum einem Kaiser Valerius werde zu weichen haben. Der zuversichtliche Nebenmann glaubt daran nicht, wenn nur die Köpenicker Vorstadt und andre Vorstädte im Ernstfall ihre Schuldigkeit täten. Dem Autor dürfte es mehr auf den Scherzfall angekommen sein. Er wollte offenbar zunächst weiter

nichts als dem eifersüchtigen Bedürfnis der freien Schweiz nach einem eignen Ludwig Fulda abhelfen. Dabei hat er nicht den Hang seines Vorbilds zur pedantischen Anordnung der dramatischen Motivchen. Aiolos, die komische Kruke, versieht sich als eifriger Theaterbesucher an der Menschheit großen Gegenständen und ist glücklich über die ungeahnte Gelegenheit, das Reich seiner Phantasie einmal an der Wirklichkeit messen zu können. Daß tatsächlich Einbildungskraft im Spiel ist, daß dieses nicht sentimental verfettet wird, und daß keine trockene Nutzanwendung hinterherklappert: damit übertrifft der Schüler den Lehrer. Unerreichbar ist der ihm wiederum in der Fähigkeit, drei Theaterakte theatralisch auch auszunutzen. Dazu ist, unter anderm, nötig, daß man eine Anzahl dankbarer Rollen spendiert. Kübler gleicht sich mit einer aus: dem Schuster, der nicht bei seinem Leisten bleibt. Hanns Fischer hat für ihn die liebenswürdig verträumte Ulkigkeit, die in ihrem Mangel an modischer Fixigkeit unter Umständen sogar Gottfried Kellers würdig wäre, und meistert den Vers, als hätte er seine Lehrjahre anderswo als bei einem musterhaft prosaischen Naturalisten verbracht.

*

Linkes Ufer der Spree. Schönhauser Tor. Volksbühne; Schwester oder Mutter des Neuen Volkstheaters. Zu Grillparzers ‚Traum ein Leben' Urnenpolonaise desselben Publikums, dem die Regie sinnfällig zu machen unterläßt, daß Rustan träumt, weil sie glaubt, daß Furcht und Mitleid, also in der Kulissensprache: die Spannung erhöht wird, sobald man diese bunten und turbulenten Begebenheiten für real nimmt und durchaus nicht für einen Albdruck — dem man sich, wenn er zu hart wird, einfach mit einem Ruck entzieht. Das soll man nicht. Damit man es nicht kann, wird ohne Pause gespielt. Dies ist die einzige Tugend einer einfallsarmen Aufführung. Warum wird, da man, in zweifellos künstlerischer Absicht, eilt, immerzu der schwere Vorhang bemüht und nicht mit Licht und Schatten nach einem System gewirtschaftet, das wahrhaftig längst Allgemeingut sein müßte und nirgends angebrachter wäre als hier? Warum wird, da man schon Wirklichkeit und Traum nicht greifbar unterscheidet, der König nicht erst recht von dem Darsteller des Massud mitgemimt, wo Rustan ja doch den kriegerischen Schwiegervater im Bilde seines agrarischen Oheims sieht? Warum wird . . . Aber die Vorstellung ist unter dem Niveau, auf dem Detailkritik lohnend wäre. Dieses Niveau hatte Kayßlers Volksbühne nach dem Abgang Ludwig Bergers verloren und in den letzten beiden Wintern wiedergefunden. Wird jetzt abermals eine magere Periode beginnen? Es wäre schade. Wie gut vertrüge grade heut Grillparzers Märchen eine neue Akzentuierung! Der muskulöse Bauernbursch Rustan entpuppt sich zum Schluß als echter Oesterreicher, der am Abend glühende Entschlüsse faßt und sich am Morgen vor den Folgen ängstigt. Von jeher hat man darob den Autor als jämmerlich quietistisch verschrien. Rustan hätte, ungehemmt von jenen Schrecken, die die Hand mit Blut besäumt, die Pflicht gehabt, auch

noch am Morgen immer feste druff zu gehen. Seine leidenschaftliche Apotheose des Friedens wurde feige und philiströs gescholten. Wie stand dagegen das stramme Preußentum da! Heut dankt man ihm, daß er den Kriegsruhm leer nennt, sich von seiner Schmeichelei lossagt und ein Bekenntnis zum Pazifismus ablegt, das man am allerwenigsten jetzt auf Eine Bühne beschränkt wünschte, wo in sämtlichen Kinos aufreizend Parademarsch geübt wird.

Das Paketboot Tenacity von Alfred Polgar

Von Charles Vildrac sprechen Kenner neuerer französischer Dichtung sehr liebevoll. Er ist ein Poet von so zartem wie intensivem Lebensgefühl. Welt, durch sein Herz fließend, wird Musik. Klage und Hymne des Daseins tönen ihm in unlösbarer harmonischer Bindung. Die Menschen liebt er, und sie tun ihm leid. Eine optimistische blaßrosa Schwermut gibt seinem Werk die Grundfarbe. Den Krieg hat er, ihn verneinend, als Kämpfer mitgemacht. Geschmetter der Sieg-Fanfare zerreißt ihm die Ohren: er verstopft sie dem niedrigen Lärm. Romain Rolland sandte seinen friedensapostolischen Segen.

Die wiener Kritik hat dem ‚Paketboot Tenacity', der einzigen Komödie, die Vildrac bisher geschrieben, solche Abkehr von Krieg und Sieg hoch angerechnet. Dem Phaenomen des bescheidenen Franzosen flogen die Herzen zu, und ob des ausgezeichnet bestandenen Examens in menschlicher Gesittung bekam Vildrac auch in dramatischer Kunst einen Einser.

Sein Stück ist sanft und schlicht, von einer die Nerven streichelnden innern und äußern Ruhe, gleich fern von heiß und kalt, wie ein ganz stiller, leicht getrübter Maitag. Es ist ein Lebensbild. Es ist ein Idyll. Es ist ein Pastell. Es trägt einen Schleier von Schwermut mit humorigen Goldpünktchen bestickt. Seine Mienen sind bewegt von heimlicher Frage und heimlichem Wissen, und wie mit halber Stimme singt es ein Melancholiedchen von des Lebens und des Menschenwillens und des Menschenherzens rührender uncertainty. Es hat keine Schärfe und kein Eck und keine Lautheit. Und sein Bitteres selbst hat Wohlgeschmack. Seltsam, daß diese Fragilität so mächtige Bildnerfäuste wie Theodor Däublers gereizt hat, sie in deutschem Lehm nachzukneten.

Zwei junge Leute, vom Krieg seelisch heimatlos gemacht, wollen auswandern. Der Eine ist ein tüchtig zugreifender, der Andre ein sanft-träumerischer Bursche. Dur und Moll. In der Hafenstadt bleiben sie — ‚Tenacity' hat Havarie — liegen. Moll verliert sein Herz an die liebe blonde Kellnerin. Dur nimmt sie; und eilt mit ihr fort, aufgebend den Freund und die Pläne neuen, fernen Lebens, in die doch nur sein stärkerer Wille jenen mitgezogen hatte. Der Verlassene, Verwundete schreitet nun allein den Weg, den zu gehen er allein niemals gewollt und unternommen hätte. So ist das Leben. ‚Tenacity', Entschlossenheit, hat immer im entscheidenden Augenblick Havarie. Und wenn sie wieder flott ist, Passagiere, die nicht wissen, wie sie aufs Schiff gekommen sind.

Ein Stück Leben von holder Alltäglichkeit rollt ab. Der Mensch ist gut, und wenn er dem Nebenmenschen auf den Fuß tritt, geschieht es weiß Gott nicht aus Bosheit, sondern weil der Weg, den er schreiten muß, über die Zehen des Andern führt. Alles an dieser Komödie, auch ihr Zweifel und ihr Weh, ist . . . sonntäglich. Sauber, freundlich, still. Von fernher klingt Glockenläuten, und die Geschäfte sind zu. ‚Paketboot Tenacity' ist stellenweise auch langweilig wie ein Sonntag; aber es macht schon Freude, zuzusehen, wie es sacht und träumerisch auf dem Wasser, das immerhin Meerwasser ist, schaukelt.

*

Dieses Schaukeln über geruhiger Tiefe hatte in der Vorstellung des Burgtheaters seinen guten Rhythmus. Eine Miniature wie ‚Paketboot Tenacity' nimmt natürlich in solchem Riesentheaterkasten sich ein bißchen armselig und verloren aus; dennoch ist es dem Regisseur, Herrn Paulsen, gelungen, die feine Stimmung der drei Akte zu wahren. Und wer guten Willens, mochte den besondern Duft dieses dramatischen Veilchens (violette de Vildrac) verspüren. Die Aufführung war so still, sauber, sonntäglich wie das Stück. Für mein Empfinden in manchem allzu süß und geschleckt. Solche blitzblanke Matrosenkneipe, wie sie da auf der Bühne des Burgtheaters stand, gibts wohl nur im Hafen von Kythera. Und wie der Raum, so die Menschen, nagelneu, lackiert, ohne Spur — auch im übertragenen Sinn ohne Spur — von Staub auf den Kleidern und Kot unter den Stiefeln. Kaum, daß sie Schatten warfen. Es wurde reizend gespielt. Frau Pünkösdy, die Kellnerin, redete anfangs in einem Ton, wie man Kindern Märchen erzählt. Später brach ihre resolute Natürlichkeit durch, die kostbare Frische und Unbefangenheit des Weibchens, das nichts ist als Weibchen. Den schwermütigen, schwerblütigen Auswanderer spielte Herr Schott deutsch-innig, gefühlvoll bei aller Zurückhaltung und Delikatesse, den stärkern Jungen, den Auswanderer, der am Weibe hängen bleibt, Herr Treßler mit einer Fülle illustrativer, lustiger Genauigkeiten im Nebensächlichen, die recht eigentlich das Entzücken des Zuschauers ausmachten. Wie er eine Flasche entkorkt, eine Türe leise öffnet, einen Koffer auspackt — das ist zu nett, zu amüsant. All das könnte und würde auch außerhalb der Rolle seine Unterhaltungswerte beweisen, es könnte absolut bestehen, ohne Einschaltung in Wesen und Schicksal einer besondern Theaterfigur. (Das ist Lob und Einwand zugleich.) Dieser echte Komödiant hat seine innigste Lust am Genrehaften, an der schalkhaften Umständlichkeit der kleinen Bühnenverrichtungen — und das Kind Publikum teilt solche Lust mit ihm, selig über jede Lebens-Aehnlichkeit der Puppen und des Puppenspiels. Auf solches „Strecken" der Komödie durch sachgemäße Bühnen-Hantierungen hatte die Regie überhaupt sorgfältig Bedacht genommen. Wie da-eine Stube gefegt, ein Fensterladen geschlossen, ein Schanktisch aufgeräumt, ein Schlüsselbund versorgt wurde — jedes Kind mußte dran seine helle Freude haben. Hatte sie auch, und ließ sich durch das laute Gähnen von ein paar gelangweilten Erwachsenen nicht die Stimmung verderben.

Katastrophenpolitik von Morus

Der Vertrag von Rapallo

Es scheint ein unentrinnbares Schicksal zu sein, daß die Menschen, die sich in den Bannkreis der Wilhelm-Straße wagen, mit Blindheit geschlagen werden. Noch vor einem Jahr geistreichelte Herr Dr. Rathenau von den Kaufleuten, die die schlimmsten Bürokraten würden, sobald sie einen Beamtenposten bekämen. Und jetzt hat sich an ihm selbst die Wahrheit dieses Wortes bestätigt. Gewiß ist er nicht Bürokrat im subalternen Sinne geworden. Aber Bürokrat sein heißt ja nicht nur: Federfuchser sein, pedantisch am Buchstaben kleben, sondern das Kennzeichen des bürokratischen Arbeitens ist letzten Endes: etwas an sich Richtiges zur unrechten Zeit, am unrechten Ort, ohne Rücksicht auf die jeweiligen Bedingungen zu tun. Rathenaus Stärke als Theoretiker wie als Praktiker liegt auf formalistischem, nicht auf psychologischem Gebiet. Er weiß zehn-, zwölfstellige Zahlen zu handhaben wie kein Andrer — der Zahlenjongleur Helfferich ist ein Stümper dagegen —; er ist ein Meister des Wortes, der Schrift, der Rede und des Verhandelns, solange es um technische Probleme geht; er übersieht die wirtschaftlichen Zusammenhänge wie Wenige in Deutschland (obwohl ihm auch da gewaltige Irrtümer unterlaufen sind; man erinnere sich, beispielshalber, wie Rathenau nach dem Londoner Ultimatum die 26-prozentige Ausfuhrabgabe für den Ruin der deutschen Wirtschaft erklärte, während tatsächlich der deutsche Export keinen wesentlichen Schaden dadurch erlitten hat). Aber wenn es noch eines Beweises bedurfte, daß Rathenau kein Staatsmann ist, so hat der deutsch-russische Vertrag von Rapallo es bewiesen.

Der Inhalt dieses Vertrages ist vorzüglich. Er setzt entschlossen unter die Vergangenheit einen Strich, räumt mit kleinlichen und unerfüllbaren Nachrechnungen auf, kümmert sich nicht um die innere Politik des Vertragsgegners, führt zwei wirtschaftlich ungleiche Völker unter gleichen Bedingungen zu gemeinsamer Arbeit zusammen. Wäre der Vertrag vor einem Jahre, wär' er noch vor wenigen Wochen abgeschlossen worden: es wär' ein politisches Meisterstück gewesen.

In Genua war dieser Vertrag ein Unglück: ein Separatvertrag mit offensichtlicher Spitze gegen Europa. In dem Augenblick, wo die europäischen Staaten nach vier Kriegs-, nach drei wirren Nachkriegsjahren zum ersten Male zusammenfinden, um gemeinsam über die Zukunft zu beraten, macht Deutschland, das neben Rußland am dringendsten auf die Hilfe der Andern angewiesen ist, diesen Seitensprung, isoliert sich freiwillig, schließt sich selbst vom Konferenztisch aus, setzt sich in einen Gegensatz zu allen andern Mächten, verscherzt sich die Sympathien, die es sich durch sein zurückhaltendes Auftreten in den ersten Konferenztagen erworben hatte, macht sich aufs neue verdächtig, der Unruhestifter Europas zu sein. 1907, im Haag, hat ein preußischer Gardegeneral die Verständigung der Völker verhindert — diesmal tragen die demokratischen Abgesandten der deutschen Republik das Odium, den ersten Ansatz zur europäischen Völkergemeinschaft gestört zu haben. Damals blieb der bescheidene Trost, daß die Schuld nur das wilhelminische Gewaltregime trifft — diesmal trägt das ganze deutsche Volk die Verantwortung. Das ist das verhängnisvolle Resultat des Vertrags von Rapallo.

Es erscheint fast unbegreiflich, daß ruhige Männer wie Wirth und Rathenau sich zu einem solchen Abenteuer hergeben konnten. Daß sie die geistigen Urheber dieser nächtlichen Aventüre sind, kann als ausgeschlossen gelten. Nach der ersten Version, die unmittelbar nach Abschluß des Vertrages verbreitet wurde, haben die Russen das ganze Unternehmen in Szene gesetzt, nachdem ihre Verhandlungen mit Lloyd George gescheitert waren, und die Deutschen haben sich nach allen Regeln der Kunst von den Herren Tschitscherin und Litwinow einwickeln lassen. In dem spätern deutschen Communiqué rühmt sich der Herr v. Maltzahn, der übereifrige, russophile Leiter der Ostabteilung des Auswärtigen Amtes, die Regie in der Osternacht geführt zu haben. Wie dem auch sei: unzweifelhaft geschah die eilige Unterzeichnung des Vertrages auf deutscher Seite ohne die nötige Erwägung der Folgen, in unverantwortlicher Hast, in einer nervösen, überreizten Stimmung, aus der plötzlichen Befürchtung, wenn man jetzt hicht zugreife, werde man „an die Wand gedrückt”. Derartige Angstpsychosen mögen vor dem Schöffengericht als Milderungsgründe gelten: in weltgeschichtlichen Situationen sind sie es nicht, und dürfen sie es nicht sein.

Wucherfreiheit

Während die Konsumenten unter der Last der ständig steigenden Preise leiden und sich die Lebenshaltung breiter Volksschichten von Woche zu Woche verschlechtert, unternehmen die Organisationen des Detailhandels einen kühnen Vorstoß gegen die bestehenden Wuchergesetze. Manche aufmerksame Zeitgenossen haben vielleicht erst bei dieser Gelegenheit erfahren, daß es so etwas in Deutschland überhaupt noch gibt. In der Tat: die wilhelminische Preistreiberei-Verordnung vom Frühjahr 1918 existiert immer noch, und die furchtbar dräuenden Zuchthausstrafen und Wuchergerichte, die uns nach unsrer herzensguten Revolution beschert wurden, desgleichen. Nur merkt man nichts davon. Von Zeit zu Zeit mag einmal ein erwerbstüchtiger Grünkramfritze vor die Akzisen kommen und alle Jubeljahr auch ein Großschieber — aber der sogenannte „reguläre” Handel wandelt nach wie vor ungestraft unter Palmen. Unbekümmert um die wirklichen Gestehungskosten, um den Einkaufspreis kann er die Verkaufspreise in die Höhe schrauben — die „neue Sendung” entschuldigt Alles.

Bedauerlicherweise kommen grade die Wuchergerichte, die zur Bekämpfung des Wuchers mit „Gegenständen des täglichen Bedarfs” eingerichtet sind, den verdienstlichen Neigungen der Händler weit entgegen. Aus der gewiß gerechtfertigten Erwägung heraus, daß die Kleinhändler, die ohne Kredit arbeiten, so viel einnehmen müssen, daß sie wieder neue Ware heranschaffen können, haben die Gerichte in einzelnen Fällen den Kaufleuten Konzessionen gemacht. Aber werden diese Ausnahmen zum Vorbild und zur Regel erhoben, dann wird die ganze Wuchergesetzgebung eine Farce. Ob sie freilich auch bei strengster Durchführung überhaupt noch einen Sinn hat, erscheint mehr als fraglich. Denn nach dem Abbau der Zwangswirtschaft setzen sich notwendig die Gesetze des freien Warenverkehrs wieder durch, und eines dieser Wirtschaftsgesetze lautet, daß sich die Preise nicht nach den Produktions-, sondern nach den Reproduktionskosten richten. Nicht die tatsächlichen, sondern die künftigen Herstellungskosten bestimmen den Preis der Ware. Was wir landläufig Wucher nennen,

ist also nur eine der vielen Segnungen des Manchestertums, das unser gutes Volk so heiß herbeigesehnt hat.

Dividendenpolitik

Nach und nach legen die großen Gesellschaften ihre Abschlüsse vor, und mit Vergnügen lesen Bürgersmann und Bürgersfrau, wie es „vorwärts geht". O, prächtig geht es vorwärts! Die Kapitalien sind im letzten Jahr verdoppelt und verdreifacht worden, aber auf das verwässerte Kapital wird eine noch höhere Dividende ausgeschüttet als im Vorjahr. Der Anilin-Konzern gibt, obwohl er bei dem oppauer Explosionsunglück fast eine halbe Milliarde Mark Schaden erlitten hat, seinen Aktionären statt 20 Prozent 30. (Dafür wird der Arbeiterpensionsergänzungsfonds, der im Vorjahr 15 Millionen Mark erhielt, diesmal nur mit 10 Millionen Mark dotiert. Ordnung muß sein.) Wieviel von den 168 Millionen Mark Reingewinn der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik für die Hinterbliebenen von Oppau abgefallen ist, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Die Ludwig Löwe A.-G. leistet sich eine Dividende von 35 Prozent gegen 24 im vorigen, und 18 im vorvorigen Jahr. Die A.-G. für Glasindustrie vorm. Friedr. Siemens gibt auf ihr erhöhtes Kapital statt 20 Prozent 30. Die Kammgarnspinnerei Stöhr begnügt sich bei einem Bombenabschluß, auf das seit dem Vorjahr verdoppelte Aktienkapital „nur" 25 Prozent Dividende zu geben und den Bonus von 100 auf 150 Mark zu erhöhen. Und so täglich ad infinitum.

Seltsamerweise vermögen in diesen Jahr auch Rekordabschlüsse keine sonderliche Zugkraft auf die Börse auszuüben. Ein, zwei Tage flattern die Kurse etwas in die Höhe, um dann wieder sanft herabzugleiten. Seit Ende des vorigen Monats zeigt der Aktien-Index eine ausgesprochene Abwärtsbewegung, und auch die Haussen in Spezialwetten, die zu Anfang des Jahres des Menschen Brust erfreuten, sind abgeklungen. Je niedriger der Kurs, desto höher stellt sich natürlich bei steigenden Dividenden die Verzinsung. 3 — 4 Prozent fallen jetzt schon, neben den spärlicher werdenden Bezugsrechten, bei vielen Papieren ab. Aber die Börse geht mit Recht bei der Bewertung der Aktien nicht von der Verzinsung und den Dividenden aus, sondern von dem effektiven Wert des Unternehmens, von den offenen und stillen Reserven. Die Aktionäre sind vielfach vorsichtiger als die Verwaltungen, bei denen eine großspurige Dividendenpolitik sozusagen zur Reputation gehört. Furcht vor Rückschlägen? Die deutsche Industrie kennt keine Furcht; sie kann sichs ja, wie der Fall Oppau zeigt, leisten. Sinds auch nur Papiermark — man kommt schon auf seine Kosten: die Konsumenten zahlen Alles.

Zu diesem Krieg von Ludwig Tieck

Warum muß es denn grade Krieg sein? Krieg ist ein gefährliches Spiel: ich kann schon das bloße Wort nicht leiden. Glaubt mir: es liest sich besser davon in Büchern, als dort im Felde zu stehn und zu passen — und wenn man nun in der Hinterhand sitzt und der Feind bekommt die Matadore!

*

Ist das nicht lächerlich, daß die Menschen im gewöhnlichen Leben so viele Umstände mit einander machen, und wenn sie nun einmal die rauhe Seite herauskehren, daß sie sich mit denselben Händen totschlagen, mit denen sie sonst so viele Höflichkeitsgebärden veranstalten!

Rundschau

Wo sind sie —?

Was an wirklichen Führerqualitäten im deutschen Volke steckt, hat man während des Krieges in brenzlichen Situationen dann gesehen, wenn der abgestempelte Achselstückträger Fehlanzeige gemeldet hatte und die Leute — besonders auf kleinen Kommandos — auf sich angewiesen waren. Die Alles niedertrampelnde Militärpädagogik hatte immerhin doch noch einige richtige Kerls übrig gelassen, die nicht wegen ihrer, sondern trotz ihrer wirkliche Männer geblieben waren. Um diese scharte sich, wenns drauf ankam, die Gruppe der Kameraden, die ja, wie jede Gesamtheit, ein sehr feines Gefühl für psychische Stärke hatten.

In den Revolutionstagen, in jener kurzen Zeit, wo das alte Preußen den Atem anhielt und sich nicht aus den Löchern hervortraute, in die es sich verkrochen hatte — da zeigten sich hier und dort überraschende Erscheinungen, die plötzlich ohne Vorkenntnisse, ohne Erfahrung und ohne Ausbildung alle Grade des preußischen Tschins überhüpft hatten und kraftvoll und spielend zugleich Das in sechs Stunden erledigten, was ein königlich preußischer Oberregierungsrat in einer Woche lahm zu verkorksen pflegte. Mir sind viele solche Beispiele bekannt geworden, wo einfache Leute in ihrer Eigenschaft als Vorsitzende des Soldatenrates, als „Kommandanten", als Leiter und Führer jedes Grades eine Geschicklichkeit, eine Menschenkenntnis, eine Umsicht und eine Energie entwickelten, die bewiesen, daß man diese Dinge nicht nur lernen, sondern auch besitzen kann. Zugegeben, daß Viele, einmal zur Macht gelangt, nur die Untugenden ihrer verhaßten Vorgesetzten übernahmen und mit Geschäftsordnungsdebatten, preußischen Schikanen und jenem dämlichen Dünkel pensionsberechtigter Spießer all Das weiter trieben, was sie von jenen zu erleiden gehabt hatten. Aber eine Reihe von Männern war doch ersten Ranges und wußte Menschen zu führen, zu lenken, anzufeuern und zu bremsen.

Wo sind sie — ?

Wo sind alle diese, die durch ihre Existenz der brillentragenden Juristenclique einen Schreck ins Gebein jagten, weil die durch bunte Bierbänder geeinte Beamten-Genossenschaft mit beeidetem Hintern deutlich fühlte, wie hier Leute ans Ruder zu kommen drohten, die gar keine Paragraphenkenntnis, aber sehr viel gesunden Menschenverstand besaßen. (Man braucht nur zu beobachten, wie findig und vernünftig irgendein gewandter Chauffeur eine Sache anfaßt, und wie stumpfsinnig, verlogen und verdreht das Selbe von einem verbrauchten Schreiber der Verwaltung exekutiert wird.)
Wo sind sie —? Der erste Schreck ist gewichen. Und die Schlangenklugheit der preußischen Beamtenschicht hat über den gesunden Impetus der neuen Männer, die von unten kamen, gesiegt. Blutauffrischung? Aber man hat die Unbequemen längst abgeschoben, durch Beförderungen auf rein repräsentative Posten unschädlich gemacht, eingesperrt, verleumdet, ermordet . . . Wo sind sie? Da, wo sie waren . . . Unten.
Die von der Revolutionswelle nach oben gespülten Korkmännerchen hatten nicht einmal die Tüchtigkeit, sich gute Gehilfen auszusuchen, wohl aber die Dummheit, sich von den Männern mit den guten Manieren, den Paragraphenbrocken, der Aktienroutine imponieren zu lassen. Wolfgang Heine war gar nicht mehr zu sehen, so hatten sie ihn eingewickelt; Noske war böswillig, und nur Braun verstand es, sich überzeugungstreue Männer zur Arbeit heranzuziehen.

Gegen einen sozialistischen Schulrat in Berlin liefen sie alle Sturm, weil ihm irgendwelche Papiere fehlten, die eine Prüfung mit durchschwitztem Frack anzeigten —

aber daß dreißig Jahre lang ein Commis Kaiser gewesen, und daß die Vorbildung der meisten Minister von der Bureaugewandtheit ihrer Geheimen Expedierenden Sekretäre übertroffen wird, stört eine Nation nicht, die allemal den Grad über das Herz, die Formelexamina über die innere Beziehung setzt, und die, wo es sich um den Kopf handelt, ingrimmig auf die Hämorrhoiden starrt.

Und so erzieht sie Männer. Und wundert sich, daß keine da sind, wenn das Schiff in Not ist. Und jagt die paar, die aus der Mannschaftskambüse gelaufen kommen, wieder weg, weil ihnen die goldenen Streifen auf dem Aermel fehlen, und will lieber unter einem planmäßig angestellten Staatssekretär der Gehaltsklasse XI zugrunde gehen als leben bleiben unter vernünftigen Männern, die gesund und volkstümlich denken.

Ignaz Wrobel

Uneheliche Mutterschaft und Demokratie

Die engherzige, von weiten Kreisen des Volkes für rückständig und kulturwidrig gehaltene Auffassung, wie sie von Reaktionären und Muckern über die uneheliche Mutterschaft gehegt wird, und die in einer Entschließung des Verbandes der deutschen Reichspost- und Telegraphenbeamtinnen offiziell zum Ausdruck gebracht wurde, ist von einer Reichstagsmehrheit gebilligt und gesetzgeberisch festgelegt worden. Daß die rechte Seite des Hauses und auch das Zentrum sich zu diesem veralteten Standpunkt bekennen würde, war ja nicht anders zu erwarten. Daß aber sogar die Demokraten in dasselbe Horn stießen, hat auch in bürgerlich-demokratischen Kreisen Kopfschütteln und Widerspruch erregt. Der Bund der Atheisten, zum Beispiel, der nur zum Teil aus Sozialdemokraten, zum andern Teil aus bürgerlichen Demokraten, freilich durchweg modern denkenden Menschen, besteht, hat bereits vor den Reichstagsverhandlungen über diesen Gegenstand gegen die Entschließung des genannten Beamtinnenverbandes eine Protesterklärung erlassen, in der auf das Unwürdige und Unkulturelle jenes Verhaltens hingewiesen wurde.

Jetzt hat Ministerialrat Fräulein Dr. Gertrud Bäumer, Mitglied des Reichstags, die bei den Reichstagsverhandlungen als Vertreterin der Demokratie jene Maßnahme in eigentümlicher Weise begründet und verteidigt hatte, in der Vossischen Zeitung vom zwölften April (Nummer 173) ihr Verhalten und ihre Gründe noch eigens darzulegen sich bemüßigt gefühlt. (Inzwischen auch noch in ihrer Zeitschrift: ‚Die Hilfe'.) Sie hat ihre sehr eigenartige Auffassung der Sache damit keineswegs in ein besseres Licht gerückt. Wohl kann man ihr darin beipflichten, daß eine gewisse, auch von jedem andern zivilisierten Menschen zu verlangende Wohlanständigkeit erst recht von den Beamten gewahrt, vor allem Hazardieren und Saufen vermieden werden sollte. Auch im Verkehr mit dem andern Geschlecht, der sonst Keinen etwas angeht, kann bei beiden Geschlechtern eine gewisse Reserve gefordert werden, wenigstens die Vermeidung exzessiven, die Oeffentlichkeit herausfordernden, allzu ungenierten Verhaltens. Aber mit der unehelichen Mutterschaft hat dies nichts zu tun. Geschlechtlich allzu genußsüchtige und leichtfertige Frauen, an denen man vielleicht Anstoß nehmen könnte, kommen kaum in die Lage, Mutter zu werden, sondern wissen recht gut die Mutterschaft zu vermeiden oder rechtzeitig zu beseitigen. Eine uneheliche Mutterschaft wird vielmehr meist da eintreten, wo ein Mädchen aus Schwäche einmal erliegt oder (vielleicht bei vorhandenem Ehehindernis) ihrer großen Liebe und dem dadurch geweckten sinnlichen Drang sich hingibt. (Oder bei Frauen, die, von modernen Anschauungen tief durchdrungen, gewillt sind, auch praktisch mit ihrer eignen Person die Konsequenz daraus zu ziehen.) Will man nun, wie Fräulein Bäumer,

ein Examen darüber anstellen, ob einer dieser Fälle vorlag, und inwieweit man einen Fall so ansehen darf? Oder ob der Fall so lag, daß man ihn als unsittlich, als einer Beamtin unwürdig zu betrachten habe? Will man etwa Bettschnüffelei treiben und allerhand Hausklatsch nachgehen? Merkt Fräulein Bäumer nicht, welche Entwürdigung, welche Ehr- und Schamverletzung, welche wirkliche Verletzung weiblicher Würde, ja welche Brutalität für eine junge Mutter darin liegt, wenn ein so rigoroses Examen mit ihr vorgenommen wird? Man muß dem grünen Leben wirklich recht fremd gegenüberstehen oder von mittelalterlich-kirchlichem Zelotismus verkalkt sein, wenn man mit solchen Einwänden der Frage begegnet und sie mit solchem Sophismus reaktionär behandelt wie Gertrud Bäumer. Ja, dieser kirchlich-reaktionäre Verkalkungszustand wird wohl in jeder unehelichen Schwangern eine Persönlichkeit erblicken, die Achtung und Vertrauen nicht beanspruchen kann, und das anzustellende Sittlichkeitsexamen dürfte sich in allen Fällen als schlechter Schutz für uneheliche Mütter, den Fräulein Bäumer darin sehen will, erweisen.

Georg Zepler

Schauspielerparlament

Ueberall in der Welt wird gelogen. Im Theater vermutlich nicht weniger als sonstwo. Als auf die rhetorische Frage des Präsidenten, ob Irgendwer im Saale für möglich, ja, überhaupt für denkbar halte, daß ein Mitglied des Verwaltungsrates kapabel sein könnte, auch nur eine Nacht ruhig zu schlafen mit dem Bewußtsein, vielleicht einmal von der Wahrheit abgewichen zu sein — als auf diese Frage Einer sich provoziert fühlte, „Ja” zu antworten: da brach ein Geschrei aus, das Geschrei wuchs zum Orkan, vollendete sich zum grandiosesten Bild einer Panik, als hätte zum mindesten Jemand gerufen: „Genug des lächerlichen Theaters. Schauspieler, werdet wieder Künstler!” (Fordert dies, und es gibt im Ernst eine Panik in der deutschen Theatermannschaft.)

Ein paar Mal sah es aus und hörte sichs an, als müßte es im nächsten Augenblick zu Tätlichkeiten kommen. Es kam nicht dazu. (Die Kugel, deren Knall der Inspizient entbindet, trifft nicht wirklich, denn sie ist nur die Geste einer Kugel.) Obgleich ich der Sitzung, die länger dauerte als eine ungestrichene Faust-Aufführung, immerhin bis zur letzten Untergrundbahn als Zuhörer beigewohnt habe: den Fall „Nordwestdeutschland”, der als einziger Gegenstand zur Debatte stand, kenne ich nicht — ich kenne ihn nicht und hüte mich, Partei zu ergreifen. Aber so viel ist sicher:

Am Ende der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch (als die Untergrundbahn schon wieder fuhr) wurde dem Präsidium dafür, daß es den in ihrem Bezirksverband immer wieder zu Funktionären gewählten Kollegen Arnold Czempin und Marie Borchardt die Bestätigung verweigert hat, die ausdrückliche Billigung der Delegiertenversammlung ausgesprochen; Herr Rickelt hatte, wie ein Ministerpräsident, sein Vertrauensvotum; die nordwestdeutschen Aufrührer waren erledigt. In der nächtlichen Karfreitagstagung wurde „mit überwältigender Majorität” eine Resolution angenommen, die dem Präsidium empfiehlt, die „etwaige” Wiederwahl der Czempin und Borchardt zu bestätigen; keine Stimme, außer der durch obligate Heiserkeit dezimierten des Präsidenten Rickelt, erhob sich dagegen. Mit andern Worten: den Helden von Nordwestdeutschland wird im voraus für den — nun nicht mehr zweifelhaften — Fall ihrer Wahl das Vertrauen eben der Versammlung votiert, die dem Präsidium wegen der Nichtbestätigung dieser Wahl ausdrücklich ihr Vertrauen votiert hat. (Dafür Geld und Nächte.)

Ich frage: Glauben die Schauspieler im Ernst, durch so unernste Parlamentspielerei (die das

theatralische Korrelat ihres Gewerkschaftlertums ist) dem Ansehen ihres Standes oder dem Interesse des Theaters oder sonst einer guten Sache zu dienen?

Klaus Pringsheim

Das Schwedische Ballett

Diese Schweden (Rolf de Maré und Jean Börlin) machen auf der Bühne sozusagen mit lebendem Material, mit lebendigen Menschen Experimente, die bisher nur die modernen Maler auf ihren Leinwänden und die modernen Musiker auf ihren Klavieren und Orchestern gemacht haben. Sie machen expressionistische, kubistische, sogar dadaistische Balletts. Sie tanzen nach Musiken, unter denen die von Debussy so etwa die unmodernste ist; die übrigen sind von Milhaud, Honneger und Francis Poulenc — eine Musik, zu der in Paris das Publikum die ersten zwei Jahre lang die obligate Begleitung auf Hausschlüsseln zu pfeifen pflegt. Sie lassen sich ihre Kostüme und Dekorationen von Leuten wie Léger, Irene Lagut und Andrey Pan machen, was ins Deutsche übertragen etwa Feininger, Klee und Kubin heißen würde. Eine Ausstattung haben sie sogar von dem doch immerhin schon vor längerer Zeit verstorbenen spanischen Maler Theotokopuli, genannt El Greco, bezogen. Das von ihm ausgestattete Ballett heißt auch: ‚El Greco' und sieht, weiß Gott, wie ein lebendig gewordenes Gemälde dieses alten, durch Meier-Graefe so berühmt gewordenen Spaniers aus.

Man kann sich danach wohl denken, daß diese Schweden den Begriff „tanzen" sehr anders auffassen, als man gewohnt ist, und als die Tradition vorschreibt. Sie „tanzen" nicht nur Tänze: sie „tanzen" ganze Dramen, zum Beispiel: ‚Das Narrenhaus' und ‚Die Hochzeit auf dem Eifelturm'. Das eine ist eine sehr grausige Vision; das andre eine sehr ulkige und sogar politische, dadaistische Satire. Und ein drittes: ‚Der Mensch und seine Sehnsucht' ist eine mythisch-mystisch-mysteriöse und sehr fromme ‚Bilddichtung' von Paul Claudel. Man muß schon zugeben: es ist sehr kühn und sehr neu, was diese Schweden da versuchen. Und man muß allen Leuten dankbar sein, die die ersten Schritte auf bisher noch nicht begangenen Wegen tun. Auch wenn man selber nicht mitgeht. Ich finde es deshalb ebenso dumm wie unpassend, diese neuen und ohne Zweifel sehr ernsten Experimente mit Zischen und Pfeifen zu empfangen.

Munter freilich werde auch ich erst, wenn diese hübschen Schweden-Jungens und -Mädchen ihre alten Volkstänze (die tanzen sie nämlich auch zwischendurch) laufen und springen, wie ihnen die Beine gewachsen sind. Das ist zwar lange nicht so rätselhaft und gedankenschwer wie Claudels ‚Bilddichtung' — aber es gefällt meinen Augen und meinen Ohren besser. Und am schönsten, wirklich ganz wundervoll wird die Sache, wenn sie zwischendurch einmal doch die strengen Gesetze der neuen Kunst verlassen und einen regelrechten Walzer von Chopin tanzen, wie die Tradition es vorschreibt: in weißen Ballettröckchen auf den Zehenspitzen daherschaukelnd, gaukelnd, gleitend, schwebend. Eine Schar reizender junger Mädchen, wie vom Wind verwehte weiße Blüten, im Dunkel einer Allee aufleuchtend. Da lacht den altmodischen Menschen, zu denen ich gehöre, das Herz im Leibe. Da zeigen diese Schweden erst, wieviel sie eigentlich können, wie sehr sie tanzen können nach der guten alten Ballett-Tradition, wenn sie wollen. Eine darunter: Carina Ari ist von der Muse des Tanzes, die früher in Griechenland, zuletzt aber in Rußland wohnte (und heute, wer weiß wo?), so ganz sichtbarlich auf die Stirn oder sonstwohin geküßt. Ich sah sie auf einem nächtlichen kleinen Fest nach den Klängen eines heisern Grammophons einen argentinischen Tango tanzen. Und das war freilich das Schönste, was ich vom Schwedischen Ballett

und, seit die Karsavina weg ist, überhaupt an Tänzen gesehen habe. Ein anmutiges, bescheidenes kleines Mädchen wird unter den Klängen dieser schwülen, berauschenden Tropen-Musik plötzlich — nein, nicht plötzlich, sondern ganz allmählich eine Katze, ein Panther, ein Raubtier, das leise, lieblich, lockend und gefährlich den Mann (der nicht da ist) umschleicht, umlauert, umliebkost und verlockt. Anmutig, schmeichelnd, mutwillig spielend manchmal wie eine kleine Katze, und heimlich lauernd, lockend, gefährlich wie ein großer Panther, der Blut geleckt hat. Und man denkt unwillkürlich: So sind sie? Seltsam, was eine Frau alles sein kann! Ein kleines unschuldiges Mädchen, ein zärtliches Muttertier und ein gefährliches, grausames Raubtier. Und das alles auf ein Mal! Seltsam, seltsam, höchst sonderbar und seltsam!

Hans Siemsen

Ljeßkow

Tolstoi hat sich zweimal über Nikolai Ljeßkow ausgesprochen: einmal tadelnd, einmal lobend. Worauf sich der Tadel gründet, weiß ich nicht — unter den Anlässen zu dem Lob ist sicherlich ‚Lady Macbeth von Mzensk'. (Bei der Südbayrischen Verlagsanstalt in München-Pullach erschienen.)

Die Geschichte der Kaufmannsfrau Katerina Lwowna wäre ohne Tolstoi schwerlich geschrieben worden — aber das ist eine Anerkennung. Denn es gehört hohe Kunst dazu, die Künste das Alten auch nur anzuwenden . (Seine Kunst selbst ist nicht nachzuahmen.) Die Geschichte rollt ruhig und sicher ab, klar und übersichtlich wie ein Naturereignis. Das muß Alles so sein. Die Darstellung des Buches (das Siegfried von Vegesack gut ins Deutsche übertragen hat) erinnert manchmal an Lynkeus — besonders an seine Erzählung ‚Im Postwagen',und Lynkeus hat ja selbst einmal im hohen Alter geschrieben, daß er sich vorgesetzt habe, im Gegensatz zu den schlechten Lyrikern, die in die Naturelemente menschliche Empfindungen hineinlegten, die menschlichen Gefühle elementar zu schildern. Ljeßkow braucht sich das nicht vorzunehmen — er ist ein Russe. Hier möchte man beinahe das im Deutschen so mißbrauchte Papierwort anwenden: „naturgemäß" muß sich die Frau in ihren Sergej verlieben, „naturgemäß" erfolgt Entdeckung, Bestrafung, Verschickung, Untreue und Tod. Immer wieder erstaunlich, wie tief das heruntergeht, wie das ergreift, wie das packt. Lehrreich, wie noch der dumpfeste russische Bauernbursche umso viel höher auf der Stufenleiter menschlicher Wesen steht als etwa der Schmalztenor Gustav Roethe.

Um von etwas Erfreulicherm zu sprechen: schön sind die Schilderungen der Natur; der Fall Balzac ist ja selten, und im Allgemeinen darf gesagt werden, daß hier der Prüfstein für einen Autor ist.

Das Buch sollte die russische Ecke jeder Bibliothek zieren. Und es brauchte gar nicht einmal so sehr weit entfernt von Tolstoi zu stehen.

Peter Panter

Antworten

Patriotischer Verlag. Ihr, E. S. Mittler & Sohn, die Ihr Lindström-Ludendorff und die gesamte Patriotitis gepachtet habt, kündigt die Reklameprospekte des geschlagenen Generals folgendermaßen an: „Gegenüber den Angriffen des Professors Delbrück sei das Urteil aus Feindesmund, nämlich des französischen Generals Buat, des Generalstabschefs von Foch, in Erinnerung gebracht.” Es ist eine alte Sache, daß die feindlichen Militärs unter einander viel enger zusammenhängen als die Soldaten und Zivilisten desselben Volkes. Totschläger sind einander von je sympathisch gewesen, und Ihr könnt zwar keinen Franzen leiden, aber seinen Militarismus habt Ihr gern.

Psychoanalytiker. Es ist schade, daß die Freudianer sich so wenig mit der Presse beschäftigen. Sie würden da täglich das prachtvollste Material finden: nicht nur in den (vielleicht menschlich interessantern) „Fehlleistungen” der Setzer, sondern vor allem in den „Schreibfehlern”, in denen sich das Unterbewußtsein der politischen Redakteure dokumentiert. So kann man jeden Morgen im Berliner Lokal-Anzeiger lesen, daß die Franzosen nicht den Justizminister, sondern den (frühern) Kriegsminister Barthou nach Genua geschickt haben. Und so stand auch neulich in der bürgerlichen Presse Berlins dick und deutlich zu lesen, die Sozialisierungskommission sei aufgeflogen, weil sie 172 Millionen im Jahr koste, und gutgläubig hat diese Zahl Morus in Nummer 13 der ‚Weltbühne’ wiedergegeben. In Wirklichkeit kostet sie dem Reich noch nicht eine Papier-Million. Freilich ist auch die weggeworfen. Denn in einem Lande, das nicht an Sozialisierung denkt, ist eine Sozialisierungskommission nach Titel und Zusammensetzung eine Vorspiegelung falscher Tatsachen.

Geheimrat Dr. Endemann, Professor der Rechte in Heidelberg. Sie schreiben mir: „Hiermit teile ich Ihnen mit, daß Sie bei Abdruck der Notiz ‚Heidelberger Rechtskandidat’ in Nummer 14 der ‚Weltbühne’ einer plumpen und gehassigen Lüge zum Opfer gefallen sind. Das Zitat meines Rechtsfalles, in dem von deutschnationalen Edelschweinen die Rede ist, wird in der Notiz des ‚Heidelberger Rechtskandidaten’ richtig wiedergegeben. Indessen: das Blatt, das diesen Fall enthält, wurde im Jahre 1903 gedruckt. Bei der Korrektur hatte ich das allein dastehende Wort ‚national’ gestrichen und durch ‚deutsch’ ersetzt; der Drucker aber fügte beide Worte ein: durch seine Unachtsamkeit ist also die jetzige Textfassung entstanden, an der ich jedoch keinen weitern Anstoß nahm, weil damals das Wort ‚deutschnational’ noch keine spezifisch parteipolitische Bedeutung besaß. Als ich aber im Wintersemester 1921/22 den Druckbogen wiederum verteilte, setzte ich meinen

Zuhörern die Entstehungsgeschichte der Textfassung auseinander und erklärte mit erhobener Stimme: ‚Jeder von Ihnen gibt mir das Versprechen, in Fall 4 das Wort deutschnational sofort zu streichen; nur unter der Bedingung, daß diese Benennung nicht mehr vorhanden ist, gebe ich das Blatt aus der Hand und dürf en Sie es annehmen. Arbeiten, die trotzdem von ‚deutschnationalen Edelschweinen' sprechen, korrigiere ich nicht.' Diese mit Nachdruck abgegebene Erklärung wurde von Allen in studentischer Weise angenommen, und von etwa 140 eingelieferten Arbeiten verstieß keine einzige gegen mein Verbot. Wenn nun in der ‚Weltbühne' von einem ‚Heidelberger Rechtskandidaten' die Behauptung aufgestellt wird, ich hätte einen auf deutschnationale Edelschweine abgesellten Fall aufgegeben, so beruht dies erstens auf einem schweren Vertrauensbruch, der sich nicht einmal durch die rühmliche Absicht einer verleumderischen Herabsetzung des politischen Gegners rechtfertigen läßt, und zweitens auf einer groben Unwahrheit, denn ein kraft Vereinbarung ausgestrichenes Wort existiert eben nicht. Nach alledem stehe ich nicht an, den ‚Heidelberger Rechtskandidaten' für einen Lügner zu erklären, was ihn hoffentlich dazu bewegen wird, sich aus seiner feigen Anonymität herauszuwagen."

Verwaltungsbeamter. Der bekannte Polizeidirektor Henninger, der vor Ausbruch der Revolution der schärfste reaktionäre Diktator beim Oberkommando in den Marken war, ist jetzt — unter dem Minister Severing — zum Regierungsrat ernannt worden. Mich wundert, daß der Mann seinen Minister nicht wegen Beleidigung verklagt hat.

Auswanderer. Vor mir liegen Zeitungen aus Swakopmund. Es ist merkwürdig, wie schnell sich bei den meisten Auslandsdeutschen die guten Eigenschaften ihres Volkes verflüchtigen. Uebrig bleiben die schlechten, als da sind: Bierdunst, Renommierlust, Kastenhochmut und jene mufige Luft mittelständischer Honoratiorenkneipen. Sie sind selbstverständlich alle noch monarchistisch und haben gar kein Gefühl dafür, daß sie draußen, bewußt oder unbewußt, stets ihr ganzes Land repräsentieren. Sie spielen, wo auch immer, deutsche Kleinstadt und wundern sich über einen Deutschenhaß, der in erster Linie ihnen gilt. Der geistig abweichende Deutsche muß draußen mitmachen, oder er wird boykottiert. Du wirsts ja sehn. Ade, ade! gedenke mein!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVIII. Jahrgang 4. Mai 1922 Nummer 18

Deutsche Reden von Otto Flake

4.

Skandal am sechsten Mai

Am sechsten Mai feiert man in Potsdam, und die Reichswehr ist auch dabei. Sie wird nicht grade mit klingendem Spiel zur Parade ziehn, aber ihre Kasernen zur Verfügung stellen, um die Angehörigen der ehemaligen Gardeartillerieregimenter unterzubringen, die an diesem Sonnabend in Potsdam zusammenkommen — am Geburtstag des Kronprinzen.

Drei Dinge sind ein Skandal: die Wahl des Tages; die Mitwirkung der Reichswehr; die Veranstaltung als solche.
Die Deutschen sind sentimentale Jesuiten. Eine üblere Mischung läßt sich nicht finden. An diesem Wort kann nicht gerüttelt werden, auch wenn der Artillerietag nicht stattfinden sollte, auch wenn die Entente veranlaßt, daß er verboten wird. Ich hoffe sogar, daß der Reichspräsident aus eignem Entschluß eingreift, um diesen nationalistischen Ersten Mai zu verhüten: ich darf auch dann noch grundsätzlich von einem Geschehnis sprechen, das Symptom einer Geistesverfassung ist, von der man sagen kann, daß sie die normale sei.

Sentimentale Jesuiten: die Verschlagenheit der Einen wendet sich an die Verschwommenheit der Andern, und wenn sie zusammenkommen, entsteht die ebenso explosive wie unnoble Mischung, die ein geordnetes Land zerstörte und das Mißtrauen der Welt rechtfertigt.

Die Sentimentalen sind vielleicht ehrlich erstaunt, wenn man ihnen das abrät, was sie die Pflege einer ruhmvollen Vergangenheit und des kameradschaftlichen Geistes nennen. Die Sentimentalen halten es ihrerseits für unnobel, die Symbole des Alten — des Gewordnen, sagen sie — nämlich die Bilder und Büsten der Monarchie zu entfernen.

Das ist, als beginne Einer, der sich von seiner Frau geschieden hat, alle Zimmer mit ihren Photographien zu behängen und einen beredten Kultus mit ihrem Andenken zu treiben. Es gibt Unsauberkeiten, die ein klarer Mensch nicht tut. Es gibt Sauberkeiten, die er tun muß. Jetzt spreche ich nicht von den radikalen Verehrern der Vergangenheit, denn sie können antworten: Wir wollten uns gar nicht von unsrer Liebe scheiden lassen. Ich spreche von den Regierenden, von der Masse, die sich immerhin mit der Republik abfindet, und von den Gebildeten, die für die Andern denken müßten.

Es ist unsauber, so wenig Temperament zu haben, daß man in Augenblicken der leidenschaftlichen Erregung nicht leidenschaftlich wird —, also in Augenblicken der Revolution sich so benimmt, als ziehe man von einem Bürohaus ins andre, jedes Gerümpel mitschleppend.

Wenn ein Staat Revolution macht, räumen seine Menschen aus, entfernen, streichen neu an. Ich denke nicht daran, nachträglich zu verlangen, daß man die Siegesallee und dergleichen

hätte zertrümmern sollen. Aber wenn man es getan hätte, wäre es menschlich gewesen — man würde fühlen, daß Wesen von Fleisch und Blut auf dem Plan waren. Mögen sich die Parlamentarier damit abfinden, daß sie im Reichstag noch immer am Standbild Wilhelms des Ersten defilieren, wenn sie aus dem Restaurant, einer wahren Bahnhofswirtschaft, in den Saal gehen. Anderswo hätte man so viel Geschmack gehabt, für die neue Souveränität eine symbolische Handlung zu erfinden (Geschmack ist manchmal revolutionär).

Es ist etwas Unheimliches um ein Volk, das sogar in den Momenten, wo der Boden unter seinen Füßen wankt, „objektiv" bleibt. In unserm Land bilden sie sich auf diese Sachlichkeit etwas ein, und sie bedeutet doch nur, daß man nicht rassig genug ist, um zu bemerken, daß man den Rubikon überschreitet.

Seine Grenze überschreiten heißt: den Rücken kehren und Neuland sehen. Aber rückwärts blicken und vorwärts blicken und in der Mitte stehen, was ist das? Verworrenheit, Mangel an Noblesse, Unfähigkeit zu Erlebnis, Charakterdefekt. Die Deutschen sind defekt. Nicht einmal hassen können, solange man Götzen stürzt. Nicht einmal Ja und Nein sagen können.

Charakterlosigkeit ist immer dumm, Dummheit ist immer charakterlos, Intelligenz und Moralität sind eines, das ist das ABC für Deutsche, an dem sie, ewige Pubertätsmenschen, studieren mögen. Der taktische Fehler von Genua, den Wirth beging (man sagt: nicht Rathenau), war zugleich ein Geschmacksfehler, und der Geschmacksfehler nur aus deutscher „Mentalität" erklärbar.

Ich bin Kritiker der Deutschen, aber nicht ihr Verleumder. Ich sehe wohl, daß jene Objektivität oder Gelassenheit der Deutschen einer in letzter Instanz gütigen und großherzigen Anlage entspringt. Es ist sogar schön, in der Idee, einen Umsturz der Staatsform ohne Wut und Blutvergießen durchzuführen. Aber, nicht wahr, dann muß man auch auf der aktiven Seite entschlossen sein, auf der passiven Seite parieren.

Dann darf es dort kein Nachgeben und hier keine Demagogie geben. Dann darf sich weder Sentimentalität noch Jesuitismus regen. Dann darf nicht die schmachvolle Einseitigkeit vorkommen, daß die linksstehenden Führer ermordet werden, die rechtsstehenden aber nicht ein einziges Attentat buchen können. Dann dürfte Herr Geßler nicht Reichswehrminister sein und der Artillerietag in Potsdam nicht einmal angekündigt werden.

Es gibt Leute, die behaupten, der Kronprinz habe sich so gewandelt, daß ihm jene potsdamer Demonstration, jene Demonstration des Potsdamer Geistes, nicht willkommen sein werde. Mag sein. Man muß auch den Fall Hohenzollern im Exil unsentimental betrachten.

Es ist ein abscheuliches Los für einen vierzigjährigen Mann, in einem Fischerdorf das Dasein eines Nabelbeschauers führen zu müssen. Das ist Alles, was wir vernünftigerweise zu diesem Problem sagen können. Jedes Handwerk hat sein Risiko, auch das der Könige.

Kein General und kein Großmaul aus der Zeit der Propaganda für den Unterseebootkrieg ist vor ein Tribunal gestellt worden, sie sind gelinde davongekommen. Auch die Hohenzollern kamen gelinde davon. Also. Wenn sie sterben, mag man sie in heimischer Erde begraben, obgleich das auch nur eine Sentimentalität ist. Aber man begrabe sie nicht mit Provokation.

Als der letzte bayrische König starb, erschien das münchener Blatt, das sich demokratisch nennt, mit Trauerrand, so ist deutsche Demokratie. Sie sagten dort unten, sie trennten das Politische vom Menschlichen — matte Seelen, die ihren Instinkt verloren haben. Man kann in Zeiten der Erregung und der Grundsätzlichkeit nicht das Politische vom Menschlichen trennen, man kann höchstens privat sagen: Der verstorbene König war ein ganz braver Mann, mag er sich privat begraben lassen.

Kontinuität und Tradition sind ein gutes Ding, Sachlichkeit und Ueber-den-Dingen-stehen sind vorzüglich; aber dieDeutschen haben nur etwas läuten gehört, sie halten sich an das Was, nicht an das Wie.

Prinzipiell gesehen steht hinter ihrem menschlichen Gefühl für ihre alten Fürsten wie hinter dem für die alte Armee die Bequemlichkeit: man braucht den Nationalisten nicht entgegenzutreten.

Am Ostersonntag macht jeder Deutsche den Spaziergang Fausts vor die Tore. Vor den Toren Berlins liegt Potsdam, ich ging also nach Potsdam, kam am Mausoleum der letzten deutschen Kaiserin vorüber und fand im Winkel der Tür liegen: ein Ei, schwarzweißrot gefärbt, darauf die Inschrift: In Treue fest. Es wäre Mode, diese Geschichte von dem in Treue fest gekochten Ei zu erfinden. Sie ist wahr. Sie spielt in einer Nation, deren Hirn ein Rührei ist.

*

Mit dieser Geistesverfassung kommen wir also nicht weiter. Die gute Beziehung zwischen altem und neuem Heer, die der Wehrminister pflegen will, ist nur ein Einzelfall der guten Beziehung zwischen altem und neuem Geist: dem Wesen nach eine Widerwärtigkeit, nämlich ein Widerspruch. Entweder ist man alt oder neu — es langweilt, das überhaupt zu sagen.

Aber es geschehen Dinge wie diese: das Reichsgericht verurteilt einen Mann, der im Krieg Spion für die Feinde war, im Jahre 1922 zu vier Jahren Zuchthaus oder Gefängnis, ich weiß nicht mehr. Ein unerhörter Vorgang, den die bürgerliche Presse ohne ein Wort des Einspruchs abdruckt.

Der Spion wird ein Schuft gewesen sein — ganz gleich, das Reichsgericht könnte ebensogut Einen, der im Jahre 1916 eine Majestätsbeleidigung ausgestoßen hat, nachträglich zur Verantwortung ziehen. Ist der Krieg zu Ende oder nicht? Steht da noch ein Paragraph und kann nicht sterben? So schlage man ihn tot. Ließ man die marburger Studenten laufen, die verdächtig sind, Mörder zu sein, so lasse man auch den Spion laufen, mancher Offizier war schlimmer als er, Namen

stehen zur Verfügung, es gab zum Beispiel einen gewissen Hiller, und Diebe mit Tressen und Eisernem Kreuz gab es auch.

Der Reichspräsident ist ein gescheiter Mann. Er hat Gelegenheit, sein Begnadigungsrecht an einem verspäteten Kriegsopfer zu üben und einen Strich durch den Kronprinzentag zu machen.

Da er ein gescheiter Mann ist, sollte er auch den Mut haben, die Frage der Teilnahme der Reichswehr an Gedenktagen, wie man sagt: aufzurollen. Gedenktage und Zusammenkünfte, wir wissen, was sie sind. Sie sind nicht der harmlosen Pflege der Kameradschaft gewidmet. Sie sind ein Symptom dafür, daß man die militaristische Vergangenheit für eine schöne Zeit hält.

Die Gerechtigkeitsduselei entmannt den ganzen Charakter. Es ist keine Demokratie, solange der Wehrminister Geßler heißt. Die energischern Elemente in der Demokratischen Partei mögen es denen sagen, deren Führerschaft sie, unbegreiflich genug, dulden.

Was ist uns Frankreich? von Felix Stössinger

(Fortsetzung}

Gegen die französische Literatur die russische ausspielen, wie es Frau v. Jacobi hier versucht hat, ist allerdings billig. Die ‚Brüder Karamasow' gibt es ja wirklich nur ein Mal, wie Hiob und Goethe, Hölderlin und die französischen Kathedralen einmalig sind. Aber auch an Kraft und Radikalismus des Menschheitsgedanken steht die französische Literatur nicht hinter der russischen zurück. Hat sie nicht eine so brennende Größe des Erbarmens mit Gottes letzten Martergeschöpfen, so überragt sie sie durch eine wunderbare Einheit von Idee und Wirklichkeit. Ja, hierin ist die französische Literatur die größte der Welt und die deutsche am kleinsten. Der russische Dichter steht und vergeht im Brand eines Zwiespalts. Gogol warf seine rebellischen Werke voll Abscheu ins Feuer. Dostojewskis mitleidsvolle Seele träumte Mitjas Traum vom „Kindichen", und er neigte sich demütig vor der erniedrigten Kreatur. Aber als Politiker stand er neben Pobjedonoszew. Tolstoi schrieb sich wund in seinem Zorn gegen die Reichen und in seinem Abscheu gegen die Gewalt. Er verhöhnte die Nichtstuer, die sich in eigens dazu angefertigten Hosen bemühen, einen Ball über ein Netz zu werfen, damit er in bestimmte Rasenvierecke falle. Aber eine Photographie zeigt Tolstoi mit dem würdigen Barte des Propheten in eigens angefertigten Hosen beim Tennisspiel. Erst in der Todesstunde konnte er der Lüge seines Lebens entfliehen und in der Einsamkeit seiner Seele sterben.

Der französische Dichter lebt dagegen in beneidenswerter Einheit von Wort und Tat. Bei ihm sind nicht Wort und Welt durch Abgründe der Ohnmacht oder des Zweifels getrennt. Ich wüßte keinen Fall, daß ein großer französischer Dichter von sozialer Gesinnung durch sein Leben als Mensch Lügen gestraft würde. Das Verhältnis zwischen Kunst und Leben ist in Frankreich ebenso rein wie in Deutschland trübe, rein bis in die Abgründe der Selbstaufopferung hinab. Ja, Voltaire! Ja, Zola! Die kennt und läßt der Deutsche wohlwollend gelten; wenn sich auch seine Antipathie gegen die Ver-

wirklicher der Gerechtigkeit schadlos hält an der Kritik ihrer Werke. Aber nicht in Voltaire und Zola allein ist Werk und Tat Eines. Fast möchte man fragen, bei welchem französischen Schriftsteller denn nicht. Ergreift uns nicht diese Literatur durch die Hingabe so vieler Schöpfer des Schönen an jene Welt des Häßlichen, die sie in Gerechtigkeit und Glück verwandeln wollten?! Nirgendwo wie in Frankreich ist der Typus des Schriftstellers, Künstlers so häufig, der, getrieben von der Idee des Rechts, seine Feder hinlegt, seine Wohnung und seine angefangenen Werke verläßt, dem Haß der Freunde, den Strafen der Gesellschaft trotzt und auf die Straße geht, um eine Wahrheit auszurufen, um einen Schuldlosen zu befreien, im Gerichtssaal, wo so oft im Kampf um das Recht irgendeines namenlosen armen Teufels das Schicksal des ganzen Landes entschieden wurde, unter dem Riesenhimmel der Oeffentlichkeit, wo Niemand einsamer ist als der Künstler. Oder zum Mächtigen ging der französische Dichter, um ihn zu erweichen oder zu bekehren; ins Parlament, in die Presse, überallhin, wo über das Leben selbst die Entscheidung gefällt wird. Wißt Ihr deutsche Dichter nicht gut, wie schwer, wie bitter schwer das ist, Ihr, die Ihr eure Angst vor dieser Aufgabe hinter niedriger Indifferenz verbergt?

Als es am gefährlichsten war, verhöhnte der göttliche Rabelais den Annexionismus des Königtums. Als die Kirche den Staat beherrschte, stellte sie der Hofdichter Molière für alle Zeiten an den Pranger. Als Dichter wagte Racine nicht, einen Bürger, einen Plebejer auf die Bühne seiner aristokratischen Helden zu bringen. Aber den Menschen zog Weichheit und Herzensgüte zu den Unterdrückten. Seine Briefe enthalten hunderte Beispiele für seinen Widerwillen gegen den Glanz der Waffen und für seine Liebe zu den Niedern, was damals ein neuer menschlicher Wert war. In der ‚Athalie' empfiehlt Joad dem neuen König die Not der Armen. Als alter Mann tat es Racine persönlich. Er ließ durch Frau von Maintenon dem König eine Denkschrift über das Elend des Volkes und die Mittel der Abhilfe überreichen. (Ich habe sie deutsch nicht auftreiben können; die Uebersetzer wollten wohl den Klassiker nicht kompromittieren.) Racine wohnte damals im Schlosse, hatte freien Zutritt zum König und das Amt des Historiographen. Das hinderte ihn nicht, Wahrheiten auszusprechen, durch die er noch kurz vor seinem Tode in Ungnade fiel.

Aber weiter. Fénelon, der Verfasser des feinen und menschenfreundlichen Erziehungsbuches ‚Télémaque', will den Dauphin zum Pazifisten erziehen. Er wird deshalb von der Militärpartei gestürzt. Das brachte diesen wundervollen Schriftsteller nicht zum Schweigen. Ludwig der Vierzehnte besetzte Straßburg mit Hilfe der Hohenzollern, denen er alle Taschen mit Geld füllte, wofür sie, wie so oft die deutschen Fürsten, deutsches Land an Frankreich verschacherten. Ein Franzose, Fénelon, tritt Ludwig entgegen: „Sie haben eine Réunionskammer errichtet, um gleichzeitig Richter und Partei zu sein; das heißt Schimpf und Hohn der widerrechtlichen Aneignung und der Gewalt hinzufügen." Wann sind die deutschen Geistigen einem Unrecht des Staates so entgegengetreten? Nicht einmal nach Brest-Litowsk.

Das Jahrhundert der Enzyklopädisten betrachtete Fénelon als seinen Ahnherrn. Ist es möglich, auch nur anzudeuten, auf welche Dank-

barkeit die Schriftsteller dieser Epoche für alle Jahrhunderte Anspruch haben? Keiner von ihnen ist in seiner Idee vergangen, denn in diesem Augenblick übernehmen wir Deutsche erst die Aufgabe, diese Idee zu erfüllen. Materialisten, seichte Aufklärer werden sie von Denen genannt, die die Aufklärung fürchten und den materiellen Teil des Lebens für sich behalten wollen. Wie töricht, diesen Materialismus in einen Gegensatz zur idealistischen Philosophie zu stellen! Der Materialismus der französischen Aufklärung war das philosophische Mittel der Befreiung des Dritten Standes. Die Philosophie wurde eine Tat. In Deutschland wird einem Voltaire, den man gern mißgünstig einen Affen nennt, Friedrich der Zweite entgegengestellt, das heißt: einem Helden der Freiheit ein Despot! Welche Gesinnung! Man spricht von einem Zeitalter Friedrichs des Zweiten und meint: das erobernde und vertragsbrüchige Preußen, das Lessing, Klopstock, Winckelmann, Claudius verachtet haben. Man spricht vom Zeitalter Voltaires und meint: die Erhebung der Welt zur menschlichen Würde. Friedrich der Zweite inspizierte Truppen, Festungen und die Haltbarkeit der Kerkermauern, hinter denen er Männer verschmachten ließ, nur um preußische Prinzessinnen vor einem morganatischen Liebhaber zu schützen. Voltaire saß selbst zweimal in der Bastille. Wiederholt war er auf der Flucht vor der Aristokratie, vor den Tyrannen, die, wie auch Friedrich der Zweite, seine Bücher auf der Straße verbrennen ließen. Noch als siebzigjähriger, schwerkranker Mann ging Voltaire vom Kampf für Ideen zum Kampf für die Opfer der Reaktion über. Drei Jahre führte er wahre Schlachten, bis er siegte. Er, dieser große und aufrührerische Mensch, konnte zu den Mordtaten der Justiz nicht mehr schweigen, zu deren Schmach Ihr, deutsche Intellektuelle, so gut zu schweigen versteht. Unschuldig wurde Calas getötet, indem ihm der Henker mit dem dicken Ende einer Eisenstange die Brust zerschmetterte. Unschuldig ward dem La Barre eine Hand abgehackt, die Zunge herausgerissen und der Kopf abgeschlagen. Unschuldig litten Sirven und Montbailly. „Da stießest Du, Voltaire, einen Schreckensschrei aus, und dies wird Dein ewiger Ruhm sein."

Als Victor Hugo in seiner Rede zu Voltaires hundertstem Todestag diesen Satz gesprochen hatte, erhoben sich seine Hörer zu einem Beifallssturm. Und das, Frankreich, wird dein ewiger Ruhm sein! Dein größter Schriftsteller Voltaire, Dein größter Dichter Hugo, sie waren nicht nur große Geister: sie waren auch erhabene Herzen. Sie waren die großen Verwirklicher ihrer Ideen. Von ihrem Rechtsgefühl geleitet, wie von einem Engel Gottes, gaben sie todesmutig einen großen Teil ihres Lebens dem Gedanken der Menschheit hin. Hätte sich nur der französische Dichter des achtzehnten Jahrhunderts vor Empörung über Gewalttaten wie ein gereiztes Tier erhoben, so würde uns dieses Schauspiel ergreifen, aber wir würden es nicht als Beweis einer typischen nationalen Größe gelten lassen. Aber das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert stehen dem achtzehnten nicht nach, und auch nach Voltaire, Rousseau und Beaumarchais haben grade die größten französischen Dichter aus der Empörung über ein Unrecht Impulse ihres Schaffens empfangen oder dem Kampf gegen ein Unrecht Jahre dieses Schaffens geopfert. Für diese Idee hat die französische Geistigkeit wirkliche, bittere Opfer gebracht.

(Fortsetzung folgt)

Wirtschafts-Führer von Frank Faßland

VI. Rudolf Havenstein

In den Glanzzeiten des großen Krieges wurde dem deutschen Volke nicht nur ein halbes Dutzend Generalfeldmarschälle beschert, sondern es erstand ihm auch ein Generalfeldmarschall, der diesen Titel allerdings nicht Kaisers Huld, sondern Volkes Mund verdankte. Und Rudolf Havenstein, Präsident der Deutschen Reichsbank, der neun Kriegsanleiheschlachten siegreich schlug, den die Regierung Wilhelms des Zweiten mit der Exzellenzwürde und vielen hohen Orden schmückte, ist nicht, wie die andern militärischen und zivilistischen Führer des deutschen Krieges, von der Revolution über Bord gefegt worden. Die demokratische Republik hat ihn als einzigen der im Kriege maßgebenden Männer sozusagen mit in ihr stehendes Inventar übernommen. Minister wechselten, Havenstein blieb. Auf sein fachmännisches Urteil hörten achtungsvoll, ja sogar hochachtungsvoll alle parlamentarischen Finanzminister der Republik von Schiffer bis Hermes, er vertrat die deutsche Währungssache auf der Finanzkonferenz zu Brüssel und jetzt wieder auf der Wirtschaftskonferenz zu Genua, er hat nicht nur viele kaiserliche und republikanische Regierungen, sondern auch, wie ein paar respektlose Spötter flüstern, seinen eignen Ruhm überlebt. Warum? Weil seine fachmännische Autorität, seine finanzpolitische Leistung über allem politischen Meinungsstreit erhaben war, und sogar die Volksmarinedivision, als sie ein paar Tage lang das Zentrum Berlins und die Keller der Reichsbank beherrschte, vor diesem heiligen Haupt und dem seiner Obhut anvertrauten Goldschatz Halt machte? Oder nur, weil der Präsident der Reichsbank auf Lebenszeit gewählt und dadurch in seinem Amt unangreifbar, in seiner Stellung unabsetzbar war? Die Währung, die mehr, als viele kluge und sogar superkluge Leute sich träumen lassen, Kitt für den sozialen Zusammenhalt eines Landes ist, und deren Verfall mehr als jedes andre Ereignis zur Zerrüttung und Umwälzung der sozialen Schichtungen führen muß, ist freilich der Politik, dem Kampf um die Form des Staates und die Herrschaft im Staate entrückt, oder — wehe, wenn sie es nicht ist! Der Präsident der Reichsbank, der Hüter dieser Währung ist und vor allem andern, vor Revolution und Reaktion, ja sogar vor Krieg und Sieg, Hüter der Währung sein muß, steht allerdings über den Parteien, und ihm muß volle Unabhängigkeit gegenüber der politischen Macht und den politischen Machthabern eingeräumt sein. Dies haben instinktmäßig selbst die Matrosen der Volksmarinedivision begriffen, als sie die Reichsbankexzellenz mit ihrem Golde nur beschützten und nicht anzurühren wagten. Ja, auch die wilden Kappianer haben nicht die Kühnheit gehabt, gegen die Weigerung des Reichsbankpräsidenten den Tresors der Reichsbank Gold oder Geld zu entnehmen. Alle illegalen Regierungen haben vor den Kassen der Zentralnotenbank Halt gemacht: nur die legalen Regierungen des

Kaiserreichs und der Republik haben sich, als die Finanzierung des Krieges und der Niederlage in Frage stand — vielleicht aus Unwissenheit oder Gedankenlosigkeit, vielleicht auch aus Not oder Verzweiflung —, an der Währung vergriffen. Das Volk hat es lange nicht gemerkt, weil es auf eine scheinbar legale Weise geschah, und — der Hüter der Währung, der es hätte merken müssen, hat dem Eingriff nicht gewehrt, sondern grade er war es, der ihn — auf eine technisch allerdings sehr tüchtige Weise — organisierte. Kein Zweifel: Der Präsident der Reichsbank soll unabhängig sein — aber wenn er schon über dem Meinungsstreit der Politik steht, darf er darum auch über den Meinungsstreit der Wissenschaft gestellt werden?

Rudolf Havenstein stammt aus der Karriere der Finanzbeamten. Er ist kein Mann der Wissenschaft, sondern aus der Verwaltung hervorgegangen. Im preußischen Finanzdienst brachte er es bis zum Referenten oder Dezernenten, bevor ihm die Leitung der Seehandlung anvertraut wurde, jener preußischen Staatsbank, die mit dem Notenwesen nichts zu tun hat, sondern deren Aufgabe es ist, die Finanz- und Emissionsgeschäfte des preußischen Staates zu besorgen. Im Jahre 1907 wurde Havenstein an die Spitze des Reichsbankdirektoriums berufen, als Nachfolger Kochs, der nicht nur ein klassischer Reichsbankpräsident, sondern auch ein tiefer und origineller Gelddenker, ein geistvoller Schriftsteller der Geldtheorie, ein feuriger Paladin der Goldwährung gewesen war, in jener Kampfesperiode, wo Deutschland auf der Wasserscheide zwischen Agrar- und Industriestaat stand und die zumeist agrarisch orientierten Silberapostel die junge deutsche Goldwährung mit allen Waffen des politischen Einflusses und der oekonomischen Verlockung berannten. Diesen Sturm — oder vielmehr: diese häufigen Stürme — ausgehalten und abgeschlagen zu haben, war das Verdienst und die Leistung Kochs, und das war in politischem wie im wissenschaftlichen Sinne keine geringe Leistung. Als Rudolf Havenstein seine Erbschaft antrat, war der theoretische Kampf entschieden, die grundsätzliche Gefahr gebannt. Der Finanz- und Verwaltungsbeamte Havenstein hatte um kein Prinzip mehr zu kämpfen, sondern nur ein Prinzip auszubauen, durchzubilden, in praktischer Weise zu modifizieren. Dieser Aufgabe kamen seine vorwiegend praktische Veranlagung und Ausbildung entgegen. Koch, der reine, fast fanatische Golddogmatiker, hatte sich in der scharfen Hitze seines Kampfes auf die Ansicht versteift, daß jede Goldwährung sich selbst hinlänglich zu schützen in der Lage sei; und jede Abweichung von diesem Standpunkt wäre ihm als Schwäche seiner Position ausgelegt, wäre als Angriffspunkt von den Gegnern benutzt worden. Havenstein hatte es leichter und konnte allmählich und in vorsichtiger Weise daran gehen, die Goldwährung durch gewisse Surrogate, wie die Ansammlung größerer Bestände an Auslandswechseln (Devisen), zu unterstützen, die ja allerdings nur Anweisungen auf das Weltzahlungsmittel Gold darstellen und darum für eine Währungsbank fast ebenso wertvoll sind wie Gold in natura. In der innern Geldwirtschaft suchte er es den Privatbanken abzu-

gewöhnen, sich in Zeiten starker Inanspruchnahme, besonders an den Monats- und Quartalsterminen zu sehr auf die Reichsbank zu verlassen und die ganze Last der Kreditakkumulation auf das Zentralinstitut abzuwälzen. Mit der ungestümen wirtschaftlichen Expansion der Vorkriegsjahre hatte die Kapitalbildung in unserm mit alten Kapitalreserven nur mangelhaft ausgestatteten, aus jahrhundertelanger Kargheit sich erst seit ein paar Dezennien zur Reichtumsbildung durchringenden Lande nicht Schritt gehalten. Die Kapitaldecke wurde zu kurz, der Kredit mußte außerordentlich scharf angespannt werden, die Zinssätze stiegen, und die Folge war, daß Reich und Staaten für ihre Anleihe-Emissionen den Kapitalmarkt verengt fanden und mit der Privatindustrie durch höhere Zinsbewilligungen in Konkurrenz treten mußten. Besonders kritisch wurde die Kreditanspannung, als zur Zeit des Marokko-Konflikts die ausländischen Kreditgeber ihre „Geldpensionen" aus Deutschland zurückzogen und auch die heimischen Geldeinleger ängstlich wurden. Havenstein, der die Zuspitzung der deutschen Geldverhältnisse schon seit langem mit Besorgnis betrachtet hatte, legte den Privatbanken die Verpflichtung auf, selbst größere Barreserven zu unterhalten und damit die Reserven der Reichsbank zu entlasten.

Dann kam der Krieg, und die Gefahr, die während der Marokko-Krise nur gedroht hatte, brach herein. Das Kapital wurde unruhig, zum Teil gradezu von Panik erfaßt. Deutschland hatte lange keinen Krieg geführt, die lebende Generation besaß keine Vorstellung von den Organisationsänderungen in finanzieller und wirtschaftlicher Hinsicht, die ein Krieg für ein mitten in oekonomischer Expansion begriffenes Land zur Folge haben würde. Ein Krieg mit modernen Riesenheeren, mit Waffen von moderner Durchschlagskraft, zwischen Ländern, die das kapitalistisch-industrielle System auf die Spitze getrieben hatten und mit ihm durch tausend Fäden in die Weltwirtschaft verflochten waren, bildeten ein Novum für die ganze Welt. Einen wirtschaftlichen Mobilmachungsplan gab es in Deutschland überhaupt nicht, der finanzielle Mobilmachungsplan, der in gewissen Ansätzen vorlag, war veraltet, auf ganz andre, mehr binnenländische Verhältnisse zugeschnitten. Die finanzielle Mobilmachung war also im Wesentlichen neu zu organisieren, und das bedeutete angesichts der ganzen weltwirtschaftlichen Lage, angesichts der Ungewißheit über die Art und Dauer des Krieges einen Sprung ins Dunkle. Um einen solchen Mobilmachungsplan richtig zu entwerfen, dazu konnten die Fähigkeiten eines Routiniers, eines nur das Nächste und Gewöhnliche übersehenden Finanzpraktikers nicht ausreichen: dazu war die auch die fernsten Folgen vorausschauende Divinationsgabe eines Gelddenkers erforderlich. Mit der Wiedereinführung der 1870 bewährten Darlehnskassen, mit der Suspendierung der Goldzahlungen, kurz: mit den paar vorbereiteten Maßnahmen des alten finanziellen Mobilisierungsplans war nur wenig getan. Das erschreckte und vor Schreck stagnierende, aus seinem üblichen circulus gerissene Wirtschaftsleben mußte nicht nur vor

dem finanziellen Zusammenbruch bewahrt, sondern auch wirtschaftlich wieder in Gang gebracht und auf die Kriegsverhältnisse umgestellt werden.

Dazu gab es zwei Wege. Der eine war das Moratorium, von dem in fast allen Ländern der Entente, sogar in England und Frankreich, Gebrauch gemacht wurde. Deutschland wählte den andern Weg, vielleicht weniger aus sachlichen Zweckmäßigkeitserwägungen als aus Prestigegründen. Grade weil das Deutsche Reich nicht über überschüssige finanzielle Kraftreserven verfügte und sein Kredit im In- und Ausland ungünstiger beurteilt wurde als der alter und reicher Kapitalstaaten wie England und Frankreich — grade deshalb trug man Bedenken, ihn durch ein Moratorium zu erschüttern. Die Reichsbank wählte also den andern Weg. Sie stundete der in ihrem Produktionsprozeß, in ihrem Absatz- und Zahlungsgange gestörten Privatwirtschaft bereitwillig die laufenden Kredite und stellte ihr darüber hinaus neue zur Ingangsetzung der Kriegsproduktion zur Verfügung. In den ersten Kriegswochen bereits wurden auf diese Weise nicht weniger als 2 Milliarden neue Banknoten und Darlehnskassenscheine in den Verkehr gepumpt. Eine Panik, eine Zahlungsstockung wurde auf diese Weise wohl vermieden; aber es wurde nicht bedacht, daß gleichzeitig gewaltige Mengen zusätzlicher Kaufkraft geschaffen wurden, deren Wiedereinziehung nicht gewährleistet und außerordentlich schwierig erschien. Gelang aber die Wiedereinziehung nicht, so war der Beginn künstlicher Geldschöpfung da, die Quelle der Inflation geöffnet, der Grundstein zur Geldentwertung und Geldverfälschung, zur Desorganisation der Währung, zur ungesunden Umwälzung der Preisverhältnisse und zur sozial gefährlichen Umschichtung der Besitzverhältnisse gelegt. Und die Wiedereinziehung der in den Verkehr gepumpten Notenmassen gelang nicht. Unter dem Einfluß der künstlich geschaffenen Kaufkraft, die den Staat in die Lage versetzte, der Industrie von Anfang an hohe, unnötig und unverantwortlich hohe Preise für Kriegslieferungen zu bewilligen, kam zwar die Umstellung der Friedensproduktion auf Kriegsproduktion außerordentlich schnell zustande; aber durch den Erlaß eines Moratoriums wäre wahrscheinlich derselbe Erfolg ohne die verhängnisvollen, gleich von Anfang an destruktiven Wirkungen auf die Währung erreicht worden. Weder in der Reichsfinanzverwaltung noch in der Reichsbank gab es tiefe Kenner des Geldwesens, die diese Folgen voraussahen, die Unterschiede zwischen kurzsichtiger finanzpraktischer und langsichtiger währungswirtschaftlicher Politik zu erkennen vermochten. Man freute sich vielmehr der großen Geldflüssigkeit, hielt sie sogar für etwas Günstiges und Befruchtendes, weil man eben mehr auf Prestige und Effekt als auf Solidität und Wirkung sah. Die Preissteigerung, die schnell und scharf einsetzte, brachte man allein auf das Konto des großen Warenbedarfs und der ihr nicht entsprechenden Knappheit an Rohstoffen und Erzeugnissen. Man suchte sie — wer währungspolitisch dachte, wußte, daß es auf die Dauer vergeblich war — durch Höchtspreis- und andre künstliche Preisregulierungsmaß-

nahmen unter Druck zu halten. Die Entwertung der Valuta begründete man einzig mit der Passivität der Zahlungsbilanz, die sich als Folge der zeitweiligen Uneintreibbarket der deutschen Forderungen im feindlichen Ausland, des starken Einfuhrbedarfs an ausländischen Rohstoffen und der durch den Kriegsbedarf eingeschränkten Exportmöglichkeit ergab. Man freute sich der durch die künstliche Geldschöpfung hervorgerufenen Geldflüssigkeit im Inland umsomehr, als sie die Möglichkeit gab, die durch die hohen Preise der Industrie erwachsenden reichen Gewinne und Geldüberschüsse dem Reiche wenigstens teilweise zunächst in der Form von kurzfristigen Schatzanweisungskrediten, dann in der fundierten Form von Kriegsanleihen zuzuführen und für die Finanzierung des Krieges nutzbar zu machen. Es kamen die nominell zunächst wachsenden Erfolge der Kriegsanleihen, deren Erträge sich aus dem stets wiederholten Kreislauf desselben Geldes zwischen den Kassen des Staates und denen der Kriegslieferanten, zwischen den Kassen der Kriegslieferanten und denen des Staates ergaben, und die — aus Gründen des dennoch nie voll gedeckten Bedarfs und des immer größer werdenden Prestigebedürfnisses — mit immer stärkern, immer gewaltsamern Kunstmitteln aufgebläht wurden. Daß trotz der nominellen Zunahme der Kriegsanleiheergebnisse der reale Ertrag der Anleihen immer geringer wurde — nicht nur relativ, weil der Kriegsaufwand mit der Länge und quantitativen Ausdehnung des Krieges progressiv wuchs, sondern auch absolut, weil das Geld zur Zeit der spätern Kriegsanleihen durch die Inflation an Kaufkraft eingebußt hatte — das war kein Wunder. So kam es, daß die Beträge an schwebenden Schulden und an ungedeckten Noten, die das Reich zwischen den Anleihe-Emissionen in Umlauf gesetzt hatte, in stets geringerm Umfang durch die nächsten Anleihen fortgeschöpft werden konnten, daß die übrig bleibenden Inflationsmengen sich ständig vergrößerten und fortzeugend neue Inflation gebaren. Was durch die Anleihepolitik trotz ihren anscheinend brillanten äußern Erfolgen nicht gelang, hätte durch eine Einziehung zusätzlicher Kaufkraft auf dem Steuerwege gefördert werden müssen. Man wagte nicht, sie der profithungrigen Rüstungsindustrie aufzuzwingen. Die Währung geriet, je länger der Krieg dauerte, immer tiefer auf die schiefe Ebene.

Eine Währungs- und Finanzpolitik, wie man sie im Deutschen Reiche trieb, hätte vielleicht passieren können, wenn der Krieg kurz und siegreich gewesen wäre. Dann durfte man darauf rechnen, daß die Folgen der Inflation durch den Nimbus des Krieges, den mit ihm eingebrachten Zuwachs an politischem und wirtschaftlichem Ansehen mit Hilfe einer energischen Deflationspolitik hätten beseitigt werden können. Auf einen kurzen und siegreichen Krieg hatte sich die Finanzpolitik des Reiches ganz und gar eingestellt; das war im Anfang vielleicht erklärlich und verzeihlich. Daß man an dieser Politik aber auch festhielt, als sich erwiesen hatte, daß der Krieg nicht kurz, und als immerhin zweifelhaft geworden war, daß er siegreich sein würde, ist entweder eine Denkschwäche oder eine Denkfeigheit der für die Finanzpolitik maßgebenden Führer des Geldwesens

gewesen. Wahrscheinlich allerdings hätte Deutschland ebenso wenig wie alle andern kriegführenden Länder eine Inflationsentwicklung auch bei voller Erkenntnis ihrer Folgen und trotz dem ehrlichen Streben, sich ihr entgegenzustemmen, nicht ganz vermeiden können. Mancher mag auch bei retrospektiver Beurteilung meinen, daß die Kriegsinflation deswegen an schädlicher Bedeutung eingebüßt hat, weil sie nach dem Ausbruch der Revolution und unter der Wirkung der die Zahlungsbilanz Deutschlands zerrüttenden Reparationen doch gekommen wäre, und zwar in weit stärkerm Ausmaß und in weit destruktivern Formen als in der Kriegszeit. Das mag zutreffen. Aber die hemmungslose geldliche Kriegsinflation floß aus derselben moralischen Quelle wie die hemmungslose und kritiklose Kriegspolitik, die am Zusammenbruch Deutschlands schuld ist, und eine vorsichtige, das Volk an den Ernst der Kriegslage mahnende, nicht im Kraftrausch verblendete Finanzpolitik hätte vielleicht dazu beitragen können, auch die militärische Kriegspolitik zu nüchternerer Betrachtung zu zwingen. Die falsche Vorspiegelung der Inflationspolitik, daß die Finanzierung des Krieges ein Kinderspiel sei, hat vielleicht auch die Militärs veranlaßt, die Gesamtkräfte Deutschlands falsch einzuschätzen und zu überspannen. Aber abgesehen davon: auch wenn trotz einer gesündern Finanzpolitik der Krieg verloren gegangen wäre — die stärkere Nachkriegsinflation konnte sich deshalb so unaufhaltsam, so widerstandslos über das besiegte Deutschland ergießen, weil die Kriegsinflation ihr die Wege vorbereitet hatte, weil keine psychologischen und sachlichen Hemmungen mehr zu überwinden waren, nachdem die Inflationsbahnen einmal eingelaufen waren.

Wie dem auch sei: der Reichsbankpräsident, als Hüter der Währung, durfte sich niemals als willfähriges Organ in den Dienst einer Kriegsfinanzpolitik stellen, die stets nur an den Krieg und nie an die Währung dachte. Er hätte bremsen, auf Gefahren aufmerksam machen müssen, er hätte sich nicht widerstandslos in eine Situation treiben lassen dürfen, die schließlich die Reichsbank von ihrer eigentlichen oekonomisch-wirtschaftlichen Aufgabe: die Währung des Landes zu schützen, ganz zu einem rein politischen Instrument der Kriegführung machte. In kaum einem kriegführenden Lande sonst ist die Notenbank so sehr zur Emissionbank für die Kriegsbedürfnisse des Staates, ihr Präsident zum Propagandachef für die Kriegsanleihen gemacht worden.

Der Präsident der Reichsbank hat sich somit im Kriege nicht als vorausschauender, alle Möglichkeiten und Folgen bedenkender Hüter der Währung erwiesen. Auch er hatte etwas vom — allerdings weniger schiebenden, als geschobenen — Hazardeur an sich, und seine Politik, die äußerlich auf den unbedingten Sieg eingestellt war, folgte innerlich nur zu oft der Maxime: „Après nous le déluge." Während Havenstein unter Entfaltung einer großen patriotischen Propaganda, die der Riesenpropaganda für die Kriegsanleihen nicht nachstand, alles Gold aus dem Verkehr in die Keller der Reichsbank zog, während er, der Finanzpraktiker, eine dritte große Propaganda auf die Einschränkung

des Notenumlaufs durch Förderung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs richtete (als ob die Giro-Inflation währungspolitisch weniger schädlich wäre als die Noteninflation!), ließ er nicht nur unbedenklich die Währung durch die Kriegspolitik ruinieren, sondern er zog auch noch Milliardenwechsel auf den Sieg, die leider, als es an die Honorierung ging, in der Katastrophe der Niederlage eingelöst werden mußten. Viele Importe wichtiger Waren durften, damit die Valuta geschont würde, während der Kriegszeit nicht durch Exporte oder durch Barzahlung beglichen werden, sondern die Importeure mußten sich im neutralen Ausland die Kaufpreise mit oder ohne Garantie der Reichsbank auf ein oder zwei Jahre nach Kriegsende stunden lassen, Forderungen, durch die nach dem inzwischen erfolgten Sturz der deutschen Valuta Milliardenverluste für Private und die Reichsbank entstanden sind.

Die Geldpolitik des Reichsbankpräsidenten nach dem Kriege ist zweifellos nicht tiefer in der Anschauung, nicht klarer in der Konzeption, nicht ehrlicher in den Methoden gewesen, als es seine Geldpolitik während des Krieges war. Aber diese Mängel wogen trotzdem in den Jahren nach dem Zusammenbruch nicht so schwer, weil auch eine stärkere Kraft, eine tiefere Einsicht als die seine sich im Großen vergeblich dem Sturz der Währung, dem Strom der Inflation entgegengestemmt hatte. Soziale Revolution, Preisrevolution, der Druck der Reparationen — alles das waren Wirkungen, deren Wurzeln in der Kriegszeit lagen, waren Ablaufserscheinungen, deren Wucht vielleicht durch eine geschickte, klug regulierende Finanzpolitik etwas zu mildern, aber — vor dem natürlichen Ablauf — doch nicht aufzuhalten war. Der Reichsbankpräsident hat in dieser Ablaufsperiode keine ideenreiche, tätige, sondern überwiegend eine resignierte, passive Politik getrieben. Er hat keine geistvollen und vielleicht unruhigen Experimente mit der Währung gemacht, die möglicherweise mäßigen Nutzen, möglicherweise mäßigen weitern Schaden hatten bringen können. Er beging Fehler, von denen der größte war, daß er der Devisenspekulation zu schnell die Zügel freigab und die Devisenordnung zu früh aufhob, mit der Begründung, daß sie durch das Loch im Westen doch unwirksam gemacht würde, während die bessere Taktik gewesen wäre, die Schließung des Lochs zu beschleunigen oder auch nur abzuwarten. Das waren aber in der Lage, wie sie nun einmal war, Fehler zweiter Ordnung, und auch die reichlich späte Erkenntnis, daß eine Festigung der deutschen Währung nicht mehr durch Deflation (Rückführung auf die alte Goldparität), sondern durch Devalvation (Schaffung einer neuen) möglich war, hat praktisch nicht allzuviel geschadet, da der Zeitpunkt für eine Devalvation dadurch nicht verpaßt wurde. Aber die Ablaufsperiode wird einmal vorüber sein, und die Zeit scheint nicht mehr fern, wo eine Währungsreform in der erreichten oder herbeiführbaren Gleichgewichtslage möglich und notwendig werden wird. Eine solche Aufgabe wird die tiefe Divinationsgabe eines Gelddenkers, wird eine große Anschauung der Geldprobleme und eine Konstruktivität verlangen, die ebenso kühn wie sicher zu

Werke gehen muß. Ein Genie der Geldwissenschaft würde für diese Aufgabe grade gut genug sein. Ist es nicht vorhanden, so muß wenigstens der relativ beste Mann für sie herangezogen werden. Rudolf Havenstein, der kluge und erfahrene Geldpraktiker, der nie eine Zeile über Geldwissenschaft veröffentlicht, die Geldlehre um keinen einzigen neuen Gedanken bereichert hat, der in ruhiger Friedenszeit ein tüchtiger Verwalter der Reichsbank war, aber im Kriege als gehorsamer Finanzbeamter die Währung widerstandslos dem Staate preisgab — der erscheint für diese Zukunftsaufgabe zu klein, zu unfrei, zu unschöpferisch, zu verbraucht und zu belastet mit Vergangenheit.

Maltzans Verschwörung zu Genua von Tyrus

Wir sind auch in Genua der Gewohnheit treu geblieben, unsern Freunden und Gegnern Ueberraschungen zu bereiten. Das konnte man sich allerdings vorher denken. Eigentlich wäre es eine Ueberraschung gewesen, wenn es keine Ueberraschung gegeben hätte, und man begann auch schon, sich ein bißchen zu wundern über die wirklich vornehme und kluge, man möchte fast sagen: diplomatische Haltung unsrer Delegierten während der ersten Konferenztage und ihre ungeahnte Fähigkeit, uns Achtung und Anteil in Kreisen zu gewinnen, auf deren Haltung zur Zeit Alles ankommt. Das war mehr, als man nach dem Aufmarsch der Hundertfünfzig erwartet hatte.

Da platzte die Schale des Tschitscherin-Rathenauschen Ostereis, und hervor kroch das häßliche junge Entlein aus Andersens Märchen. Alle Welt staunte, und der ganze internationale Hühnerhof kakelte über die Häßlichkeit dieses jungen Entleins. Wir aber, mit dem echten deutschen Familiensinn, der uns so gut steht, liebten grade dieses junge Entlein, liebten es grade seiner Häßlichkeit wegen, und je mehr die Welt sich über das Entlein und seine Erzeuger aufregte, desto mehr liebten wir Alle es. So sind wir nun einmal. Schließlich kann es sich ja in Jahr und Tag zu einem recht nützlichen Wesen entwickeln, wenn es uns auch im Augenblick nur die Sympathien der Völker und Staatsmänner, die wir recht nötig gebrauchen, gierig wegfrißt. Später wird sich das vielleicht ändern. Aber wie mag sich die Welt bis dahin geändert haben! Der grobe Schönheitsfehler ist eben vor allem der Zeitpunkt — und die andern Begleitumstände seines Existenzbeginns.

Es ist keine angenehme Aufgabe, Kritik an einer Sache zu üben, die dem ganzen, ach, so leicht irrezuführenden deutschen Publikum mit Hilfe des offiziösen Schönfärbungsapparats als Riesenerfolg dargestellt worden ist. Aber eben deshalb muß man sich einmal etwas deutlicher ausdrücken und begreiflich zu machen versuchen, daß dieser Erfolg im Grunde genommen ein ganz gewöhnlicher Ressort-Erfolg ist, den wir in verschiedener Hinsicht gewaltig teuer bezahlen müssen.

Herr v. Maltzan, der diesen Vertrag als Erfolg gebucht hat, und dem er nach dem einunddreißigsten Mai auf das Schuldkonto geschrieben werden wird, ist ganz systematisch zu Werke gegangen und hat seinen Streich von langer Hand vorbereitet. Deswegen hat er auch die Ernennung zum Gesandten in Athen, die schon beschlossen und vollzogen war, abgelehnt und ist in Berlin geblieben.

Und weil er wußte, daß Politiker, die nicht einzig auf die Bearbeitung von Ostfragen eingestellt sind, sondern sich den Blick für die Beurteilung der internationalen Politik frei gehalten haben, den Herren Rathenau und Wirth und damit dem gesamten Kabinett von diesem Schritt abgeraten hatten, wenn Gelegenheit dazu gewesen wäre, hat er Alles in tiefster Heimlichkeit betrieben. Teilweise gegen den heftigen Widerstand von Rathenau selbst, gegen den er deshalb auch einmal eine Mine in der Presse hat springen lassen. Das wird natürlich bestritten werden, bleib aber wahr. Ebenso wie bestritten worden ist und trozdem wahr bleibt, daß Wirth und Rathenau, als sie in Genua vor dem brodelnden und überschäumenden Hexenkessel des Unwillens der versammelten Diplomatie saßen, bereit gewesen sind, dem Drängen der Franzosen und dem väterlichen Rat Lloyd Georges nachzugeben und den Vertrag in einer für die Erzeuger möglichst schmerzlosen Form zu opfern — was durch das robuste Auftreten von Tschitscherin verhindert worden ist. Wie ferner dementiert worden ist und trotzdem unumstößlich wahr bleibt, daß in der deutschen Delegation keineswegs Einigkeit über das Verhalten Maltzans und die Zustimmung Rathenaus und Wirths dazu geherrscht hat, sondern daß angesehene und wichtige Delegationsmitglieder darüber gradezu entsetzt waren.

Selbstverständlich stimmt es, daß der Finanzminister Hermes von Genua abreiste, um an der Konferenz der einzelstaatlichen Finanzminister in Stuttgart teilzunehmen. Es stimmt auch, daß die Herren Melchior, Cuno und Hagen abgereist sind, weil sie ihre eignen drängenden Gechäfte nicht länger wegen des fruchtlosen Wartens auf die wirklich produktive Arbeit der wirtschaftlichen Verhandlungen vernachlässigen wollten und konnten. Sowohl Hermes wie Melchior, Cuno, Hagen und Andre, die ebenfalls Genua vorzeitig verlassen haben, wußten sehr genau, daß die Konferenz, wenn sie den Verlauf nahm, den man ihr wünschte und von ihr erwartete, bestimmt nicht in der ersten Osterwoche geendet hätte. Der Aufenthalt aller dieser Herren war also auf längere Zeit berechnet.

Das Bild wird vervollständigt durch die Tatsache, daß die Entrüstung der Presse über mangelhafte Information und schlechte Organisation bei der Veröffentlichung des russischen Abkommens, soweit sie sich gegen die Presse-Abteilung der deutschen Delegation richtet, auf ein behelmtes Haupt traf. Die Presse-Abteilung war so unschuldig wie ein neugeborenes Kind: sie wußte nämlich ebenso viel von dem deutsch-russischen Abkommen wie ein solches neugeborenes Kind. Herr v. Maltzan hatte schon Wochen und Monate lang alle Jalousien vor den Fenstern seines diplomatischen Laboratoriums dicht geschlossen gehalten und hat in Genua selbst einfach unterirdisch gearbeitet. Bis die Mine explodierte.

Das nennt man bei uns: die öffentliche Meinung vorbereiten.

Es versteht sich von selbst, daß die Presse-Abteilung in Berlin ebenso ahnungslos war; sie ist also in diesem Fall ausnahmsweise einmal unschuldig. Merkwürdig bleibt nur, daß einige ganz kluge Journalisten schon zur Zeit der Abreise der deutschen Delegation nach Genua wissen wollten, Oscar Müllers kurulischer Sessel werde durch seinen Vorvorgänger, den Gesandten Ulrich Rauscher, während seiner Abwesenheit geziert werden. Trotzdem kam Ulrich Rauscher

selbst diese Berufung ganz überraschend — natürlich! Aber auch wenn Rauscher für seine Person eingeweiht gewesen wäre, würde es nichts besagen; denn er gehört ja nicht mehr zur Presse-Abteilung und kann deshalb über die Politik der Reichsregierung wohl unterrichtet sein.

Unsre Mitteilungen werden ergänzt werden, wenn die deutsche Delegation und mit ihr das Heer der deutschen Pressevertreter aus Genua zurückgekehrt ist und man sich hier um den großen Waschtrog setzt. Inzwischen ist allerdings schon ein wichtiges Mitglied der Delegation aus Genua hier gewesen und hat die Presse aufgeklärt. Herr v. Simson, der Freund der Presse, hat sich dieses Mal selbst bemüht. Er war in Genua, wie auch hier in Berlin, wiederum der Jurist, der er schon im London gewesen. Dort hat er mit großem Erfolg den Mitgliedern der deutschen Delegation, vom Reichsaußenminister Simons bis zum jüngsten Attaché, klar gemacht, daß die Forderungen der Entente im allgemeinen und die Sanktionsdrohungen der Franzosen im besondern unberechtigt und dem Versailler Vertrag zuwiderlaufend seien: in Genua und dann in Berlin hat er klipp und klar bewiesen, daß der deutsch-russische Vertrag nicht gegen den Versailler Vertrag verstoße. So sagt Herr v. Simson, so sagen mit ihm die deutschen Juristen. Und auf diese kommt es ja allein an. Was Lloyd George, was die englische und amerikanische Presse von uns denkt und sagt, ist belanglos.

Vom einunddreißigsten Mai trennen uns noch vier Wochen.

Parodien von Jan Altenburg

I.

Victor Auburtin: Das Wasserklosett

In Neukölln am Ufer der Spree ist jetzt ein Neubau fertig geworden, der abermals mit Wasserklosetts versehen ist. Man kann sich denken, wie die dort wohnenden Berliner, diese lieblichen und muntern Zeitgenossen, sich voll Eifer der neumodischen Erfindung bedienen.

Als in den Kindheitstagen der Menschheit sanfte Hirten ihre Ziegen und Lämmer auf grünenden Abhängen weideten, kannten sie die teuflische Erfindung unsrer so hochgeschätzten Zivilisation noch nicht. Und dennoch schufen sie ziervolle Gesänge aus dem Gefühl einer milden und abgeklärten Zufriedenheit heraus, das wie zentnerschwere goldene Kugeln auf dem Grund ihrer Seele ruhte. Auch der Lateiner Plinius der Jüngere (62—113 n. Chr.), welcher im gelobten Lande Italien lebte und dort sein Haupt mit Weinlaub umkränzte, fand so tiefgründige, an die letzten verschlossenen Pforten des menschlichen Geistes pochende Worte wie: „Multum, non multa.” Die Gelehrten, die ja Alles beschnuppern müssen, werden sicherlich eines Tages herausfinden, daß Plinius kein Wasserklosett kannte. Und Herr Privatdozent Dr. Krummhuber wird in einem dicken Wälzer nachweisen, daß Plinius nach den uralten Gebräuchen primitiver Völker verfuhr.

Ich aber sitze in einem nach allen Regeln unsrer gräßlichen Zivilisation ausgestatteten Wasserklosett, halte in der linken Hand einen Feldblumenstrauß, an dem ich von Zeit zu Zeit rieche, und in der rechten eine wundervoll gebundene Erstausgabe der Gedichte von Johann Peter Uz, die ich vor Jahren in Paris, der Hauptstadt Frankreichs, am Quai bei einem Bouquinisten fand. Dann ziehe ich an der Wasserleitung. Und während die Fluten sich rauschend ergießen, wähne ich das Rauschen der Ewigkeit zu vernehmen.

Ausgrabungen

Sag Niemand, daß Du schon bei ‚Gretchen' warst. Aber geh unverhohlen zu Paul Apel in die ‚Tribüne'. Ein Kandidat der Philosophie, sein jüngerer Kollege von der musikalischen Fakultät und ein weibliches, allzu weibliches Objekt ihrer Liebe. Worauf ist das Aug des Dichters geheftet? Fester als auf das Licht auf die Motten, die sich daran versengen. Er ist in ihren Anblick so vertieft, daß er sie selber zwar rundum und, mehr als das, in ihres Herzens Herzen, aber nicht im Raume der Bühne sieht. Der will erfüllt sein durch Bewegung. Peter und Hänschen stehen still, stehen am Schluß da, wo sie am Anfang standen. Ein Luderchen, das sich von einem athletischen Bahnassistenten ihr Weh und Ach kurieren läßt, das ehren die Beiden, durch keine Enttäuschung belehrt, von Anfang bis zu Ende als reinstes Weib. Diesem Kontrastzustand der Verblendung hat Apel alle Komik abgewonnen. Sie wird zum Humor durch die Innigkeit und Unberührtheit der zwei großen Kinder und durch die Zärtlichkeit, mit der ihr Schöpfer sie umhegt. Er weiß, daß ihr Schlemihltum sich weder mit der mitleidslosen Realität des Daseins noch mit der Gemeinheit der Mitmenschen jemals abfinden wird. Aber wenn er sie dieser Gemeinheit immer wieder gegenüberstellt, in einer einzigen, nur notdürftig variierten Situation, so ists fast, als hoffte er im stillen, sie dadurch doch für diesen harten Lebenskampf zu stählen. Es zeugt von der Stärke seiner Empfindung und von der Lebendigkeit seiner Anschauung, daß uns die ewige Wiederholung der einen einzigen Situation nicht langweilt. Durch den berlinischen Dialekt, eine entschlossene Milieuschilderung und einen handfesten Witz wird sie immer wieder höchst lebhaft und ergötzlich aufgemuntert. Der Knabe Peter bekräftigt uns an einer Stelle sein Philosophentum, indem er Kant zitiert. Kant hat ein ander Mal den Schlaf, die Hoffnung und das Lachen die Wohltaten des Lebens genannt. Der Autor der Tragikomischen Groteske ‚Liebe' macht uns oft und herzlich lachen und darf darum ein kleiner Wohltäter der Menschheit genannt werden.

*

Von Robert zu Rotters ist ein Schritt. Für die ist auch einer von dem Dramatiker Ludwig Fulda zu dem Dramatiker Ludwig Thoma, dem man nur eine Viertelstunde lang zugehört zu haben braucht, um zweierlei zu wissen: daß er kein Dramatiker, und was er für ein Sprachkünstler ist. Er kam vom Vers seiner wöchentlichen Spottgedichte zu der Prosa solch einer Bühnensatire, wie die Komödie ‚Moral' ist. Das heißt: er hat seinen Dialog beschenkt und erfreut unser Ohr mit der Geschmeidigkeit, dem Rhythmus und der Prägnanz seiner — vorkriegerischen — Schlemihliaden. Die ironische Anmut seines Vortrags ist so stark, daß er auf Witze ganz verzichten und sich mit der Komik derjenigen Situationen begnügen kann, die Thema und Fabel wie von selbst, ohne Nachhilfe hergeben. Welch Kapital hätte ein sogenannter Bühnentechniker aus den Wanderungen des Tagebuchs

einer „Verlorenen” geschlagen, die in der Residenz eines Duodezstaats verhaftet und schnell wieder freigelassen wird, weil sich herausstellt, daß ihre Klientel bis an den Tron reicht! Thoma verschmäht, das Requisit theatralisch auszubeuten, und verläßt sich auf seinen Stil. Aber er hat mit den Tugenden die Schwächen des Publizisten: nicht allein seine Wortkunst, sondern auch seine Wortverliebtheit. Wie von den Männern geredet wird, ist meist köstlich: ist so köstlich, daß es den Autor verführt, viel zu viel reden zu lassen. Die Schlankheit jedes dieser drei Akte wird durch Gerede in die Breite getrieben; und jedes Mal ist es eine Frau, deren Mund von dem überläuft, des ihr Herz voll ist. Eine geistesfrische Siebzigerin eifert pointenreich gegen die Heuchelei, die saturierte Sünder befähigt, an die Spitze eines Vereins zur Hebung der Sittlichkeit zu treten; jene verlorene Dreißigerin macht sich in druckreifer Dialektik über die Doppelmoral einer Obrigkeit lustig, die öffentlich Wasser predigt, um heimlich —; eine verkümmerte Fünfzigerin benutzt das Schuldbewußtsein ihres Mannes, um sich über ihren sechsundzwanzigjährigen Ehejammer klar zu werden und zu einer Ibsenschen Aussprache zu gelangen. Das Alles ist in der Diktion langatmig, in der Sache zu zwei Dritteln überflüssig und in der Gesinnung billig. Ehret die Frauen . . . !
Aber die Frauen haben leicht, blütenweiß zu erscheinen, wo die Männer schwarz angestrichen sind. Die, voran ein skat- und phrasendreschender, jägerbehemdeter, heimlich hurender und denunziatorischer Oberlehrer, von Otto Ernst: zugleich Feiglinge, Diebe, Streber, Lakaien — Gesindel. Hatte Thoma nötig, sich die Menschheit erst zu verzerren, um sie seinem Hohn reif zu machen? Im ‚Simplicissimus’ hatte ers nicht, auf der Bühne hat er es nötig. Wenn er spricht, ist er seiner Wirkung in dem Grade sicherer, als wenn er bildet, daß er karikieren zu müssen glaubt, um überhaupt anschaulich zu werden. Seine Figuren haften in uns nicht durch ihre Taten und nicht durch ihr Wesen, sondern durch ihre Aeußerungen. Serenissimi Kammerherr von dagewesensten Kindermann-Konturen nennt den Verein zur Hebung der Sittlichkeit: Moralclub, und von der „Moral” selbst ist er der Meinung, daß derartige Ausdrücke in die Asyle für Verwahrloste gehören, aber keine Bezeichnung für kavaliersmäßige Vergnügungen seien. Eine Fülle solcher epigrammatischer Schlager — nicht etwa Thomas Mannesmut, der sich vor 1914 an größern Gegenständen als an spießrig-schäbig-schuftigen Duodezlern zu bewahren pflegte — hat anno dazumal den Erfolg der Komödie begründet, der jetzt im Trianon-Theater erneuert wird. Man soll ihn gutheißen, weil er ohne Konzessionen erkauft ist.

*

Wieviel mehr erst Shaws Erfolg, den das Deutsche Künstler-Theater erneuert! Es gibt kein wichtigeres aesthetisches Gesetz als das Gesetz von der Einheit der künstlerischen Absichten. Aber ist das auch wahr? Man kann nie wissen. Am wenigsten bei Shaw. Deshalb nennt er ein Stück gleich so: ‚You never can tell’. ‚Der verlorene

Vater' als Titel deutet nur den nackten Tatbestand an, daß drei Kinder, die sich achtzehn Jahre lang der „unsagbaren Annehmlichkeit", hingegeben haben, verwaist zu sein, dank ihrer wachsenden Menschenkenntnis zu der nicht wieder zu erschütternden Ueberzeugung gelangen: Wir haben einen Vater oder haben ihn mindestens gehabt. Sie finden ihn schon am Anfang des zweiten Akts und verlieren ihn während des ganzen Stückes nicht wieder. Sogar für Shaw wäre das zu wenig „Handlung". Den letzten dreien von den vier Akten wird deshalb aufgeholfen durch das Langen und Bangen zweier junger Menschen, die sich am Schlusse kriegen, als wären sie von Lubliner. Das hindert selbstverständlich nicht, daß das ganze Stück von Shaw durchtränkt ist: von einem kühlen, klaren, unermüdlich witzigen, unendlich überlegenen Geist. Dieser Geist liebt, Verhältnisse und Menschen erbarmungslos zu zersetzen, sich gegen sich selbst und seine Gebilde zu kehren und auf seinen tollen Sprüngen unfaßbar zu sein. Hier ist er wie besänftigt. Er ist in einer abwesenden Figur wie dem Ersten Schiffsoffizier, der den drei Damen Clandonnach einander Heiratsanträge macht, mehr als in den mitspielenden Figuren. ‚Man kann nie wissen' ist von Shaw dasjenige Stück, worin am wenigsten ausgerichtet wird, aber worin es die rundesten Menschen gibt. Dieser verlorene Vater, ohne Manieren und ohne Charme, der nie imstande sein wird, Jemandes Neigung zu gewinnen, außer wenn man seine allgemeinmenschlichen Gefühle, sein Bedürfnis, Zärtlichkeit zu geben und zu empfangen, für seine Mängel in Kauf nimmt — dieser Mann gestaltet sich nicht nur selbst, sondern mit jedem Wort auch seine Frau, die tapfere Frau, die ihn, wie Nora, verlassen, aber die ihre Kinder mitgenommen und ganz allein großgezogen hat. Jetzt bringt sie sie, nach achtzehn Jahren, aus Spanien heim und muß entdecken, daß die Aelteste, Gloria, mit den Anisichten, die sie ihr als revolutionär eingeimpft hat, einen Erzbischof heiraten könnte. Es gibt noch einen einen einzigen Ort in England, wo diese Ansichten für vorgeschritten gelten würden: das Theater. Von solchen Bosheiten ist das Stück randvoll. Sie purzeln nur so aus dem Munde des köstlichen Zwillingspaars Dolly und Philip, die die Schlagfertigkeit, die Altkugheit, die Vorurteilslosigkeit in Person sind, die immer um die Wette gelaufen kommen, weil jeder noch früher frech sein möchte, die aber unter allen Umständen das Herz auf dem rechten Fleck haben. Menschenkinder, die das Tennis an Leib und Seele gesund erhalten hat. Sie wissen, was das Geld wert ist, und würden trotzdem um keinen Preis jemals heucheln. Ihr wiedergefundener Vater wird ihnen nicht eher etwas bedeuten, als bis sie ihn um seiner selbst willen schätzen gelernt haben. Es ist prachtvoll, wie sicher dieses Pärchen im Stücke steht; und womöglich noch glücklicher ist der Zahnarzt Valentine gegen sie abgesetzt, kameradschaftlich und übergeordnet zugleich. Er hat die Würde eines Spaßvogels und innere Freiheit genug, um je nach Bedürfnis die Würde oder den Spaßvogel zu betonen. Ins Wanken gerät er nicht früher, als bis er sich auf den bloßen An-

blick in die bezaubernde Gloria verliebt. Es dauert nun drei Akte, bis er sie und damit auch wieder sich findet, und wie es während dieser Zeit in den Beiden auf und ab geht, wie namentlich das Mädchen im Konflikt zwischen Leidenschaft und Stolz unterliegt, wie sie langsam weich und warm wird: das ist wunderhübsch und würde ausreichen, dem Stück, das nur äußerlich in Faschingsscherze zerflattert, Rückgrat zu geben. Da hat es noch eine letzte große Schönheit: einen Raisonneur, aber der nicht Geist, sondern Seele spricht, und der nicht Baron oder Arzt, sondern Kellner ist. Ein zarter alter Mann mit weißen Haaren und sanften Augen und einer beruhigend melodischen Stimme. Er geht durch den Schwank wie Gorkis Luka durchs Nachtasyl, nur noch ohne das kleinste bißchen Falschheit. Taktvoll sei der Mensch, hilfreich und gut. Während er bedient, darf er sich mit den Gästen familiär unterhalten. Sein Sohn ist zu heftig, um auch Kellner zu sein. So hat er ihn Justizrat werden lassen, ohne diesen Beruf etwa höher zu achten als den eignen. Bei näherm Vergleich erweist sich sogar, daß beide Tätigkeiten das Meiste gemein haben . . . Es ist das entzückendste Gemisch von Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung. William nennt ihn das Zwillingspaar — nach Shakespeare. Zwischen den Nervenfexen, Temperamentsprotzen, Resignationsheuchlern, Emanzipationsrednerinnen steht er wie die Philosophie selbst mit seiner weisheitsvollen ultima ratio: Man kann nie wissen! In Bereitschaft sein und warten ist Alles: Sinnreicher ist das Leben nicht zu führen als in dieser harmonischen Heiterkeit. Das mag, wer aus jedem Stück eine Lehre nach Haus nehmen muß, aus diesem Schwank lernen. Wir, die wir weniger auf Nutzanwendung als auf Kunst erpicht sind, die wir die Kunst aber auch nicht in der Befolgung von Regeln, sondern in der Beseelung und Durchgeistigung von Menschlichkeiten erblicken — wir wollen uns an der unbeschwerten Grazie dieses reifen und doch jung gebliebenen Shaw erfreuen.

*

Erstaunlicherweise ist auch Sardou der Techniker jung geblieben. Dessen ‚Madame Sans-Gêne' hat Barnowsky für das andre von seinen Theatern ausgegraben, für dasjenige, das sie vor fast drei Jahrzehnten „aus der Taufe gehoben". Unvergeßlich. Ich war dreizehn Jahre alt, mit dem Direktor des Lessing-Theaters verwandt, unersättlicher Abnehmer seiner Freibilletts und grade bei diesem Stück wild darauf, ungefähr jeden fünften Abend durch den Applaus, den Kinderhände leisten können, meinen Dank zu bezeigen. Wem? Nun, weder der Routiniere Jenny Groß noch ihrem teuflisch geschickten Rollenlieferanten, sondern einzig dem Polizeiminister Fouché jenes Oscar Sauer, der zwar erst drei Jahre später bei Brahm an den rechten Platz kommen sollte, aber schon bei Blumenthal aus jeder Drahtpuppe einen Menschen von Geist und Nerven machte. Ich werde um seinetwillen vor dieser Aufführung wohl ein paar Dutzend Male gesessen haben. Denn vor der neuen sitzend entdeckte ich, daß ich den Text beinah

wörtlich behalten hatte. Ich wußte immer den Satz voraus, bei dem es damals Gelächter oder Beifall gegeben hatte. Und keine dieser Stellen versagte. Das Publikum hat sich nicht verändert, verändert sich nicht. Eine so lückenlose Reihe exakter Effekte und Pointen wird in abermals drei Jahrzehnten dieselben Dienste verrichten wie heut. Dann wird Käthe Dorsch allenfalls ein bißchen rundlicher sein, aber nicht weniger erquicklich wirken als heut. Und jetzt ist der ‚Hüttenbesitzer' dran.

Die Riesen von Alfred Polgar

Wo sind sie hingekommen, die Starken, das gigantische Geschlecht der Möbelpacker und Klavierträger, die friedevolle Seitendeszendenz Fasolts und Fainers, langsam und schwer und sicher, den Kindern und Mägden hold, nicht achtend der Zentner, dampfend von Gutmütigkeit und Wein und Schweiß und Knaster? Nicht mehr wuchtet ihr Stamm auf der Erde Rücken.

Es waren ganz große Männer. Sie trugen blaue Schürzen und struppige Schnurrbärte und zweidezimeterlange Taschenmesser. Mit ihnen sprengten sie Kisten und spalteten Bretter und schnitten Speck und kratzten den Pfeifenkopf leer. Sie hatten braune Glatzen und rote Stirnen und brummelten in einem ganz tiefen Baß vor sich hin. Oft unterbrachen sie das leichte Spiel ihrer schweren Arbeit und gingen frühstücken. Tropfenden Schnurrbarts kehrten sie wieder, die Stirn um etliches röter. Nie wurden sie roh und gemein. Mit Langmut duldeten sie, daß die Kinder sich im Fangspiel an ihren Beinen, wie an Bäumen festklammerten, oder mit den Möbeln hochtragen ließen.

Meistens hießen sie Anton.

Einem fiel, als er niesen mußte, der Bösendorfer auf den Fuß.
Er brummelte unwillig. Der andre sagte: „Seit wann bist denn gar so heikli?"

Sie hatten Bärenkräfte und Seehundgsgesichter und den Paßgang des Elefanten und ein Bernhardinerherz und ein Menschenschicksal. Wenn sie ihren Knacks weghatten und nicht mehr schleppen konnten, warf sie der Herr hinaus, und die Kilofresserin Tuberkulose biß sich an ihnen fest.
Dem Kinde waren sie Wesen aus Fabelland. Sie lebten gewiß nicht in Zimmern, sondern in Höhlen und hatten einen mächtigen König, dem sie die Feinde erschlagen mußten.
Gewissermaßen stimmte das ja auch.

Wo ist es hingekommen, das Zyklopengeschlecht der Möbelpacker und Klavierträger?

Es zog vor Jahren aus, seinem König die Feinde zu erschlagen und sich dabei von ihnen erschlagen zu lassen.

Von denen, die zurückkamen, sind ein paar Ringkämpfer geworden und essen das schweißgetränkte Brot eines „Löwen von Barcelona" oder eines „Champion von Celebes".
Die andern wollen nicht mehr in Höhlen wohnen und hinausgeschmissen werden, wenn sie den Knacks weghaben. Das ganze Volk — nicht nur die Riesen —, das ganze Volk, das schleppt und zieht und trägt, brummelt unwillig.
Es muß ihm etwas auf den Fuß gefallen sein.
Worüber die Klavierbesitzer den Kopf schütteln und vorwurfsvoll fragen: „Seit wann bist du denn gar so heikli . . ?

Aus einem neuen Band kleiner Dichtungen, der unter dem Titel: ‚Gestern und heute' im Verlag Rudolf Kaemmerer zu Dresden erscheint.

Die Stabilisierung der Mark von Morus

I.

Die Zahlungsbilanz

Die Conferenza Internazionale Economica, zu der Italien die Völker der Erde geladen hatte, ist in ein wüstes politisches Gezänk ausgeartet, und bei dem Lärm der Politiker wird die ruhige, sachliche Erörterung der oekonomischen Fragen fast unmöglich. Trotzdem ist in den Kommissionen und Unterkommissionen der Konferenz mancherlei wertvolle Arbeit geleistet worden. Aber was da beraten, was da beschlossen wird, verhallt draußen. Denn die amtlichen Communiqués sind auch in Genua ebenso karg wie langweilig, und das Heer der Berichterstatter gibt lieber über das Augenblinzeln Lloyd Georges und das Räuspern Barthous ausführliche Telegramme, als daß es sich und seine Leser mit leidigen Wirtschaftsfragen beschwert. Das ist schlimm. Wenn die Verhandlungen der Wirtschafts-Experten mehr sein sollen als eine akademische Disputation, dann bedürfen sie des Resonanzbodens der Presse, des öffentlichen Interesses, der öffenttlichen Diskussion. Die vorzüglichsten Pläne der Sachverständigen lassen sich nämlich nur verwirklichen, wenn die Oeffentlichkeit ihr Placet gibt, wenn, das Publikum, wenn die Steuerzahler, wenn die großen Geldgeber ihren Beutel öffnen.

Worum geht es in Genua? Das Programm von Cannes hatte die Wirtschaftsaufgaben der Konferenz nur ganz grob umrissen, und nur das Negative war scharf betont: das Verbot, in Genua über die Reparationen zu sprechen. Man hat dieses Verbot gehorsam eingehalten, und jedes Mal, wenn man die Reparationslasten meinte, hat man von der „Zahlungsbilanz" gesprochen; denn der verhängnisvollste Posten in der passiven Zahlungsbilanz Deutschlands sind ja die Reparationen. Dieser Kunstgriff, der anscheinend von den deutschen Delegierten zuerst angewandt worden ist, hat einigermaßen Schule gemacht, und so konnte man in den Kommissionen über dieses und jenes reden, ohne gleich das Pulverfaß zur Explosion zu bringen. Aber die Debatten hatten doch auch gezeigt, daß nicht nur über die Leistungsfähigkeit Deutschlands die Anschauungen der einzelnen Staaten, oder richtiger: der einzelnen Interessenten weit auseinandergehen, sondern daß zwischen den Ansichten der deutschen Vertreter und denen des Auslandes ein prinzipieller Gegensatz besteht; und man kann sich der peinlichen Erkenntnis nicht verschließen, daß sich auch hier Deutschland in einer Art geistiger Isolierung befindet.

Die Vorschläge, die neuerdings von maßgebenden Persönlichkeiten oder Organisationen in Deutschland über die Sanierung der Weltwirtschaft gemacht worden sind, ähneln sich wie ein Ei dem andern. Sie gehen sämtlich davon aus, daß die internationale Arbeitslosigkeit, daß die internationale Zerrüttung der Währungen ihren letzten Grund in der Passivität der deutschen Zahlungsbilanz hat. Hilft man Deutschland, dann ist der Welt geholfen: das ist der Weisheit letzter Schluß. Das Valuta-Problem, die große Crux der Völker, ist nach deutscher Auffassung gar kein selbständiges Problem, sondern nur eine Frage, die sich zwangsläufig aus der Passivität unsrer Zahlungsbilanz ergibt. Und die ganze Valuta-Frage ist somit gelöst, wenn es gelingt, die Aktivität unsrer Zahlungsbilanz wieder-

herzustellen, wenn also über die Grenzen Deutschlands mehr Geld zuströmt als abfließt. Da aber bei der Höhe unsrer Reparationsverpflichtungen eine Reaktivierung der Zahlungsbilanz aus eigner Kraft gegenwärtig nicht zu erzielen ist, so brauchen wir eine Auslandsanleihe, um unsre Finanzen und dann unsre Valuta ins Gleichgewicht zu bringen. Das ist der Tenor, der durch sämtliche deutschen Gutachten über die Stabilisierung der Mark geht. Die Abweichungen der einzelnen Gutachten sind minimal. Die Denkschriften, die die Spitzenverbände der freien, der christlichen und der Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften für die Konferenz von Genua ausgearbeitet haben, weisen ebenso wie die ausführliche Denkschrift des Reichsarbeitsministeriums auf die Not des Proletariats in den hoch- und in den schwachvalutarischen Ländern hin; aber an positiven Vorschlägen wissen auch sie nichts vorzubringen als die „Bereitstellung großer Kredite" durch das Ausland. Ebenso kommt das Gutachten der Sozialisierungskommission — ein gegen die frühern Arbeiten der Kommission erstaunlich dürftiges Dokument — nach eine Fülle freundlicher Gemeinplätze zu dem Ergebnis, daß nur eine internationale Anleihe, aus der Deutschland in den nächsten fünf Jahren seine Barzahlungen an die Entente entnehmen kann, eine Stabilisierung der Mark bewirken könnte; wobei ausdrücklich hinzugefügt wird, daß vorläufig nur an eine Stabilisierung „nach unten" zu denken sei, während man Hochgebirgstouren der Mark keine Schwierigkeiten in den Weg legen will.

Auch das klügste der deutschen Gutachten, das Professor Bonn im Auftrag des Reichsfinanzministeriums ausgearbeitel hat, und das einen Teil der dickleibigen offiziellen Denkschrift für Genua bildet, beschränkt sich auf die Eorderung einer Auslandsanleihe. Nur macht Bonn darüber etwas präzisere Vorschläge. Sein Plan ist nicht ohne Geschicklichkeit auf die Psyche der Gegenpartei eingestellt. England, Belgien und Italien, meint Bonn, können zur Not eine Stundung der deutschen Reparationsleistungen, also eine Entlastung des deutschen Etats mit Hilfe eines Moratoriums, ertragen. „Frankreichs finanzielles Dasein ist dagegen vom Eingang beträchtlicher Zahlungen in Gold abhängig. Da die wirtschaftliche Wiederaufrichtung Deutschlands mit dem wirtschaftlichen Zusammenbruch Frankreichs nicht erkauft werden kann und soll, muß ein Weg gefunden werden, der Deutschland für eine bestimmte Frist von Goldzahlungen an Frankreich befreit, ohne daß Frankreich auf den Eingang dieser Summe verzichten muß." Um nun zugleich den Bedarf Frankreichs und Deutschlands zu befriedigen, will Deutschland seine während der nächsten fünf bis sieben Jahre in bar zu entrichtende Reparationsschuld an Frankreich — jährlich etwa 1 Milliarde Goldmark — durch eine Anleihe begleichen. Die Anleihe-Gläubiger sollen also auf Kosten Deutschlands Frankreich in den nächsten Jahren 5-7 Milliarden Goldmark vorschießen, während Deutschland außer für die Tilgung auch für eine angemessene Verzinsung von 1923 an garantiert.

Durch diese Fassung des Anleiheprojekts wird von vorn herein der Verdacht widerlegt, als versuche Deutschland etwa die ausländischen Kredite direkt für sich auszunutzen. Deutschland verlangt nicht für seine eigne Wirtschaft fremdes Geld, sondern nur zur Be-

gleichung seiner Kriegsschulden. Das wird durch Bonns Gutachten evident. Aber Bonn sagt selbst, daß auch im günstigsten Falle, wenn wirklich schon, wie er erwartet, „auf die bloße Ankündigung einer solchen Operation” der Dollar gewaltig fallen, und wenn wirklich nach Aufnahme einer Siebenmilliarden-Anleihe der Etat balanzieren sollte und die Notenpresse ihre Tätigkeit einstellen könnte — daß auch dann erst die Grundlage für eine Stabilisierung der Mark gegeben, aber noch lange nicht die Stabilisierung selbst erreicht ist. Wie später die Stabilisierung durchzuführen wäre, darüber schweigt auch Bonn. Entweder hält er also das für eine cura posterior, die noch in weiter Ferne liegt, oder, was wahrscheinlicher ist: er hält nach dieser gründlichen Vorbereitung die Stabilisierung der Mark für eine quantité négligeable, um die man sich keine Sorgen zu machen brauche. Das aber ist charakteristisch für alle deutschen Stabilisierungspläne, daß man sich — mit Ausnahme vielleicht ganz enger theoretisierender Fachkreise — über die technische Seite des Valuta-Problems überhaupt keine Gedanken macht, sondern, wie hypnotisiert, auf den Ausgleich der Zahlungsbilanz starrt und im übrigen der freundlichen Gewißheit lebt, daß schon, wenn wir erst eine ordentliche Anleihe aufgenommen haben, Alles von selbst wieder in Ordnung kommen wird.

Leider liegt zu einem derartigen Optimismus herzlich wenig Grund vor. Die Vorfrage für alle künftigen Erörterungen und Maßnahmen ist natürlich, ob wir überhaupt Aussicht haben, gegenwärtig im Ausland einen langfristigen Kredit von 5 oder gar 7 Goldmilliarden zu erhalten. Woraufhin soll uns, ohne materielle Unterlagen wie Verpfändung von Staatsbesitz oder Garantieleistung des deutschen Privatkapitals, eine so ungeheure Summe geliehen werden? Nur in der Erwartung, daß wir nach Ablauf der fünf bis sieben Jahre zahlungskräftig genug sind, um einmal die Anleihe regelmäßig zu verzinsen und zu amortisieren und darüber hinaus noch die Reparationen, die ja nach dem geltenden Zahlungsplan in den nächsten Jahren nicht kleiner, sondern größer sind als jetzt, aus eigner Kraft zu bezahlen? Oder auf die vage Hoffnung hin, daß bis dahin die Reparationspflichten und der ganze Versailler Friedensvertrag bereits zum alten Eisen geworfen sein werden? Das sind doch Aussichten, die auf das finanzkräftige Ausland nicht grade besondere Anziehungskraft ausüben werden; und Keynes hatte wahrscheinlich recht, wenn er neulich schrieb, er „habe nicht einen einzigen ernsthaften Bankier entdeckt, der glaubt, daß die leiseste Aussicht dafür besteht, daß Deutschland vier Milliarden Goldmark oder auch nur ein Viertel dieser Summe auf dem internationalen Anleihemarkt auf seinen eignen Kredit hin aufbringen könnte”. Die letzten Nachrichten aus Amerika lauten zwar etwas günstiger: Pierpont Morgan will nach Paris kommen, um an den Arbeiten des Sachverständigenausschusses teilzunehmen, den die Reparationskommission zur Prüfung der Anleihefrage einberufen hat. Ob freilich mit Morgan auch schon der amerikanische Milliardensegen nach Europa kommen wird, das bleibt doch noch einigermaßen fraglich, und das bisherige Verhalten Amerikas gegen die europäische Not stimmt nicht eben hoffnungsvoll.

Aber setzen wir den Fall, wir hätten die Anleihe. Was wäre dann? Die erste Folge mag wohl, wie Bonn meint, ein Sturz des

Dollars an der Börse sein, wie wir ihn bereits am ersten Dezember 1921, an dem dies ater der Burgstraße, erlebt haben, als die erste Nachricht von einem Moratorium für die Reparationszahlungen auftauchte. An einem plötzlichen Kurssturz, der die Wirtschaft nur aufs neue in Verwirrung bringt, kann uns selbstverständlich garnichts gelegen sein, sondern Zweck hat eine Steigerung der Mark nur, wenn es gelingt, sie auf diesem höhern Kurs zu halten.
Bonn und ebenso die andern deutschen Gutachter glauben, daß wir mit Hilfe der ausländischen Notenbanken die Mark leicht stabilisieren würden, sobald wir durch die Anleihe fürs Erste unsrer Reparationszahlungen ledig sind, unser Etat balanziert und die Notenpresse abgestellt werden kann. Daß die Stillegung der Notenpresse eine der Vorbedingungen zur Stabilisierung der Mark ist, steht außer Zweifel. Daß sie die einzige Bedingung ist, nach deren Erfüllung sich Alles wieder automatisch zum besten wendet, muß stark bezweifelt werden.

Auch Bonn läßt sich noch ein Hintertürchen offen. Sollte nämlich trotz der Siebenmilliarden-Anleihe der deutsche Etat noch immer ein Defizit aufweisen, so soll nicht neues Papiergeld gedruckt werden, sondern es sollen eine festverzinsliche Inlandanleihe und höhere Erträge der Verbrauchssteuern infolge höhern Konsums das Loch stopfen. Das ist doch wohl des Optimismus zu viel! Denn es ist ja kaum zweifelhaft, daß die erste unmittelbare Folge der Stabilisierung der Mark nicht ein Aufblühen der deutschen Wirtschaft sein wird, sondern eine mehr oder minder schwere Krise und Geldknappheit, und daß wir einen Teil der Arbeitslosigkeit aus den hochvalutarischen Ländern herüberbekommen werden, bis der Stabilisierung der Mark eine Stabilisierung der Weltwirtschaft gefolgt ist. Und während dieser Uebergangskrise, die sich kaum wird vermeiden lassen, soll das deutsche Privatkapital, das jetzt, wo alle Schornsteine rauchen, dazu angeblich zu schwach ist, eine Anleihe zeichnen. Doch nehmen wir selbst an, das Geld, das jetzt zu Spekulationszwecken auf die Börse getragen wird, soll wieder, wie früher, in Reichsanleihe angelegt werden.
Aber wie soll in der Zeit, wo der deutsche Arbeiter zum ersten Mal wieder seit drei Jahren die Folgen der Arbeitslosigkeit zu spüren bekommt, der Konsum der breiten Massen sich so heben, daß die Verbrauchssteuern steigen! Das glaubt Bonn sicherlich selbst nicht.

Man sieht: die deutschen Vorschläge zur Lösung des Valuta-Problems, die nur auf einen provisorischen Ausgleich der Zahlungsbilanz oder deutlicher: auf eine indirekte Stundung der Reparationszahlungen abzielen, stehen auf sehr schwankendem Boden. Bestenfalls bieten sie eine Teillösung, die die Fragen der „Uebergangswirtschaft" und der technischen Durchführung der Stabilisierung offen läßt. Die deutschen Vorschläge haben den Fehler, den leider die deutsche Nachkriegspolitik aus der wilhelminischen Aera übernommen hat — den Fehler: Deutschland unentwegt als den Nabel der Welt anzusehen, zu glauben, daß ein internationales Problem wie die Valuta-Frage, daß womöglich alle internationalen Wirtschafts- und Finanz-Probleme, die der Krieg aufgeworfen hat, mit einem Schlage erledigt werden, wenn man Deutschland hilft. Daß wir mit dieser deutschen Wirtschaftsmonomanie sachlich im Recht sind, ist unwahrscheinlich. Daß wir uns dadurch die Feindschaft und das Mißtrauen der andern Völker zuziehen, ist gewiß.

Auf ein Frollein von Theobald Tiger

Gott Amor zieht die Pfeile aus dem Köcher.
Er schießt. Ich bleib betroffen stehn.
Und du machst so verliebte Nasenlöcher . . .
Da muß ich wohl zum Angriff übergehn.

„Gestatten Sie . . .!" Du kokettierst verständig.
Dein Auge prüft den dickern Knaben stumm.
Der ganze Kino wird in dir lebendig,
du wackelst vorn- und wackelst hintenrum.

In deinem Blick sind alle Bums-Kapellen
der Sonnabend-Abende, wo was geschieht.
Ich hör dich Butterbrot zum Aal bestellen —
Gott segne deinen lieben Appetit!

Ich führ dich durch Theater und Lokale,
durch Paradiese in der Liebe Land;
du gibst im Auto mir mit einem Male
die manikürte, kleine, dicke Hand.

Aus weiten Hosen seh ich dich entblättern,
halb keusche Jungfrau noch und halb Madame.
Ich laß dich sachte auf die Walstatt klettern . . .
Du liebst gediegen, fest und preußisch-stramm.

Und hinterher bereden wir im Dunkeln
die kleinen Kümmernisse vom Bureau.
Durch Jalousien die Bogenlampen funkeln . . .
Du mußt nach Haus. Das ist nun einmal so.

Ich weiß. Ich weiß. Schon will ich weiterschieben —
Ich weiß, wie die berliner Venus labt.
Und doch: noch einmal laß mich lieben
dich.
Wie gehabt.

Erklärung

Das Schiedsgericht im Streitfall Großmann-Jacobsohn, bestehend aus Richard Otto Frankfurter, Fritz Engel, Herbert Jhering, Hans Kyser, Paul Wiegler, ist nach eingehender Prüfung einhellig zu folgender Ueberzeugung gekommen:

Die tatsächlichen Vorwürfe Siegfried Jacobsohns gegen Stefan Großmann waren geeignet, diesen in seiner Ehre schwer zu kränken. Die Behauptungen sind nicht erwiesen. Herrn Großmann fallen ehrenrührige Handlungen nicht zur Last.

Jacobsohn konnte — bei seiner Berufsauffassung — nach dem äußern Schein und auf Grund von Zwischenträgereien der Meinung sein, daß er seine Angriffe berechtigterweise erhebe. Daß er aus unlautern Beweggründen vorgegangen sei oder unehrenhafte Handlungen begangen habe, wird vom Schiedsgericht verneint.

Nach dieser Erklärung- des Schiedsgerichts haben die Parteien auf einen formellen Spruch verzichtet und den Streit, dem Vorschlag der Schiedsrichter folgend, für beendet erklärt.

Rundschau

Von Tolstoi

„Einmal sah ich ihn, wie ihn vielleicht Keiner gesehen hat. Ich ging grade die Küste entlang zu ihm nach Gaspra, und hinter Jussupows Anwesen sah ich am Ufer zwischen den Steinen seine hagere, eckige Gestalt in einem grauen zerknitterten abgetragenen Rock und einem zerknüllten Hut. Er saß, den Kopf auf die Hände gelegt, der Wind blies ihm die Silberhaare seines Barts durch die Finger, er sah in die Ferne auf das Meer hinaus . . . Er erschien mir wie ein uralter, lebendig gewordener Stein, der Anfang und Ausgang aller Dinge weiß . . ."

So zu lesen in den ‚Erinnerungen an Tolstoi' von Maxim Gorki. (Verlag Der neue Merkur zu München.) Ueber Tolstoi zu lesen, empfiehlt sich im Allgemeinen nicht — die Leute lesen aus ihm heraus und in ihn hinein, und die neuern protestantischen Deutungsversuche, die ihn maßvoll und mit aller zuständigen Bewunderung zu beschreiben suchen, sagen auch nicht Jedem zu. Eigentlich gibt es zum Thema Tolstoi nur zweierlei: die Werke und die Porträts.

Aber diese paar Seiten Gespräche machen eine Ausnahme. Gorki ist kein Eckermann, und doch ist er zurückhaltend wie der und dabei tapferer und selbständig und bedeutungsvoller. Er liegt nicht platt auf dem Bauch — er widerspricht auch. Aber es handelt sich nicht um den umstrittenen Gorki, den der leider ins Bürgerliche gerutschte Mereschkowski, nun persönlich in eine poetisch gern verherrlichte Renaissance gerissen, für einen Lumpen erklärt hat. Es handelt sich um Tolstoi, dieses letzte Wunder einen kleinen Zeit.

Er spricht — nicht immer allzu Belangreiches, aber es ist doch Der, der die ‚Volkserzählungen' geschrieben hat, jene letzten Beispiele einer Darstellung voll von Wundern. Er erzählt von den Bauern, von der russischen Sprache — Gott allein weiß, um was alles uns die übrigens guten Uebersetzungen bringen —, es wird von ihm erzählt, wie gern er Karten spielte, und wie er doch bei allen Lebensverrichtungen der letzten Jahre der Erde etwas entrückt erschien, schon nicht mehr ganz dazu gehörte und darüber stand. Aber das hatte er ja, so sehr er mit ihr verknüpft gewesen war, eigentlich sein ganzes Leben hindurch getan. Denn um so weise zu sein, gemäßigte Bewundrer, muß man, von unten an, tierisch, menschlich, übermenschlich gewesen sein. Dann erst kam der Gott.

Schade, daß Arthur Holitscher ihn nicht mehr gesehen hat. Dieser größte deutsche Reisende mit den Photographieraugen, der Landschaft, Gesellschaftsbau und Menschen blitzartig einfängt und sie scharf kopiert, so scharf, daß man Porträt und Photographen nicht mehr vergißt — er hätte uns vielleicht ein Bild, das Bild Tolstois gegeben. So bleibt dieses wertvolle Heft Gorkis. (Wer das Rußland Tolstois noch einmal vor Augen geführt haben will, lese Karl Nötzel.)
Wer aber sehen will, wie der Alte mit dem Bart einmal ausgesehen hat, als er jung war, als er dreiundzwanzig Jahre alt war, der schlage Rollands Tolstoi-Biographie auf, die — ein wenig phraseologisch, ein wenig pathetisch, wo man Aufschlüsse erwartet — bei Rütten & Loening in Frankfurt am Main erschienen ist. Er sah aus . . . Jeder deutsche Polizeipräsident einer mittelgroßen Stadt kniffe die Augenhöhle um das Monokel fester und verfügte einen Haftbefehl. Er hatte aufgeworfene Lippen, ein Bärtchen, kleine Augen, eine breite Nase und eine merkwürdige Stirn. Das war Der, der später als alter Mann nach der Frage an Tschechow, ob der viel gehurt habe, von sich sagte: ‚Ich war ein großer . . ."
Ob seine Lehre die rechte war, wage ich nicht zu beurteilen, denn ich habe keinen Lehrstuhl der modernen Literatur an einer

kaiserlich republikanischen Universität inne, die sich mehr mit Technischer Nothilfe und Studentenverfassungen beschäftigt als mit solchen faulen landfremden Elementen. Aber daß die Lehre göttlich war und mythenhaft und eine letzte Glaubensoffenbarung: das scheint mir gewiß.

Peter Panter

Geheime Wahl

Bei den ersten Wahlen nach demokratischem Recht ließ der Wahlleiter eines ostelbischen Dorfes, Exzellenz von Soundso, Jeden, eh er an die Wahlurne ging, einzeln zu sich kommen. Er saß in einem Extra-Raum. Dicke Zigarre; Kaiser-Wilhelm-Bart; Reitpeitsche im Stiefelschaft.

„Wißt Ihr auch, was für Wahl Ist?"
Die Bauern nickten jedes Mal wissend-ehrerbietig. Warum sollten sie das auch nicht wissen! Aber Exzellenz wollte mehr hören. Die Bauern mußten mit der Sprache heraus. Erst wenn sie sagten: „Allgemeine, gleiche und geheime Wahl", war es gut.

„Wißt Ihr auch, was auf euerm Zettel steht?"
Warum sollten sie das nicht wissen ! Sie sahen sogar nochmal nach. „Jawoll Exzellenz!" sagten sie dann nachdrücklich.

Und Exzellenz, der legitimierte Wahlleiter unter demokratischem Recht, hakte dann jedes Mal ein: „Das ist doch keine geheime Wahl, wenn Ihr das wißt!" Und gab Jedem einen andern Zettel in die Hand.

Die Bauern nickten ehrerbietig-unwissend und steckten den neuen Zettel unbesehen in die Wahlurne.

Bruno Manuel

Zu jener Monarchie

Die Behauptung, die der Artikel enthalte, stelle aber eine schwere Majestätsbeleidigung dar, denn sie suche die Ansicht zu erregen, daß der Monarch in bloßer Furcht vor der Revolution, in ernster Sorge um seine Sicherheit merkwürdigen Plänen zuneige, daß er daran denke, sich vor dem Ansturm der Revolution in Sicherheit zu bringen. Das sei eine grobe Beleidigung für den Monarchen, der mit fester Hand das Steuer des Staatsschiffs lenke, einer Persönlichkeit gegenüber wie unserm Kaiser, der bis jetzt noch nie die geringste Absicht zu erkennen gegeben habe, sich vor seinem Volke abzuschließen, der sich fast täglich seinem Volke zeige, seine Spaziergänge im Tiergarten mache. Von einem solchen Monarchen werde behauptet, er traue nicht mehr seinem Volke und auch nicht mehr seinem Heere.

Oberstaatsanwalt Dr. Isenbiel, in einem Preßprozeß gegen den ‚Vorwärts' wegen eines Artikels: ‚Die Kaiserinsel', 1903.

Urteil: Neun und vier Monate Gefängnis für die verantwortlichen Redakteure.

Liebe Weltbühne!

Als der Vorhang über den Einstein-Film gefallen war, sagte mein Vordermann, ersichtlich den besten Ständen angehörend, offenbar Akademiker, vielleicht Regierungsrat, laut zu seiner Nachbarin: „Ich weiß gar nicht — das Raum- und Zeit-Problem ist doch schon von Kant gelöst: wozu brauchen wir da einen Juden?!"

Antworten

Mörder. Zwei Ihrer Kollegen, die früher unter Noske gewirkt haben, hatten seinerzeit zwei Galizier verhaftet, im Hof des moabiter Zuchthauses halbtot geprügelt, dann niedergeschossen und die Leichen auf einen Misthaufen geworfen. Die Geschworenen erkannten auf nicht mehr als anderthalb Jahre Zuchthaus wegen fahrlässiger Tötung. Der Verteidiger beantragte beim Reichsgericht Revision. „Begründet wird der Antrag auf Haftentlassung damit, daß sich die Angeklagten seit drei Jahren zur Verfügung des Gerichts gehalten und sogar wiederholt ihnen angebotene sehr günstige Fluchtversuche abgelehnt haben." Also: § 51. Der Markt steht zur Zeit sehr gut. Für falsche Pässe sind politische Mörder „stark Brief", so viele werden ihnen angeboten, und die augenblicklich gehandelten Fluchtpläne sind wirklich überaus preiswert und werden von Allen, diese beiden Trottel ausgenommen, gerne gekauft. Erich Mühsam hat fünfzehn Jahre Festung, sprich: Bayrisches Gefängnis, abzubüßen.

Kole Kokk. Der General v. Eisenhart-Rothe läßt jetzt für 10 Mark ein Buch verschenken, worin er sich bemüht, Wilhelm den Zweiten von dem Vorwurf der Desertion zu reinigen. Einige Blätter haben schon längere Auszüge aus dieser Erbauungsschrift gebracht. Leider haben sie vergessen, das Motto zu erwähnen, das der Schrift vorangesetzt ist. Es lautet, in durchaus sinngemäßer Abwandlung eines Wortes, das einmal ein würdigerer Schicksalsgenosse Wilhelms zu Doorn geprägt hat: „N'ayant pas su mourir à la tête de mes troupes . . ." Wodurch die Fortsetzung der Lektüre des Buches überflüssig gemacht wird.

Großmogul. Ihr Kollege, einer der Hintermänner des Fridericus-Rex-Films, hat nach der guten und gerechten Aufforderung des ‚Vorwärts', diesen politischen Tendenzfilm zu boykottieren, angekündigt: „Der ‚Vorwärts' wird sich für seine Verdächtigungen vor Gericht zu verantworten haben." Er hat gar nicht verdächtigt, sondern die Wahrheit gesagt, und diese Verhandlung wird niemals stattfinden. Nachdem ein Konsortium, dessen Motive und Zusammensetzung nicht durchsichtig sind, diesen Hurra-Film hergestellt hat, der ausschließlich darauf berechnet ist, dem Volk seine liebenswerte Monarchie vorzuführen, gehört schon ein Stück Frechheit dazu, zu erklären: „Wir behalten uns vor, auf die Treibereien gegen den Film zurückzukommen, möchten aber schon heute bemerken, daß wir nationale Regungen, die sich gelegentlich der Vorführung des Films Luft gemacht haben, sofern sie in angemessenen Grenzen geblieben sind, jedenfalls für die Ruhe im Staate für viel unbedenklicher halten als die Hetzereien einer Presse, die es bei dieser Gelegenheit wieder darauf anlegt, die Gegensätze

im Volke zu vergrößern.” Jede anständige demokratische und sozialistische Provinzzeitung sollte sich zur Pflicht machen, Anzeigen des monarchistischen Films abzulehnen und ihre Leser vor dem Besuch dieser ungehörigen reaktionären Provokation zu warnen.

Jurist. Der Landgerichtsrat Westphal ist selbstverständlich weiter am potsdamer Schöffengericht tätig. Daß er seinen ständigen Protokollführer hinausgeworfen hat, weil er eine Prinzessin protokollarisch zu vernehmen hatte, und einen adligen Referendar herbeikommandierte: das schadet ihm nicht in einer Republik, von der er das Gehalt nimmt, und über die die Hühner lachen.

Graf Lerchenfeld. Sie haben sich neulich über die Justizreform ausgelassen. Sie waren selbstverständlich für Beibehaltung des widerwärtigen Paragraphen 175, der Todesstrafe und des Verbots der Abtreibung. Nun ist das zunächst belanglos, denn noch gibt es kein Bayrisches Strafgesetzbuch, und nicht das Bierdorf München, sondern das Reich bestimmt, welche Gesetze in Kraft zu treten haben. Aber es ist typisch, das sowas bei solchen Gelegenheiten mit Einem Wort die großen und wichtigen Untersuchungen erledigt, die von der Kriminalpsychologie, der Soziologie, der Medizin und der Philosophie über jene Probleme angestellt worden sind. Und das berät an Gesetzen mit, regiert und darf hunderttausende von Menschen unglücklich machen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVIII. Jahrgang 11. Mai 1922 Nummer 19

Deutsche Reden von Otto Flake

5.

Die Ring-Leute

Eine Eigentümlichkeit des deutschen Lebens besteht darin, daß die negativen Programme die werbenden sind. Dieser Zug ist für ein unklares Volk charakteristisch.

Ich lese: „Der ‚Ring' ist eine von einem Kreise jüngerer Persönlichkeiten ausgehende nationale Bewegung der Selbstbehauptung und Selbsthilfe. Er wehrt sich gegen das Diktat des Versailler Vertrags. Er kämpft an gegen einen westlichen Parlamentarismus als Staatsform unsres Volkes. Und er erwartet die deutsche Wiedergeburt vom Entschluß der ganzen Nation zur Selbsthilfe auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens."

Ein negatives Programm: es sagt, wogegen man sich wehrt, aber nicht, welche Normen man geben kann. Der Widerstand gegen das Versailler Diktat könnte positiv sein, wenn darunter die Taktik verstanden würde, die eine Revision des Friedensvertrags zu erreichen sucht; man meint aber offenbar etwas andres: sich entziehn und ausweichen. Schon das ist Wunschvorstellung, Verkennung einer Situation, Unklarheit.

Die Ringleute lehnen den westlichen Parlamentarismus ab. Der Parlamentarismus hat allerdings nicht den Rang einer offenbarten Wahrheit, er ist nicht unerschütterlich. Es läßt sich über ihn streiten, man kann ihn umformen, man kann ihn sogar durch eine andre Methode ersetzen — falls man nur zugibt, daß die Forderung der Mündigkeit des Volkes, der Selbstverwaltung und der Gleichberechtigung der rocher de bronce ist, der im Wege liegt und den Weg bestimmt.

Die Schäden des Parlamentarismus nachzuweisen, genügt nicht. In Deutschland begeht man den Fehler, die Ideen und die Menschen zu trennen: man untersucht jene und vergißt diese — der Philosoph würde sagen: Man sieht nicht, daß es sich um eine Relation handelt, sondern man arbeitet dualistisch, abstrakt, theoretisch.

In Wahrheit bestimmt sich der Wert einer Idee nach dem, was das lebende Geschöpf mit ihr anfängt. Eine Idee ist Mittel für Temperament, Charakter, Gesinnung. Deshalb behaupte ich: sowohl die Kritik wie die „Wiedergeburt" müssen beim Charakter beginnen — beim Menschen, beim Träger der Idee.

Der Parlamentarismus ist eine Ausbalancierung, eine Weisheit, ein Resultat aus Versuchen, jene drei Forderungen der Mündigkeit, der Selbstverwaltung und der Gleichberechtigung zu verwirklichen.

Die Deutschen machen es sich bequem. Indem sie die Unvollkommenheiten des Parlamentarismus verwerfen, verwerfen sie unversehens die drei Regulative, deren Erscheinungsform er ist: es liegt entweder schlechter Wille, lies: heimlicher Militarismus, oder schlechtes Denken zugrunde.

Der „Entschluß der ganzen Nation zur Selbsthilfe auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens” ist ebenfalls Phrase. Denn Selbsthilfe kann vernünftigerweise in einer Periode, in der der alte Geist zur Katastrophe führte, nur bedeuten: die Untauglichkeit des alten Geistes erkennen. Die Leute vom ‚Ring', auch „neue Front” genannt, verstehen unter Selbsthilfe Nichtanerkennung des verlorenen Krieges; wir Andern: absolute Anerkennung.

Der alte Geist war: Verzicht auf Selbstverwaltung, auf den Entschluß, die nationalen Geschicke nicht Beamten und unkontrollierbaren Instanzen zu überlassen, sondern durch eigne Entscheidung glücklich oder unglücklich zu werden. Der alte Geist war: Verzicht auf Gleichberechtigung.

Mündigkeit, Selbstverwaltung und Gleichberechtigung sind religiöse Begriffe, denn religiös sein heißt für mich: das Leben bestehen, ihm eine Form geben, Forderungen an die Kraft des Menschen stellen, den Menschen verantwortlich machen. Jeder Appell an den Regenerationswillen ist daher ein religiöser Appell. Bringt man also, wie die Ringleute es tun, die Selbsthilfe in Gegensatz zum Parlamentarismus oder zur demokratischen Idee, so gibt man jenem Wort einen Sinn, der das religiöse Merkmal der Mündigkeit ausscheidet.

Die Ringleute werden antworten, sie seien religiös — ich erwidere, daß sie unklar sind, weil sie ihre Religiösität nicht benennen können. Sie wollen „etwas Andres”, etwas Neues, etwas, das dem deutschen Wesen entspricht. Aber das deutsche Wesen kann die drei Forderungen der Mündigkeit undsoweiter nicht ersetzen, es kann sie nur bejahn.

Es geht hier um viel mehr als Politik, nämlich tun die letzten, großen Aufgaben der Kreatur, die die Erde bewohnt, um Gestaltung der Existenz. Diese Forderung aber verlangt Gehorsam, wiederum einen religiösen Begriff: Lebe die Existenz nicht dumpf ab, werde Mensch — sei mündig, öffne dich den menschlichen Ideen und erkenne, daß Gerechtigkeit gegen die Mitkreatur nur Dem möglich ist, der das, was rings um ihn getan wird, selbst kontrolliert, der mitsprechen will.

Der deutsche Gott der Widerstrebenden, ob sie sich nun Ringleute, oder ehrlicher, Nationalisten nennen, wird nie Gesicht haben, nie die Züge tragen, die allein den Göttern anstehn: die menschlichen. Gott ist die Idee, die der Mensch von seiner Vermenschlichung hat.

Die Ringleute warten mit einem riesenhaften Programm auf. Sie beginnen den letzten Winkel zu organisieren, sie besitzen eine Zeitung, ein Institut für politische Forschung (Politisches Kolleg e. V., in den Händen von zwei Verworrenen, Martin Spahn und Ed. Stadtler), ein Dutzend Arbeitsstellen, die eine Art Kaiser-Wilhelm-Institut für Nationalsozialismus darstellen, ein Stift in Spandau mit politischen Lehrkursen und Verköstigung, einen Vortragsabend G. m. b. H, einen Verlag für akademische Arbeiten, einen andern für nationale Propaganda in der Arbeiterschaft, und offenbar ein Millionenkapital.

Darf man an die Republik und an die Demokratie die große Anfrage richten: erstens, was sie dieser Bewegung entgegenzusetzen gedenkt, und zweitens, woher es kommt, daß der alte Geist alle Energie, der neue keine entfaltet? Die Nationalisten bringen Opfer, sie sind großzügig, man muß es gestehen; die Republik schläft, vielleicht ist sie ein Kretin?

Unter den jungen Menschen sind Tausende, die so viel Intelligenz haben, daß sie für den neuen Geist gewonnen werden könnten, wenn sie seine Vitalität verspürten. Sie verspüren sie nicht, weil Niemand die Kräfte der antinationalistischen Idee organisiert. Sie finden bei den Nationalisten das, was sie brauchen: Temperament, Gefühlserregung, Gemeinschaft.

Die Frankfurter Zeitung hat einen guten Artikel gegen die Ringleute geschrieben; aber man wird nicht behaupten, daß das die Gegenbewegung sei, die ins Volk und unter die Gebildeten getragen werden muß. Die Schande der Demokratie: sie will sich nicht. Sie spart das Geld. Sie ist ekelhaft verkalkt.

Sie läßt uns Alle im Stich, die sie retten wollen, indem wir den demokratischen Gedanken — den religiösen, den christlichen — von seiner bürgerlichen Bindung zu befreien und wieder missionshaft zu machen suchen. Sie trachtete in Spa, die Wehrpflicht zu retten, und hat seither keine Entwicklung gehabt.

Sie findet vielleicht Gefallen an dem Ringschlagwort der Selbsthilfe, ohne die Gegenantwort zu finden, daß Selbsthilfe die Wiederkehr des Militarismus ist, und daß es nicht einmal genügt, Selbsterkenntnis zu fordern: man muß mehr tun, die Selbsterkenntnis definieren können. Definition: Der neue Geist ist radikale Ausrottung des militaristischen Denkens.

Dieses aber ist heute noch überall da, wo Gefühlserregung besteht. Die Menschen verlangen Gefühlserregung, denn sie verlangen Glauben und Leidenschaft. Republik und Demokratie krepieren, wenn es ihnen nicht gelingt, selber erregende Vorstellungen zu werden: das ist die Lehre, die man aus dem Erfolg einer Bewegung wie der der Ringleute ziehen muß.

Die Republik hat auch so etwas wie Propaganda. Sie versichert, daß wir nicht mehr militaristisch seien. Dummes Zeug; die Umpflügung der Geister steht noch aus. Der Sämann fehlt, die Frühlingsstimmung fehlt. Wort, Impuls, Tat — alles fehlt.

Ein Wort über den Pazifismus. Er ist keine rationale Angelegenheit. Die Aufklärer, die Atheisten und die andern gesinnungstüchtigen Leute verhelfen ihm nicht zum Sieg, und ich sage sogar, daß die doktrinäre Behandlung der Schuldfrage ihm schadet.

Pazifismus ist etwas andres, eine Als-Ob-Angelegenheit. Es steht noch keineswegs fest, daß er sich durchsetzt, dieses Zugeständnis soll man machen. Aber er ist der religiöse Entschluß, so zu handeln, als ob eine höhere Menschlichkeit möglich sei, als ob es die Entwicklung gebe, die wir Vermenschlichung nennen. Alles Neue wurde geschaffen durch die Taktik des Als-Ob: man beginnt so zu leben, zu lehren, zu handeln, wie der Instinkt für eine Idee es befiehlt. Bismarck drückte das burschikos aus: Man setzt sich in den Sattel und reitet.

Die Deutschen haben trotz Allem, was gegen sie gesagt werden kann und muß, die Witterung dafür, daß die vitalen Ideen nicht bloß rationalistisch fundamentiert sein wollen, und die Nationalisten verraten ihre Herkunft von einem philosophischen, von einem wesentlichen Volk, wenn sie statt banaler Vernunftgründe Impulse geben.

Man kann von ihnen lernen. Man kann sie nur mit ihren eignen Waffen schlagen. Man muß mit deutschen Methoden zu ihnen reden und, wie sie, vitale Spannungen erzeugen. Die Vereinsdemokratie vermag das nicht, dazu gehören andre Intelligenzen.

Die Frage lautet kurz und einfach: Gewinnt die Demokratie diese Intelligenzen, oder läßt sie sie im Stich?

Mechtild Lichnowskys Roman von Moritz Heimann

Der Anteil des deutschen Adels an unsrer Literatur ist sehr gering, zumal wenn man ihn mit dem entsprechenden Verhältnis bei andern Völkern vergleicht. Er ist zudem von unverkennbarer Zufälligkeit und also niemals für bestimmte geistige Gebiete, für bestimmte entscheidende Epochen des Staates und der Kultur repräsentativ; bei Italiänern und Franzosen, bei Engländern und auch bei Russen war er das. Eine Studie hierüber würde einen Schlüssel, einen von den hundert Schlüsseln zu den hundert Toren unsrer Geschichte abgeben.

Mehr noch als die bloße Tatsache dieses geringen Anteils bedeutet es, daß man ihn gar nicht erwartet; eher empfängt ihn, wo er sich zeigt, ein unwillkürliches Mißtrauen. Ein Gast von dort, der es in allen andern Dingen auch jetzt noch vielfach leicht hat, hat es in diesem einen nicht leicht; wie es denn eine Eigentümlichkeit des deutschen Bürgers ist, den Aristokraten wenig Fähigkeiten zuzutrauen, sie dafür aber gern in Ehren und Mächten zu wissen.

Auch Frau Lichnowsky hatte etwas von einem Mißtrauen solcher Art gegen sich; und es mochte wohl umso empfindlicher sein, als es sich mit künstlicher Höflichkeit verschwieg. Ihr Buch über Aegypten, ihr Spiel vom Tode, selbst die Erzählung ‚Der Stimmer', deren Umrisse in eine sehr reine Luft sehr rein geschwungen sind, waren gewissermaßen auf einen besondern Platz, auf ein besonderes Blatt der Literatur verwiesen; gleichsam als gehörten sie zwar ihrem Werte nach dazu, gehörten aber doch nicht dazu. Das war nur eine Nuance; aber vielleicht kränkte sie, als Nuance, ärger als eine direkte Ungezogenheit; vielleicht aber auch reizte sie die Verfasserin, den Bogen nur immer schärfer zu spannen und sich und der Welt zu beweisen, daß sie sich nicht im Bezirk des Amateurhaften einschließen lasse. Und so ging sie daran, von einer Sorte Roman, wie es viele gibt, einen zu schreiben, wie es wenige gibt.

In welchem Grade ihr das gelungen ist, davon hängt möglicherweise mehr für sie ab als der Erfolg dieses einen Buches (‚Geburt' bei Erich Reiß in Berlin). Ein Roman von nicht ge-

ringem Umfang, das heißt: die Verfasserin unternimmt es, von etwas anderm zu sprechen als von sich selbst, oder doch von sich selbst nur in der Uebertragung auf andre, von ihr als selbständig geschaute Charaktere. Dies ist technisch nur ein Truc der Dichter, denn immer sprechen sie ihr eignes Wissen aus, auch wo sie es Andern in den Mund legen; und dennoch ist es oder wird es zur letzten, gültigsten Bewährung.

Frau Lichnowsky, um es vorweg zu nehmen, hat das Hindernis, das sie entschlossenen Mutes vor sich aufgeschichtet hat, nicht ganz überwunden. Sie erzählt eine Geschichte; aber man merkt es ihr an, und sie merkt es selbst, daß diese Geschichte nicht die Form für einen Gehalt, sondern das Gefäß für einen Inhalt ist; und so hat sie mit einer naiven Ehrlichkeit, aber auch mit einer naiven Ungeschicklichkeit den Inhalt in der bequemsten, eingestandensten Façon gegeben, als Tagebuch einer ihrer Personen, als Briefgeständnis einer andern. Daß grade diese Partieen es sind, in denen sie sich unbeengt, natürlich und wohl fühlt, sieht man schon daraus, daß sie, besonders die Briefe, in einem hinreißend freien, meisterlich treffenden Stil geschrieben sind; während vorher, in dem coupierten Gelände, mancherlei Schiefes, Unbeholfenes und Papierenes mit in Kauf genommen werden muß. Nicht nur der Stil, sondern auch die Herabdrükkung großer Teile zu praktikabeln Hilfskonstruktionen zeugt davon, daß die Handlung und der mitzuteilende Gedankeninhalt nicht in wechselseitiger Durchdringung entstanden, sondern einigermaßen gewaltsam zusammengebracht sind.

Dennoch ist die Handlung keineswegs eine bloße Attrappe. Summarisch gesehen: die Geschichte einer unverstandenen Frau; etwas sehr Banales als literarischer Gegenstand, etwas sehr Tiefes im Leben selbst. Wer auch nur eine Zeile von Frau Lichnowsky kennt, weiß, daß sie uns nicht das Banale zu geben hat. Ihre Heldin hat als junges Mädchen eine Liebe zu einem geistig hervorstechenden Manne, einem Dichter, gehabt. Aber da sie aus vornehmer Familie ist, für deren Anspruch er als ein unmöglicher Deklassierter gilt, haben ihre Eltern das eben geknüpfte Band rauh und rücksichtslos getrennt. Sie hat sich das gefallen lassen und hat eine gute Heirat getan, mit einem berühmten, aristokratischen Arzt, einem Psychiater. Alles ist in Ordnung, der Mann liebt sie, sie ihn, und Kinder kommen. Und diese glückliche Ehe ist eines Tages wenig besser als ein schauderhafter, blasphemischer Widerspruch; umso heilloser, als der Mann nichts davon merkt und sie seine Ahnungslosigkeit fast als seine schlimmste Schuld zu tragen hat. Er ist aus Gußeisen und sie aus fließendem Feuerleben; sie versteht Alles, und er versteht Nichts, nicht einmal, was er als approbierter Meister versteht. Und immer bleibt die Ehe gut, das Haus musterhaft, die Kinder wohlgeraten, der Mann eine Koryphäe, die Frau ein Vorbild, und nur daß sie zu ihm jemals innerlich Du sagen könnte, erscheint ihr aberwitzig. Der Jugendgeliebte, inzwischen ein berühmter, befehdeter, bizarrer Dichter geworden, verkehrt in der Familie freundschaftlich; — und hier hat die Dichterin den Fehler begangen, etwas zu einem Motiv zu machen,

was seiner Natur nach nur ein selbständiges Thema sein dürfte. Der Dichter nämlich, ein psychopathischer Mensch, ist durch die brutale Zerreißung seiner schönsten jugendlichen Erwartung in eine Krankheit gestürzt worden, von der er mit dem partiellen Verlust seines Erinnerungsvermögens genesen ist. Und so sitzt die Frau vor zwei Herzen, deren eines von Natur, das andre von eines irrsinnigen Zufalls wegen ertaubt und verschlossen ist. Aber an dieses zweite muß sie endlich pochen, ihrer Gemeinschaft mit ihm inne werden, seelisches Leben geben und empfangen. Und so schreibt sie ihm Briefe, deren Anonymität es sogar unentschieden läßt, ob sie von einem Manne oder einer Frau ausgehen, wunderbare, schweifende, geist- und leiddurchzauberte Briefe. Bis sie den genialisch Zerrissenen endlich bezwingt und sein Rendezvous mit dem unbekannten Korrespondenten auf einer Brücke herbeiführt. Er kommt, er begrüßt sie ungeduldig und zerstreut, denn er erkennt sie auch jetzt nicht, weder als das Mädchen seiner früheren Liebe noch als die Frau der wunderbaren Briefe. Und da zerbricht, zerklirrt sie in ihrer Seele. Es bleibt ihr nichts, als zu sterben, und sie infiziert sich bei der Pflege von Typhus-Kranken. Erst auf ihrem Totenlager, als ihr Gesicht das volle heroische Maß seiner Schönheit erlangt hat, sieht der unwahrscheinliche Dichter sie mit entsiegelten Augen, und stürzt als ein unheilbar Wahnsinniger zusammen.

Dieses die durchgehende Linie. Zu ihr kontrapunktiert, zugleich sie vorwärts und rückwärts belichtend, eine zweite. Im Hause ist ein junger Neffe, der ein entzückendes Mädchen, das er liebt, gleichfalls aus den vagen, törichten und unbesieglichen Mädchenirrtümern in eine falsche Ehe entgleiten sieht. Sein Tagebuch ist, neben den Briefen, das zweite Vehikel für des Autors Kommentar.

Für des Autors Kommentar; doch nicht bloß zu dem vorliegenden Roman, sondern zum Leben. Es könnte wunderlich erscheinen, daß eine Frau einen Teil ihrer Subjektivität dem Jüngling auszusprechen gegeben hat. Aber wenn unsre Dichter Mädchen als Boten ihrer Idealität entsenden, warum nicht die Dichterin einen Jüngling? Und wirklich ist dieser Knabe Albert eine wundervoll dankenswerte Gestalt. Unsre Männer, wenn sie schreiben, scheuen sich längst vor dem schönsten Klang ihrer eignen Jugend. Sie halten vom ersten Tage an eifersüchtig auf ihre Härte, auf ihre Reife, auf die Ueberwindung der Süße und schwärmerischen Herzensfülle. So ist es gut, daß eine Dichterin, und obenein eine klare, verstandesmächtige Frau, gekommen ist, um einen längst verhüllten Spiegel wieder zu enthüllen. Die beiden jungen Menschen, Albert und das von ihm geliebte Mädchen, sind die vollendeten Gestalten des Romans. Mißlungen, im Ganzen und im Einzelnen, ist der Dichter; — und wie steht es mit der Heldin? In Strindbergs ‚Vater' sagt Einer, nicht mal der Rittmeister, er möchte doch auch das Plaidoyer des Kammerherrn Alving hören. Ich gestehe, wenn nicht ein Autor, der ja immer Alles weiß und immer recht hat, mir diese Ehegeschichte erzählte, sondern Frau Isabella von Aign selbst, so würde ich mich in meinem Urteil doch zur Vorsicht gemahnt fühlen. Eine

Frau aus dem edelsten Stoff, in den Leben sich verwandelt auf dieser Erde, und ein Mann neben ihr aus Gußeisen, wie gesagt oder aus Papiermaché, ein Pedant der Wissenschaft, ein Pedant seiner eignen, wohlerzogenen Tugenden, das ist als Kontrast immerhin reichlich tendenziös. Es könnte darum nicht weniger wahr sein, ja, es könnte sogar einen nur scheinbaren Sonderfall bedeuten, und vielleicht heißt der Fall in verhängnisvoller Allgemeinheit: ein Mann und eine Frau. Unselig der Partner, über den der verwandelnde Blick kommt; „es gilt dann Menschliches unter Menschen nicht mehr”. Aber ein paar Mal begegnen uns doch bei Frau Isabella Züge, die uns auf die Mutmaßung bringen, daß dem armen Manne nicht ganz sein Recht wird. Es sind Züge, bei denen die Verfasserin sich irrt, wenn sie, triumphierend und mit einem etwas komisch anmutenden Stolze glaubt, sie zugunsten der Frau berichten zu dürfen. „Als sie noch sehr jung war, schlug sie ihm zum Vergnügen vor: mach’ doch einen Wassermann an mir. Er zeigte Unwillen . . . . . . fand sie kindisch. Sie hatte bald bemerkt, daß ihm der Sinn für Humor fehlte; —” Dieses kleine Intermezzo rechtfertigt den Vorwurf mangelnden Humors bei weitem nicht; sie selbst, die Verfasserin, ist es, die da etwas verwechselt. Und daß Isabella ins Caféhaus geht und einen journalistischen Beleidiger ihres Dichters mit erstaunlich ausgesuchter Technik ohrfeigt — nein, wir rechnen auch das nicht Frau Isabella von Aign zu, sondern der Dichterin. Sie mag sich eine solche Szene mehr als einmal ausgeträumt haben. Ein tapferes, feurig freudiges, schenkendes Herz wie sie ist, mag sie mehr als ein Mal die Lust verspürt haben, Unbill zu rächen, und sicherlich eher die einem Andern als die ihr selbst widerfahrene.

Aber daß sie mit solcher Exekution ihren liebend erschaffenen Menschen belastet, ist ein Fehlgriff, von dem es sich vielleicht nicht verlohnte, zu reden, wenn er nicht das Problem der Dichterin im innersten Nerv berührte. Denn wenige Autoren haben so viel Recht, ihre Subjektivität mit Stolz und Glück spielen zu lassen, wie Frau Lichnowsky. Ueberall wo diese Subjektivität sich frei und gradezu ausspricht, bringt sie Herrliches zutage. Form und Gefühl des Lebens, Pflanzen, Landschaften, Pferde, Tiere überhaupt, die durch Beobachtung zu erfassenden Menschen, die durch sympathetische Ahnung zu erkennenden, alle diese Erscheinungen sind bei ihr von einem Glanz der Kraft, von einem geistigen Glanz umflossen, und ebenso die vielen echten, niemals grauen Gedanken dieser denkenden Frau. Aber nun ist doch einmal der Versuch gewagt worden, die Subjektivität nicht souverän walten zu lassen, sondern eine für sich selbst dastehende Welt zu schaffen. Indem dieses Wagnis nicht ohne Rest gelungen ist, bleibt der Verfasserin eine große Entscheidung. Entweder muß sie auf das sogenannte Objektive von vorn herein verzichten und für ihr Subiektives mit Entschlossenheit und Verwegenheit die originelle Form entdecken, oder sie muß aufhören, ihrem Affen Zucker zu geben, und zu einer, irren wir nicht, von ihr selbst ersehnten und gesuchten Strenge und Gültigkeit durchbrechen.

Was ist uns Frankreich? von Felix Stössinger

(Fortsetzung)

Dabei waren das nicht nur Männer der Revolution. Die französische Bourgeoisie bewahrte selbst in ihren reaktionären Epochen eine revolutionäre Tradition, wie ja überhaupt das Rechtsgewissen des Franzosentums weder ein Partei- noch ein Klasseneigentum irgendwelcher Art ist. Unter der Restauration hatte Benjamin Constant durch sein Eingreifen Wilfried Regnault, der unschuldig zum Tode verurteilt war, vom Schafott geholt. Vergessen, wie vieles andre Gute, das Menschen geleistet haben, ist der erbitterte, aber ergebnislose Kampf, den Balzac und Gavarni, unterstützt von Lamartine, zur Rettung Peytels geführt.

Auch dem Dreyfus Balzacs, dem Notar Peytel, wurde aus politisch-persönlichen Gründen ein Prozeß angehängt. Peytel hatte sich durch ein Pamphlet gegen Louis Philippe mißliebig gemacht. Begünstigt durch dunkle Begleitumstände, beschuldigte man ihn, als Erbschleicher seine Frau und seinen Diener ermordet zu haben.
Balzac erkannte die politischen Motive des Prozesses und die mangelhafte Begründung der Anklage. Aufgeschreckt von dem Justizmord, den man begehen wollte, ging er der Sache nach. Zusammen mit Gavarni untersuchte er den Fall. Er vernahm Zeugen, sammelte Entlastungsbeweise, besuchte den Tatort und bearbeitete die Regierung. Peytel ward verurteilt, die Verhandlung vor dem Kassationshof stand bevor. Da erschien zur Aufklärung der Richter am sieben-, acht- und neunundzwanzigsten September 1839 im oppositionellen ‚Siède' Balzacs „Brief über die Affaire Peytel, Notar in Belley".
„Keine Mutter,"schrieb Balzac, „keine Schwester kann ohne Schauder daran denken, daß der Zufall ihren Sohn und Bruder in die Lage bringen kann, in welcher der Verurteilte sich befindet. Den Menschen verteidige ich, der verleumdet worden ist, einen Mann der sozialen Schicht, der zum größten Teil meine Leser angehören, einen Mann, dessen Unschuld bewiesen werden kann und bewiesen worden ist."
Als Peytel, trotz dem von Balzac beigebrachten Material, vier Wochen später unschuldig enthauptet wurde, brach Balzac vor Scham und Zorn beinahe zusammen. Mitten in seinen besten Arbeiten hatte er sich unterbrochen, um einen Menschen zu retten. Selbst die Korrespondenz mit der Hanska hatte der Arbeit für den Unschuldigen weichen müssen. „Ach, meine Teure, " schrieb er ihr, als Alles vorüber war, „meine Angelegenheiten waren schon vorher in keinem guten Stand, und jetzt kostet mich meine Hingebung ein tolles Geld. 500 Dukaten weniger und 500 Dukaten von meinem Arbeitsverdienst, und als Lohn habe ich Verleurndungen von allen Sorten. Von nun an werde ich ruhig zusehn können, wenn ein Unschuldiger umgebracht wird, ohne daß ich mich hineinmische." Der Mißerfolg lähmte seine Arbeitskraft fast ein Jahr.

Peytel gehörte, wie Balzac schrieb, „jener Bourgeoisie an, die in Frankreich fast souverän ist". Diese Bourgeoisie haben Balzac und nach ihm die großen Epiker Frankreichs in allen Tiefen ihrer Abscheulichkeit dargestellt. Ueber die Differenzierung ihrer Gegnerschaft ließe sich ein Buch schreiben, etwa über Balzacs orgienhaften

Haß, in dem so viel innerste Gemeinschaft mit der „Mentalität" der herrschenden Klasse steckte, bis zu Flauberts müdem und sensiblem Schauer und seiner Ohnmacht, sich von dieser Schicht endgültig abzuwenden. Allen diesen Dichtern eignet ein bewußtes Klassendenken als Produkt des seit der großen Revolution latenten Gegensatzes zwischen der besitzenden und der ausbeutenden Klasse. (Auch die termini: Bourgeoisie und Proletariat stammen aus Frankreich.) Auf diese Weise konnte aus der epischen Dichterreihe auch Jener hervortreten, der den Erben der gegenwärtigen Klassenherrschaft, das Proletariat, erkannt und dargestellt hat.

Im neunzehnten Jahrhundert spiegelt fast die ganze Literatur Frankreichs, die fortgeschrittenste Europas, die zwei Grundtatsachen der Geschichte wieder: das Ringen des revolutionären Teils der Bourgeoisie, des Kleinbürgertums und der Arbeiter um die Wiederherstellung und Sicherung der Republik; und zweitens das Gespenst des Kommunismus, das sich erhob, um den Gleichheitsgedanken der Bourgeoisie durch ihre Vernichtung zu verwirklichen. Wie viele Dichter sind politische Helden! Béranger opfert seinen Freiheitsliedern eine Staatsanstellung. Er zieht Prozesse, Strafe um Strafe auf sich, und das ganze Land unterstützt ihn mit Geld und der moralischen Macht der Popularität. Das Gefängnis macht ihn nicht müde: er kämpft mit der Waffe in der Hand die Juli-Stürme 1830. Eine Frau wie die Sand ist Sozialistin: sie wirkt für die Befreiung der Frau und des Vierten Standes. Ihre Theaterstücke verhöhnen das Königtum. Ihre Tagesartikel nennt sie: Bulletins de la république, ihre Wochenschrift verherrlicht das Volk. „Nie versäumte sie eine Gelegenheit, die Regierung anzugreifen."

Victor Hugo beginnt als Monarchist, bis ihn die Revolutionskämpfe von 1830 zu dauernder Wandlung erwecken. „Aufständische und düstre Plebejer" nennt Taine die jungen Leute seiner Romane. Könige und Päpste nehmen sich bei ihm, nach Lemaître, wie Schweine und Tiger, also wie eine gesteigerte Wirklichkeit aus. Ein Werk ist gegen die Todesstrafe gerichtet, die zu unserm Schmerz noch der alte Goethe verteidigt hat. Hugo ist praktischer Politiker, Deputierter, Senator, Redner, Journalist. Zwanzig Jahre lang lebt er in der Verbannung, denn nach dem Staatsstreich Napoleons steht er als Erster auf der Proskriptionsliste der Mörderzentralen. Es gibt Deutsche, denen auch das nicht imponiert. Ich finde es erschütternd. Es gibt Schicksalsstunden eines Volkes, wo es heilsamer ist, daß der größte Dichter des Landes ein verbannter Republikaner war, als ein Minister, der zwar die halbe Hofgesellschaft duzen durfte und Prinzen auf seinen Knieen schaukelte, aber doch nicht die Macht hatte, dem Volk auch nur die kleinste Erleichterung zu verschaffen. Hugo wurde in den schmerzlichen Jahren der Verbannung nicht Opportunist. „Wenn nur noch zehn bleiben (nämlich Republikaner), so werde ich der zehnte sein — und wenn nur einer übrig ist, so bin ich dieser eine."

Als die Republik 1877 von neuem bedroht war, warnte Hugo das Volk durch eine Geschichte des Staatsstreichs von 1851 und nannte sie die Geschichte eines Verbrechens. Die deutschen Intellektuellen schwatzen auch von der Geschichte eines Verbrechens, Sie meinen den „Dolchstoß".

(Fortsetzung folgt)

Napoleon

Oder: Die hundert Tage. Vor dem ersten sehnen sich abgedankte Kaisergardisten, von neuem mit ihren Gewehrkolben die Gehirne zu zerschmettern; vor dem letzten ist Bonaparte besiegt, und Blücher äußert den Wunsch, daß die Zukunft seiner hochachtbaren Waffengefährten würdig werden möge. Das ist sie ja wohl geworden. Von Cambronnes pazifistischem Oberst, der gewähnt hatte, nach der Heimkehr des Imperators die freisinnige Zeit endlich leuchten zu sehen, und der wehklagt, daß abermals nichts als Geschütze, Kürasse, Säbel und Bajonette blinken — von diesem Weltfremdling läuft ein Jahrhundert, das mit den voraufgegangenen den Blutdurst gemein hat, bis zu den redelustigen Protestlern gegen den potsdamer Artillerietag. Dessen begeisterte Teilnehmer fahren am Abend ins Staatstheater und applaudierten am liebsten demonstrativ zu denjenigen Stellen, wo sich das Los des Geburtstagskindes von Wieringen mit dem Los des Korsen auf Elba vergleichen läßt. Wenn von seinen Marschällen einer den Frontkämpfer kennen lernen möchte, der nicht mehr Wert auf den Kaiser legt als auf alle die zeitgeistigen Phrasen, so macht ihre Zustimmung keinen Unterschied zwischen diesem Kaiser und ihrem in Doorn; und daß die Szene des Soldaten nicht darzustellen ist, dem eine Kanonenkugel den Leib aufreißt, und der mit dem Ausruf stirbt: „Es lebe der Kaiser!", das bedauern sie aus zwei Gründen: erstens, weil sie nach vierjähriger Pause gern wieder sähen, wie eine Kanonenkugel den Leib aufreißt; und zweitens, weil sie ihre Existenz davon abhängig glauben, daß dieser Schrei seine Legitimität zurückgewinnt. Sie vermerken freudig und hoffnungsvoll, daß schon vor hundert Jahren auch die untergeordneten Gendarmen des neuen Regimes auf Seiten des alten standen; und der Schriftsteller Ludendorff wird für sie bestätigt durch seinen berühmten Vorgänger in der Strategie, der den Verlust der Entscheidungsschlacht darauf zurückführt, daß dem General Grouchy die Preußen entkommen sind, und der — allerdings still „für sich" — die Dolchstoßlegende der Hundert Tage in den Seufzer preßt: „Daß das Schicksal des großen Frankreich von der Dummheit, Nachlässigkeit oder Schlechtigkeit eines einzigen Elenden abhängen kann!"

Grabbe hält sich neutral zwischen den Parteien — nicht aus Opportunismus, sondern aus einem Widerstreit von Gefühl und Verstand, von Erinnerung und Voraussicht, von Verworrenheit und Klarheit. Hortense nennt das „Feld der Ehre": Feld der Eitelkeit. Napoleon widerspricht: er sei, zum Beispiel, nach Rußland gezogen, weil er den Sieg des südlichen Geistes über die nordische Knute babe durchsetzen wollen; und jetzt begehre er nichts als Frieden, sogar für die Welt den ewigen Frieden — aber Groß und Klein sei wider ihn, und er müsse kämpfen. Hortense: „Du mußt, ja — weil Du willst." Grabbe ist in dem Dämon Napoleon wie in seiner Eirene. Er ist Militarist und Antimilitarist. Er hat die kindliche Freude des

Theatralikers an Buntheit, an Lärm, an tobenden Gegensätzen — und ist gegen deren Motor: die Gewalt dermaßen skeptisch, daß sein Dialog zwischen zwei einfachen Vertretern des todgeweihten „Menschenmaterials” in eine Fibel aller Friedensgesellschaften taugen würde. Er verspottet die Revolutionsgewinnler; aber das hindert ihn nicht, den Revolutionsgewinnen zu mißtrauen. „Was haben Sie von der Freiheit?” „Man sagt, sie wäre was Gutes.” Hätte Dichtung nicht einen andern Maßstab als die Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit: diesen vertrüge Grabbes Drama; und umso besser, als es ja eben sogar mit unsrer Gegenwart übereinstimmt. Die Monarchistenfronde, die ihrem König seine „schwächliche Nachgiebigkeit” verübelt; die Besonderheit jeder Panik, tolle Gerüchte zu gebären; die Eifersucht zwischen zwei Dynastien Eines Landes; die demagogische Kraft der rollenden Phrase; die Sentimentalität einer Soldateska z. D.; die Unnachhaltigkeit grauenvoller Eindrücke; die Verklärung der unzulänglichen Politik von gestern; die Verwechslung der Folgen des Kriegs mit den Folgen der Niederlage: die zuckenden Nerven der Hörer von 1922 werden so unmittelbar berührt, daß sie des Mediums von Poesie eigentlich gar nicht bedürfen. Meist genügt, daß der Poet einen Ton anschlägt. Und tut er in vielen seiner fünfundzwanzig Bilder denn mehr?

Sie haben eine tatsächliche historische Vollständigkeit, zu der ihr künstlerischer Gehalt oft ziemlich komisch kontrastiert. Erst durch eine Riesenemballage dringt man auf winzigen nahrhaften Kern. Wüßte man nicht, daß sie teilweis im Rausch entstanden sind, so würde man sagen: Sie sind wie im Rausch aufgedunsen zu einer grellen, manchmal gradezu neuruppinischen Märchenbuch-Naivität, die mit boshafter Karikaturistik abwechselt. Entwaffnend der preußische Major, der sein Bataillon cordial also anspricht: „Wann auch wohl sähe man sich so gern bei dem Schein der geselligen Flamme noch einmal gegenseitig in das befreundete, lebensfrische Antlitz als am Vorabend der Schlacht?”; entwaffnend der arme Idiot von Freiwilligem Jäger, der diesem Major das Bekenntnis ablegt: „Ja, Napoleon ist auch groß, ist riesengroß, aber er ist es nur für sich und ist darum der Feind des übrigen Menschengeschlechtes — unser König ist es für Alle.” Schade, daß unser König nicht auftritt; wenn sein und des übrigen Menschengeschlechtes Feind dem Meere gesteht: „Amphitrite, gewaltige blauäugige Jungfrau, so lange ließest du mich umsonst um dich buhlen!”, dann gäbe man viel darum, Friedrich Wilhelm den Dritten seine Größe für Alle erweisen zu hören — nachdem sein Bundesgenosse Wellington, Blüchern erwartend, sich als einen Schlachtenlenker bewährt hat, der vom rückwärts gekehrten Propheten Wildenbruch mit Hedwig Courths-Mahler erzeugt zu sein scheint, indern er mannhaft erklärt: „Dorftürmchen von Waterloo, du schlugst den Beginn der schwersten, unvergeßlichsten halben Stunde meines Lebens.” Einzelcharakteristik ist nicht Grabbes Sache. Napoleon: ein dröhnender Popanz, ohne daß er das werden sollte. Auch

sonst keine Hauptperson, die einen berührte. Für Rundheit ist bei diesem wahrhaft zerrissenen Grabbe Bedingung: Episodenhaftigkeit — er darf nicht Gelegenheit haben, einer Figur im nächsten oder übernächsten Auftritt dieses oder jenes Glied auszurenken. Seine Stärke: die Massenszenen. Da, nicht in Napoleons Tiraden, ist weltgeschichtliche Perspektive. Da sind die Leidenschaften eines Volkes, so abgenutzt das Wort ist, geballt, die Begierden der Kasten, Schichten, Parteien transparent gemacht, die Dummheit und der Eigennutz der gestürzten, wieder hinaufgelangten und wieder gestürzten Machthaber angeprangert. Da blitzt es genialisch über die weite Fläche, deren Leerheit streckenweise beängstigt. Da entstehen dramatische und theatralische Wirkungen, Da entstehen sie, wenn Regie- und Schauspielkunst dem Autor gewachsen sind. Aber hiervon über acht Tage.

Zwei Oh Mensch!-Stücke von Alfred Polgar

Das erste heißt ‚Opferung' und ist ein Drama in vier Akten von dem wiener Dichter Hans Kaltneker, der kaum einundzwanzig Jahre alt verstarb. Ihm Aufführung seiner Stücke, Förderung und Lob zu versagen, liegt also kein Anlaß vor.

‚Opferung' ist ein ekstatisches Schauspiel. Es greift mit einer wohl zu kurzen, aber rührend heftigen Geste nach den Sternen. Es ist voll des Mitleids mit der Kreatur. Es ist voll Zweifel, voll ungestümer Frage und voll milder Antwort, die zwar nicht erledigt, aber besänftigt. Dem schmerz-schreienden Menschen wird mit einem Kuß der Liebe der Mund verschlossen. Der Schrei wird erstickt . . .; daß auch der Schmerz es würde, ist schöne Lüge der Dichtung. Der fatale Held dieses Spiels geht lächelnd in den Tod. Warum? Weil er sich zu seinem Tod einen poetischen Text gemacht hat.

Folgendes ereignet sich. Erster Akt. Inmitten von Menschen, die Kultur verkörpern, begegnen einander zwei Leidenschaftliche, Mann und Frau, Prinz und Sängerin. Das Leben hat sie durch Höllen und Paradiese gehetzt, ohne ihnen den Sinn ihres Daseins zu verraten. Nun glauben sie, in ihrer Liebe solchen Sinn zu erkennen. Der Staatsanwalt berichtet gesprächsweise, er müsse morgen früh zu einer Hinrichtung. Das trifft den Prinzen ins Herz. Not des Menschenbruders ruft ihn stärker, als selbst die Liebe ihn rief. Zweiter Akt: Auf dem Hinrichtungshof. Der Prinz stört die Prozedur, den jammernden Sünder in seine Arme schließend. Der wird zum Galgen fortgerissen, indes der Mitleidsvolle, dritter Akt, den gestirnten Himmel über sich, die lustbereite Geliebte neben sich, von den Rätselfragen: Schuld? Erlösung? sich Herz und Hirn zernagen läßt. Der Heiland, schließt er, hat nicht alle Schuld der Welt auf sich genommen, denn seine Seele blieb ja rein. Er aber, der Prinz, wird die Menschen, nicht nur seinen Leib, sondern auch seine Seele opfernd, komplett erlösen. Zu diesem Zweck sticht er die Geliebte tot. Es ist der sonderbarste logische Kurzschluß, der jemals dramatischen Brand entzündet hat. Vierter Akt: Der Prinz ist nun in der gleichen üblen Lage wie jener arme Sünder

vom zweiten Akt. Seltsamerweise erwartet er von den Menschen Gnade, weil er doch die Welt erlösen gewollt. Im Gespräch mit dem frommen Bruder Mönch weicht die salvatorische Hoffart aus seinem Herzen, und er stirbt in friedevoller Schönheit.

Der reine, von dichterischer Inbrunst hochgerissene Jüngling, der dieses merkwürdige Erlöserstück geschrieben, meditiert mit dem Herzen . . . was er denkt, ist Empfindung. Man könnte sagen: Das Herz ist ihm zu Kopf gestiegen. In diesem Drama, der Vision, der edlen Formulierungen, der echtesten Feierlichkeit fähig, tönt das Rauschen ikarischer Schwingen. Das macht seine eigentlichste Musik aus.

Im wiener Deutschen Volkstheater gelang dem Regisseur Hans Brahm eine schöne Aufführung. Insbesondere der Hinrichtungsakt, in seiner spukhaften, grinsenden Dusterkeit an den Friedhofsakt aus Frühlingserwachen erinnernd, geriet durch eine Art szenischer Tiefätzung sehr wirkungsvoll. Herr Onno durfte in heiligem Fieber brennen. Es ist die Krankheit, in der er sich am wohlsten fühlt.

*

Sonderbar: grade Dichter, die doch wissen, daß der Verstand ein unzulängliches Instrument, die Schlösser der Ewigkeit aufzubrechen — solches Wissen, gepaart mit Diebeslust, macht sie ja zu Dichtern — grade Dichter lassen sich gern mit Gott in logische Dispute ein. Obzwar doch Herumfingern an den ewigen Fragen eigentlich schon Sünde wider den Geist. Das Problem ist nicht: Wie löse ich solche Fragen? Das Problem ist: Wie stelle ich mich zu solcher Fragen Unlösbarkeit? Nicht: Wie verstehe ich Gott? (denn, daß er nicht zu verstehen, macht ja seine Gottheit aus), sondern: Wie vertrage ich mich mit ihm?

Der Dichter Franz Theodor Csokor plagt sich viel weniger als der arme Kaltneker mit Antwort-Suchen auf nicht zu beantwortende Fragen; er hat aber ein wildes Maler-Interesse an Fragezeichen als an den unerbittlichsten Dekors des Weltenraumes. In seinem Drama ‚Die rote Straße' — gemeint ist der blutgezeichnete Passionsweg der Geschlechter — sind die Wände über und über betupft mit points d'interrogation. Der Annahme, sie könnten mehr bedeuten als ein aufregendes Tapetenmuster, beugt der Dichter vor, indem er — einleitend — Stimmen links und rechts fragen läßt: „Was bindet Mann und Weib? Was scheidet sie?", und auf die Antwort von oben: „Blut!" weiter: „Warum? Wozu?", welcher Frage die Stimme von oben ein kategorisches „Das wird nicht verraten!" entgegensetzt. Bravo! Das schneidet törichte Debatten ab und zieht den Dichter aus der Affäre, in die er uns stürzt.

Vierzehn Stationen hat Csokors ‚Rote Straße', vierzehn Bilder von ausgezeichneter Drastik. Sie sind, sozusagen, nach dem Genie-Rezept gemalt.

Dieser junge Dichter liebt das Pathos um des Pathos willen. Hat er Kraft, oder hat er nur die feste Entschlossenheit, Kraft zu haben? Das wird nicht verraten.

Sein Drama konnte, im Anklang an ein Werk früherer Schaffensperiode, heißen: ‚Der große Krampf'.

Csokor weint grundsätzlich nur Blut, Er lacht nie anders als gellend. Seine Tinte dampft.

Er hat dichterische Visionen, dichterische Worte, Einfall, Phantasie; und die Fäuste eines Professional-Ballers. (Die rote Straße zweigt ab von der Georg Kaiser-Allee.) Sein gutes, kräftiges Literaten-Blut ist jederzeit bereit, ekstatisch zu schäumen. Er hat, sozusagen, die hinfallende Gesundheit.

Der bekannte Bruder Mensch erscheint nicht in der ‚Roten Straße', wohl aber Schwester Dirne. Es kommt auf das Gleiche heraus. Klage ob der Bedingtheit der Kreatur stöhnt als obstinater Baß durch das Werk. Stimme infernalischer Ironie klingt darüber hin; und die Obertöne sind Wehlaut der Hoffnungslosigkeit. Csokor ist ein Musikant der Schwärze.

Von den Finsternissen des Lebens fehlt keine bessere in seinem Werk. Lues und Leichenkammer, Schindanger und Findelhaus, Bordell und Narrenturm. (Immerhin: wo bleibt ein Hinrichtungshof, ein Regimentsarzt, ein Obdachlosenasyl, ein Vivisektionschef?) Das satanische Gold, furchtbar mächtig, tritt auf, die satanische Bürger-Borniertheit und mancherlei andres irdisch-Satanisches. Hoch ragt das Kreuz mit den Marterwerkzeugen. Es fällt um, erschlägt fast Den, der es betend umklammerte. Kein pathetisches Drama seit 1918, in dem das Kreuz nicht ragte. In hoc signo spreizt sich die Talentlosigkeit genialisch. (Das gilt nicht für Csokor, der Talent hat und mehr als Talent.) Jesus persönlich wurde Schutzheiliger der elenden Mitleids-Dramatiker. Unter seiner allerhöchsten Patronanz stelzen sie auf, ihrem Erbarmungs- und Erlösungsmist, krähend: „Oh Mensch!"

Die Diktion der ‚Roten Straße' ist eine Prosa, die den Vers im Leibe hat. Manchmal ist sie durchaus Strindberg (von dessen ‚Traumspiel' muß Csokor überhaupt einen unerhört lebhaften Traum geträumt haben), manchmal alliteriert sie im schönsten Walküren-Ton (". . . wonniges Weh des Wartens" . . . , „ . . . gewarnt und gescholten vom ganzen Gesipp . . . "), manchmal klappt sie in metrischer Wechselrede wie der antike Chor. Alltäglich ist das Deutsch der ‚Roten Straße' niemals. Irgendwelche feierliche Knickung, Schärfung, Inversion hat jeder Satz. Das unterscheidet eben (verzeihen, daß ich huste) den Dichter vom Schriftsteller.

Das Raimund-Theater (Dr. Beer) spielt ‚Die rote Straße' in modernem Hart- und Knapp-Stil. Auf die Zuhörer wird eine unwiderstehliche Expression ausgeübt. Spukhaftes gelingt, dichterisch Gesteigertes minder. Das rote, zähnig gezackte Loch, das den Bühnenraum abgrenzt . . . Csokor schreibt vor: wie ein Haifischrachen. Aber es war bestenfalls eines warmblütigen Raubtiers Maul. Der Haifisch (Carcharias) hat an des Körpers Unterseite, ziemlich weit hinter der Kopfspitze, eine schiefe Fresse. Sie eignet sich, nach Schnitt und Lage, kaum für ein Bühnen-Interieur. Das kommt davon, Franz Theodor, weil du so blind verliebt bist in tönende Wucht-Worte, wie etwa „Haifischrachen".

Immerhin: ein aufgerissenes Maul aus Pappendeckel ist kein schlechter Rahmen für Oh Mensch!-Spiele.

Saisonbeginn an der Ostsee von Peter Panter

232 km. Warnemünde. (Plan s. S. 114) Gasthöfe am Strande: Hübner mit Conditorei, 150 Zimmer zu 1.25 M 5 M, Frühstück 1.25 M, Pension 5—6 M
Baedeker 1914

Es läuft der Vorfrühlingswind
durch kahle Alleen;
seltsame Dinge sind
in seinem Wehn.
Hugo von Hofmannsthal

Oben an der Nordostküste Deutschlands rollen die Wogen in langen Linien auf den Strand — es ist sehr kalt und frisch, und der Sand ist ganz naß. Horch! läutets da nicht silberhell durch die Lüfte? Du hast dich nicht verhört, herzliebster Leser: ist ers doch, der rosafüßige Frühling, der soeben — mit Genehmigung der zuständigen Wetterwarte — seinen Einzug gehalten hat. Frühling, ja, er ists! Marie, der Lenz ist da — und allenthalben hebt ein geschäftiges Leben und Treiben an und versetzt die biedere Bevölkerung der Wasserkante in die höchste Aufregung.

Die Ostseewirte sind aus langem Winterschlaf erwacht und recken faul die gewaltigen Glieder. Langsam kriechen sie aus den wärmenden Speckhüllen, die sie in der rauhen Jahreszeit vor den Unbilden des unwirschen Klimas geschützt haben, die Fenster fliegen auf, und in riesigen Schwaden entweicht ein trüber Grogdunst in den hellblauen Frühlingshimmel. Kräftige Fäuste packen die Stoffüberzüge, mit denen winters die Wälder zugedeckt werden, zerren daran und reißen sie herunter; die jubelnde Jugend reinigt den Strand und schüttet frischen Sand als Streu für die zu erwartenden Kurgäste auf. Saisonbeginn!

Die fleißigen Gemeindeväter treten zu ernster Beratung zusammen: gilt es doch, die Kurtaxe mit Rücksicht auf den Ernst der Zeit um das Dreifache zu erhöhen und den lieben Gästen das Leben im Ort so angenehm wie möglich zu gestalten. Nachdem noch rasch der Mindestpreis für das Zimmer mit voller Pension (Mittagessen mit einbegriffen, Beleuchtung, Bewässerung, Bedienung und Beschlafung extra) auf 410 Mark festgesetzt worden ist, eilen die wetterfesten Männer an die Arbeit.

Da heißt es, angeschwemmte Strandgutplanken zum Familienbad zusammenzuzimmern, Strandkörbe werden ausgebessert, ja, ein luxuriöser Badeort, dessen Name hier nicht genannt sein soll, trägt sich bestem Vernehmen nach mit der Absicht, einen Rettungsring anzuschaffen. Er soll Ende August eintreffen. Der Strand wird rasch von Quallen und Tang befreit und beides vor die einzelnen Häuser ausgebreitet, zwecks Herstellung der ff. Seeluft. Viele große Badeorte schließen mit Berlin Lieferungsverträge für den kommenden Sommer ab, und große Kisten Flundern rollen aus der Residenz an, wohin sie das fleißige Fischervölkchen verschoben hat. Die Weinkarte (mit Gummizug) wird

aktualisiert, auch werden große Sterilisationsapparate aufgestellt, mit denen man Seewasser trinkbar machen kann. Bei dieser Gelegenheit wird der alte Bestand in den Weinkellern aufgefrischt. Waisenkinder verteilen längs des Strandes Bernsteinstücke, die später bestimmungsgemäß von den aufjubelnden Kurgästen gefunden werden. Viele Muscheln erleiden einen qualvollen Tod: sie tragen, als Aschbecher und Briefbeschwerer verkleidet, das Bild Hindenburgs und werden mit Recht den daheim gebliebenen Verwandten zum Andenken mitgebracht.

Auf mancherlei Besuch gilts sich einzurichten. Tiere und Menschen suchen in heißer Sommerszeit das kühlende Naß der Ostsee auf — an manchen Orten verkehren auch Sachsen. Zinnowitz läßt auf dem Gemeindehaus ein großes blank poliertes Hakenkreuz anbringen: im dortigen Herrenbad werden Badehosen nur nach vorheriger Revision durch den Badearzt abgegeben. (Es sollen dabei böse Vertuschungsmanöver vorgekommen sein.) Ein herzerfrischender antisemitischer Wind pfeift brausend über den judenreinen Strand des anmutigen Badeörtchens; seine Toiletten sind sämtlich schwarz-weiß-rot angestrichen und mit frommen Wünschen für die Monarchie versehen. Horridoh — ! Die Stellung kann bezogen werden.

Ein sanfter Zephyr hingegen mauschelt um die geschwungene Bucht Heringsdorfs. ‚Freya', der germanische Dampfer, das einzige arische Lebewesen weit und breit, ächzt durch die Fluten; pflichttreu, alt und gebrechlich, hat das wackre Boot, das kurz vor Erfindung der Dampfmaschine in Dienst getreten ist, schon manchen Kummer erlebt. Es ist auch heuer zur Stelle. In den Hotels wibbelt und kribbelt es: einem neu eingetretenen Angestellten, der ein Zimmer aufzuschrubbern versucht, wird vom Direktor seine Ungehörigkeit ernst verwiesen, und der zweite Gemeindevorsteher geht mit seinem Söhnchen spazieren, um ihm eine Fensterscheibe zu zeigen, die er einmal als Knabe eingeschlagen hat. Nach gutem alten heringsdorfer Brauch ist sie bis heute nicht erneuert.

In Mecklenburg hängen sich die Schiffer die Umhängebärte um, die ihnen ein so biderbes Aussehen verleihen, und die übrige Landbevölkerung lernt noch einmal rasch aus dem Polyglott Kunze das gute Platt, um bei den Preisangaben durch mangelhafte Verständigung mit dem hochdeutschen Kurgast gedeckt zu sein. Ostpreußens Steilküste strahlt in schönster Ausstattung und ist am besten dran: Mücken und Berliner sind daselbst unbekannt.

Auf den Dünen werden die Polizeiverordnungsschilder neu angepinselt: „Das Betreten der Dünen und das Ausreißen derselben ist streng untersagt. Königl. Preuß. Hafenamt. 14. Juli 1876." (Wie habe ich immer die Leute beneidet, die am 13. Juli 1876 da gebadet haben! Die durften noch!) Rasch werden einige hundert Schilder mit der Aufschrift „. . . ist verboten" ausgeteilt — die Lücke kann später beliebig ausgefüllt werden. Am Horizont dampft inzwischen das deutsche Kriegsschiff zu Reklamezwecken hin beziehungsweise her. Ganz Berlin kann mit Operngläsern feststellen, wofür es seine dicken Steuern bezahlt . . .

Die frisch gesalzenen Wogen rollen an den Strand. In einer Reihe, die ganze Küste entlang, stehen die Wirte, großen Raubvögeln gleich, vor ihren Horsten und lauern auf Beute. Sie klappen mit den Schnäbeln, die leeren Kröpfe baumeln im Winde, ab und zu fällt einem von ihnen hinten ein kleiner Prospekt heraus. Sie scharren ungeduldig mit den riesenhaften Fängen im Sande. Und warten.

Sieh! Da naht ein langer Zug ernster Männer dem Strande. Es ist der Landrat von Swinemünde, gefolgt von einer unabsehbaren Reihe Badeort-Delegierter. Von Holstein bis Samland ist Alles vertreten. Die Geistlichkeit beider Konfessionen sowie heringsdorfer Kultusbeamte eröffnen den Zug. Fahnen wehen ihnen voran. Die Emma-Möwen kreischen und klacksen kleine Glückwünsche. Der Wind weht. Schulkinder singen. Der Zug steht.

Und hervor tritt der Landrat und hält eine schöne Rede, in der er auf die gute alte Zeit hinweist und darauf, wie grade die Ostsee allezeit treu zum Deutschen Reiche gehalten habe, weil in ihr (früher: auf ihr) dessen Zukunft liege, und weil Nepptun der Gott des Meeres sei. Biegen oder Brechen sei auf See stets die Losung gewesen. Von der Schmutzkonkurrenz der Nordsee wolle er schweigen — hie gut Ostsee allewege! Die Möwen schreien. Die Geistlichkeit spricht Gebete, Messen und Broochen und erfleht vom Himmel eine feiste Saison. Das Meer wird eingesegnet.

Und der Landrat hebt den Zylinder und spricht, Auftakt und Anfangssignal der Sommerszeit 1922: „Hiermit erkläre ich die Ostsee für eröffnet — !"

Die Stabilisierung der Mark. von Morus

II.

Deflation und Devalvation

Wäre die deutsche These richtig, daß die ganze Valuta-Misere nur von den Reparationslasten herrührt, dann hätte der neue Zahlungsplan, der gegenüber dem londoner Plan die Barleistungen um rund 1¼ Milliarde Goldmark herabsetzt, eine spürbare Besserung des Mark-Kurses bewirken müssen. Tatsächlich ist seit der Konferenz von Cannes, wo man sich auf die Ermäßigung der Barleistungen einigte, der Dollar von 200 auf 300 gestiegen, die Papiermark also um 50 Prozent gefallen.

Die fortschreitende Verschlechterung des deutschen Wechselkurses ist eben nicht allein eine Folge unsrer passiven Zahlungsbilanz, unsrer mißlichen Wirtschaftslage, sondern in ihr spiegelt sich das Mißtrauen des Auslandes gegen die deutsche Finanzpolitik wieder. Man glaubt draußen nicht, daß die Deutschen ernstlich gewillt sind, ihre Valuta in Ordnung zu bringen. Dieses Mißtrauen gründet sich, leider, auf zwei unumstößliche Tatsachen. Einmal ist ein großer und sehr einflußreicher Teil des deutschen Privatkapitals am Sinken der Mark interessiert: die Industrie und der Exporthandel leben vom Valutadumping, das nicht durch einen niedrigen, sondern nur durch einen sinkenden Wechselkurs gewährleistet wird; und wenn die Profitsucht die

Preise bisweilen auch hart an die Weltmarktpreise herauftreibt, so ist in kurzer Zeit doch der Dollar wieder den Preisen vorausgeeilt, und das Geschäft kann lustig weiter gehen. Daß dabei die Volkswirtschaft ständig an Substanz ärmer wird, geht den Privatkapitalisten einstweilen nichts an. Vorläufig verdient man, verdient bequem und reichlich. Und wenn patriotische Industriekapitäne von Zeit zu Zeit (sobald man einen Preisaufschlag plant) auch noch ein Jammerlied über den „Ausverkauf Deutschlands" anstimmen, so zeigt die Börse unverhohlen ihre Freude am Niedergang der Mark. Es ist den ausländischen Finanzkreisen nicht entgangen, daß die Burgstraße den zweifelhaften Ruhm hat, das deutsche Papiergeld fast regelmäßig niedriger zu bewerten, als es die Börsen von New York und London tun, und daß in kritischen Situationen der berliner Devisenmarkt die „Führung" übernimmt, das heißt: die Führung nach unten.

Das ist der eine Grund zu dem Mißtrauen des Auslandes. Und der andre, noch schwerer wiegende, ist die völlige Passivität der deutschen Regierung in der Valuta-Frage. Der Ausdruck „Passivität" erscheint wirklich ein wenig zu milde, wenn man bedenkt, daß man nun seit drei Jahren in Deutschland nichts weiter tut, als den Versailler Vertrag und das Londoner Ultimatum anzuklagen, und auch nicht den leisesten Versuch gemacht hat, sich der wachsenden Inflation und dem Marksturz entgegenzustemmen oder auch nur eine Lösung der Valuta-Frage vorzubereiten.

Es ist kein Wunder, daß das Phlegma der deutschen Finanzpolitik besonders in dem Lande verstimmt hat, dem es von allen kriegführenden Mächten Europas am ehesten gelungen ist, wieder das Disagio seiner Währung auszugleichen. Gewiß wäre das auch in England unmöglich gewesen, wenn während des Krieges ein Helfferich seine Finanzen ruiniert hätte, wenn es besiegt worden wäre, wenn die Verpflichtungen des Versailler Vertrags auf ihm lasteten. Aber die Rückkehr Englands zur Friedensparität — viel fehlt nicht mehr daran — ist keineswegs „von selbst" gekommen, sondern sie ist das Ergebnis einer ebenso klugen wie energischen Finanzpolitik. Man pflegt, aus lieber alter Gewohnheit, über solche Erfolge des „feindlichen Auslands" in Deutschland nicht gern zu sprechen; aber man täte vielleicht besser, die Währungspolitik des Auslands sehr genau zu beobachten und daraus zu lernen.

Auch in England war während des Krieges die Papierflut gewaltig angestiegen. Vor dem Kriege kam es, dank der vollendeten Ausbildung seines bargeldlosen Zahlungsverkehrs, mit einem Umlauf von 80 Millionen Pfund Goldgeld und 29 Millionen Pfundnoten der Bank von England aus. Diese 29 Millionen waren durch 35 Millionen Gold reichlich gedeckt. Um die Verfassung seiner Notenbank nicht anzutasten, gab England seit Beginn des Krieges besondere „Staatsnoten", Currency Notes, aus, die nur zu etwa 10 Prozent durch Gold, später auch durch Bank-of-England-Noten gedeckt waren. Trotz der Aufbringung eines großen Teils der Kriegsausgaben durch Steuern wuchs der Notenumlauf, schon dank dem höhern Bedarf an baren Zahlungsrnitteln, bis zum Ende des Krieges auf 130 Millionen Banknoten und 320 Millionen Currency Notes. Aber schon im Januar 1919 machte sich die englische Regierung daran, den Notenumlauf einzuschränken. Der erste Deflationsversuch scheiterte, nachdem die

Einziehung von 20 Millionen Currency Notes innerhalb von vier Wochen eine schwere Geldknappheit und Lähmung der industriellen Tätigkeit hervorgerufen hatte und trotz der Deflation der Kurs des Pfundes in New York gefallen war. Ein Jahr später unternahm man einen neuen Versuch, den Notenumlauf zu vermindern, unter scharfer Anziehung der Diskontschraube, um das Kreditbedürfnis einzuschränken. Aber auch diesmal mußte die Regierung kapitulieren und neue Noten ausgeben, und ebenso ein drittes Mal im November 20. Der Wert des Pfundes war um diese Zeit von der Friedensparität 4,84 bereits auf 3,9 Dollar, also um fast 25 Prozent gesunken.

Nachdem die ruckartige Deflation mißlungen war, ging man zu einem systematischen, langsamen Abbau der Currency Notes über, setzte eine maximale Notenausgabe für das laufende Jahr fest, verbesserte die Deckung, und unter vorsichtigster Handhabung der Diskontschraube gelang es, innerhalb eines halben Jahres die Currency Notes von 367 auf 327 Millionen zu vermindern, und heute sind es nur noch 307 Millionen Pfund mit 28,5 Millionen Golddeckung, während 121 Millionen Pfund Bank-of-England-Noten eine Golddeckung von 128 Millionen Pfund gegenübersteht. Insgesamt haben also die englischen Noten wieder 37prozentige Golddeckung. Aber nicht die relativ geringe Verbesserung der Golddeckung — im Frühjahr 1921 betrug sie schon 32,5 Prozent — hat die Steigerung des Pfundkurses von 3,92 auf 4,41 Dollar bewirkt, sondern der Beweis, daß mit allen Kautelen eine Deflation des englischen Papiergeldes zu ermöglichen ist.

Daß auch eine weniger mit Gold gesegnete und schlechter organisierte Wirtschaftsmacht als England sich an eine selbständige Lösung des Valuta-Problems heranwagen kann, hat die Tschechoslowakei bewiesen. Auch darüber schweigt in Deutschland des Sängers Höflichkeit. So ausführlich man über die Absatzkrise berichtet, in die die Tschechoslowakei durch den Anstieg der Tschecho-Krone geraten ist, so wenig spricht man bei uns von dem kühnen und bis zu einem gewissen Grade gelungenen Versuch des tschechischen Finanzministers Raschin, eine Deflation herbeizuführen. (Raschins famose Schrift: ‚Mein Finanzplan',Prag 1920, zeigt, was für ein klarer Kopf das ist; auch das Büchlein Richard Kerschagls über ‚Die Geldprobleme von heute', bei Duncker & Humblot in München, orientiert gut über das tschechische Finanzexperiment.) Raschin wagte das, was ja auch Erzberger plante: er zog die tschechischen Noten zur Abstemplung ein, aber ‚er gab nur die Hälfte der abgestempelten Noten wieder in den Verkehr: für die andre Hälfte gab er unübertragbare, mit einem Prozent zu verzinsende Staatsobligationen aus. Die erste Folge dieser plötzlichen Deflation war selbstverständlich eine außerordentliche Geldknappheit und das Bestreben des Publikums, durch Beleihung der Obligationen wieder zu Geld zu kommen. Aber Raschin gab nicht nach, und so mußten sich Geschäftsleben und Publikum nach der Decke strecken. Gewiß ist durch Raschins Experiment, das dann auch in Ungarn nachgeahmt wurde, die Tschecho-Krone nicht auf die Friedensparität gekommen; aber sie hat sich doch von der deutschen Mark, mit der sie früher durch dick und dünn ging, losgelöst und ist etwa auf dem zehnten Teil ihres Friedenswertes zu einer gewissen Stetigkeit gelangt, sodaß die Tschechoslowakei in Genua stolz unter den „Ländern mittlerer Valuta" figurierte.

Daß für Deutschland eine vage Deflationspolitik, das Streben, wieder möglichst nah an die alte Goldparität zu gelangen, nicht in Frage kommen kann, wird heute von Keinem mehr bestritten. Auch in der Finanzkommission zu Genua, deren Schlußresolution übrigens den Ratschlägen der — von dem schwedischen Nationaloekonomen Gustaf Cassel beherrschten — Brüsseler Finanzkonferenz überraschend ähnlich sieht, ist über eine Deflation der deutschen Papiergeldmassen gar nicht erst diskutiert worden. Einzig für die Staaten, deren Geld die Hälfte bis ein Viertel der Friedensparität wert ist, also für Frankreich, Italien und Belgien, besteht die Frage, ob eine Deflation oder eine Devalvation, die Schaffung einer neuen Goldparität, geeigneter ist (wobei die Vertreter der „mittelvalutarischen" Staaten sich wohl weniger aus oekonomischen Zweckmäßigkeitsgründen als aus Prestigerücksichten mit Emphase für die Deflation erklärt haben). Was wir allein anstreben können und anstreben müssen, ist eine Stabilisierung der Mark auf einer neu festzulegenden Goldparität, also eine Devalvation.

Eins freilich haben Deflation und Devalvation gemeinsam: beide bedürfen zu ihrer Durchführung einer zielsichern und entschlossenen Regierung, die den Kampf mit dem Privatkapital aufzunehmen wagt, und die auch unter Umständen nicht von den Gefahren einer vorübergehenden Arbeitslosigkeit zurückschrickt. Den schwersten Kampf aber wird der Staat, der devalvieren will, mit der Börse zu führen haben. Daß Deutschland, daß die Reichsbank allein fähig ist, mit ihrem gegenwärtigen Goldreservoir von kaum einer Milliarde Goldmark diesen Kampf um die Stabilisierung der Währung zu führen, ist wenig wahrscheinlich. Wohl hat früher die oesterreichisch-ungarische Staatsbank — im alten Oesterreich war Gold auch nach Einführung der Goldwährung nicht gesetzliches Zahlungsmittel — ihren Wechselkurs dadurch gehalten, daß sie zu einem bestimmten Kurse Devisen ankaufte und abgab, und ähnlich hielt Rußland durch das Bankhaus Mendelssohn, das russische Noten handelte, seine Valuta intakt. Bei dem heutigen Umfang der Devisenspekulation gehören zweifellos ungeheure Mengen Goldes dazu, um die Valuta eines Landes auf diesem Wege zu stabilisieren.

Der Londoner Konferenz der Zentralnotenbanken, an der auch der Direktor der newyorker Federal Reserve Bank, Benjamin Strong, sowie die Vertreter von sechs andern newyorker Banken teilnehmen sollen, ist in Genua die Aufgabe zuteil geworden, die technische Frage der Stabilisierung der Währungen zu lösen. Ob sie ihre Aufgabe lösen wird, vermag Niemand zu prophezeien. Keinesfalls aber darf sich die deutsche Regierung auf die Wunderwirkung der Bankenkonferenz verlassen, so wenig, wie sie auf die amerikanische Milliardenanleihe rechnen darf. Ihre Pflicht ist vielmehr, selbst die Initiative zu ergreifen: durch eine Besteuerung der Sachwerte den Etat ins Gleichgewicht zu bringen oder wenigstens die Unterlagen zu schaffen, die wir für eine Auslandsanleihe brauchen, durch sorgfältige Kalkulation den Punkt festzulegen, auf dem die Devalvation vorzunehmen ist — er wird, wie schon Cassel in seinem ersten Gutachten für die Entente (Gustaf Cassel: ‚Das Geldproblem der Welt' , im Drei-Masken-Verlag zu München) ausführte, dem „innern Wert des Geldes, dem Verhältnis seiner Kaufkraft zu den Waren", entsprechen müssen. Und sie wird,

wenn die londoner Bankenkonferenz zu keinem positiven Resultat führt, selbst an die Stabilisierung der Mark gehen müssen. Die Goldanleihe, die sie zur technischen Durchführung braucht, wird sie eher erhalten als eine Anleihe zur Begleichung der Reparationslasten. Es wäre vermessen, die Wiederherstellung einer gesunden Währung, wie es jetzt so oft geschieht, als ein Kinderspiel zu betrachten, mit dem die Olympier um Hermes mit Leichtigkeit fertig werden — wenn wir nur erst eine Anleihe haben. Auch dann noch wird die Stabilisierung der Mark einen Kampf, einen schweren Kampf kosten. Aber er muß gewagt werden.

Merkt Ihr nischt —? von Theobald Tiger

Eine ganze Industrie
schluckt die dicken Gelder,
treibt die Preise hoch — denn sie
hat die Kohlenfelder.

Sie kann schröpfen und sie schröpft
euch, die Konsumenten;
von dem Geld, euch abgeknöpft,
zahlt sie die Agenten . . .

Presse, Kinos, süß gemischt —
Merkt Ihr nischt?

Kaseblätter schelten brav
auf die Republike.
Und es tapst das deutsche Schaf
nach der Preßmusike.

Weil der Bauer profitiert
von den Feldgewächsen:
loben Filme — wie geschmiert! —
Fridericus Rexn.

Warum wird das aufgetischt?
Merkt Ihr nischt —

Was mit öffnen Mäulern prahlt:
„Wir — wir sind die Stärkern!”
Das ist alles bar bezahlt —
und von euern Märkern!

Vorn der Militärsoldat
und die Ideale —
hinten steht ein Syndikat:
Zahle, Dummkopf, zahle!

Von der Welt könnt Ihr nichts wissen.
Ach, wie seid Ihr angelogen!
Und sie zahlen blutige Zinsen.
Und die Bauernfänger grinsen,
weil Ihr alldeutsch aufgefrischt . . .
Merkt Ihr nischt —?

Rundschau

Nestroy-Feier

Zu Ehren Johann Nestroys, dessen Andenken die Literarhistoriker so verwüstet haben, daß sie ihn jetzt den „unverwüstlichen” nennen, las Karl Kraus im berliner Meistersaal den ‚Zerrissenen’, und es war selbst bei der unvergleichlichen Eindringlichkeit seiner Vortragskunst erstaunlich, wie eine ort- und wortfremde Hörerschaft dem Wesentlichen des verkannten Possengenies nahekam.

Nestroy ist Romantiker der Sprache. Sein Witz, der „von der Hobelbank zu den Sternen schlug”, hebt ihn für immer aus der Reihe der andern ungemütlichen Oesterreicher — von den gemütlichen ganz zu schweigen —, und läßt ihm höchstens jenen Ferdinand Raimund zur Seite, der ja auch nur der stofflichen Zufälligkeit seiner Märchen- und Feenkostüme die literarische und theatralische Geltung verdankt. Nestroys Zauberreich ist nicht von dieser Welt: vergessene Worte blühen am Wege, tote Metaphern schlagen die Augen auf, tanzen und spielen und drehn sich im Kreise — es ist eine seltsam lustige Gegend. „In ihm hat sich zum ersten Mal die Sprache Gedanken gemacht über die Dinge.” Keine erhebendere Feier heute, da er „sechzig Jahre tot ist und noch immer nicht lebt”, als ‚Nestroy und die Nachweit’ wieder zu lesen, diese flammende, zeitverdammende Schrift von Karl Kraus, worin auf wenigen Seiten so viel über den Wert der Satire gesagt ist und Alles über Nestroys „völlig sprachverbuhlten Humor, bei dem Sinn und Wort sich fangen, umfangen und bis zur Untrennbarkeit, ja bis zur Unkenntlichkeit umschlungen halten”, über den „höhern Nestroy, der nur Kopf hat und nicht Gestalt, dem die Rolle nur eine Ausrede ist, um sich auszureden, und dem jedes Wort zu einer Fülle erwächst, die die Gestalten schlägt”.

Wenn Karl Kraus Nestroy liest, wird mehr als sein Wort wach: eine Stadt, ein Milieu, eine Kultur steht auf. Merkwürdig, wie schon der Gesichtsausdruck des Nachgeborenen heiter, offen, wienerisch wird. Das Idyllische und Kontemplative in Kraus, das wahrscheinlich das Primäre seiner reichen Natur ist, befreit sich im Nacherleben und -gestalten einer Zeit, die „noch nicht ihren satirischen Widerpart hetzte”. Szenen, die auf dem Theater unfehlbar dem Fluch einer antiquierten Lächerlichkeit verfielen, sind von unendlich bezwingender Anmut. Kraus sagt: „Du liebe Kathi” — mit einem lang gezogenen a, das den geliebten Namen gleichsam nicht loslassen will —, und es gehört zu den zartesten Liebeserklärungen der Literatur; er gibt dem Schlosser Gluthammer, dieser spezifischen, aus Handwerk und Poesie zusammengeschweißten Nestroy-Figur, bei der ein mächtiger Körper schwer unter dem Diktat einer empfindsamen Seele atmet, einen entschiedenen Männerstolz vor Kapitalistenthronen; er läßt den Justitiär — einzigen Mißklang von späterher! — ein bürokratisches Deutsch schnarren, das zwar schon den Uebermut der kommenden Aemter deutlich antizipiert, jedoch immer noch durch die liebenswürdige Offenheit der Umgebung gemildert wird. Aus dem Wienerischen ins Shakespearehafte aber wächst der Vortrag in der Geisterbegegnung der beiden Mörder: hier, wo sich Kraus zu all seinen Mitteln noch der melodramatischen Unterstützung bedient, entsteht ein Höhepunkt von skurril-grotesker Komik, dem nur die Tafelszene in den ‚Beiden Nachtwandlern’ zu vergleichen ist.

Ganz deutlich wird das Theaterfremde und Wortnahe Nestroys in den Couplets: der Dichter läßt plötzlich die Bühne Bühne sein und wendet sich — darin Wedekind in seinen Monologen ähnlich — in direkter Apostrophe an das Publikum, um ihm Programm

oder Sentenz schärfer fühlbar zu machen. In diesem Moment einer überliterarischen Wirkung, beim Gesang der Couplets, war die Tatsache sprachsatirischer Nachkommenschaft in Kraus am anschaulichsten. Wie er durch neun Zeilen die dramatische Spannung steigerte, um — nach einer erwartungsschweren Atempause — den Refrain zum dritten, vierten Male, im Ton einer völlig neuen Erkenntnis vorzubringen: das war so lebendig, so fein und hinreißend lustig, daß man es immer wieder hören wollte. Kraus sang außer den drei Couplets des ‚Zerrissenen' als Zugabe das Entree des Willibald aus den ‚Schlimmen Buben' (alle vier in einer schönen Vertonung Mechtild Lichnowskys, die auf das glücklichste altwiener Tempo und Rhythmus traf) und schloß mit Raimunds Hobellied, dessen dritte todnahe Strophe noch einmal den ernsten Anlaß des fröhlichen Abends einer bewegten Hörerschaft in Ohr und Herzen sprach. Heinrich Fischer

Tanz

Hans Siemsen hat in Nummer 17 der ‚Weltbühne' das Schwedische Ballett geschildert. Dabei hat er leider expressionistisches Kunstgewerbe mit expressionistischer Kunst verwechselt. Im Kunstgewerbe ist die Form Selbstzweck, in der Kunst nur Schale für den Inhalt. Das Schwedische Ballett ist kunstgewerblich. Es kopiert in einigen Tänzen — in andern ist es brav impressionistisch — rein dekorativ die Geste der modernen Kunst, meilenweit entfernt von ihrem Geiste.
Der Regisseur des Schwedischen Balletts weiß wahrscheinlich nicht, daß Expressionismus der persönlichste, unverfälschte und einzige Ausdruck des modernen Künstlermenschen ist, der sich sicher und grenzenlos unsicher zugleich in seinem kurzen Erdendasein fühlt und mit Inbrunst mehr zu sein sucht als nur kleine Kreatur. Der moderne Tanzregisseur darf nicht diktatorisch Bewegungen vorschreiben, die er Bildern entlehnt hat; er muß als Diener und Freund des Tänzers ihm helfen, sein Ich zu entfalten.

Der Versuch des Balletts ist auch nicht neu, wie Hans Siemsen schreibt. Hätte er eingehender die deutsche Tanzbewegung verfolgt, dann wäre ihm vielleicht nicht entgangen, daß ich bereits vor sechs Jahren als Erste überhaupt, ausgepfiffen und ausgezischt, den Expressionismus auf die Bühne brachte, nur nicht als Versuch, sondern als mein einziges Verständigungsmittel.

Auch die Musik des Schwedischen Balletts ist nicht so modern, wie Hans Siemsen denkt. Die Musik zum neuen Tanz ist klar, ohne Arabesken, holzschnittartig, bestimmt und in breiten Rhythmen. Sie scheut Verstiegenheiten und schämt sich nicht, gelegentlich simpel tanzlustig zu sein. Das ist zugleich das Charakteristikum des neuen Tanzes, der auch „expressionistisch" genannt werden kann, das wirre Krampfstadium aber schon überwunden hat.
Valeska Gert

Quaquaro

Seit Berlin steht, hat noch nie ein Einheimischer solch einen Namen getragen. Den gibt es überhaupt nicht. Es ist ein namensähnliches Geräusch, es ist, wie wenn Der, der den Namen ersonnen hat, nur noch ein paar Buchstaben, ein Gebrummel übrig hatte, das abfiel für Den da. Und so wandelt er, Hausmeister, Vizewirt und sicherlich Mitglied des Athletenvereins „Deutsche Eiche 1888" durch die ‚Ratten' Gerhart Hauptmanns. Ein Meisterstück.

Er tritt nur viermal auf und hat nicht allzuviel zu sagen, er ist eine Nebenfigur, ein Thema des Fagotts im großen berliner Orchester dieses grandiosen Stücks, eine sogenannte Charge . . . Alles ist vorgeschrieben: Kostüm, Tonfall, Auftreten — das ist nicht allzuschwer zu spielen. Einen gemeinen viereckigen Kopf, den Scheitel in der Mitte, eine versoffne Neese, die Stimme heiser vom Brüllen und Saufen, krummer Rücken, schleichender Gang.

Der Kerl wirkte, als ich ihn neulich in der , Ratten'- Aufführung der berliner Volksbühne sah — eines der wenigen Theater, das einen noch etwas angeht —, der Kerl wirkte so echt, daß ich mich unwillkürlich vom Platz erhob, um etwas festzustellen. Dieser Mensch mußte doch Filzpariser tragen . .? Richtig: er trug sie. Aber auch die, wie der Tiroler Gürtel (mit „G'sund sa ma!") finden sich bei Hauptmann.

„Sahma, Paule, is deine Frau sse Hause —?" Hör ich doch den Glanz noch dieser Stimme! Tief aus dem Bauch kam sie, tonlos und unsagbar ordinär. Der Bursche stank aus allen Knopflöchern nach Echtheit. Und nach etwas anderm . . .

Er ist Vizewirt des Hauses, also Vertreter der hausherrlichen Gewalt. Aber kein Hauspascha der schlimmsten Zeit kann so gemein und rücksichtslos sein wie Der da. Der Wirt wußte, warum er ihn einsetzte. Er hat das „Pack" im Zug! Stammt er doch aus ihrer Mitte, und weil er einer von ihnen ist, tobt er sich wilder aus, als ein ganzer Stinnes-Konzern imstande wäre. Niemand kann so tief verletzen wie der eigne Kastengenosse, kennt er doch die verletzlichsten Stellen am besten — weiß er doch, was schmerzt. Und die halbe Stufe, die er höher steht, will betont sein. Und Quaquaro betont sie. Ein pathosloser Schweinehund.

Er hält auf Ordnung. Er liebt die Ordnung in allen ihren Gestalten. Er weiß, wer „polesseilicherseits is jesichtet worn" — er kennt „Herrn Schutzmann Schierke", und er versäumt niemals, alle staatlichen Machtfaktoren mit den ihnen zukommenden Titeln zu nennen. „Der Soldat Sorjenfrei" und hingegen der „Unteroffessier . . ." Hat der Kerl gedient? Und ob der gedient hat —! Der ist die ganze Schule Kaiser Wilhelms durchgegangen, er ist geknufft worden, und er hat geknufft — der kennt das gemeine Volk und die Herrschaften, und der weiß, wie lukrativ es ist, auf Seiten der Herrschaften zu stehen. Wenn der Feldwebel schimpfte, mußte man hinter ihm stehen . . .

Er weiß Bescheid. Das Haus zittert. Er kujoniert sie Alle, denn er weiß auf Alle etwas. Seinem Blick entgeht nichts. „Was soll ich denn nun als Bestohlener tun?" wird er gefragt. Er antwortet, im schönsten Aktendeutsch: „Det kommt druff an, wo Verdacht hin is . . ." Verdacht is immer wohin. Und der Preuße Quaquaro, kennt Ihr seine Farben, sagt vor einem Abgang ein Wort, das Wort, sein Wort: „Immer anzeijen, Herr Direkter, immer anzeijen!" Der Junge ist richtig. Er hat eine Dogge. Und ist selbst eine.

Eine sogenannte Charge. Aber weil dieses Land von Quaquaros wimmelt — von jenen ekelhaften Zwischenstufen zwischen Herr und Diener, zwischen Gefängnisdirektoren und Injespunnten, weil es wimmelt von Feldwebeln, Unteroffizieren, Portiers, Gendarmen, schnauzenden Wohnungsbamten, Krimmenalwachtmeistern, kurz: von Quaquaros —; deshalb ist er ein Exponent seines ganzen Landes und seiner ganzen Zeit.

Ignaz Wrobel

Antworten

Bochumer. In einem jener lächerlichen Prozesse, die die Unbrauchbarmachung einiger Bücher wegen ihres „unzüchtigen” Inhalts zum Ziel haben, sprachen sich Julius Hart und Georg Witkowski für die Freigabe aus. „In der neuen Verhandlung wurden diese Gutachten jedoch nicht verlesen. Stattdessen wurde der Chefredakteur eines Zentrumsblattes, Walter, als Gutachter vernommen, dessen Ausführungen das Gericht sich anschloß.” Und das ist auch das richtige Niveau für das Gericht, und da gehört es hin, und es ist nur traurig, wie ein ganzes Volk kiebitzt, wenn fünf Männer im Talar solch einen Paragraphenskat kloppen.

Kieler. Seitdem die kaiserlichen Marineoffiziere auf der Straße sitzen, läßt es die Herren nicht ruhen. Die ‚Kieler Zeitung’ und die ‚Schleswig-Holsteinische Zeitung’ vom dritten März enthalten ein Inserat der ‚Kieler Wachgruppe G. m. b. H.’, worin es heißt: „Mit dem ersten März ist die Kieler Wachgruppe G. m. b. H. ins Leben gerufen worden. Sie ist eine Zweigstelle der Deutschen Wachgruppen in Berlin, einer Einrichtung, die, unterstützt von Regierung, Reichswehrministerium und Marineleitung, es sich zur Aufgabe gemacht hat, ehemalige Angehörige des Heeres und der Marine, sowie ehemalige Kriegsteilnehmer zu versorgen, daß sie in auskömmlichen und für sie geeigneten Berufen sich und ihre Angehörigen unterhalten können. Die Gesellschaft trägt selbstverständlich einen rein privaten Charakter. Aufgabe der Gesellschaft ist Ausführung von Bewachungen und Kontrolldiensten jeder Art.” Hieraus geht zweierlei hervor: erstens, daß das Reichswehrministerium solche überflüssigen und politisch gefährlichen Organisationen unterstützt, obgleich das reichsgesetzlich verboten ist; und zweitens, daß hier endlich einmal der Hauptzweck solcher Schießvereine offen zugegeben wird: die Versorgung. Die Regierung sollte diesem gesetzwidrigen Treiben ein Ende machen. Aber wie soll sie das, wenn ihr eigner Minister Gröner in einem Erlaß vom 28.12.21 (R. V. w. 58, Nr. 9892) eine „Deutsche Arbeitsgruppen E. G. m. b. H. in Berlin, An der Stechbahn 1” allen ihm unterstellten Behörden empfiehlt und folgendermaßen ankündigt: „Die Wachbeamten tragen behördlich genehmigte Uniform und sind mit modernen Pistolen und Polizeisignalpfeifen ausgerüstet”. Das ist ein Bruch des Friedensvertrages. Bezeichnend, daß keine Regierungsstelle die ehemaligen Soldaten der produktiven Arbeit zuführt, sondern sie weiter bewaffnet und organisiert. Damit wird jenem zusammengebrochenen militaristischen Deutschland von neuem der Weg geebnet. Und dann wundern sie sich, wenn die Entente zugreift.

Christ. „Die Straßen von Jekaterinoslaw sind unaufhörlich von dem Heulen der hungrigen Kinder und Erwachsenen, die nicht mehr bitten, sondern herzzerreißend um Hilfe schreien, angefüllt. Auf dem Schnee sitzt ein Mensch und bittet nicht mehr, er schreit auch nicht, er heult nur. Das ist das Hungergeheul! Krepiert ein Pferd, so stürzt eine Menge Hungriger, noch bevor das Tier ganz tot ist, mit Messern auf den Kadaver los. Sie drängen und schlagen einander, erhaschen die Stücke des Aases und verspeisen sie auf der Stelle." Du aber brauchst nicht zu helfen, denn es ist nicht dein Land, und wir sind allzumal Brüder, aber nicht über den bunt angestrichenen Schlagbaum hinaus.

Deutscher. Man sollte nicht für möglich halten, daß für das Volk, das Kant hervorgebracht hat, das Wort Völkerversöhnung ein Schimpfwort geworden ist. Aber der Waschzettel zu einem Schmöker Ludendorff-Lindströms besagt: „Alle, die einst in Friedensresolutionen und Völkerversöhnung, in Wilsonschwärmerei und Siegesvereitelung gemacht haben, schreibt Prof. Dr. K. Berger in der Hessischen Zeitung, alle Gönner der Fahnenflüchtigen und Drückeberger, die ganze Zunft der Flaumacher und Selbstbesudeler — sie alle werden sich durch Ludendorffs Werk empfindlich getroffen fühlen und nun aufs neue über ihn herfallen. Ehre dem, der solche Gegner hat." Fahnenflüchtige und Drückeberger? Holland und Schweden sind auch eine schöne Gegend.

Süddeutscher. Deine Süddeutschen Monatshefte sind vollständig aus dem Häuschen. Nach dem Zusammenbruch eines unethischen und widersinnigen Systems entdecken sie jeden Monat neue Beweise für die Unschuld Germaniens. Jetzt haben sie herausbekommen, daß Frankreich seine Kriegsvorbereitungen auch in der Schule vorgenommen hat. „Zwar weiß man, daß der Unterricht in Frankreich in einer bei uns ganz unbekannten Weise politisiert war. Durch Stehles Arbeit aber wird der aktenmäßige Nachweis erbracht, daß der Gesamtunterricht dieses angeblich durch das raubgierige Deutschland überfallenen Landes als obersten Zweck den Rache- und Vernichtungskrieg gegen Deutschland vorbereitet hat. So ist die Schrift, die der Hauptsache nach aus wörtlichen Ausführungen französischer Schulbücher und Jugendschriften besteht, ein wichtiger Beitrag zur Schuldfrage." Der Geheimrat, der das entdeckt und sicherlich keine Fälschung begangen hat, sollte sich nun auch einmal die deutschen Schullesebücher vor die weitsichtigen Augen halten. Da wimmelt es von frechen Geschichtsklitterungen, von byzantinischen Lügen, von Hetzgeschichten gegen den Erbfeind Frankreich und von blutrünstigen Schilderungen der Taten eines Schlachtviehs, das Muh sagte, wenn der Leithammel Aeh bäh machte. Aber diese Patrioten sehen bei den Andern die Kokarde und hören bei sich nicht den Parademarsch.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.

XVIII. Jahrgang 18. Mai 1922 Nummer 20

Rapallo von Moritz Heimann

Seit dem Beginn der Konferenz von Genua hat man gegen seine Zeitung ein über die sonstige Vorsicht hinausgehendes Mißtrauen gespürt, endlich legt man ein Ohr an das Rauscheblatt, und sagt sich: Hier stimmt etwas nicht. Man läßt sich andre Zeitungen, viele, kommen, von rechts nach links, liest aufmerksam alle, und sagt sich: Sie stimmen alle nicht. Zuletzt studiert man die Rügeworte der wenigen Männer, die gleichfalls gegen jene „Alle" sich setzen, und sagt sich, zum dritten Mal: Auch das stimmt nicht.

Wenn man nun wenigstens sich als den Einzigen fühlen dürfte, der etwas und wohl gar das Rechte weiß! aber so dumm ist man doch nur bei den Gelegenheiten, wo man die Meinung, die man nicht hat, einem Andern plausibel macht, in Analogie des Wortes, wonach man die Dinge, die man nicht glaubt, wenn man sie hört, in dem Augenblicke glaubt, wo man sie weitererzählt. Dieses beiläufig ist der sehr einfache Mechanismus, der die größten und heilgsten Gebiete des menschlichen Geistes bei erfreulichem und einträglichem Leben erhält, zum Beispiel die Philosophie, die Religion und nicht zuletzt die Politik.

Aber du Narr, wozu redest du überhaupt noch, wenn du nicht nur nichts weißt, sondern es sogar selbst eingestehst? — Soll das heißen, wenn ich es nicht eingestünde, dürfte ich reden? — Ja; denn es ist uns nicht unbedingt um das Wissen zu tun, wohl aber immer um Kreiselpeitschen, Reifenspiel und ähnliche Beschäftigung. — Nun also gut, dafür kann ich wie ein Andrer sorgen, und überdies, wenn ich mich zwar nicht für klüger als Alle halte, so doch auch nicht für dümmer als Alle, so eitel bin ich nicht.

Und vielleicht ist sogar doch etwas damit gesagt, daß wenigstens Einer sein Unvermögen, etwas zu sagen, ausspricht. Es will mir scheinen, als ob damit mehr als bloß des einen Einzelnen Stimmung herauskäme, nämlich die allgemeine. Ist es eine Täuschung, daß man förmlich zu spüren glaubt, wie stumpf doch die Spitze des historischen Augenblicks für unser Aller Haut ist, und daß man ein leeres, fades Lächeln im Gesichte des Volkes wahrnimmt? Als ob Jedermann wüßte, daß etwas Bedeutendes geschieht, und Jedermann zugleich, daß nichts geschieht.

Dieses wäre dann das eigentlich Unheimliche unsrer Lage, ihr Rätsel, ihre innerste Ohnmacht. Wenn es so ist, und ich bin mir sicher, daß es so ist, so wirft sich die Frage auf, ob wieder nur die Stumpfheit eines vielfach mißhandelten und schließlich doch über alle Mißhandlungen hinweggekommenen Volkes sich offenbare, oder ob auch seine unbewußte, nie gänzlich zu erstickende Weisheit. Was geht uns das an, so denkt das Volk, was die dazu angestellten und bezahlten Männer, dort in ihren südlichen Hotels, reden oder widerreden, einander durch List überlisten und durch Treuherzigkeit, rechnen und beweisen,

backen und brauen?! Herr Gott ja, wir wissen natürlich, was uns das angeht; daß der Preis unsres Brotes, die Höhe unsrer Steuern und die Ungewißheit unsrer ganzen häuslichen Existenz davon abhängt. Aber einerseits hat die Ungewißheit, wenn man sie nur richtig zu benutzen versteht, ihre Vorteile, und letztlich und erstlich — was geht uns das Alles an?! Stumpfheit, ohne Zweifel; aber ohne Zweifel auch eine Weisheit, an der eines Tages nicht wird vorbei gehört werden können. „Es gibt keine Politik", sagt zwar ein gewisser dramatischer Deklamator; aber er bekennt damit eine Wahrheit, aus der doch endlich einmal die einzige Politik wird gemacht werden müssen, die nicht mit der Stumpfheit zu rechnen, nicht auf sie sich zu verlassen haben wird.

Es lebte, spricht die Parabel, einst ein edler Kranker in der Welt, welchen es fror; und um ihn zu wärmen, heizte man den Ofen, und durfte ihn heizen, mit dem Holz der Geigen von Amati, Straduarius und Guarnerius. Ein Meister ist gewiß etwas Kostbares; aber auch vorausgesetzt, daß in Genua der Meister viele versammelt sind, so werden die Völker doch schließlich auf den Gedanken kommen, alle ihre Meister zu zerschlagen wie irdene Töpfe. Von Tschitscherin lasen wir vor fünf Jahren Noten an Alle, die wie Blitze durch die Luft fuhren; sie verkündigten den herrschenden Paragraphen und Geldbeuteln: Wir spielen euer Spiel nicht mit, wir gehen auf eure Regeln nicht ein, wir denken über das Leben und das Zusammenleben der Menschen klare, einfache Gedanken und sprechen sie aus, dieses ist unsre ganze Pflicht. Siehe da, in Genua verriet es sich, daß er auch nur ein „Meister" ist. Er ist zu oft photographiert worden, und wem das geschieht, wem das geschehen darf, der verliert unweigerlich sein gotterschaffenes Gesicht. Oh, es ist uns unter andern Novellen und Romanen auch erzählt worden, in welch einem tadellosen Frack er zum König von Italien essen ging; Tolstoj, so scheint mir, wäre in seinem Kittel gegangen. Zwar ist auch dieser Kittel vielleicht etwas oft photographiert worden, aber besser als der Frack, schöner, drohender und versöhnender, ist er auf alle Fälle.

Denn warum sind die Russen in Genua? Einzig darum, weil sie zu Hause ihre Sache nicht gekonnt haben; nur darum brauchten sie jetzt einen „Meister", oder viele, es kommt darauf nicht an. Und wenn die „Meister" wieder zu Hause sind, so wird man sie wohl eine Weile loben und sich ihrer Künste freuen; dann aber wird die Stumpfheit sich in die Weisheit verwandeln, welche fragt: „Wer ist schuld daran, daß Ihr so großer Erfolge . . . bedurftet? — Ihr!"; und diese kurze Antwort wird sehr furchtbar sein.

Bei uns in Deutschland werden wir füglich nicht dasselbe Spiel von Frage und Antwort haben; sei es, daß wir kein Recht haben, uns über Meisterschaft zu beklagen, und weil unser Gang nach Genua prinzipiell von andrer Art ist als der der Russen, und außerdem haben wir nicht Ursache noch Talent zu dem grellen Epigramm. Dennoch, Frage und Antwort eines analogen, im Grunde sogar eines gleichen Willens werden auch wir erleben müssen. Noch räkelt sich die Stumpfheit; und das Volk,

sowohl das bedürftige als das von Ueberfluß berauschte, murmelt: „Ich bin ja noch garnicht; was kann mir gescheben?” Aber auch seine Weisheit wird danach die Stimme erheben und rufen: „Ich bin ja noch nicht; wer hilft mir werden?”

Hierin liegt der Grund, warum es ihm so verblüffend wenig ausmacht, ob seine Staatsmänner gute oder schlechte Politik treiben. Der Vertrag von Rapallo hat in einigen Gehirnen das leere Stroh entzündet, und sie hielten zur Hälfte die Flamme für eine der Revolution, zur andern Hälfte für eine der Revanche. Der Wind wird die flüchtige Asche davonwirbeln, und sie werden sich weiter nach einem Bock umsehen, der zu melken wäre.

Für die Andern ist der Vertrag — ein Thema. Da sagen Etliche, er sei ein Versäumnis von gestern und eine Stümperei von heute; und wiederum Andre halten derartige Erwägungen für geringfügig neben der Hauptsache, daß wir in Genua das Wetter verdorben und das schon besänftigte Europa gegen uns aufgebracht hätten. Es gibt ein Märchen von des Königs neuen Kleidern, er hatte gar keine. Die Finessen über Zeit und Art der Vertragsverkündigung haben nur so lange einen Sinn, wie man sich einen einreden läßt, wie insbesondre unsre Staatsmänner schwach und konventionell genug sind, einen zu glauben. Selbst wenn die jähe Bekanntmachung des Vertrags ein Beispiel jener Sorte von Tapferkeit war, die man als die Flucht nach vorn definiert hat — nun, ein Fehler von gestern und heute braucht keiner von morgen zu sein. Wenn der Vertrag als Fazit aller bis zu ihm hin aufgestellten Rechnungsdaten falsch ist, kann er trotzdem das Datum einer zukünftigen, richtigen Rechnung werden. Nötig dazu ist freilich, daß man vor der Explosion von Courage nicht selber nachträglich erschrickt und sie, die Flucht nach vorn, nicht ins Schwanken bringt. Das eine Bedenken jedenfalls, die Scheu vor der wiederzusammenschießenden Abneigung Europas, ist von Herzen überflüssig. Die versuchte Psychologie der Gegner ist immer eine Selbsttäuschung; sie projiziert die unbewußte Tendenz des eignen Willens in die Wolken hinaus, hält das entstehende himmlische Bild für ein — himmlisches, und während sie glaubt, eine recht brauchbare Wirklichkeit vor Augen zu haben, läßt sie sich von der wahren Wirklichkeit abziehen und versäumt es, den Willen bis zu seinem letzten Ernst, bis zu seiner innersten Faser durchzuprüfen. Wenn Deutschland das Rechte tut, so kann ihm die gute Meinung Europas helfen, die schlechte nicht im Geringsten schaden; tut es das Unrechte, so hilft ihm weder Zuspruch noch Abspruch.

Aber was ist das Rechte, und was das Unrechte? und tut Deutschland das eine oder das andre? Wieder sind es die beiden Nornen — denn die dritte ist in ewiges Schweigen verhüllt — Stumpfheit und Weisheit, welche die Antwort geben. Die Stumpfheit beruhigt sich dabei, daß von dem Inhalt des Vertrages, denn er hat ja auch einen Inhalt, so bald nichts auf den Tisch kommen wird, und quid sit futurum cras quaerere. Die Weisheit aber, vom Vorteil und Nachteil der Stunde unbefangen, fühlt in einer sehnsuchtsvollen Gewißheit ihre Not. Sie fühlt, daß dieses Volk und dieser Staat, Deutschland, wieder einmal noch nicht sind. Das ist, so sonderbar es erscheint, bei Völkern

so gut wie bei Menschen, ein positiver Zustand, und man kann allerlei an ihm vornehmen, Kluges und Dummes; aber was man auch an ihm vornimmt, es befördert das heimliche Verderben. Nüchtern ausgedrückt, bedeutet das den Satz, daß keine Politik nach außen genial sein kann, wenn ihr keine geniale im Innern vorgewaltet hat. Auf diese allein wartet das Volk, sofern es überhaupt wartet; und darum ist ihm einstweilen Alles von draußen und nach draußen so verhängnisvoll gleichgültig und so herrlich gleichgültig. Wann endlich fangen wir an?

Was ist uns Frankreich? von Felix Stössinger

(Fortsetzung)

Am Aufstand der Kommune nahmen viele französische Künstler teil. Verlaine war eine Art Pressechef der Revolutionsregierung; Rimbaud Rotgardist. Beide mußten später nach London gehen. Courbet, Mitglied der Kommune, warb so lange für die Zerstörung der Vendôme-Säule, bis dieses Symbol des Militarismus; feierlich gestürzt wurde. Wer war Courbet damals? Im Steckbrief hieß es: „Gustave Courbet, 48 — 50 Jahre alt, groß, dick, beschwerlich gehend infolge von Rückenschmerzen, lange, graumelierte Haare, sieht aus wie ein bösartiger Bauer, ziemlich schlecht angezogen.” Von der Gegenrevolution wurde er verurteilt und lebte im Exil.

Die erbarmungslose Vernichtung von Kunstwerken einer überwundenen Gesellschaftsepoche ist überhaupt für den revolutionären Geist Frankreichs kennzeichnend. Niemals stellte sich das Volk schützend vor Denkmäler eines verhaßten Systems, weil es „Kunstwerke” seien. Bei uns getraut man sich nicht einmal an die Sieges-Allee. Das französische Volk dagegen zögerte nicht, die Herrlichkeit der Kathedralen zu zerstören, um die Macht der Kirche zu mindern oder ihre Machtlosigkeit zu verhöhnen. Für den Franzosen ist die Kunst eben nur ein Mittel und nicht, wie man bei uns so gern annimmt, ein Selbstzweck (was vielmehr bei uns der Fall ist). Nur vorübergehend, nur als ephemere Reaktion konnte in Frankreich eine Literatenbewegung mit der Parole: L'art pour l'art! entstehen. Die Franzosen haben ihre gesellschaftlichen Ideen zu allen Zeiten in der Kunst ausgedrückt und aus der Kunst wieder empfangen. Das politische und politisierende Volk hat stets den politischen Gedanken eines Kunstwerks mit Leidenschaft begriffen. Daher richteten die Massen unter Umständen einen großartigen Haß gegen Werke der Kunst, gegen Kathedralen als Festungen des Klerikalismus, gegen Bildsäulen zur Verherrlichung des Militarismus, ja selbst gegen die Asche der Toten. Wer kann leugnen, daß in solchen Zerstörungen ein schöpferischer Wille waltet, größer als unser konservierender, historischer Geist. Die vorwärtsweisende Idee hat immer Recht, und die Schönheit der Kunst ist weniger als der Wille und das Glück der Lebenden, von denen ja doch immer wieder eine neue Kunst geschaffen werden wird. Courbet mit seinem Marinetti-Haß gegen reaktionäre Bildsäulen ist natürlich nicht der einzige politische Geist unter den französischen bildenden Künstlern. David ist der Maler der Revolution, Daumier und Garvani zeichneten das Gesicht der herrschenden Klasse, ihre Sitten und Institutionen.

Der Krieg von 1870 hat in Deutschland eine nationalistische, in Frankreich eine pazifistische Künstlerschaft und Geistesrichtung hinterlassen. Welche Verzweiflung bei Flaubert über die niedrige Schlächterarbeit der Menschen! In Deutschland heißt der Tiefstand Richard Wagner, der das hungernde Paris in einem jammervollen Lustspiel verhöhnte, um sich für den Durchfall einer Oper zu rächen. Man lese nach diesem einfach schändlichen Werk noch einmal den Briefwechsel zwischen Renan und David Friedrich Strauß, und man wird hoffentlich heute den Unterschied zwischen einer humanen, weltbürgerlichen Persönlichkeit und einem rechthaberischen Neupreußen heraushören. Wie tief steckte Strauß in der Ideologie des Militarismus, während Renan in der großen europäischen Einheit die deutsch-französischen Gegensätze aufzulösen suchte! Wieder stieg der Traum der vereinigten Republiken Europas aus Hugos Reden vor uns auf — aber kein Deutscher verstand ihn, wie man auch Napoleons Absichten nicht begriffen hatte und die Aufgabe der- Gegenwart nicht begreift. Gewiß gab es 1870, wie später und auch heute, in Frankreich einen Nationalismus; wer wollte das leugnen! Aber wo gab es und gibt es bei uns den Friedensgeist der in Frankreich viele ergreifende Worte gesprochen hat! Wo gibt es bei uns eine schmerzliche und reine Melodie, wie sie frühlingszart in Rimbauds Gedicht ‚Der Schläfer im Tal' atmet! Oder ein Werk wie den Kriegsroman des vielgelesenen Octave Mirbeau ‚Le Calvirea', worin ein Franzose den gebleichten Schädel eines preußischen Ulanen findet und küßt. Das gibt es nicht in der Literatur, weder des siegreichen noch des besiegten Deutschland. Traurig und tragisch ist es, wie wenig selbst unsre Intellektuellen von dieser großen und tief wurzelnden Gesinnung Frankreichs wissen.

Die Generation von 1870 erreichte in Zola ihren stärksten Ausdruck. Wie er, würdig eines Voltaire, eines Balzac, eines Gavarni, seine künstlerisch-politische Weltanschauung in seine Tat für Dreyfus umsetzte, wie auch er, gleich Voltaire, gleich Prévost, gleich Rousseau, gleich Hugo, gleich Courbet, in die politische Verbannung gehn mußte: das ist uns von Heinrich Mann ins Gewissen gehämmert worden. Das „Manifest der Intellektuellen" nennt man in Deutschland die Kundgebung der 93 für den Neutralitätsbruch; in Frankreich das Bekenntnis der geistigen Jugend für die Gerechtigkeit, für die Wahrheit, für Dreyfus.

Vergessen wir darüber Maupassant nicht, denn Keinem geschieht in Deutschland mit der Absicht, den unbequemen Politiker hinter den Erzähler zu stellen, gleiches Unrecht. Maupassant starb fünf Jahre vor dem Fall Dreyfus, aber er war seiner Gesinnung nach ein Dreyfusard und noch mehr: er haßte die Bourgeoisie. Wie hat man in Deutschland seinen Namen verfälscht, indem man ihn zum Belletristen des französischen „Leichtsinns" und verantwortlich für den Geist machte, den er darstellte, nicht weil es sein eigner Geist war, sondern weil er ihn bis zum Sterben haßte! Für Deutschland bleibt Maupassant trotzdem nur ein Erotiker. Ein erschütterndes Ethos, von dem, wie die meisten Deutschen, auch Frau v. Jacobi nichts gespürt hat, hebt seine Kleinarbeit über den Forschergeist seiner vielbewunderten Analyse hinaus. Maupassant enthüllt keine erotische, sondern eine soziale Wahrheit, wenn er der kapitalistischen Gesellschaft die Bettdecke vom Leibe zieht. Es charakterisiert seine Gesellschaftsschicht, daß die Männer

an Beschränkung und Gemeinheit nur von ihren Weibern übertroffen werden. Im Opfer der Boule de suif ist die höchste sittliche Kraft der Niedrigen dem „Freimaurerbund der Besitzenden” gegenübergestellt. Politisch bewußt. Während Hugo die Geschichte eines Verbrechens schrieb, hoffte Maupassant in einem Brief an Flaubert über diese aristokratischen Staatsstreichler, er möchte diese „Kretins samt ihren edlen Hurendamen untergehen sehen”. „Ich verlange”, schrieb er erbittert in diesem kritischen Jahr als Beamter im Marineministerium auf schönem staatlichen Schreibpapier, „die gewaltsame Aufhebung der herrschenden Klassen. Ich finde jetzt, daß 1793 weichlich war, die Septembristen mild, Marat lahm, Danton ein weißes Kaninchen und Robespierre eine Taube. Da die herrschenden Klassen heute ebenso stupide sind wie damals, so darf man die herrschenden Klassen gewaltsam aufheben.” Am stärksten spricht Maupassant sein Urteil über diese niedrige und perfide Bourgeoisie in jener Novelle aus, worin die Toten aus ihren Gräbern steigen, weil ihnen die Lügen der Friedhofsmaler die Ruhe rauben. Alle Inschriften streichen sie aus und schreiben statt dessen die Wahrheit über sich hin. „Alle waren sie Henker ihrer Mitmenschen,” schreiben sie über sich selbst, „haßerfüllte Heuchler, Lügner, Verleumder, Neidlinge — alle diese so guten Väter, treuen Frauen, ergebenen Kinder, jungen Mädchen, ehrlichen Kaufleute, alle diese Tugendhaften!”

Die Verkennung Maupassants ist typisch für unser Unvermögen, eine sozial aufrüttelnde Gesinnung oder eine menschliche Tat zu erkennen oder zu würdigen. Es fehlt uns die Kategorie fürs Recht. Aus diesem Grunde haben wir auch das französische Unterhaltungsstück stets einseitig, nämlich literarisch beurteilt. Wir messen es noch immer an ideologischen, dramaturgischen Gesetzen und begreifen auch heute erst nur zum Teil die Probleme, die es stellt: die Frage des Rechts (Fremde Frau, Rote Robe), der Ehe, der Prostitution, der Politik, die das unerschöpfliche Thema der französischen Gesellschaft, ihrer Kunst und ihrer Unterhaltung ist. Das französische Volk, wie überhaupt jedes, lernt man in seiner Unterhaltungsliteratur am besten kennen. Nicht in den Werken der Dichter ersten Ranges allein: mindestens in gleichem Maße kommt auch in minder künstlerischen Werken der wahre Geist eines Volkes zum Ausdruck.

Ja, aber Barrès! Barrès! Ist er, der Leiter einer imperialistischen Kulturpropaganda, kein Nationalist? Natürlich ist er es, aber auch um seinetwillen kann der unbefangene Deutsche die Franzosen beneiden. Denn Barrès zeigt uns, daß in Frankreich selbst den reaktionären Gedanken eine Persönlichkeit vertritt, die Künstler ist bis in die Fingerspitzen, aber trotzdem nicht im Artistischen aufgeht, sondern das Ganze begreift und in ihrer Art meistert. Auch für Barrès, wie für die andern bedeutenden Franzosen, ist die Kunst und das Wort nur ein Mittel zur Entfaltung des Lebens, zur Steigerung des Landes, zur Verwirklichung einer Idee. Auch Barrès ist nicht in seinem literarischen Werk eingekapselt, auch er bedient sich der Literatur, die er schafft, zur Verwirklichung eines Lebenstraumes, und seine Kunst scheut, trotz aller in Deutschland bewunderten und imitierten Stilreize, die Berührung mit der Politik nicht. Im Gegenteil: mit ihrer Hilfe will Barrès erreichen, was er mit der Kunst allein niemals erreichen kann.

(Fortsetzung folgt)

Wirtschafts-Führer von Frank Faßland

VII. Albert Ballin

Um die erste Nachmittagsstunde des neunten November 1918, desselben Tages, da in Berlin und Hamburg Soldaten und Arbeiter die Revolution auf die Straßen trugen, starb Albert Ballin, Wilhelms von Hohenzollern einstmaliger Freund aus jenen schönen Zeiten, als Deutschlands Zukunft noch auf dem Wasser zu liegen schien. Die Zeitungen, die inmitten der Sensationen jener Sturmtage von dem Ableben Ballins nur „in gedrängter Kürze" und auf einer hintern Seite Notiz nehmen konnten, teilten mit, er sei einem Schlaganfall erlegen. Die Familie und die pietätvolle Kollegenschaft im patrizierstolzen Hamburg wähnten den Toten zu ehren oder zu schönen, wenn sie einen Mantel konventioneller Zufälligkeit über die erschütternde Tragödie seines Endes breiteten. Und selbst Bernhard Huldermann, der getreue Eckart, der dem Meister in den Tod gefolgt ist, nachdem er in einem starken Buche sein starkes Leben beschrieben hatte (‚Albert Ballin', im Verlag Gerhard Stalling zu Oldenburg) — Bernhard Huldermann, der doch Ballin nicht nur geliebt, sondern auch verstanden hatte, glaubte dem Pietätsbegriff der Angehörigen so weit entgegenkommen zu müssen, daß er das Ende des bis in den Tod so Wahrhaftigen mit einer pathetischen Wendung umschrieb und — verschleierte. Nein, es ist falsche Pietät, die den tragischen Tod eines Kämpfers in eine Legendenwolke bürgerlicher Wohlanständigkeit einhüllen oder gar zum Frommen der Kinder und Enkelkinder mit der Maske eines gewöhnlichen Apoplektikerschicksals verkleiden zu müssen meint. Dieser Tote hat einen Anspruch auf Wahrhaftigkeit der Darstellung, bis ins Letzte und — wenn es so sein soll— Unerquicklichste. Es heißt klein von diesem großen, freien, warmen Menschen denken, wenn man sein Schicksal auch nur in seinem äußern Verlauf beschönigt. Dieser Ballin ist nicht in seinem Bette gestorben, sondern im Sturm der Ereignisse, im Sturm des verzweifelnden Herzens ist er hingebrochen, als Einer, der sein Land und sein Lebenswerk zertrümmert glaubte, und der nicht mehr leben wollte. Als um die Mittagsstunde Arbeiter und Soldaten in sein Haus eindrangen, in das Haus des „ungekrönten Königs von Hamburg" (vielleicht, weil man dort keinen gekrönten zum Vertreiben hatte): da war Albert Ballin, der unschuldig an dem Zusammenbruch war wie nur irgend Einer in Deutschland, schon innerlich ein gebrochener Mann. Und in dieser verzweifelten Stimmung griff er — ob nur, um sich zu beruhigen, oder um sich zu töten, wird wohl für immer unaufgeklärt bleiben — zu dem schlafbringenden Mittel, von dem er stets große Mengen in seinem Schreibtisch aufbewahrte, weil er schon seit Jahren nie ohne chemische Gifte seine paar Stunden Schlaf finden konnte. Er griff eine große, eine zu große Dosis. Als er die nahende Wirkung verspürte, rief er den Arzt. Es war zu spät. Albert Ballin sollte den Tag nicht überleben, den Andre,

Schuldigere, stärker Verantwortliche so selbstverständlich überlebt, so leicht verwunden, so unbelehrt vergessen haben.

Albert Ballin, der größte Hamburger, dessen Name sich unwillkürlich Jedem auf die Lippen drängte, der von deutscher Schiffahrt und deutscher Weltwirtschaft sprach, ist fast ganz von unten heraufgekommen. Wenn sich die Hamburger viel auf ihr altes kaufmännisches Patriziertum zugutehalten, so müssen sie sich doch sagen lassen, daß der Mann, der ihrer Stadt die große werbende Kraft, das stürmische Arbeitstempo, die weltwirtschaftliche Note gegeben hat, aus den Schichten des bürgerlichen Plebejertums aufgestiegen ist. Gewiß: Ballin war vom Bau — aber dorther, wo der Bau am wenigsten präsentabel war. Sein Vater betrieb eine Auswanderer-Agentur. Das Geschäft, das räumlich eng mit der Wohnung der Familie Ballin verbunden war, hatte nur einen bescheidenen Umfang, und seine Erfolge waren recht mäßig. Vom hamburger Großkaufmannstum war wenig zu verspüren. Derartige Auswanderer-Agenturen galten im Umkreis des Reedereibetriebs dazu stets als etwas Zweitklassiges („Abschaum der Menschheit" nannte der Lloyd-Direktor Wiegand einmal die Passage-Agenten). Man überließ ihnen die oft mit allerlei wenig schönen Mitteln und Kniffen arbeitende Anwerbung und Expedierung europäüberdrüssiger Proletarier für die überseeische Auswanderung. Rußland, Polen und Galizien mit ihrem in Verelendung erstickenden Bevölkerungsüberschuß waren die Hauptreservoire des Zwischendecks; aber in der Zeit, da Ballin sich zu betätigen begann, lieferte auch Deutschland noch genug Dünger für den Aufbau der Neuen Welt. Albert Ballin, im Jahre 1857 als das jüngste von sieben Geschwistern geboren, wurde erzogen wie damals die meisten jungen Leute in mittlern jüdischen Kaufmannsfamilien. Er brachte es zum Einjährigen und trat dann, siebzehnjährig, in das väterliche Geschäft ein. Im selben Jahre starb der Vater, ein paar Jahre später trat der Sozius aus, und der einundzwanzig Jahre alte Ballin wurde Mitinhaber und alleiniger Leiter der Firma, fast alleiniger Ernährer des noch nicht flügge gewordenen Familienrestes. Die große Intelligenz und das drängende Temperament Albert Ballins hielten es nicht lange im mittlern Klima aus. Kleinbürger und Kleinkaufmann: das war keine Lebensform, mit der er sich abfinden mochte. Schnell dehnte er das übernommene Auswanderer-Agenturgeschäft aus, gab ihm kräftigern Schwung und modernere Methoden, insbesondere suchte er den Anschluß an die damals noch leistungsfähigern englischen Reedereien. Aber auch diese Leistung genügte ihm nicht. Er wollte nicht fremder Schiffahrt dienen, sondern wollte eigne Schiffahrt entwickeln.

Allerdings lagen damals die Verhältnisse in Hamburg für einen Aufschwung der Personenschiffahrt nicht günstig. Man wird heute kaum noch glauben, daß in den siebziger und achtziger Jahren, als im geeinten Deutschland nach dem Sieg über Frankreich sich die Wirtschaftskräfte fast überall ungestüm zu recken begannen, Hamburg, das große Tor der natürlichen Hauptwasserstraße Mitteldeutschlands in rostigen Angeln knarrte. Ein konservatives, stagnierendes Hanseatentum hatte

sich in technischer wie wirtschaftlicher Beziehung damit begnügt, unlustig hinter der Entwicklung herzulaufen, statt ihr als Pionier voranzugehen. Besonders die größte und älteste hamburger Schiffahrtsgesellschaft, die im Jahre 1847 gegründete Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft krankte an solcher Rückständigkeit. Jeder neue, modernere Typ, zu dem man sich nach langem Zögern doch entschließen mußte, wurde mit dem Vorbehalt eingeführt, daß man nunmehr bei dem Erreichten verharren und dem „ungesunden Zeitgeist” nicht weiter entgegenkommen wolle. Und alles Das, woran es in Hamburg fehlte, war in dem benachbarten Bremen in Fülle vorhanden. Bremens Hauptreederei, der um neun Jahre jüngere Norddeutsche Lloyd, hatte in den siebziger und acützföre Jahren unter Führung seines durchaus aufs Große gerichteten Direktors August Lohmann einen glanzvollen Aufschwung genommen. In Bremen, wo doch der Boden viel karger, die Verkehrsbedingungen viel ungünstiger waren als in Hamburg, hatte man den Geist der Reichsgründung nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich begriffen, hatte man sich von jedem Partikularismus freigemacht und trieb eine wahrhaft großdeutsche Schiffahrtspolitik. Der Lloyd zeigte seine Schlüsselflagge aufallen Weltmeeren. Er ging dem Handel des sich mächtig regenden deutschen Wirtschaftslebens mutig mit der Flage voran, setzte kühn mächtige Schnelldampfer auf die nordamerikanische Route, kämpfte mit den Engländern um das blaue Band des Ozeans und gewann es ein paar Mal. Vor allem aber übertrumpfte er die englischen Linien sehr bald in Allem, was Betriebssicherheit und Regelmäßigkeit des Dienstes, Behaglichkeit des Aufenthalts und Vorzüglichkeit der Verpflegung anlangte. Für die Ueberlegenheit und Beliebtheit der deutschen Schiffahrtslinien im internationalen Verkehr, die das Ergebnis der Vereinigung zweier deutscher Mustereinrichtungen: des Verkehrsmittels und des Hotels war, ist schon in jenen ersten Aufschwungsjahren des Norddeutschen Lloyd der Grund gelegt worden.

Von diesem strahlenden Bilde großer unternehmerischer Initiative hob sich das hamburger Schiffahrts- und Hafenleben jener Zeit, da Ballin seine Tätigkeit begann, kleinlich und träge genug ab. In Ballin aber lebte der Drang des Pioniers, die Unruhe des Plebejers, die Fruchtbarkeit des Schaffensdurstigen, der nicht nur erreichen, sondern überflügeln wollte. Ganz frische, unverbrauchte, durch keine Tradition beengte Persönlichkeit, die er war, erkannte er bald, woran es lag, daß dem vielfältigen, doch etwas schwunglosen, ins Breite, Alltägliche zertreibenden Kräften und Betriebsamkeiten Hamburgs der Zug nach oben, die Sammlung, die Steigerung fehlte. In der hamburger Schiffahrt lebte wohl die Ehrlichkeit und Emsigkeit des Fleißes, der sich im Gegenwärtigen erschöpft und mit dem Herkömmlichen zufrieden gibt, lebte aber nicht die Idee, die immer in die Zukunft drängt. Und diese Idee wollte Albert Ballin ihr geben. Er wußte, daß die Rechnung der Hamburger, die ihre Hauptstärke im Frachtengeschäft sahen und sich damit begnügen wollten, dieses Geschäft gegen die jüngere Konkurrenz zu verteidigen, falsch, grundfalsch war. Gewiß: die Personenschiffahrt stellte höhere Anforderun-

gen an Schiffsgrößen und Schiffsschnelligkeiten, sie verlangte darum größere finanzielle Mittel und belastete das Geschäft mit größern Risiken. Aber nur sie war dafür auch in der Lage, Schiffahrtsunternehmungen ersten Ranges hervorzubringen, die in der ganzen Welt sich und ihrem Heimathafen große Geltung verschaffen konnten. Und Ballin, dessen Hamburgertum sich ganz in Deutschtum ausweitete, dessen Deutschtum aber tief im Hamburgertum wurzelte, wollte Hamburg und der hamburgischen Schiffahrt große Geltung verschaffen. Er sah am Anfang seiner Laufbahn, als er in der Patrizierrepublik Hamburg noch ein unbekannter Plebejer war, ganz klar ein, daß er die Stagnation Hamburgs nur überwinden könnte, indem er ihr den Kampf ansagte.

Es ist vielleicht der einzige romantische Zug in dem äußerlich so gradlinig einfachen (wenn auch innen stets bewegten) Lebensgang Ballins, daß er der Hamburg-Amerika-Linie, jener Reederei, die er später zur ersten der Welt machen sollte, im Anfang als erbitterter Widersacher entgegentreten mußte. Der Kampf war heftig, aber kurz. Sein Verlauf war ganz typisch für die Verhältnisse in der hamburger Schiffahrt. Erst biß sich die Hamburg-Amerika-Linie, die durch ihr zögerndes Entwicklungstempo Konkurrenz förmlich auf den Plan zog, mit dieser ein paar Jahre herum. Wenn beide Gegner durch die Blutverluste des Kampfes auf das Aeußerste geschwächt waren — aber auch erst dann —, nahm die Hapag als die ältere und finanziell immerhin doch besser fundierte Linie das angreifende Konkurrenzunternehmen in sich auf. Das geschah in den siebziger Jahren mit der Adler-Linie, das geschah im Anfang der achtziger Jahre mit der Carr-Linie, die einen Ratenkrieg gegen die Hapag begonnen und die Leitung dieses Kampfes Albert Ballin, als dem Leiter ihres Passagedienstes, anvertraut hatte. War der Kampf rücksichtslos durchgeführt worden, so war der Friedensschluß ein Produkt echt Ballinscher Ausgleichskunst. Die Carr-Linie ging in der Hapag auf, und damit war deren Prestige Genüge getan; aber in die obsiegende Gesellschaft trat Albert Ballin, der eigentliche Sieger, zunächst gleichfalls als Chef des Passagedienstes ein. Und wo Ballin einmal Fuß gefaßt hatte, konnte es nicht lange mehr dauern, bis er als leitender Kopf herrschte. Die Kraft der Idee, die er in sich trug, die überlegene, ohne jede Intrige und Herrschsucht sich durchsetzende Kunst, Menschen und Dinge zu behandeln, waren es, die ihn zum Führer prädestinierten. Unter seiner Leitung ging es bei der Hamburg-Amerika-Linie, ging es im hamburger Hafen unaufhaltsam vorwärts.

Aber nicht darin, daß die Hamburg-Amerika-Linie unter Ballins Leitung das Quantitative und das Qualitative, das andre Schiffahrtsgesellschaften vor ihr erreicht hatten, schnell nachholte und in mancher Beziehung noch steigerte, nicht darin, daß die Hapag den Lloyd und alle englischen Reedereien an Größe der Schiffsparks, an Größe der Schiffstypen schlug — nicht darin liegt die wirkliche Bedeutung und Einzigartigkeit der Leistung Ballins (wenngleich auch dies eine Leistung hohen Ranges war). Denn die Struktur einer klassischen gemischten Linienreederei großen Stils, die im bewußten Gegensatz zu der englischen

„wilden" Trampschiffahrt Personen- und Güterbeförderung in einem festen Liniensystem, wenn auch noch nicht in denselben Schiffen vereinigte, war bereits in hoher Vollendung durch August Lohmann vorgebildet worden. Schon eher gehört zu Ballins Ureignem die meisterhafte, grade für die Bedürfnisse des hamburger Verkehrs zugeschnittene Lösung eines kombinatorischen Schiffstyps, der gleichzeitg der Personen- und Güterbeförderung diente und auf die Rentabilität der einzelnen Schiffe außerordentlich ausgleichend und steigernd wirkte. Das Prinzip des Schnelldampferdienstes war aus Rivalitäts- und Prestigegründen vom Norddeutschen Lloyd und einigen englischen Gesellschaften wie der Cunard-Linie in einer Weise überspannt worden, die sich später als direkt unwirtschaftlich herausstellte und zu schweren finanziellen Einbußen für die ihm ergebenen Gesellschaften führte. Albert Ballin hat sich von solchen Uebertreibungen frei gehalten und die gemischte Oekonomie, die er allen seinen Bauten bis zu den Riesenschiffen der Imperator-Klasse gab, hat sich für die Erträgnisse der Hapag als höchst vorteilhaft erwiesen. Daß die Organisation der Hamburg-Amerika-Linie haarscharf dem wirtschaftlichen Zufall angepaßt wurde, daß ein fast vollkommenes Gleichgewicht zwischen der produktiven Potenz des Unternehmens und seinem technischen Apparat hergestellt werden konnte: das war auf das Konto Ballins, seiner leichten und doch festen Hand, seiner feinfühligen und doch schlagenden Manövrierkunst zu setzen. Unproduktiven Leerlauf in der Verwaltung, eine Organisation nur um des Organisierens willen — Schwergewichte, die oft auch auf den größten Unternehmungen lasten — gab es bei der Hapag fast gar nicht. Man kann Ballin vielleicht den Künstler der Organisation nennen. Er, der in seinem tiefsten Herzen stets Individualist und Freihandelsmensch war, schuf eine Objektivierung der Geschäfte, unter deren Decke doch nie der Puls der Individualität zu schlagen aufhörte.

Seine volle weltwirtschaftliche Bedeutung errang Ballin aber erst auf einem andern Gebiet, das man vielleicht am besten als das der großen internationalen Schiffahrtsdiplomatie und Schiffahrtsstrategie bezeichnen kann. Seitdem in fast allen größern europäischen Ländern — zum Teil mit Hilfe von staatlichen Subventionen — große Schiffahrtslinien besonders nach den Vereinigten Staaten eingerichtet worden waren, bekämpften sich diese Linien dauernd in hartnäckigen Ratenkriegen. Als Ballin zur Hamburg-Amerika-Linie kam, begann man grade mit den Versuchen, derartige Schiffahrtskämpfe durch ein System von internationalen Verträgen (Pools genannt) zu beseitigen. Ballin, der meisterhafte Plauderer, Redner und Verhandlungstaktiker, wurde bald der Meister der Pool-Verhandlungen. So groß war das Ansehen, das er sich als der Organisator dieser ungemein elastischen und doch hinlänglich festen Gebilde, als ihr Stratege (wenn es galt, Feldzüge gegen Außenseiter zu führen) in der internationalen Schiffahrt erwarb, daß ihm — dem Deutschen — von den schiffahrtsstolzen Engländern die innere Führung und das äußere Präsidium gewissermaßen als selbstverständliches Reservat überlassen wurden. Als gar Ballin im Jahre 1902 mit dem in Ame-

rika neugebildeten Morganschen Schiffahrtstrust, dem es gelungen war, in die englische Personen- und Frachtschiffahrt durch „Ueberfremdung” einiger der größten britischen Linienreedereien einzubrechen, für sich und den Norddeutschen Lloyd einen Vertrag abgeschlossen hatte, der den gleichfalls befürchteten Einbruch des Morgan-Trusts (der International Mercantilo Co.) in die deutsche Großschiffahrt verhinderte: da war sein Ruf und sein Ruhm in der ganzen Welt auf den Höhepunkt gestiegen. Auch die Beziehungen Ballins zu Kaiser Wilhelm, mit dem die amerikanischen Verträge in allen Einzelheiten beraten worden waren, und den auch der ungewöhnliche persönliche Charme Ballins menschlich fesselte, knüpften sich immer enger, und diese doppelte Entwicklung, die Freundschaft mit dem Kaiser und die große Schätzung Ballins, namentlich in England, führten von selbst dazu, daß der Leiter der Hapag in das Getriebe der hohen Außenpolitik hineingezogen wurde. An der Vorbereitung zu dem leider gescheiterten deutsch-englischen Flottenabkommen und zu dem Besuch des englischen Ministers Haldane in Berlin war Ballin in wichtiger Mission beteiligt, kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges reiste er im Auftrag der deutschen Regierung nach England, um mit den dortigen führenden Politikern Fühlung zu nehmen, und während des Krieges selbst war er unablässig bemüht, die Verhandlungen für einen Verständigungsfrieden anzubahnen. Der aussichtsreichste Vermittlungsvorschlag, der in den Kriegsjahren jemals unternommen wurde, ging, wie Huldermann berichtet, durch seine Hände, und scheiterte an der Ankündigung des uneingeschränkten Unterseebootkrieges.

Will man das Wesen und die Wirkung Albert Ballins begreifen, so muß man davon ausgehen, daß er keine jener Naturen war, in denen irgendeine Fähigkeit oder Eigenschaft zu schroffer, vielleicht manchmal titanischer Einseitigkeit ausgebildet ist. In ihm war eine Mischung — und zwar eine höchst glückliche und fruchtbare Mischung — von an sich vielleicht heterogenen Eigenschaften, die sich nur dann nicht vertragen, wenn sie unorganisch neben- und gegeneinanderstehen, wenn sie nicht durch das Persönlichkeitswunder der wahren Individualität zu einer höhern menschlichen Einheit verschmolzen sind. In Ballin war eine merkwürdige Mischung zwischen stählernem Willen und geschmeidiger, anpassungsfähiger Lebensklugheit, zwischen schwungvoller kombinatorischer Phantasie und nüchtern rechnender Tatsachenklarheit. Er war im Schauen Idealist, im Handeln Realist, aber er war kein kleiner, am platten Boden des ewig Dagewesenen kriechender, rein empirischer Realist, sondern er vermochte sehr wohl sich zum Fluge in höhere Regionen zu erheben — nur daß er vorher die Entfernungen und die Kräfte, die zu ihrer Ueberwindung nötig waren, richtig abzuschätzen verstand. Um es praktisch zu sagen: Albert Ballin klebte, wenn er ein neues großes Verkehrsunternehmen plante, nie an der Vorkalkulation. Er sagte sich: den zukünftigen Verkehr, seine Entwicklung und seine Progression kann man nicht errechnen. Diejenigen, die das wollten, die, zum Beispiel, den Verkehr der Eisenbahn nach den vorherigen Verkehrsergebnissen des Post-

kutschenbetriebs, den Verkehr der Dampfschiffe nach den Frequenzziffern der Segelschiffahrt berechneten, haben auf Grund ihrer Tabellen der neuen Beförderungsart ein klägliches Fiasko vorausgesagt und doch nur selber eins erlitten. Man darf derartige Dinge nicht mit Gegenwartsaugen, man muß sie mit Zukunftsaugen ansehen. Ballin hatte solche Zukunftsaugen. Er wußte, wie jeder große Kaufmann, daß es die Aufgabe des schöpferischen Unternehmers ist, nicht nur vorhandene Bedürfnisse zu befriedigen, sondern auch neue zu wecken.

Ein Mensch mit solcher Mischung aus heiß und kühl, aus hart und weich konnte natürlich keine ausgesprochene Kampfnatur sein. Ballin verstand zu kämpfen wie irgend Einer, aber er kämpfte nur dann, wenn es klug, wenn es unvermeidlich war, zu kämpfen, und über der Wut des Kampfes stand seiner beherrschten Natur immer der Gedanke an den auf den Kampf folgenden Frieden. Wo es ging, strebte er, den Kampf durch Vertrag unnötig zu machen; aber in dem Vertrage suchte er nicht mechanischen Kompromiß, sondern fruchtbaren Ausgleich. Kein deutscher Kaufmann kann sich rühmen, vor dem Kriege die deutsche Weltgeltung stärker gefördert, den deutschen Wirtschaftseinfluß reicher gemehrt zu haben als Ballin, und keiner ist dabei so wenig der überheblichen Denkungsart und den brutalen Methoden des wirtschaftlichen Imperialismus und des politischen Chauvinismus verfallen wie er. Grade weil er ein Gefühl für wirkliche nationale Würde, eine Fähigkeit zu wirklicher nationaler Leistung besaß, konnte er auf die überscharfe Betonung des falschen Nationalstolzes verzichten. Weil er nicht nur das eigne Land, sondern auch das Ausland kannte, weil er wußte, wessen Engländer und Amerikaner im äußersten Falle fähig waren, hat er die engstirnige deutsche Landsknechtpolitik, die keine Vorstellung von einem europäischen, geschweige denn von einem Weltkrieg hatte, von Anfang an für gänzlich sinnlos gehalten, hat er, soweit es in seinen Kräften stand, unablässig versucht, den Krieg, den er für unklug und unfruchtbar hielt, weil ihm dabei Einsatz und Erfolgsmöglichkeit von vorn herein in keinem richtigen Verhältnis zu einander zu stehen schienen, durch einen gesunden Ausgleich zu beenden.

Seine Versuche waren erfolglos, sein Einfluß auf den Kaiser und die Politik schwand mehr und mehr. Er sah das Unheil kommen und vermochte nicht, es aufzuhalten. Er sah mit dem deutschen Glück, das vermessener Größenwahn auf eine verhängnisvolle Probe gestellt hatte, auch sein Lebenswerk dahinsinken, das er in drei Jahrzehnten mühevoll aufgebaut hatte. An die Seele dieses Menschen, die in sich so ganz und gar nicht zur Tragik geschaffen war, rührte von außen her brutal und zerstörend tragisches Geschehen. Ein Leben voll Frische und Beschwingtheit, eine Natur voll Glück und Erfolg brach zusammen, weil sein Volk, weil die Führer seines Volkes nicht verstanden hatten, Glück und Erfolg mit der natürlichen Schlichtheit, Besonnenheit und Würde zu tragen, die diesem kleinen, großen Ballin als kostbares Gut eigen gewesen sind.

Parodien von Jan Altenburg

II.

Theodor Wolff: Montag-Abend-Leitartikel

zur Zeit Scheveningen (durch Funkspruch)

T. W. Während allenthalben die Parteien mit einander verhandeln, rüsten sich die Familien und Alle, die es sich leisten können, ferienfroh zur Abreise ins Sommeridyll. Noch nie waren die Hoteliers der Kurorte von valutagesegneten Ausländern und von weniger gesegneten Inländern so heiß umworben wie in dieser ohnehin schon heißen Jahreszeit. Ueberall in Thüringen, in Blankenburg und in andern lieblichen Landstrichen sucht die magere Tugend und die satte Zufriedenheit je nach der Beschaffenheit des Geldbeutels eine mehr oder weniger anspruchsvolle Ruhestätte, und es gibt Viele, die es heftig nach der See drängt, um sich dort alltägliche Sorgen und noch einiges Andre abzuspülen. Nur der geschäftige Herr Helfferich hält, klagend wie Ariadne und warnend wie Kassandra, überall Reden, denn er weiß genau, daß man den Mund auftun muß, wenn man etwas sagen will. Der entschiedene Wille eines aufgeweckten Bürgertums wird jedoch bewirken, daß die Wünsche des betriebsamen Herrn zu Wasser werden, das hier besonders kräftigend und salzhaltig ist.

Vor einigen Jahren, noch in jener Zeit, als eine stockkonservative Regierung die vollendeten Tatsachen „aus der Wolke ohne Wahl”, wie es bei Schiller heißt, auf das erstaunte Volk herniedersausen ließ, begegnete ich am Schöneberger Ufer dem damaligen Reichskanzler v. Bethmann Hollweg. Von den Kastanienbäumen fielen Blütenblätter in das Wasser der Gracht, die ein Stück malerisches Holland in das nicht übertrieben malerische Berlin zaubert, und diese fallenden Blüten konnten ein philosophisch veranlagtes Gemüt anregen, darüber nachzudenken, daß auch ein Reichskanzler einmal fallen muß. Mit dem männlichen Ernst, der v. Bethmann Hollweg stets auszeichnete, sagte er im Vorübergehen zu mir: „Guten Tag”. Als der große Turgot von Ludwig dem Sechzehnten zum Minister ernannt worden war, begrüßte er, wie Moritz Müller in seiner lesenswerten Monographie, die dieses politische Genie mit der schönen Hingabe eines Liebenden schildert, nachgewiesen hat, den König mit den Worten: „Bon soir”. Herr Poincaré ist gewiß nicht Turgot und braucht nicht Turgot zu sein. Wie bei niedlichen Ballettmädchen die Würze in der Knappheit der Bekleidung liegt, so offenbart sich die Würze eines Staatsmannes in der Knappheit seiner Aeußerungen. Trotz dem stoischen Gleichmut, der den friedfertigen Untertan in dieser so wenig friedlichen Zeit auszeichnet, würde man es schon mit freudigem Schreck begrüßen, wenn Herr Poincaré uns symbolisch „Gute Nacht” zuriefe. In der Nacht sind zwar bekanntlich alle Katzen grau. Aber die Hauptsache bliebe doch das Wörtchen „gut”.

In seinem vortrefflichen Roman ‚Die Hosen des Herrn von Bredow’ umreißt Willibald Alexis mit markanten Strichen die Figur eines Dieners, der auf eine Frage mit „Nein” antwortet. Auch das deutsche Volk befindet sich jetzt in der Lage dieses Dieners. Sollte Lloyd George, aufgestachelt durch das heisere Geschrei der pariser Boulevardblätter, weiterhin seine Zustimmung zu neuen Sanktionen geben, dann würde ihm einstimmig die Antwort jenes Dieners entgegenschallen. Mit der schönen Helena könnte dann Lloyd George überrascht äußern: „Das ist die Fatalität”.

Grabbe und Nestroy

Grabbes ‚Napoleon': eine weite Fläche, deren Leerheit, wenns nicht genialisch über sie hin blitzt, beängstigt. Selbstverständliche Aufgabe des Theaters: nach Maßgabe seiner Kräfte die Leerheit zu füllen, die genialischen Blitze zu verstärken. Jeßners Hauptfehler: da anderswo eine Aufführung mit Werner Krauß angekündigt war, Hartau auf eine Probe zu stellen, die er niemals bestehen konnte. Hauptverdienst des republikanischen Intendanten: diesen Film, aus dem ein treuer Diener des entwichenen Herrn mit Leichtigkeit ein Gegenstück zu ‚Fridericus Rex' gemacht hätte, umsichtig von allen Gelegenheiten zu monarchistischen Demonstrationen gesäubert zu haben. Was geblieben ist, dient dem Regisseur selten dazu, in Grabbe einen der Ahnen Wedekinds aufzudecken. Die Bizarrerie verkalkt entweder zur Operette, wie am Hof der Bourbonen, deren trostlose Lächerlichkeit die Leistung eines Napoleon über Gebühr verkleinert; oder erstarrt zu stereotypen Bewegungs- und Stimmexerzitien, die manche der Volksszenen um ihren ganzen Schwung bringen. Einem Prinzip der Reliefwirkung, dem ja doch nicht um jeden Preis der dramatische Auftritt angepaßt werden, sondern das sich jeweils ihm anpassen muß, wird das Ballfest zu Brüssel geopfert — so reizvoll Forsters Wellington anzusehen ist. Dem verständnisklaren Pazifismus des Berliners nimmt ein Mannheimer das Lokalkolorit und damit ein Stück seiner Glaubhaftigkeit. Si tacuissetis! möchte man überhaupt oft zu Erscheinungen sagen, die als solche Erwartungen geweckt haben. Sollte Jeßnern die Nebenbeschäftigung fürs Kino gefährlich zu werden beginnen? Was in dieser krampfigen Aufführung stark ist, ist stumm; oder ist stark, solange es stumm ist; oder ist stark, solange es nicht die menschliche Stimme beansprucht, sondern nur Geschützdonner nötig hat und Schlachtenlärm veranstaltet. Der ist rhythmisch gegliedert: ist teils zu einem Furor erhitzt, daß man die Frontpsychose begreift, teils statuarisch gebändigt, daß die Grenze zwischen dramatischer und bildender Kunst verschwimmt. Solcher ist ein Wert mehr bei Shakespeare, der ohne diesen Wert schließlich nicht ärmer wäre. Aber wo es der einzige Wert ist! Brauchen wir ein Theater der Veräußerlichung oder eins der Verinnerlichung? Hilft Ausdrucks-Kunst ohne einen Gehalt, den auszudrücken verlohnt? Der Verkörperer dieses Gehalts auf der Bühne ist niemand sonst als der Schauspieler einziger Art. Wem nach ‚Richard dem Dritten' und ‚Othello' noch zweifelhaft war, daß das Herz dieser Aufführungen in Fritz Kortner schlug, der hat die negative Bestätigung durch ‚Don Carlos' und ‚Napoleon' empfangen. Schade um die peinlich saubere Arbeit des Regisseurs, dem allmählich die Empfindung verlorenzugehen droht, daß zum Epheu die Eiche oder mindestens die Hauswand gehört. Epheu Jeßner werde sich seiner Natur bewußt, bevor sein Publikum sich ihrer bewußt wird.

*

Große Mittel, kleiner Effekt. Wie jetzt Jeßner an Grabbe, so hat vor achtzehn Jahren Reinhardt an Nestroy vorbeigegriffen. ‚Einen Jux will er sich machen' oder wollte er damals, indem er die Zeit zopfigen Bürgertums, idyllischer Beschränktheit, deutsch-oesterreichischer Kleinstädterei zu erneuern — aber auch zu parodieren versuchte. Die raffiniertesten Stilkünste und die feinsten Bestrebungen guter moderner Malerei halfen einem deutlichen Possenstil, einer seltsamen Karikaturistik und einem bescheidenen Naturalismus eine Verbindung eingehen, die höchst unnatürlich ausfiel, weil die Darsteller des Humors entrieten und ungeheuer spaßig nur sich selber vorkamen. Sie verstellten die Stimme, verdrehten die Miene, verrenkten den Leib, redeten mit den Beinen, kreischten, grinsten, zappelten, glotzten, tänzelten und flogen herum, bis sie schwitzten und die Zuschauer einen Lärm verfluchten, der sie wach erhielt. Kleine Mittel, großer Effekt. Der Regisseur Karl Etlinger weiß, daß dieses Stück hinter ‚Lumpacivagabundus', den er eben erst inszeniert hat, an naivem Lebensinhalt wie an gemütlich-zynischem Spott zurückbleibt. Aber er weiß zugleich, daß diese acht Szenen, von denen er eine verschmäht, einst eine Reihe heiterer Lieder und daseinsfreudiger Scherze waren, von „luftigem" Blut und lebhaftem Atem; daß Männer von Geist und Witz ihre ersten klassischen Interpreten waren; daß das alte Wien mit seinen Glacis und Kaffeegärtchen ihnen ebenso gern wie Johann Straußens Vorgänger Lanner zuhörte. Und Etlinger, ein Philologe von seltener Bildung, weiß drittens, daß Nestroy ein Wortkünstler ersten Ranges ist, an dem sich versündigt, wer zugunsten billiger Vaudevilletrics seinen Dialog vernachlässigt. Bei Nestroy gibts keine tote, gibts nicht einmal eine unfruchtbare Silbe. Seine sprachliche Assoziationskraft ist unerschöpflich. Wenn man glaubt, daß ein Satz wortspielerisch überhaupt nicht mehr weiterzuspinnen ist, dann wandelt er noch den letzten Buchstaben ab. Diese Eigentümlichkeit bringt Etlinger konsequent zu Ehren. Er betont Textpartieen, die unterzugehen pflegen, und sorgt als Regisseur dafür, daß sie der Ausgangspunkt einer durchgeführten Charakteristik werden. Wenn der Commis Weinberl seine Sehnsucht bekundet, doch wenigstens ein Mal den verfluchten Kerl zu spielen, so hat Anton Edthofer in allen Etappen des Juxes, den er sich machen will, von Melancholie umschattet zu sein, weil er so gar nicht das Zeug zum verfluchten Kerl hat. Wunderhübsch, wie gegen ihn der unbekümmerte Lehrling Christopherl des Naturtalents Brausewetter abgesetzt ist. Der Nachteil solcher respektvollen Sachlichkeit eines Regisseurs ist oft pedantische Trockenheit. Davor bewahrt Etlinger, auch den Regisseur, nicht allein den Schauspieler, seine Verträumtheit. Er ist vermöge seines Saftes von dieser Welt und doch immer in andern Regionen. Schon mit seiner Maske und seiner Tracht, die sich auf Erden selten begeben: der angeklebten strohblonden Perücke und den riesenhaften Babuschen unter runzlig fallenden Hosen, stellt er sich in ein Zwischenreich, wo Hausknechte nicht die gröbsten Fäuste, sondern das weichste Gemüt besitzen, wo

sie raimundisch zu singen anheben, wenn sie lange genug nestroyisch gequibbelt haben, und wo den Kammerspielen gedankt wird, daß sie, unbekümmert um die Forderungen der Kasse, wieder einmal der guten allen Zeiten reiner Kunstübung eingedenk gewesen sind.

Eine neue Pallenberg-Rolle von Alfred Polgar

Sie heißt ‚Wauwau' und so heißt auch das ganze Stück, eine fünfaktige „lustige Komödie" von zwei Amerikanern, deren Namen ich mir nicht gemerkt habe.

Der Wauwau ist ein alter, schrullenhafter Herr. Saugrob und grundgütig. Alle lieben den Tyrannen. Wauwau war einmal, lang ists her, ein gefürchteter Kriminalist. Ein rätselhaftes Verbrechen, das in seinem Hause begangen wird, weckt in dem alten Mann die Detektivlust. Er wittert den Verbrecher, er kreist ihn ein, er bringt ihn „zur Strecke". Alles löst sich in Wohlgefallen. Wauwau ist ein sehr kluger Mann. Und wie sich zu dieser Klugheit der Eigensinn des Greises als Kraftkomponente gesellt, das hat schon eine Art besserer Witzigkeit. Die zwei Amerikaner haben da immerhin dem Detektiv-Typ eine neue belustigende Spielart abgewonnen: die senile Variante.

Pallenberg ist außerordentlich. Das Skurrile, das Rührende, sogar das Ehrwürdige gebrechlichen Alters haftet an jedem Blick und Atemzug der Figur, die er erdfest auf zittrigste Beine stellt. Das Bild ist rund und geschlossen. Keine Gebärde, kein Ton, keine Miene, die nicht der geistigen wie körperlichen Konstitution solches alten Kerlchens durchaus gemäß wäre. Es ist Alles wie mit Greisenhaut überzogen. Jedes Spieldetail, so absichtsvoll es sein mag, trägt das kostbare Zeichen der Unwillkürlichkeit.

Das Bezaubernde an der Komik, mit der Pallenberg den Wauwau begabt, ist ihre Wärme. Man sieht in ein Herz, das von keiner Gärtnerpflege was wissen wollte. Menschenfreundschaft, Güte, durchwachsen und überwuchert vom Unkraut der Grobheit und des Mißtrauens. Etwas unzerstörbar Jungenhaftes lebt in der gebrechlichen Erscheinung. Es tobt sich schon in dem widerspänstigen, struppigen Eisgrau der Haare aus.

Wie er das Ueberlegene und das Lächerliche der Figur ineinanderfließen macht, das ist genialisch. Wie er aber dieses Lächerliche, wenns ihn packt, vortreibt, wie er die Spaßigkeit justament ins Ueberlebensgroße verzeichnet, das ist erschütternd pallenbergisch.

Max und Moriz Pallenberg.

In der Sprache hält er diesmal, vorderhand — und dabei gehts doch nicht einmal um Molière! —, erstaunliche Disziplin. Ein paar en passant-Kopfstände, ein paar heitere Stürze über die eigne Zunge: bei solchem Minimum läßt ers bewenden.

Wenn er nur ein wenig auf das Tempo drücken, wenn er für jeden Refrain mit ein bis zwei Strophen sich begnügen wollte, wäre es eine vollkommene Meisterleistung. Kein deutscher Schauspieler spielt ihm solches Geschöpf nach, dessen Komik auch im Exzeß nicht aus dem Takt fällt, den das lebendige Herz der Figur angibt.

Shell Co., Dt. Petroleum, Daimler von Morus

Der Kampf um Rußland

Während wir uns einstweilen der freundlichen Aussicht erfreuen können, daß nach Artikel 5 des Vertrages von Rapallo die deutsche und die russische Regierung „den wirtschaftlichen Bedürfnissen der beiden Länder mit wohlwollendem Geist wechselseitig entgegenkommen werden”, verhandeln die Andern, ohne Sondervertrag, bereits munter über die Vergebung der wichtigsten russischen Konzession: der Petroleumquellen von Baku. Die Amerikaner, die bisher dem genueser Theater schweigsam und untätig zugesehen haben, sind plötzlich höchst mobil geworden, und der Staatssekretär Hughes hat sich beeilt, dem Präsidenten der Standard Oil Company zu versichern, daß Amerika nie den Beschlüssen von Genua zustimmen werde, wenn die Vereinigten Staaten von der russischen Petroleuinproduktion ausgeschlossen würden. Diese Erklärung hat genügt, um die Tätigkeit der englischen Petroleuminteressenten zu dämpfen; und wenn die letzten Nachrichten aus London nicht trügen, ist es zwischen der englischen Regierung, die das amerikanische Kapital auf keinen Fall verstimmen möchte, und dem Weißen Hause bereits zu einer formellen Einigung über „die schwebenden Petroleumfragen” gekommen.

Damit wäre vielleicht der erste Schritt getan zur gütlichen Beilegung eines Wirtschaftskampfes, der seit zwei Jahrzehnten an allen Enden der Welt zwischen dem englischen und dem amerikanischen Petroleumkapital ausgefochten wird. Ohne Zweifel ist in diesem Kampf England der Angreifer, Amerika der Angegriffene. Es ist ein Verteidigungskampf der 1865 von John D. Rockefeller begründeten Standard Oil Company gegen die aufstrebenden englischen Unternehmungen: gegen die Royal Dutch Shell Combine, die 1907 durch die Tatkraft Marcus Samuels, des spätern Lord Mayors von London, aus einer Vereinigung der Koninklijke Nederlandsche Petroleum Maatschappij mit der britischen Shell Company hervorgegangen ist, und gegen die 1909 gegründete Anglo Persian Co., die zwar äußerlich als Privatunternehmen maskiert ist, deren Aktienmehrheit sich aber seit 1914 in der Hand der englischen Regierung befindet. Eine Zweiggesellschaft der Shell Combine: die Shell Trading Co. fungiert als Bindeglied zwischen den beiden englischen Großgesellschaften, sodaß tatsächlich auch ohne formale Fusion, die die englische Regierung offenbar nicht wünscht, die englische Gruppe der Standard Oil als eine geschlossene Macht gegenübersteht.

Von diesen beiden Industriekonzernen wird fast die gesamte Petroleumproduktion der Welt kontrolliert. Gewiß ist heute noch der Rockefeller-Trust, die Standard Oil Co., mit seinen 3 Milliarden Dollar Kapital und seiner fabelhaften Organisation gewaltig im Vorsprung; aber die Shell Co. und die Anglo Persian besitzen die zukunftreichsten Petroleumfelder. Fleißige Statistiker haben berechnet, daß die Quellen Nordamerikas, die heute noch zwei Drittel der gesamten Weltproduktion liefern, und die zum größten Teil der Standard Oil gehören, bei gleicher Ausnutzung in 15 Jahren völlig erschöpft sein werden. Wenn solche Berechnungen auch niemals stimmen, so ist doch sicher, daß Rußland — neben den noch unerschlossenen

Quellen Südamerikas — über die reichsten Erdölreserven der Welt verfügt. Die russischen Petroleumfelder gehörten, ehe sie von der Sowjet-Regierung enteignet wurden, etwa zur Hälfte der Shell Co., in deren Hand anno 1912 die russischen Besitzungen und Rechte der pariser Brüder Rothschild übergegangen waren, die bis dahin 30 Prozent der russischen Petroleumproduktion beherrschten; andre 40 Prozent wurden von der schwedischen Firma Gebrüder Nobel kontrolliert, mit denen neuerdings die Standard Oil engere Beziehungen angeknüpft hat. Um die Konzessionierung dieser ehemals nichtenglischen Gebiete ging jetzt der Streit — gleichzeitig mit einem erbitterten Kampf um die mesopotamischen Oelfelder, von dessen Ausgang Amerika sein Einverständnis mit dem englischen Mandat über Palästina abhängig gemacht hat, und der jetzt ebenfalls beigelegt zu sein scheint.

Die Shell Co. hat, nachdem dank der Einmischung der politischen Instanzen ihre Ambitionen auf ein russisches Petroleummonopol gescheitert sind, feierlich erklärt, sie habe nie daran gedacht, den enteigneten Besitz fremder Gesellschaften zu übernehmen, sondern der Zweck ihrer Verhandlungen mit Krassin sei nur gewesen, „einen Keil in die kommunistischen Grundzüge der Sowjet-Regierung zu treiben". Ob der Macht des internationalen Kapitals gelingen wird, diesen Keil in den Sowjet-Block zu treiben, ob er tief genug sein wird, um das kommunistische Gemeinwesen zu sprengen, ob es nur eine oberflächliche Kerbe geben wird, oder ob der Axthieb an dem verdorrten, aber harten Holz Sowjet-Rußlands abprallt, muß sich, wird sich dieser Tage in Genua entscheiden.

Deutsche Bank — Deutsche Petroleum A.-G.

Während die Siegerstaaten den Petroleumbesitz der Welt unter sich verteilen, löst sich in Deutschland eine der beiden großen Gesellschaften auf, in deren Händen der deutsche Anteil an der internationalen Petroleumproduktion lag: die Deutsche Petroleum A.-G. Daß es dazu gekommen, ist gewiß tieftraurig; aber man kann die deutsche Industrie nicht davon freisprechen, daß sie dieses Schicksal selbst mitverschuldet hat. Grade die Petroleum-Industriellen sind es gewesen, die während des Krieges sich am wüstesten in annexionistischen Plänen austobten, deren Propaganda es zu verdanken ist, daß wir uns in den Friedensdiktaten von Brest-Litowsk und Bukarest in der unverhülltesten Weise fremden Petroleumbesitz aneigneten. Und grade die Kreise der Industrien, deren Besitz außerhalb Deutschlands lag, sie und ihre Lohnschreiber sind es gewesen, die immer wieder auf neue Rüstungen drängten, dem Militarismus Vorschub leisteten, und deren Weltweisheit in der These gipfelte, daß der Kampf um die Weltwirtschaft „letzten Endes" nur durch das Schwert entschieden werden könne. Selbstverständlich war man selbst friedliebend wie ein Lamm, und nur das perfide Albion wollte uns mit Kanonen und Mörsern unsern Platz an der Sonne nehmen. Wie verlogen die Behauptung ist, die man auch heute noch Tag um Tag in der schwerindustriellen Presse lesen kann: daß England, daß Amerika den Krieg wollten, um sich einen unliebsamen Wirtschaftskonkurrenten vom Halse zu schaffen, wird grade jetzt offenbar. Der unerhört scharfe Wirtschaftskampf der englischen und der amerika-

nischen Petroleum-Trusts zeigt, daß die angelsächsischen Kapitalisten klug genug sind, um friedliebend zu sein, und nicht daran denken, einen wirtschaftlichen Konkurrenzkampf auf blutige Weise auszutragen.

Freilich: die Katze fällt immer auf die Hinterfüße — man kann nicht sagen, daß das deutsche Petroleumkapital bei der Entwicklung der Dinge schlecht gefahren ist. Die Erträge aus dem Verkauf der Steaua Romana-Aktien, deren Majorität die Deutsche Petroleum A.-G. besaß, die Entschädigung für Zwangsliquidationen ausländischen Besitzes und andre Einnahmequellen sind auch nach der Umwandlung der Deutschen Petroleum A.-G. in ein Geldinstitut — denn ihre industrielle Tätigkeit war seit Ende des Krieges ganz untergeordnet — so reichlich geflossen, daß die Börse die Deutsche Petroleum A.-G. für ebenso wertvoll hält wie die gesamten Einrichtungen der Deutschen Bank, mit der jetzt ihre ehemalige Tochtergesellschaft, die Deutsche Petroleum A.-G., verschmilzt. Jede der beiden Gesellschaften wird heute mit knapp 2½ Milliarden Mark bewertet. Auf der Grundlage des gegenwärtigen Börsenwertes sind denn auch die Fusionsbedingungen zustande gekommen: der Umtausch von einer Dt.-Petroleum-Aktie in vier Deutsche-Bank-Aktien.

Die Deutsche Bank hat diese, technisch bezwingend angelegte, Fusion dazu benutzt, um ihr Kapital von 400 auf 800 Millionen Mark zu erhöhen, und gleichzeitig sollen die Reserven von 450 auf über 1200 Millionen erhöht werden, sodaß die Deutsche Bank mit einem eignen Fundus von rund 2 Milliarden Mark unter den deutschen Großbanken wieder an die erste Stelle rückt. Wenn man bedenkt, daß die Depositen der Deutschen Bank schon im Geschäftsjahr 1920 über 19 Milliarden Mark betrugen und gegenwärtig sicherlich zwei- bis dreimal so hoch sind, dann erscheint auch jetzt noch das eigne Vermögen der Bank, mit dem sie dem Einleger haftet, minimal. Die Sicherheiten, die unsre Banken gegenwärtig dem Publikum bieten, liegen eben einzig in der Güte ihrer Organisation. Das ist, bei der Zerrüttung unsrer Währung und bei dem Umfang des Bankgeschäfts, heute ein unvermeidlicher Zustand. Aber es wird zu den ersten Aufgaben einer konsolidierten Wirtschaft gehören, das Verhältnis von Eigenkapital und Einlagen, die Grundlage jedes soliden Bankgeschäfts, wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Aussperrung

Aus Stuttgart meldet ein Siegestelegramm des W.T.B. im Lapidarstil des Generals von Stein, daß die Daimler-Motoren-Gesellschaft „infolge kommunistischer Gewaltmaßnahmen” ihren Betrieb auf sechs Wochen geschlossen haben. Die „kommunistischen Gewaltmaßnahmen”, die den Anlaß dieser haarsträubenden kapitalistischen Gewaltmaßnahme gegeben haben sollen, bestanden (wie ich deutschnationalen Blättern Stuttgarts entnehme) darin, daß Arbeiter, die dort seit neun Wochen in schwerem Lohnkampf liegen, einen Oberingenieur schwer vermöbelt haben. Das forsche Vorgehen der Daimler-Direktion überrascht nicht. Die Herren der Daimler-Werke, die zu den fettesten Kriegsgewinnlern gehören — die Belegstärke der Untertürkheimer Fabrik war während des Krieges von 5000 auf 18 000 Mann angewachsen —, hatten begreiflicherweise nach Schluß

der Kriegslieferungen einige Mühe, die überzählige Arbeiterschaft abzuholzen. Aber man muß ihnen lassen, daß sie diese Aufgabe meisterhaft gelöst haben: 1920, bei einem Generalstreik, wurde Alles, was ihnen nicht paßte, an die Luft befördert. Es wäre aber hochinteressant, bei den Herren von Untertürkheim oder bei den andern Meistern der Aussperrung, etwa bei den Direktoren der Vulkan-Werft, gründlich zu untersuchen, in welchem Verhältnis die „kommunistischen Gewalimaßnahmen" und der jeweilige Bestand an dringenden Aufträgen bei dem Werk zu einander stehen. Dem Reichsamt für Arbeitsvermittlung, das ja eigens dazu geschaffen wurde, den Arbeitsmarkt zu beobachten und die Gründe von Streiks und Aussperrungen zu ermitteln, bietet sich da eine Aufgabe, die zu den überraschendsten Resultaten führen kann.

Die weinenden Hohenzollern von Theobald Tiger

Sie sitzen in den Niederlanden
und gucken in die blaue Luft.
Der Alte mit den hohen Granden,
der Junge in der Tenniskluft.
Wer fuhr denn — töff-töff-töff — nach Holland,
woraus man heut sich traurig sehnt?
Sie klagen, ihre Welt sei Moll-Land . . .
Vater hat jeweent, Willy hat jeweent —
Alle ham se jeweent!

Das geht nun seit vier langen Jahren.
Es trieft das Schmalz. Die Zähre rinnt:
„Der biedere Greis in Silberhaaren —
das arme, so verfolgte Kind . . ."
Und selbst im Kino blüht die Lilie.
Das Fridericus-Auge tränt . . .
Das liegt nun mal in der Familie . . .
Vater hat jeweent, Willy hat jeweent —
Alle ham. se jeweent!

Sie schreiben Fibeln für die Kleinen —
drin steht: „Ich hab es nicht gewollt!"
Die Krone fiel. Wer wird denn weinen!
Das ganze Geld kam nachgerollt.
Ein ewig Gestern — nie ein Morgen.
Mein Gott, die Welt hat andre Sorgen!
Es trägt ein Volk die schwersten Lasten . . .
Mit Melodien, dem Kitsch entlehnt,
drehn Die an ihrem Leierkasten:
Vater hat jeweent, Willy hat jeweent —
Alle ham se jeweent!

Rundschau

Michel über Michel

Der eine Michel ist der bekannte deutsche, der noch immer nicht die phrygische Kappe, sondern die Schlafmütze trägt — der andre der Schriftsteller Wilhelm Michel, der das Beste geschrieben hat, was über die Judenfrage zu sagen ist. Das Beste, also das einzig Mögliche.

Alle Untersuchungen über das Wesen der Juden sind sehr interessant, aber auch überflüssig, wenn man die praktische Frage des Verhältnisses zwischen Deutschen und Juden erörtert. Ob die Juden andersartig sind, ob sie es nicht sind, ob der Zionismus eine Lösung ist, ob er keine ist — das Alles liefert nicht den einen Gesichtspunkt, der für einen vernünftigen und anständigen Menschen allein in Betracht kommt: den humanitären, den weltbürgerlichen, den moralischen: daß Jeder, der im Land wohnt und die Staatsangehörigkeit besitzt, als gleichberechtigt zu behandeln sei, grundsätzlich.

Das ist nicht Wilhelm Michels Argumentation, aber seine Voraussetzung. Er gibt ihr die spezifische Form, indem er sagt: Ungerechtigkeit, Unduldsamkeit, Haß gar sind undeutsche Eigenschaften. Alles Deutsche war von jeher und ist durch Prädestination und Naturell Leistung im Dienst der Gerechtigkeit. Also ist der deutschnationale Antisemitismus „Verrat am Deutschtum" — folgerichtig lautet der Titel der Broschüre (die bei Paul Steegemann in Hannover erschienen ist): ‚Verrat am Deutschtum'.

Irgendeinen Geist muß man gegen den k. k. preußischen beschwören, will sagen: aktiv machen, es kann nur der Geist Goethes und Hölderlins sein. Also der Geist Weimars? Gewiß, wenn wir auch ablehnen, ein französisches Schlagwort zu gebrauchen, nach dem der Geist von Sanssouci eine Filiale in Versailles errichtet hat.

Antisemitismus, aufs Allgemeine gebracht, ist Symptom einer Beunruhigung oder Unsicherheit: Michel weist meisterhaft nach, daß die Deutschen deshalb in Judenhaß verfallen, weil sie selbst noch keine nationale Form haben. Das ist eine Entschuldigung, die wir gelten lassen, denn sie läßt eine Hoffnung, eine Aufgabe und einen Weg erkennen.

Otto Flake

Bibliothekscadaver

Sauber ausgerichtet stehen die Buchreihen — die Rücken glänzen matt. So viel Wissen, so viel Mühe, so viel Liebe steckt darin. Liebe des Autors und Liebe des Lesers. Die Bibliothek der verheirateten Herren wird jeden Morgen gut abgestaubt, die der Junggesellen hier uind da gradegerückt — auf alle Fälle ist sie da. Wann wird sie gelesen? Hermann Hesse hat einmal vor Jahren, als er noch seine ausgezeichneten Buchbesprechungen in dem verblichenen ‚März' schrieb, eine Sortierung seiner Bücher vorgenommen und erzählt, was er alles nicht mehr haben und was er behalten möchte. Vorliebe erkaltet, Neigungen schlafen ein, Bücher, mit denen man wie verheiratet war, werden einem schließlich stumpf, reizlos, gleichgültig, und man liebelt mit neuen. Aber selbst abgesehen von der Frage des Zeitablaufs: wie viel tote Bücher hat Jeder in den Regalen stehen, wie viel Atrappen,

wie viel Cadaver! Und man kann sich nicht entschließen, sie herzugeben.

Daß es Jemand, der von seines Geistes Arbeit lebt, heut fast unmöglich wird, Bücher zu kaufen, ist eine andre Sache — eine andre auch die Tragik der gepeitschten Bücherverkäufer, die, um wieder eine Woche leben zu können, die guten alten Lederbände hergeben. Aber das steht nun dort, und wir sehen jeden Morgen fast gewohnheitsmäßig hin, sind beruhigt, daß noch alles da ist, und fassen es nie an. Und ich bin überzeugt, daß den Meisten etwas fehlte, wenn man ihnen die toten Bücher wegnähme — es ist so eine Art Rückendeckung: Nie liest du darin — aber sie sind doch da! So legt sich der Examinand das Geschichtsbuch unters Kopfkissen und schläft mit dem tröstlichen Bewußtsein der wissenschaftlichen Nähe ein . . .

Wenn sie den Nachlaß ordnen, werden sie staunen über die Vielfältigkeit deiner Interessen. Und wissen nicht, daß du jahre-, jahrzehntelang die Bände reihenweise nicht mehr angerührt hast — sie hatten nur dagestanden, wirkungsvolles Relief für Heimphotographien. Oder mehr? Seltsames Gefühl, so ein totes Buch noch einmal aufzuschlagen, wie der alte Mann in ‚Immensee' tut: „Dann rückte er auch den Stuhl zum Tische, nahm eins der aufgeschlagenen Bücher und vertiefte sich in Studien, an denen er einst die Kraft seiner Jugend geübt hatte."

Streiche liebevoll über die Rücken. Im Gleiten liest deine Hand noch einmal alles, was du je geliebt. Peter Panter

Scala

Als ich hereinkam, pustete grade eine dicke mehlbepuderte Dame zwei junge Männer und einen Eisenblock von vier Zentnern um, und auf dem Programm stand mit Recht: ‚Catharina die Große, Spielereien einer Kaiserin'. Und das Programm fing bunt an, vergnüglicher als das vorige, wenngleichen etwas bürgerlich — man roch förmlich die Tarife —: aber dann geschah doch etwas, dessentwegen es leider nicht möglich ist, die Leistungen dieses Etablissements zu besprechen.

Als Nummer 10 des Mai-Programms erscheint ein „Parodist", den ich das letzte Mal in Breslau zu sehen die hohe Ehre und das Vergnügen hatte — und da gehörte er auch hin. Ob er früher in Barchent gereist ist, weiß ich nicht — aber er sah so aus. Der Knabe kopierte erst die üblichen Variétédialekte (und viele seiner Kollegen) — dann wurde es im Haus dunkel.

Auf der Leinwand erschien, schön koloriert, das Schloß Sanssouci. Auf der Bühne erschien der Barchent-Reisende als Teufel und sagte aus, daß die heutige Welt von dem Haß der Parteien zerfleischt werde, daß aber — horch, horch! — der Ton eines Flötenspiels ihn an Andres gemahne. Sprachs und verschwand. Und erschien wahr und wahrhaftig wieder als Friedrich der Zweite. Um seinen Krückstock vorn aufstützen zu können, steckte er sein Hintergestell weit heraus, ein gedrehter Perückenzopf stand wie ein Schweineschwänzchen von ihm ab — und dann legte der Mann los. Er wolle nur versöhnen, sagte er, und was sei das für ein Land, sagte er, und Deutschland müsse auch nach der Abgetretenheit Oberschlesiens wieder

. . . ich verstand immer: hochkommen — und die Musik spielte einen unsrer alten herrlichen Militärmärsche.

Es fängt nunmehr an, albern zu werden. Ob diese Kunstdarbietung eine Erscheinung des systematischen Propagandafeldzugs der Reaktionäre ist, oder ob der Künsiler seinen Kitsch aus eigner Geschmacklosigkeit bezogen hat, weil er weiß, daß das „zieht" — auf alle Fälle muß so etwas auch einen anständigen, national empfindenden Menschen, der vor den preußischen Königen Achtung hat, mit Widerwillen erfüllen: ein verschmierter Provinzkomiker letzter Gattung steckt sich in das Kostüm des größten Hohenzollern und macht auf dem Variété eine Radaupolitik, deren Wortlaut harmlos, und deren antirepublikanische Wirkung ganz genau berechnet ist.

Gegen die Politik im Variété ist gar nichts einzuwenden (obgleich der Volkscharakter dergleichen nicht liebt). Auch ein Variété hat das Recht, nationalistisch oder kommunistisch oder sonst etwas zu sein. Aber dies ist versteckte, übelste Tendenz — und wenn das Publikum des Westens nicht genug politische Einsicht hat, einem Unternehmen wie der ‚Scala' beizubringen, daß wir in einer Republik leben und nicht in einer Monarchie: dann hat die Kritik das Recht und die Pflicht, die Ungehörigkeit dieser verfassungsfeindlichen Demonstrationen zu betonen. Ich weiß schon: davon fällt die Republik nicht um. Aber mit solchen Kindereien baut man auch ein Reich nicht auf.

Tut lieber in euerm Laden mehr. Arbeitet mehr. Nehmt dem Variété diese biedere Bürgerlichkeit, laßt die Tierquälereien aus den Programmen, erhöht die Leistungen, frischt eure Chansonetten auf — an Fritzi I., die Kaiserin von Massarien, darf man dabei schon gar nicht denken . . . aber lustiger könnten sie wirklich sein.

Ueber die Leistungen der ‚Scala' soll hier erst wieder gesprochen werden, wenn sie sich abgewöhnt hat, den übeln Manieren des Hohenzollern-Films nachzueifern, und wenn sie uns — bei diesem Dollarstand und bei diesem Konferenzergebnis — sauber und anständig unterhält.

Ignaz Wrobel

Tier und Mensch

Ich kannte Einen, dessen Wandel ohne Trug und Lüge war. Er führte ein Hundeleben.

Die tiefe Freundschaft zwischen Kind und Tier ist von dem metaphysischen Rewußtsein überschattet, daß.jenes zum Menschen wird.

Was allen Darwinismus peinlich macht, ist diese selbstverständliche Unterschiebung menschlicher Motive: als ob ein Rudel schäumender, jagender, spielender, liebender Damhirsche ein „Verein zur rentablern Fruktifizierung von Urwäldern" wäre!

Bellare humanum est.

An ihrer Metapher sollst du sie erkennen: sie treffen zwei Fliegen mit einem Schlag.

Heinrich Fischer

Antworten

Bayer. In dem Prozeß Fechenbach hat sich, wie vorauszusehen war, vornehmlich das Gericht kompromittiert. Ueber den belanglosen Spruch ist kein Wort zu verlieren. Wohl aber über das Geschrei der Männer um Herrn Paul Nicolaus Coßmann, den seine Denunzierung des Professors Veit Valentin zum Vorkämpfer nationaler Sittlichkeit sehr geeignet erscheinen läßt. Seine Süddeutschen Monatshefte werden den Fall propagandistisch schon auszunutzen wissen, wie es die Zeitungen der Rechten seit einer Woche tun. Vergeblich. Denn das Maß Kriegsschuld, das Deutschland durch seine Gesinnung, seine Jugenderziehung, seinen Kaiser und sein Verhalten im Haag erworben hat, ist unabhängig von Eisners Redigierungen. Ohne daß ich ihn, der den Frieden gewollt hat, mit dem depeschenfälschenden Bismarck, der den Krieg gewollt hat, zu entschuldigen gedenke: das Geschick dieses Landes ist nicht durch die paar Aktenstücke entschieden worden. Ob der oder jener Bericht von Herrn Lerchenfeld oder Herrn Schoen stammt, ist unerheblich dagegen, daß die ganze Gesellschaft vom dolus eventualis besessen war und Jahrzehnte hindurch die Möglichkeit des Krieges zumindest als gute Wahlparole und zur Stärkung des reaktionären Systems benutzt hat. Deutschland ist an diesem Krieg selbstverständlich niemals allein schuld gewesen — seine Mitschuld wäscht kein Beleidigungsklageverfahren ab. Ueber das militaristische Deutschland hat nicht ein Schöffengericht in München zu urteilen — kaum je war das Mißverhältnis zwischen Objekt und Richter derart grotesk —: über seine Mitschuld am Kriege hat die Welt das Urteil gesprochen. Das Verfahren ist abgeschlossen. Nur haben leider die Falschen zu büßen. Und Revision sollten am wenigsten die Hauptverbrecher anmelden dürfen.

Empörter. Sie werden inhalieren müssen — so heiser haben Sie sich über Herrn Anspach gebrüllt. Sicherlich ist das ein übler Geselle; bleibt es auch dann, wenn die eilfertigen und merkwürdig beflissenen Berichte interessierter Stellen übertrieben haben sollten. Aber zweierlei scheinen Sie zu vergessen. Erstens hat der Mann nur das Material gefälscht, nicht die zugrundeliegende Gesinnung. Die Reichswehr hat nicht getan, was er ihr unterschiebt: daß eine Führerschaft, die nicht das Schwert des Foch über sich fühlte, es auf der Stelle täte, ist außer Zweifel. Den militärischen Geist der Sicherheitspolizei haben Herrn Anspachs sachlich falsche Berichte durchaus getroffen: nach Ausbildung und Leitung ihrer Beamten ist sie eine

militärische Organisation, die im Schießen und Stechen den Sinn ihrer polizeilichen Betätigung erblickt. Alle Voraussetzungen dieses Anspach sind falsch — alle Folgerungen der Entente sind richtig. Und zweitens, Empörter: hat die Entente wirklich, was noch gar nicht erwiesen ist, einzig dank diesen Berichten ein wachsames Auge auf die monarchistische Reichswehr des demokratischen Herrn Geßler und auf die militärische Sicherheitspolizei — ist das denn nicht zu Deutschlands Heil? Dieses Land ist nun einmal so unfähig und verderbt, daß es sich nicht aus eigner Kraft vom alten preußischen Militarismus losmachen kann. Also ist dankbar zu begrüßen, daß eine fremde, ob auch imperialistische Macht aus egoistischen Motiven dem Land eine große Wohltat erweist: daß sie die Ausrottung des Unteroffiziersgeistes in die Hand nimmt. Ich will mit Herrn Anspach nichts gemein haben — er scheint mir aber eine von jenen Kräften zu sein, die stets das Böse wollen und stets das Gute schaffen.

Mitteilung

Die Druckpreise sind wieder um 30 % gestiegen. Trotzdem lassen wir vorläufig den Abonnementspreis unverändert und erhöhen den Preis der Nummer nur um 10 % — auf 5 Mark. Der Abonnent spart jährlich 30 Mark.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVIII. Jahrgang 25. Mai 1922 Nummer 21

Deutsche Reden von Otto Flake

6.

Ueberholte Typen, neue Typen

Zuletzt sind wir Alle Deutsche, und die Polemik, die wir unter einander führen, ist ein Streit um die Auslegung dessen, was uns frommt. Ueber dem Haß darf man nicht das Gemeinsame übersehen; nenne ich die Deutschen verdummt, korrupt und feig, so glaube ich doch nur, daß sie es heute, in einer Zeit der Desorientierung, sind — man müßte sonst schweigen und auswandern.

Die Auslegung dessen, was uns frommt, ist eine Auslegung der Vergangenheit und der Zukunft, vollzogen in einem nicht theoretischen, sondern erlebten Augenblick: nach einer Katastrophe, die es rechtfertigt, daß man den „alten Geist” vom „neuen Geist” scheidet.

Daß der alte Geist nicht zum Sieg führte, wäre kein Grund, ihn automatisch durch sein Gegenteil zu ersetzen, also statt militaristisch etwa pazifistisch zu denken. Automatischer Wechsel ist charakterlos, reiner Opportunismus; daß sich gegen ihn Viele wenden, verstehe ich wenigstens sehr gut. Wenn sie überzeugt sind, daß der alte Geist der echte, der eigentlich deutsche war, dann tun sie recht daran, ihm treu zu bleiben.

Man sieht, worauf sich der Konflikt zwischen den Nationalisten und uns zuspitzt: auf eine Untersuchung der Frage, ob der Deutsche zur Machtpolitik geeignet sei. Ich sage: geeignet, und gebe damit zu, daß es nicht genügt, die Bildung von Imperien an moralischen Doktrinen einfach zu messen und einfach zu verwerfen. So unkompliziert liegen die Dinge doch nicht.

Was hier zu sagen ist, hat klassisch Graf Hermann Keyserling formuliert: in ‚Politik, Wirtschaft, Weisheit’ (Seite 44). Er sagt: „Herrschenkönnen rechtfertigt Eroberungswillen vor Gott und Menschen, trotz aller abstrakten Moral. Wie das Weib Jedem, der Liebe zu wecken weiß, über alle Normen hinweg das Recht zum Geliebtwerden zugesteht, so schafft starker Wille unter Willensschwächern sowohl Folgebereitschaft als die Zustimmung zu ihr.”

Das ist die Rechtfertigung von Gebilden wie dem römischen und britischen Imperium. Denn hinter ihnen steht: ein Trieb zur Ordnung der Welt; eine Idee; ein Geist; ein Sinn, für den Macht, so unerfreulich sie sein mag, ein Mittel der Verwirklichung ist. Charakteristischerweise wird man bei alten Römern und Briten keine Philosophie der Macht finden; an der reinen Moralität gemessen, ist Verwirklichung Schuldigwerden, und die Menschen können nichts tun, als sich diesen Zwang zum Schuldigwerden zu verzeihen: sie tun es, wenn sie die Berechtigung fühlen —, wenn sie sich freiwillig vor dem Zweck beugen.

Als Deutschland sich staatlich einigte, folgte ihm trotz dreier Kriege die Zustimmung der Welt, das Werk Bismarcks war legitim. Nicht auf diesem Gebiet also verwerfen wir den „alten

Geist", gestehen vielmehr, daß er die diffusen deutschen Kräfte zu einem rotierenden Kosmos zusammenfaßte. Selbstbehauptung eines Volkes, Suchen seiner sichtbaren Form ist rechtmäßig. Bismarck selbst wollte nichts weiter als die Kräftezusammenfassung; er verwarf das Bestreben, eine in ihren natürlichen Grenzen abgesteckte Insel zu einem Kontinent zu erweitern, er lehnte die Entwicklung zum Imperium ab, er trieb keine Expansion. Was hielt ihn ab? Offenbar ein tiefster Instinkt für die deutsche Begabung, das heißt: Nichtbegabung zur imperialistischen Laufbahn.

Er hatte recht. Nach ihm benannte man überdeutlich ein Ziel, ohne den Geist zu besitzen, der es zu verwirklichen erlaubte. Man ersetzte den religiösen Gedanken des Imperiums durch den mechanistischen der Macht. Man meisterte nicht das gefährliche Werkzeug der Armee oder Flotte, sondern machte es zum selbständigen und selbsttätigen Gott — man ordnete sich einem Instrument unter, statt es zu beherrschen: das ist der Sinn des Begriffes Militaristisch. Ein Mittel wurde Dämon mit Eigenleben.

Die Unfähigkeit, den Dämon zu kontrollieren, die Pseudoreligiosität, die den Staat unter die Götter versetzte, darin darf man die deutsche Problematik sehen und die Gründe finden, die die Aussage rechtfertigen, sowohl daß der Deutsche nicht zum Schöpfer eines Imperiums berufen sei, als auch, daß der Zusammenbruch des Kaisertums nicht Zufall oder unverschuldetes Unglück, sondern notwendige Folge war. Schicksalhafte Entscheidungen sind gerecht.

*

Die Macht haben und sie verwalten können, ist die höchste irdische Form von Tat, so entstehen die großen Reiche, die Jahrhunderte überdauern. Es hat keinen Wert, sich dieses Ziel zu setzen, es verwirklicht sich von selbst, wo besondere günstige Umstände der geographischen Lage und des Charakters zusammentreffen. Aber sich nach drei, vier Versuchen klar machen, daß man nicht zu den Bevorzugten gehört, das hat Wert. Von jeher war die deutsche Geschichte die Geschichte dieses Versuches und seines Scheiterns: es wird nie gelingen, nie wird es ein deutsches Imperium geben.

Was schadet es? Nichts. Es gibt andre Formen der Macht. Man findet wiederum bei Keyserling den Hinweis, daß Deutschland sich zwischen 1870 und 1914 eine tatsächliche Macht erworben hatte, von deren Umfang Viele im Land keinen Begriff hatten: die Wirtschafts-, die Produktionsmacht, die bis in den letzten Winkel des Erdballs wirkte. Man wollte auch noch als König gekrönt sein, das mißlang; aber man erreichte die vorletzte Form, der tatsächlichen Geltung, und diese Form bleibt für Deutschland legitim.

Das heißt praktisch: auf die Großmachtpolitik grundsätzlich, aus weiser Erkenntnis der eignen Begabung, verzichten. Imperial der Form nach werden wohl nur Völker, die am freien Meer liegen oder einen Kontinent umspannen — weder das Eine noch das Andre ist Deutschland vergönnt.

Auf die Großmachtpolitik verzichten heißt wiederum: Politik und Staatlichkeit auf ein Minimum reduzieren, nicht aber die Selbstbehauptung als Nation preisgeben. Diese Preisgabe wäre allerdings unvermeidlich, solange die Entwicklung unter dem staatlichen Gedanken kulminiert. Deshalb nannte ich ja Bismarcks Werk der Einigung legitim. Seither ist jedoch die Entwicklung zu einer neuen Kulmination mit Händen zu greifen: die der zwischenstaatlichen Verständigung.

Die Deutschen sehen die Geburtsschmerzen, unter denen die Zukunftsidee geboren wird, aber an die Idee glauben sie nicht. Die Idee ist so stark, daß sie trotz der schlechten Aufnahme Deutschland zu ihrer ersten Heimat wählen wird, denn Deutschland ist durch den Krieg zum Prototyp des unimperialistischen, von der Politik befreiten Landes geworden. Eine deutsche Politik gibt es auf Jahrzehnte nicht mehr; man glaube doch nicht, das deutsch-russische Abkommen in Genua sei ein politisches Ereignis — es ist das Symbol für wirtschaftliche Tatsachen.

Eine Nation wird in Zukunft ein doppelter Ort sein: für wirtschaftliche Konzentration und für geistiges Leben. Der Staat als solcher? Etwas zu Verwaltendes, wozu der Beamte ausreicht, der Beamte ohne große Idee und ohne Genie. Es bildet sich eine neue Hierarchie der Werte: die Bequemen kriechen als Beamte unter, die Höherbegabten gehen in die Wirtschaft, die Höchsttalentierten dienen dem Geist in einer heute erst sich andeutenden Form.

Der spezifische Deutsche, derjenige, der in Treue dient, also doch nur subaltern ist, ihm ist sein Wirkungsfeld schon geschaffen. Der gute Deutsche erweitert es, Mensch der maximalen Energie. Der wesentliche Deutsche wird Verwalter der großen Menschheitswerte. Das ist für mich der Ausweg aus unserm brennendsten Problem: wie wir uns dem Moloch der Nichts-als-Organisation, der Mechanisierung, der Materialität entwinden können. Nicht durch Zurückentwicklung zu einem vorindustriellen System, sondern durch Sphärensystem, eben durch Hierarchie der Werte.

Heer und Flotte, das ist vorbei. Wer wird heute noch Beamter? Ich sagte es schon: die Bequemen. Wer Soldat? Junge Leute, die noch der alten Fiktion der männlichen Betätigung erliegen, im übrigen nur flachster Durchschnitt, den das Drohnendasein eines Steuerverteuerers nicht geniert. Der Militarismus stirbt an der Intelligenz, an dem Instinkt für ehrliche, zulängliche Arbeitswahl, an Vertiefung der wirtschaftlichen und geistigen Erkenntnisse.

*

Die Demokraten versenden an die Presse einen Aufsatz, in dem sie die Frage untersuchen, ob Deutschland dem Völkerbund beitreten oder nicht beitreten soll.

Der Aufsatz lehnt den Beitritt ab, weil Frankreich so weit sei, heute die Aufnahme Deutschlands zu wünschen, nachdem es, Frankreich, im Völkerbund die Führung übernommen, also die Gewißheit gewonnen habe, durch den Völkerbund Deutschland eine neue Fessel anlegen zu können.

Nun gut, man kann das sagen. Ein Völkerbund, in dem Amerika nicht Sitz und Einfluß hat, ist schlecht. Gleichwohl ist der Geist jener Mitteilung an die Presse auch nicht gut, ich vermisse darin das Bekenntnis zum Völkerbund. Die Demokraten stehen mehr im Verdacht, daß sie, die an der Armee festhalten, dem Gedanken des Völkerbundes unwillig nähertreten, als daß sie nur Einwendungen gegen seine Unvollkommenheit machen.

Für alle matten Köpfe ist charakteristisch, daß sie sagen: Zuerst soll der Andre beginnen. Nur die Kleinherzigen sprechen von ihrer Würde. Die „Würde des deutschen Volkes" erfordert ganz etwas andres: schöpferisch sein, Intuition für die veränderte Lage haben, die Begriffe Staat, Wirtschaft, Geist einer Revision unterziehen. Bis 1918 herrschte der gehorchende Mensch, der niedrig oder im besten Fall bereitwillig gehorchende, der Beamte, der Offizier. Weder der eine noch der andre war Führer, hoher Typus. Hier muß man ansetzen, man muß die Idee des höhern Typus konzipieren.

Sollte das nicht eine deutsche Aufgabe sein? Die Demokratie, unsere Demokratie gebiert sie nicht, aber ich denke immer, das deutsche Wesen, das nicht das Formalistische, sondern das Menschlichschwingende sucht. Oft wenn ich nationalistische Schriften lese, erkenne ich an, daß der Instinkt für die Ideenlosigkeit der deutschen Demokratie nicht besser sein kann — daß diese etwas verschwommenen Menschen nur auf die lebende Spur gesetzt zu werden brauchten; daß man ihnen, die auch ihren Nietzsche gelesen haben, nur ein höheres Ideal als den treu subalternen Typus zeigen mußte, damit sie erkennen, daß der alte Geist tatsächlich zweiten Ranges war.

Was ist uns Frankreich? von Felix Stössinger

(Fortsetzung)

Barrès kämpft zwar für die unfruchtbar gewordenen Ideen des beschränktesten Nationalismus, aber nicht bar jeder konkreten Vorstellung, nicht phrasenhaft wie ein Dichter der Deutschnationalen, sonern mit großer Kenntnis der Probleme und der Tatsachen. Seine Romane sind Auseinandersetzungen mit der Zeit: mit der deutschen Kultur, mit dem Sozialismus und dem Anarchismus, mit der Stellung des Ich in der Gesellschaft, mit dem Antisemitismus, mit dem Kriege, mit den Banken, der Presse, dem Parlament und der Geschichte, mit der Schule und der Religion. Es gibt wohl kaum einen Punkt, auf dem sich der Sozialist mit Barrès nicht bitter bekämpfen würde. Aber man muß anerkennen, daß Barrès in seiner Synthese von Kunst und Politik eine Erscheinung von Rang ist und in seiner Art der Wirksamkeit, ganz abstrakt gesehn, für Deutschland ein Vorbild.

In Frankreich ist eben mit bestimmten Ausnahmen, die allein man bei uns für französisch hält, ein andrer Typ des repräsentativen Dichters als Voltaire, Hugo, Zola gar nicht denkbar. Der Dichter ist der Sprecher, der Helfer, der Exponent der ganzen Nation. Frankreich ist kein Land des Individualismus, sondern strenger Gesellschaftsformen. Auch das vollkommenste Individuum hat keinen höhern Ehrgeiz, als dem Lande, dem Volke, der Menschheit zu dienen. Der Mensch ordnet sich dem Ganzen ein, und die Kon-

flikte, die sich ergeben, wenn sich das individuelle Glück im Widerspruch zum allgemeinen befindet, stellt die Dichtung dar, wie etwa Frau von Staël in der ‚Corinna'.

Den deutschen Dichter dagegen hat der Mangel an einer politischen und kulturellen Einheit durchweg zum Individualisten gemacht, zu diesem psychischen Produkt des Partikularismus. Dabei ist Großes herausgekommen, aber in den Organismus der Nation sind die Säfte, die Geniegröße genährt haben, nicht zurückgekehrt. Daher fehlt bei uns eine wirklich fruchtbare Wechselwirkung zwischen der Kunst und der Gesellschaft. Der deutsche Dichter hat außer mit der Sprache und mit bestimmten landsmannschaftlichen Eigentümlichkeiten mit dem Volk als Ganzem nichts gemein. Das deutsche Genie ist ein Genie der Musik, der Lyrik und des dramatischen Chaos. Es vergräbt sich mit seiner Dämonie in sein Ich. Es entlädt seinen Schmerz in sein Herz und findet nur im Herzen des Einzelnen ein Echo. Und was es fühlt, und wie es dies ausdrückt, ist nicht nur seiner Zeit und seinen besten Zeitgenossen — es ist selbst der Nachwelt, mit Ausnahme einer kleinen intellektuellen Schicht vollkommen unverständlich. Der deutsche Dichter wirkt trennend, indem er den Einzelmenschen als Einzelnen beseligt und bestärkt und dem Kleinsten mit seiner großen Individualität ein abseits ziehendes Vorbild gibt. Der französische Dichter wirkt dagegen vereinigend, indem er dem Einzelnen sagt, was er soll, und was das Volk als Ganzes will. Der deutsche Dichter ist ein Element der Bildung, und daher sind auch alle unsre großen Geister, nach Nietzsches viel zu selten zitiertem Wort (oder stammt es von Lassalle?), wie ein Kranichzug über das Land geflogen, ohne es zu berühren und ohne eine Spur zu hinterlassen. In Frankreich ist von alledem das Gegenteil der Fall. Die Dichter kommen aus dem Volksganzen und kehren dahin zurück, indem sie es verwandeln und entwickeln. Schon das französische Kind lernt, daß ungezogen ist, zu viel von sich zu reden. Man behelligt die Gesellschaft nicht mit seinem Schmerz. Der französische Dichter spricht zu einer Gemeinschaft, und sein Schaffen baut sich auf der großen politischen, wirtschaftlichen und geistigen Einheit auf, die sich das Genie des Volkes in zähem Kampf von Jahrhunderten geschaffen hat, und die völlig unzerstörbar ist. Daß ein Teil des Landes dem andern mit Abfall droht; daß keine Steuer auf die Reichen möglich ist ohne Gefährdung des Reiches; daß das Volk erst durch eine lärmende, aber herzlose Agitation zu einem gewissen laxen Interesse für seine Sprachgenossen erweckt werden kann; daß Deutsch-Oesterreicher in Deutschland wie feindliche Ausländer ausgewiesen, Einbürgerungsgesuche — sozusagen: persönliche Anschlußwünsche — schroff abgelehnt werden und es verhältnismäßig leichter ist, Italien als Danzig zu erreichen: das Alles sind den Franzosen unfaßbare, den Deutschen natürliche Erscheinungen seines vorgeblichen Nationalbewußtseins. Die französischen Dichter sind daher Träger eines Einheitsgedankens, der immer größer wird und heute Europa umfaßt, nicht um es zu unterjochen, sondern um es zu vereinigen. Daher die ungeheure Wirkung der Dichter auf die Massen, die Riesenauflagen der führenden lebenden Dichter. Daher die unlösbare Verbundenheit französischer Literatur mit französischem Geschick. (Schluß folgt)

Moskau und Rom von Richard Lewinsohn

Als Achilles Ratti, Erzbischof von Genua, im vierten Wahlgang zum Statthalter Christi berufen, den Namen Pius annahm, glaubte man, ein neuer Kampf-Papst habe das Erbe Benedikts angetreten. Aber schon die ersten Handlungen des neuen Pontifex zeigten, daß er nicht zu den Intransigenten gehört: mochte die Segnung der Gäubigen und Neugierigen, die sich auf dem Peters-Platz eingefunden hatten, vom äußersten Balkon des Vatikans herab, auch einer plötzlichen Aufwallung entsprungen sein oder der Sehnsucht, einen letzten Blick auf das weltliche Rom zu werfen, so war doch die Beibehaltung Gasparris als Kardinalstaatssekretär die sicherste Gewähr, daß Pius der Elfte gewillt ist, die benediktinische Versöhnungspolitik fortzuführen.

Und in der Tat hat die Kurie in den drei Monaten, seitdem Ratti die Tiara trägt, mit neuem Eifer das Werk Benedikts: die Wiederbekehrung der abtrünnigen katholischen Staaten fortgeführt. Die italienische Kammer, die durch die offizielle Teilnahme der Regierung an den Trauerfeierlichkeiten für den Papst verärgert war, ist wieder ausgesöhnt, und in vollem Einvernehmen hat der Erzbischof Signori von Genua den Minister- und Konferenz-Präsidenten Facta bei der Schlichtung der ewigen Streitigkeiten unterstützt. Mit dem unfehlbaren politischen Instinkt, der der Kurie eigen ist, hat sie erkannt, daß hier in Genua, bei dem Gezänk der weltlichen Mächte, der beste Boden war, die Macht der Kirche auszubreiten und zu befestigen. Und während für alle Staaten die Konferenz einen kläglichen Mißerfolg gebracht hat, hat Rom, einzig Rom einen Sieg davongetragen, dessen Folgen heute noch unübersehbar sind, der aber vielleicht einmal die nutzlos vertanen Tage von Genua unsterblich machen wird. Denn das Eintreten des Vatikans für Sowjet-Rußland, wobei der Führer der italienischen klerikalen Partei, Don Sturdzo, emsig sekundiert hat, die Verhandlungen Signoris mit Tschitscherin, der Verzicht der Kurie auf die Wiedergabe der Kirchengüter in Rußland, die Entsendung des päpstlichen Unterstaatssekretärs Monsignore Piccardo nach Genua, die beiden Friedensbotschaften des Papstes an die Konferenz: dies Alles galt nur dem einen großen Ziel, eine Vereinigung der römisch-katholischen mit der orthodoxen Kirche, das heißt: eine Unterordnung der russischen Kirche unter den Heiligen Stuhl anzubahnen.

Was da versucht wird, steigt ins Riesenhafte, wenn man bedenkt, daß vor mehr als achthundert Jahren der Bruch zwischen Rom und Konstantinopel sich vollzogen hat und seitdem alle Versuche der Päpste, die schismatische Kirche zurückzugewinnen, gescheitert sind. Zuletzt noch hat Leo der Dreizehnte sich vergeblich bemüht, durch freundliche Worte die Abtrünnigen des Ostens wieder auf den rechten Weg zu führen, und mit dem Verfall des Byzanzer Patriarchats und der Ausbildung der orthodoxen Nationalkirchen und des russischen Caesaropapismus schien alle Hoffnung auf eine Wiedervereinigung geschwunden zu sein.

Die Beseitigung des Zaren und die radikale Trennung von Kirche und Staat durch die Sowjet-Regierung schuf eine völlig neue Situation, und mit sicherm Blick erkannte der geniale Benedikt, daß hierdurch die Union wieder in den Bereich des Möglichen gerückt war. Schon

am ersten Dezember 1917 wurde beim Vatikan eine besondere Abteilung für die orientalischen Kirchen geschaffen, sogleich nach Waffenstillstand ein Abgesandter der Kurie in die Ukraine geschickt, um die Lage der orthodoxen Kirche zu beobachten, und in Rom selbst ein reich ausgestattetes orientalisches Institut errichtet, das dem Studium der orthodoxen Theologie, der östlichen Sprachen, vor allem aber der Ausbildung von Missionaren für Rußland dienen soll, und — ein unerhörter Vorgang: dieses vatikanische Kirchenseminar ist nicht nur römischen Geistlichen, sondern auch Priestern der orthodoxen Kirche zugänglich. Den Stützpunkt für die Propaganda in den orthodoxen Ländern aber bieten die schmalen Bezirke, in denen „griechisch-unionierte" Kirchen sich erhalten haben: Kirchen, deren Sprache und Riten von denen der römischen Kirche abweichen, die aber den Papst als Oberhaupt anerkennen, und der Metropolit der griechisch-uniierten Kirche in Lemberg Szepticki ist der Leiter dieser neuen Missionen.

Aber die Kurie hat wohl bedacht, daß trotz der Trennung von Kirche und Staat ein Eindringen in das orthodoxe Rußland nur möglich ist, wenn sie sich die Unterstützung des Staates sichert, und mit unübertrefflicher Schlauheit hat sie den Augenblick benutzt, wo infolge der Beschlagnahme des Kirchengerätes zugunsten der hungernden eine heftige Spannung zwischen der Sowjet-Regierung und der orthodoxen Kirche eingetreten ist. Eben erst hat ein russisches Volkstribunal neun Popen zum Tode verurteilt, die sich der Abgabe der Kirchenschätze widersetzt haben, und aus dem gleichen Grunde sind der oberste Geistliche der orthodoxen Kirche, der Patriarch Tichon, und der Erzbischof Nikander von Moskau verhaftet worden. In dieser Stunde, da eine ungeheure Erregung durch die Gläubigen Rußlands geht, hat der Papst durch seinen Unterstaatssekretär Monsignore Piccardo Tschitscherin wissen lassen, daß er in Rußland „volle Gewissensfreiheit" und „Garantie der privaten und öffentlichen Religionsübungen" beansprucht, aber daß er bezüglich der beschlagnahmten Kirchengüter und Kirchenschätze „nicht unnachgiebig" sein werde. Die Generosität, zu der sich die Kurie, nicht ohne pomphafte Verhandlungen, bereitgefunden hat, ist in der Tat kaum mehr als eine Geste, denn abgesehen davon, daß an eine Rückgabe der sequestrierten Güter vorläufig nicht zu denken ist, hat der ganze römische Kirchenbesitz in Rußland einen minimalen Wert. Die zehn Prozent römische Katholiken nämlich, die zum Zarenreich gehörten, wohnten fast ausschließlich in Polen, und was in dem heutigen Rußland sich zu Rom bekennt, sind ein paar kleine Gebiete in der Sowjet-Ukraine und ein paar polnische und französische Gemeinden in den Hauptstädten: gewiß noch nicht zwanzig Bethäuser, und ebenso spärlich ist der sequestrierte Landbesitz der römischen Kirche.

Aber Rom verschenkt nichts. Und auch diese Konzession, die in Wirklichkeit keine ist, hat es gegen eine weit wertvollere eingetauscht. In einem regelrechten Staatsvertrag hat die Sowjet-Regierung der Kurie zugestanden, drei geistliche Orden nach Rußland zu entsenden, und bald werden die Kerntruppen der römischen Kirche, die Jesuiten, in den moskauer Bezirk einrücken, um, wie es heißt, „Unterrichtsstätten für junge Mädchen zu schaffen". Gewiß werden die Jesuiten nicht mit leeren Händen nach Rußland kommen, sie werden

einstweilen geben und nicht nehmen, denn grade die Jesuiten, die Eroberer und Ausbeuter Südamerikas, wissen, daß die „conquista espiritual", die geistige Eroberung, sich für die römische Kirche immer noch rentiert hat.

Wie das Unternehmen fortgehen, wie es enden wird, ist heute noch ungewiß. Aber so viel steht fest, daß kein Staat der Erde der Kurie solch ein diplomatisches Meisterstück nachmacht.

Alfred H. Fried von René Schickele

Nach dem ersten Todestag

Ich habe gewartet, bis der Mond aufgegangen war, um in den Wald zu gehn, allein zu sein und Abschied von ihm zu nehmen. Alfred H. Fried war mir ein lieber Freund. In der Stunde zwischen Tag und Nacht hatte ich das Telegramm mit der Nachricht von seinem Tod erhalten. Die dreißig Jahre, die er bewußt gelebt hat, waren die selbe Stunde zwischen Tag und Nacht. Er lebte und kämpfte als Demokrat für den demokratischen Völkerfrieden, als es noch keine Demokratie in Deutschland gab, und er erkrankte tödlich, als die endlich aufgestandene Demokratie zu erliegen drohte. Der Kapp-Putsch warf ihn aus Deutschland hinaus, aber es ist bezeichnend, daß die Aufenthaltserlaubnis in Bayern ihm schon einige Wochen vor dem Amtsantritt der Regierung Kahr verweigert worden war, und daß es den vereinten Kräften der demokratischen und sozialistischen Ressortchefs nicht gelang, die Entscheidung der untergeordneten Behörde rückgängig zu machen. Er hat Deutschland seitdem nicht mehr betreten. Das letzte Jahr seines Lebens zog er von einer Notwohnung in die andre, um endlich im Rudolf-Spital zu Wien Ruhe zu finden. Hier hat er am längsten gewohnt. Vier Monate. Und in München ist er eingeäschert worden. Dem toten Fried hat Bayern seine Grenze geöffnet.

In der letzten Zeit fragte er sich oft — es war seine Schicksalsfrage —, ob nicht er und seine Gedankenwelt vom Sozialismus überrannt worden seien. Der Völkerbund hat ihn furchtbar enttäuscht, vom ersten Augenblick an hat er ihn als das bezeichnet, was er ist: ein Kampfinstrument, eine Vereinigung zur Ausbeutung des Sieges. Der Gedanke, für den er sein Leben lang gewirkt und gelitten hatte, der Gedanke einer bürgerlichen Weltordnung — als Fratze grinste er ihn an, da Fried ihn, nach Blutbad und Zusammenbruch, endlich „verwirklicht" sah. Was kann es Tragischeres geben? Ach, ihr kleinen Hetzer und Lockspitzel alle: laßt ab von diesem Mann! Sein Herz hat Schlimmeres erfahren, als Ihr ihm je in eurer tollwütigen Dummheit habt wünschen können. Nie und nimmer reicht Ihr an ihn heran, denn das Unglück ließ ihn so hoch wachsen, daß er, der Gütigsten, Gerechtesten einer von je, seiner eignen Trauer entrückt war zuletzt und verklärt in Heiterkeit. So sehr glaubte er. Wer so glauben kann, der hat recht. Denn sein Glaube war nicht von der Art Jener, die kommen mit der Heilslehre in der einen und den Daumenschrauben in der andern Hand, das ist kein Glaube, vielmehr ein götzendienerischer Wille, der

Wille, zu unterwerfen. Fried dagegen hatte den Willen, zu überzeugen, und er glaubte an die Belehrbarkeit der Menschen, und sei es auch erst durch die schlimmsten Katastrophen. Alles, was diesen Fortschritt, den einzigen wirklichen Fortschritt fördern konnte, sollte sofort geschehen, auf dem Gebiet der zwischenstaatlichen Organisation schien ihm das Geringste wichtig; aber bis vor ein paar Jahren war die Arbeit an einer zwischenstaatlichen Organisation ein „Privatvergnügen", das noch nicht einmal den kleinsten Platz in einem Staatsamt hätte beanspruchen dürfen. Er war ein aktueller Politiker, ein Realpolitiker. Jeden Tag, an dem er aufstand, tat er etwas für diesen Fortschritt, wie er überhaupt kein Träumer war, in nichts, sondern ein Verstandesmensch durch und durch. Jeden Tag, den er gelebt, hat er das „Zwiebelchen geschenkt", von dem in den ‚Brüdern Karamasoff' erzählt wird, daß der liebe Gott dem Schutzengel einer bösen Frau erlaubt habe, diese mit ihrer einzigen guten Tat, einem Zwiebelchen, das sie einmal geschenkt, aus der Hölle zu ziehen. Es ist nicht seine Schuld, wenn die Staaten, die bösen Frauen, jeden Tag, den ihre armen Knechte erlebten, in „großer", „schicksalhafter", „unvermeidlicher" Politik wetteiferten und auf die winzigen „Zwiebelchen", wie Friedenskonferenzen und ähnliche „Scherze", niesten. Und jetzt ganz und gar umkehren müssen auf ihrem stolzen Weg und von vorn anfangen, mit dem winzigsten der Zwiebelchen, die Alfred H. Fried dreißig Jahre lang ohne sichtlichen Erfolg weggeschenkt hat! Die bürgerliche Welt wird pazifistisch sein, oder sie wird verschwinden — heute dämmert die Einsicht selbst stählernen Köpfen.

Lebe wohl, Alfred Fried! Du bist wahr und wahrhaftig dagewesen. In den zukünftigen Ernten wird auch Frucht aus deinem Saatkorn genug sein. Du bist fort; wir müssen es verdienen, daß wir bleiben!

Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten

von Hans Hübner

Der Entwurf des Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der gegenwärtig dem Reichstag vorliegt, stützt sich in seiner Begründung auf eine Zählung der Kranken, die vom Reiche Ende 1919 vorgenommen wurde. Die Zahlen dieser Statistik sind in verschiedener Hinsicht beachtenswert.

Es ergab sich nämlich, daß in den vier Berichtswochen, in denen die Statistik geführt wurde, nur 0,22 % der Bevölkerung wegen einer der drei Geschlechtskrankheiten oder ihrer Folgen in ärztlicher Behandlung stand. Diese Zahl erscheint so auffallend niedrig, daß man sich fragen könnte, ob es sich lohnt, gesetzgeberische Maßnahmen zu ergreifen gegen eine Gruppe von Krankheiten, die zahlenmäßig nicht häufig sind und noch dazu, wie es in der Begründung weiter heißt, „selten alsbald zum Tode führen".

Dieser sich zunächst aufdrängende Eindruck ist falsch.

Zunächst ist zu bemerken, daß nur 55 % der Aerzte Deutschlands (in Preußen sogar nur 50,8 %), also kaum mehr als die Hälfte an

der Statistik mitgearbeitet hat. Es ist sehr bedauerlich, daß die Aerzte so wenig Interesse für sie aufgebracht haben. Sie, die sich so oft darüber beklagen müssen, daß die Gesetzgeber ihre Interessen nicht genügend beachten, hätten hier einmal Gelegenheit gehabt, zu zeigen, vor welche schwere Aufgabe sie im Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten gestellt sind. Bewiesen wurde aber nur durch die Statistik, daß die Aerzte viel zu wenig zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten herangezogen werden.

Wenn die Hälfte der deutschen Aerzte im November 1919 0,22 % der Bevölkerung wegen Geschlechtskrankheiten behandelte, so kann man annehmen, daß höchstens die doppelte Zahl, also 0,44 % tatsächlich damals in Behandlung stand. Diese Zahl ist sogar zweifellos zu hoch angenommen, weil doch die Mehrzahl der Aerzte, die an der Statistik nicht mitgearbeitet haben, sich nicht mit der Behandlung von Geschlechtskrankheiten beschäftigen. Wie hoch ist aber die tatsächliche Durchseuchung des Volkes mit diesen Krankheiten nach dem Kriege?

Nicht durch eine ärztliche Statistik, die immer lückenhaft sein wird — nur mit Hilfe der Wassermannschen Reaktion läßt sich diese Frage beantworten. Wo man sie bisher — außerhalb der Syphiliskliniken natürlich — in längern Reihen angestellt hat, zum Beispiel an den innerlich Kranken einer münchener Klinik oder an einer Frauenklinik: immer fand man annähernd 20% positiv. Wenn man nun auch in Rechnung setzt, daß die Bevölkerung der ländlichen Distrikte noch, heute noch, geringer durchseucht ist als die der Städte, so wird man doch eine Gesamtzahl von 10 bis 12 % der Bevölkerung als Syphilitiker ansprechen müssen. Die Zahl der mit Tripper Infizierten ist sicherlich noch höher als die der Syphilis-Kranken. Und wenn man auch zugibt, daß zu einem bestimmten Zeitpunkt nur ein Teil von diesen Geschlechtskranken immer ärztlich behandlungsbedürftig ist, so muß man doch sagen, daß die Zahl von 0,44%, die die Statistik als tatsächlich in ärztlicher Behandlung stehend ergeben hatte, in einem grotesken Mißverhältnis steht zu der Zahl der wirklich vorhandenen, behandlungsbedürftigen und ansteckenden Geschlechtskranken.

Wenn mithin die Statistik die Tatsache unwiderleglich erwiesen hat, daß nur ein Bruchteil der Geschlechtskranken sich ärztlich behandeln läßt, so bildet sie, von dieser Seite betrachtet, die denkbar beste Begründung für den Gesetzentwurf, der den unhaltbaren, von allen Kulturstaaten nur in Deutschland bestehenden Zustand beenden soll: daß dem Geschlechtskranken möglich ist, sich auch von Kurpfuschern behandeln zu lassen und dadurch zur größten Gefahrenquelle für seine Umgebung zu werden.

Man braucht kein prinzipieller Gegner der Laienbehandlung zu sein, man kann zugeben, daß Menschenkenner wie Pfarrer Kneipp und Felke auf manche nervösen und hysterischen Patienten eine suggestive Gewalt ausüben können, die Wunder wirkt, aber man muß dann auch wahrheitsgemäß sagen, daß durch die Naturheilkunde niemals eine Geschlechtskrankheit zu heilen ist, weil sie bewußt niemals ein Mittel anwendet, das die uns bekannten Erreger dieser Krankheiten trifft und tötet. Solche Mittel hat aber jetzt die Medizin, besonders im Salvarsan. Selbst ein so enragierter Salvarsan-Gegner wie Dreuw hat schließlich

zugeben müssen, daß dieses Mittel die Syphilis-Erreger sehr bald aus den äußern Haut- und Schleimhaut-Erscheinungen der Krankheit verschwinden läßt. Daß damit noch nicht die Syphilis geheilt ist, wissen wir Alle; aber auch, daß damit die Ansteckungsfähigkeit des Falles erloschen ist. Die Naturheilkunde versucht gar nicht, die Krankheitserreger direkt zu treffen. Sie will nur die Abwehrmittel des Körpers anregen und so die Selbst-Heilung begünstigen. Die gibt es ja wohl auch in seltenen Fällen, aber immer erst, nachdem der Kranke öfters und längere Zeit ansteckende Erscheinungen auf der Haut gehabt hat.

Nun könnte man sagen, es sei Jedermanns eigne Sache, ob er auf diesem oder dem andern Wege gesunden wolle. Aber wie im Zeitalter der Dampfspritze dem Einzelnen nicht mehr erlaubt sein kann, wenn sein Haus brennt, auf die Feuerwehr zu verzichten und mit dem „altbewährten" Feuereimer seinen Dachstuhl löschen zu wollen, so darf auch jetzt der Geschlechtskranke durch seinen Wunsch, nach den Methoden der Laienmedizin behandelt zu werden, nicht zur Gefahr, zum „Ansteckungsherd" für viele Andre werden.

Es ist Tatsache, daß jetzt auch bei uns, wie früher schon in den Balkanländern und in Rußland, kurz: da, wo die Syphilis stark verbreitet ist und wenig behandelt wird, die sogenannten extragenitalen Ansteckungen, also solche, die nicht durch den Geschlechtsverkehr, sondern durch gemeinsame Gebrauchsgegenstände oder durch Küsse übertragen werden, prozentuell noch mehr ansteigen als die Syphilis-Infektionen überhaupt.

Die Gefahr dieser Syphilis-Uebertragung, der schließlich Jeder ausgesetzt ist, wird durch die Nichtbehandlung der Krankheit, wozu die Kurpfuscherbehandlung im besten Falle zählt, natürlich sehr gesteigert, durch die ärztliche Beaufsichtigung der Kranken, zu der die Salvarsanbehandlung, wenn auch nicht allein, gehört, enorm eingeschränkt.

Daher statuiert der Entwurf mit Recht für jeden Geschlechtskranken die Pflicht, sich ärztlich behandeln zu lassen. In einer Zeit und in einem Lande, wo zur Sicherung des Publikums jeder Kraftwagenführer behördlich geprüft sein muß, ist es absurd, daß in einer so wichtigen Frage wie der Syphilis-Bekämpfung, jeder Laie zum Schaden des Voiksganzen schalten und walten kann, wie er will.

Das Unglück der Pocken-Epidemie, die der Krieg 1870/71 nach Deutschland gebracht hatte, hat damals den Reichstag zur Annahme des Impfgesetzes bestimmt, das — obwohl es von denselben Kreisen bekämpft wurde, die jetzt von der Annahme des vorliegenden Gesetzentwurfs eine Verminderung ihrer Einnahmen befürchten — sich als das segensreichste Gesetz erwiesen hat, das je das Reich sich gegeben. Denn es hat Deutschland so gut wie pockenfrei gemacht.

Nach diesem Kriege spielen — infolge der Impfung — die Pocken keine Rolle mehr, aber die Geschlechtskrankheiten haben sich durch ihn unermeßlich vermehrt. Sie werden durch das Gesetz nicht so völlig ausgerottet werden können wie die Pocken: die Gründe für ihre Verbreitung liegen zu tief. Aber sie werden zu seltenen Krankheiten werden und keinen Unschuldigen mehr treffen.

Möge der Reichstag zum zweiten Mal die Gelegenheit wahrnehmen, das Volk durch ein Gesetz von einer seiner schlimmsten Krankheiten zu befreien.

Vatermord

Primaner Walter Fessel, Nachfahr des Don Carlos. Sein Posa: Päderast, der im Caféhaus für sie Menschheit ficht, keins seiner Opfer kühn geschwungenen Jamben aussetzt und seinen Busen lieber durch den Kernruf „Faules Aas" erleichtert. Der Sohn liebt seine Mutter. Weltgebräuche, die Ordnung der Natur und Roms Gesetze verdammen diese Leidenschaft. Sein Anspruch stößt fürchterlich auf seines Vaters Rechte. Um so fürchterlicher, als die Königin Elisabeth des wiener Hinterhofs zur Königin Jokaste wird. Philipp: ein kleiner Diurnist. Sein Vater ist verhungert. Dessen Vater hat man noch gepeitscht. Er selber hat, trotz allem Fleiß, kein Glück gehabt. Aber Walter — durch Den wird er es zwingen. Der werde Rechtsanwalt. Der trete für die Proletarier ein. Der räche seine Sippe. Auch wenn ers nicht will. Und er will durchaus nicht. Fragt mit großen Augen: Warum denn soll ich für die Arbeiter . . .? Verabscheut jeden Zwang. Sehnt sich vom Bücherschubfach weg zu Blumen, aus diesem dumpfen Pferch aufs Land; und sinkt vor dem Tyrannen bettelnd in die Kniee. Einmal, zweimal. Schicken Sie mich mit dem Heer nach Flandern! Die Antwort: Prügel, immer wieder Prügel. Demütigung schlimmster Art. Die Not schwillt himmelhoch. Bluthaß und Pubertätsbrunst, Scham und Rachsucht übermannen diesen zarten Menschen. Er schlägt den Vater tot. Und wendet sich erlöst von dessen „alter" Frau. Ihm ist, als rauchte hinter ihm die Welt in Flammen auf.

Dies, diese Erkenntnis des Einschnitts, der entscheidenden Wende, dieses Weltuntergangsgefühl vor dem Sonnenaufgang der Persönlichkeit: das ist das typische Erlebnis des Jünglings, der überhaupt zu erleben fähig ist. Arnolt Bronnen hat es mit einer Wucht und Wut aus sich herausgeschleudert, deren Ungeheuerlichkeit und Unerschrockenheit ihm, dem typischen Erlebnis, die individuelle Prägung geben hilft. Ein Abschied von der Jugend, der es in sich hat. Was je das Kind bedrückt, den Knaben verängstigt, den Jüngling gequält und empört hat: das zieht sich unter der Oberfläche langsam zusammen, verdichtet sich mehr und mehr, rumort wie Eiter gegen die Wände und bricht überquellend durch sie hindurch, sobald das Geschwür reif geworden ist.Daß Bronnen diesen Reifezustand herangewartet hat, bezeugt seine Künstlerschaft. Es enthebt ihn der Deklamationen und Anklagen. Die Dinge, die Zeitumstände, die Verhältnisse, die Personen sprechen für sich. Kläglichstes Kleinbürgertum, Krieg, Kohlrüben — Knute. Aber der sie schwingt, ist kein Unhold, sondern ein armer Kerl, ein Produkt des Elendmilieus, das ihm für seine eignen Kinder zu schlecht ist. Nur sehen seine stumpfgewordenen Augen die Rettung nicht da, wo sie liegt. Nur sehen sie nicht, daß die neue Generation keine Befreiung durch die alte nötig hat, weil sie sich selbst von der alten und damit für sich befreien kann. Es ist Befreiung aus einer Hölle wie von Strindberg; und eine Befreiung in Tönen, daß der Vorwurf der Uebergrellheit höchstens den Stoff trifft.

Seine dichterische Bändigung ist für einen Erstling verblüffend. Man höre diesen Dialog zwischen Vater und Sohn; „Vaterland ist das Land, wo die Väter fronen für ihre Söhne.” „Und sie prügeln.” „Und sie ernähren.” „Und sie einsperren.” „Und sie kleiden.” „Und sie knechten.” „Und sie erziehen.” „Und sie hassen.” „Und für sie besorgt sind.” „Und sie zertreten, wenn sie können.” „Und sie zertreten, wenn sie wollen.” „Will!” Das ist so gewiß „Naturalismus”, wie die Familienidyllen älterer und minder oesterreichischer Atriden naturalistisch sind. Bronnen hat Hitze und Kälte, aber keine Temperatur zwischen den Extremen. Sein entsetzliches Erlebnis hat ihn so jung gelassen, daß ers herausschreien muß, und hat ihn zugleich so alt gemacht, daß er es, während er schreit, zu objektivieren imstande ist. Er hat eine Lust, halb des Flagellanten, halb des entrückten Betrachters, an einer Wiederholung des Grauens, die freilich stets eine Steigerung ist. Die muffige Zusammengedrücktheit der drei Armeleutkammern, deren Bewohner die Wahl haben, zu ersticken oder ein ander zu erdrosseln, legt sich ihnen und uns immer beklemmender auf die Brust. In dieser Luft ist eine Vergiftung der Säfte unausbleiblich. Menschen, in diesen Käfig gesperrt, sind dazu verurteilt, wilde Tiere zu werden. Schuld? Schicksal! Jeder hat unrecht gegen die Andern, aber recht für sich und damit ja wohl auch gegen die Andern. Schwarzalbenhaft pressen sie selbst im Traum einander den Atem ab. Sie wachen auf — und der einzige Ausweg ist Blutschande, Knabenliebe und Vatermord.

*

Dieser Traumspielcharakter des Werkes ward für mich dadurch erhöht, daß ich der Sonntagsmatinee mit ihren sensationsbedürftigen Premierensnobs die Generalprobe vorgezogen hatte. Sie begann um Mitternacht. In dem gespenstigen Deutschen Theater vielleicht zehn Leute, von denen ich während der Aufführung niemand zu Gesichte bekam. Die Schauspieler, die zwölf Stunden zuvor eine Probe desselben Aktes gehabt hatten und zwölf Stunden später alle Kraft, die Lust und den Schmerz, für die Feuerprobe zusammennehmen sollten, in jenem Zustand der Ueberreiztheit, der solchen elementaren Ausgeburten einer fiebernden Phantasie gewöhnlich zugutekommt. Regie: Berthold Viertel, der mehr als zuvor seinen Ruf bestätigte, seine Berufenheit erwies. Sein einziger Fehler war, daß er nicht die drei Marterkammern, das Verhängnis dieser Familie Fessel, entweder neben einander oder viel übersichtlicher hinter einander gruppiert hatte. Seine Verdienste: schöpferische Streichungen und eine Allbeseelung der Materie wie des Geistes. Das Wort gelangt wieder zur Herrschaft, ohne daß Umwelt und Körper leiden. Es ist der Weg, zu Brahm zurück- und gleichzeitig über ihn hinauszugelangen. Man steht fest auf dem Boden und stößt doch mit dem Kopf in einen Dunstkreis, der die Konturen entweder verhüllt oder verwischt oder verzerrt. Für diese ebenso sachliche wie aetherische Art der Regie gibt es glücklicherweise noch keine Benennung.

Kein kleinerer Dank als Viertel und als den namenlosen Leitern der Jungen Bühne, die ohne Vereinsmeierei und ohne großwortige Reklame einfach eine literarische Tat selbst dann getan haben, wenn ‚Vatermord' später einmal zu den Einser-Erfolgen unsrer Dramatik gehören sollte — kein kleinerer Dank gebührt den Schauspielern, deren ungewohnte Freude an einem uneigennützigen Unternehmen förmlich über die Rampe griff. Agnes Straub kann nichts dafür, daß sie keinen Herzenston hat; aber das schadete nur der Mutter Fessel, nicht der bestialisch entfesselten blutschänderischen Ehebrecherin. Ihren jüngern Sohn Rolf gab Elisabeth Bergner so gesund jungenhaft, wie nicht oft ein Mädchen einen Buben gegeben hat. Walter: Twardowski. Aus keuchenden Nerven auch da, wo eine wunde Knabenseele wortlos anklagend bloßliegen soll. Immerhin sind Fortschritte unverkennbar; also wird Twardowski hoffentlich noch die seltene Fähigkeit erwerben: still zu leiden, Stille mühelos auszufüllen. Die rundeste Leistung, massiv im guten Sinne: Granachs Vater. Es ist ein Lob, daß er an Tyrolts alten Schalanter erinnerte. Wie um den, so war um ihn die Atmosphäre einer verkommenden Schicht, in der schließlich kein Exzeß mehr sonderlich aufregend ist. Aber sonst dürfte zwischen Anzengrubers moralisierendem ‚Vierten Gebot' und dem grausam amoralischen ‚Vatermord' seines jungen Landsmanns Bronnen schwerlich eine Gemeinschaft bestehen.

Libussa, Sternheim, Goethe von Hans Reimann

Eine Parodie

Nach Zögern entschließe mich, nachstehende Aufzeichnungen Oeffentlichkeit zu übergeben. Keinen Augenblick Leser vergesse: ist auch durch meines, ich gestehe, Studentenhirns Kontrolle Folgendes gegangen und zu plusquamperfekten Sätzen geworden, sich also durchaus als pferdhafte Mentalität es äußert und wolle daher manchem in geschätztem Vorliegenden Geäußerten gegenüber in Anbetracht Umstands nicht noch erreichter sprachlicher Fertigkeiten voll verständnisvoller Rücksicht walten. Auf Dach sitzt, der zu helfen unmöglich Greis. Hélas!

Träumte Traum wie Porzellan und keine Ahnung, zu was Außerordentlichem Schicksal bestimmt. Triebhaften Kräften Natur in Umgang, nahm aus immer wechselnden Panoramen Schein Oberfläche mit. Jetzt in stets gleicher Umgebung, die musterhafter Ordnung gehuldigt, gefesselt, malte Fairfax sen., Fairfax jun., Wald und Hof in quikke Hirnrinde. Sattel Leibeigenschaft Zeichen; begriff, daß Leben Demut Gehorchen.

Da geschah, daß eines Abends — o dieser Abend! — Fairfax sen. Ausritt tätigte, unteilbar nächstem Gutshof verhaftet, hervorgezogen wurde, gesattelt und in scheidender Abendsonne Sturz zu Landstraße geführt, wo Vaters, Fairfax jun. wohl in Arm. Männerschenkel um meine Hüften gewölbt, trat so — ich beteure es — von Ungewißheit durchblutete Aenderung Horizontes ein, daß bisherige Erfahrung als für die Gegenwart ungültig vergessen durfte und formidabler Drang in mich gefahren, zu traben begann.

Fairfax sen. aus Mitgefühl für Knaben, der Gesicht bang barg, riesig zugetan, gab ihm durch Kontraktion Rückenmuskeln Gelegen-

heit, Steißknochen Druck zu verteilen: in Galopp, mit Miasmen geschwängert, in Erlen hinaus. Fairfax sen., erloschene Zigarre im Maul, Hohenfriedberger pfeifend, geriet, Sohnes Halluzinationen auch nur annähernd nicht gewachsen, in Erlkönigs mit Krone und Schweif magischen Bann.

An gestrüppumwachsener Lichtung wagte in grauen Kulissen jähen Sprung, und obwohl und wie kraß mir gleich Vaters bremsende Faust in Maul griff, als sausenden Ball, von Erlkönigs leiser Versprechung, gar schöne Spiele mit Fairfax jun. zu spielen und manch bunte Blume an Strand und Mutter goldnes Gewand vorhanden, geblendet, schraubten übermächtige Impulse eigener Geschwindigkeit mich voraus, vorwärts dem nächsten Gehöft zu, und alle Schreie entsetzten Sohnes, in dürren Blättern Wind säuseln und ob feiner Knabe du Folge leistest von Töchtern schon gewartet, die nächtlichen Reigen führen zu werden, ihn wiegen und tanzen und zu süßer Ruhe singen, verhallten an meinen ganz verbohrten Ohren, mußte sich aus solch lähmender, die auf jugendliches Geflecht gelagert hatte, Hypnose Kataklisma türmen, das uns — Fairfax sen., Faifax jun. und mich, an schwer zugänglichen Körperteilen errötend — verschlang.

Dazu sah ich, wie alte Weiden, die die an düsteren Ort in violette Luft gekrampfte Gerippe und Verhältnis zu Wirklichkeit schon verloren hatten, daß gang und gäber Spuk durch Erlkönigs Schmeichelreden, der, daß Knaben Gestalt ihn reize, kein Hehl machte, Fairfax jun., und ihm daß, falls nicht willig, Gewalt anwenden werde, beende diesen ferventen Satz, wer mag.

„Erlkönigs Leids getan!” hatte in Morsesprache Sohn als mit letzten Worten gerufen und trotz Argwohns gegen Fieberwähne Fairfax jun., die sechszylindrige Vernunft erschlugen und an ihre Stelle, entschuldigt durch kolossale Ekstase, mystisches Grauen setzt, albdrückerische Kugel Sohn in Schlund würgte, Nebelschweif winkte, Irrwisch fegte, höhnisches Lachen Erlprinzessen schrillen einbildete: all das ohne Uebertreibung zum Gruseln gar, doch blieb güst, flog durch Verschieben väterlichen Gesäßes wie geballter Pfeil.

Nachdem Fairfax sen. eigene Nerven mit Versicherung, Sohnes Transzustand vergleiten werde, begütigt hatte, gelänge ihm nicht nur, sondern vornehmlich auch aus der von der mit vergewaltigendem Willen geschwängerten Atmosphäre Zange Umklammerung zu reißen, Hof mit Mühe und Not, Faifax jun. in bisherigen Lebens Kurven nicht konvenabel, angelangt rapide Katastrophe eintrat, die längst vorausgeschwant.

Mit ächzenden Lichtern sank erloschen aus Vaters, der entsetzlich gealtert und von grauer Perücke umprasselt, Arm zu Boden, Opfer zerrüttender Einbildungskraft.

*

Haben wir Klepper keinen schon äußerer Freiheit Rest mehr, wurde seeliges Chaos entrissen und durch Zwang, „klassischste deutsche Prosa” zu fressen, die mir so lange, während in meinem kreatürlichen Hirn sich, aus transzentendenziöser Luft zu échappieren fremd gewesen war, weiterer und nonchalantererer Entschlossenheit ausbreitete, Erlebtes mir verdichtete und für alle Zukunft Melankolik bemächtigte.

Wurde mager, grämte, fiel sans gêne vom Stuhl, der versagte, Welt um mich schien kraß zerhackt. Fairfax sen. berief erste Autorität für Frauenkrankheiten, die gewissenhaft auf Organe und Reflexe Funktion untersuchte und feststellte:

Sternheimitis!

*

Krug bis bricht, geht so lange zu Wasser.

Das Ergebnis von Genua von Morus

Auch wer in der Geschichte etwas Bescheid weiß und deshalb mit Superlativen sparsam umgeht, wird sagen müssen, daß wohl kaum jemals ein so mühevoll und mit so viel Aufwand vorbereitetes Konzil so kläglich geendet hat wie die Konferenz von Genua. Selbst die Haager Friedenskonferenzen, die an der Sabotage Deutschlands scheiterten, brachten doch wenigstens ein paar kleine völkerrechtliche Abmachungen. Das Ergebnis von Genua ist gleich Null: statt des zehnjährigen „Gottesfriedens" Lloyd Georges das kümmerliche Zugeständnis, daß man in den nächsten Monaten, solange Verhandlungen schweben, nicht einander überfallen will; statt des Wiederaufbaus Europas, statt der Rettung Rußlands die Anberaumung zweier neuer Sachverständigenkonferenzen: der Bankenkonferenz in London, der russischen im Haag. Gewiß war nicht zu erwarten, daß Genua eine endgültige Lösung, einen Abschluß bedeuten wurde. Aber es schien doch, als würde der erste Friedenskongreß nach dem Kriegswahnsinn einen Schritt vorwärts führen. Es ist ein Rückschritt geworden. Das Ergebnis von Genua ist schlimmer als nichts: es ist die Zerstörung einer Hoffnung.

Daß es so kam, ist das Verdienst Frankreichs, Rußlands und Deutschlands. Welcher Regierung der Löwenanteil gebührt, wird sich erst sagen lassen, wenn die Hintergründe der Konferenz abgeleuchtet sind, wenn das Spiel hinter den Kulissen genügend aufgeklärt ist. Aber so viel steht jetzt schon fest: Die Obstruktion Frankreichs war ein Verbrechen; die Haltung Deutschlands und Rußlands war mehr als ein Verbrechen — sie war eine kapitale Dummheit.

Die Politk Poincarés mag vom europäischen Standpunkt unverantwortlich sein: vom französischen Standpunkt ist sie begreiflich. Frankreichs Position ist gegründet auf seiner militärischen Uebermacht, auf dem Vertrag von Versailles, auf der Kleinhaltung Deutschlands. Bei allen Abrüstungsplänen, die in Genua auftauchten, konnte Frankreich nichts gewinnen, nur verlieren. Und Frankreich ist seit Jahrzehnten der reichste Geldgeber Rußlands gewesen und heute sein größter Gläubiger. Die Goldmilliarden, die es dem zaristischen Rußland geliehen hat, sind zum größten Teil von den französischen Kleinrentnern aufgebracht worden, und keine pariser Regierung, mag sie Poincaré oder Briand heißen, könnte die Annullierung dieser Schulden, wie sie die Russen forderten, wagen.

Frankreich ging nach Genua, um seine Position zu verteidigen, und es hat sein Programm, unter Verleugnung des europäischen Gedankens, durchgeführt. Deutschland aber und Rußland kamen als Bittsteller. Sie kamen, um nach einem verlorenen Kriege — denn auch Rußland gehört zu den Besiegten — mit Hilfe der Siegerstaaten ihre Wirtschaft wiederherzustellen. Die Lage Rußlands in Genua: sich von den Kapitalistenstaaten retten zu lassen und doch seine Prinzipien zu retten, erschien von vorn herein verzweifelt. Nur ein politisches und diplomatisches Genie hätte die Aufgabe lösen können. Wo war es? Das erste Auftreten der Russen hat die Konferenzteilnehmer und namentlich die Alliierten verblüfft. Man war offenbar darauf gefaßt, wildhaarige Caféhausrevoluzzer, verlauste Asiaten vorzufinden, und war einigermaßen überrascht, wohlgepflegte Europäer anzutreffen,

die nicht nur tadellose Fräcke mitgebracht hatten, sondern sie auch mit Selbstverständlichkeit zu tragen wußten. Tschitscherin, (trotz seinem rabbinischen Aussehen) kaiserlicher Legationsrat a. D., verleugnete nicht seine Herkunft aus der alten russischen Diplomatenschule, die am treusten die Traditionen Talleyrands bewahrt hatte; er sprach mit dem Erzbischof von Genua ebenso geschmeidig wie mit dem König von Italien, brachte formvollendete Trinksprüche aus und begeisterte mit seiner höflichen und! unermüdlichen Beredsamkeit. Alle, selbst einen so sichern Psychologen wie John Maynard Keynes.

Nur in den Konferenzsälen versagte seine Kunst. Er versuchte, geschickt nach allen Seiten zu lavieren, und verstand gleichwohl nicht, sich auf die verbindliche, aber kaufmännisch-nüchterne Art Lloyd Georges einzustellen, der trotz allen sachlichem Mißerfolgen von Anfang bis zu Ende der überragende Leiter der Konferenz blieb. Sobald Widerstand sich zeigte, begann Tschitscherin zu querulieren, häufte Protest über Protest, gab jeden Angriff dreifach zurück, ließ keines Delegierten Rede unbeantwortet und verschleppte dadurch die Verhandlungen ins Endlose. Die Sitzungen der politischen Kommission nahmen einen fast stereotypen Verlauf. England oder Italien machten einen Vorschlag, Barthou widersprach, Tschitscherin antwortete in heftiger Gegenrede, und Lloyd George, Facta oder Schanzer hatten alle Mühe, dem Wortstreit nach Stunden ein Ende zu machen. So verging Tag um Tag. Und je länger die Konferenz dauerte, umso länger und inhaltsloser wurden die Debatten, und immer deutlicher wurde, daß die Russen doch aus einer andern Welt kamen, die nicht nur zeitlich und räumlich die Fühlung mit Europa verloren hatte. Mit einer fast talmudischen Disputierfreudigkeit drehten und wendeten sie die Fragen des Wiederaufbaus, der Schuldentilgung, der Anleihe hin und her, ohne sie doch vorwärts zu bringen. Es mag sein, daß das ostjüdische Element, das zwar lange nicht so stark unter den Sowjet-Leuten ist, wie man in Deutschland faselt, aber doch ins Gewicht fällt, der neurussischen Diplomatie dieses Gepräge gibt; vielleicht ist es auch nur die gleiche Lage, die gleiche Charaktere schafft, denn Rußland ist heute das Ghetto Europas: verfemt, gedrückt, verzweifelt, eigenwillig, abgesondert. Gleichviel, die Sowjet-Diplomaten muteten manchmal an wie Ghettohändler: überlegen und devot, nachgiebig und nörgelnd, skrupellos und bedenklich; Talleyrands der Grenadierstraße, deren höchstes Vergnügen, deren letztes Ziel ist, die Politik mit dem „Dreh” zu machen.

Und als sie sahen, daß sie damit bei den Großkaufleuten des Westens nichts ausrichteten, taten sie das Dümmste, was Diplomaten tun können: sie bewiesen, daß die Andern unrecht hätten. Sie bewiesen es vorzüglich, haarscharf, mit allen Finessen Marxischer Dialektik; sie bewiesen es so gut, daß den Andern nichts übrig blieb, als ein paar Schimpfworte zu murmeln, die Achseln zu zucken und — die Koffer zu packen. Die letzte Antwortnote der Russen war so überwältigend töricht — sie hätte von Deutschen sein können.

Die Russen gingen — man muß ihnen das zugute halten — mit dem Selbstgefühl der Menschheitsbeglücker, mit einer tiefen Verachtung für das kapitalistische Europa nach Genua. Für Sowjet-Rußland war der Bittgang um Brot eine Tat der Selbstüberwindung, der Selbsterniedrigung. Deutschland aber saß hier, nachdem auf elf Konferenzen

535

der Verbündeten sein Platz die Anklagebank oder, bestenfalls, die Zeugenbank gewesen war, zum ersten Mal wieder gleichberechtigt am Verhandlungstisch. Seine taktische Aufgabe hieß deshalb: europäische Gesinnung zeigen, Solidarität beweisen, auch dort, wo die Andern unkorrekt zu handeln schienen. Statt dessen schloß die deutsche Delegation hinter dem Rücken der Entente und der Neutralen, oder doch ohne sie genügend zu informieren, einen Sondervertrag. Die Unterzeichnung des Vertrages mußte angeblich so eilig erfolgen, weil es galt, einer Vereinbarung zwischen Russen und Alliierten zuvorzukommen. Tatsächlich ist diese Vereinbarung in fünfwöchigen Verhandlungen nicht zustande gekommen. Wenn es die Kunst des Staatsmannes ist, die kommenden Ereignisse richtig abzuschätzen, so sind unsre Delegierten keine Künstler gewesen.

Die Selbstzensur, die sich die große Presse während der Konferenz auferlegt hatte, hat bisher das Publikum in dem guten Glauben gelassen, daß der Vertrag von Rapallo nicht nur eine Notwendigkeit, sondern auch ein Erfolg für uns war. Aber es wäre verhängnisvoll, wollte man die Oeffentlichkeit auch weiter darüber täuschen, wie schwer uns der Sondervertrag geschädigt hat. Als Gleichberechtigte kamen wir nach Genua, als Gezeichnete kommen wir zurück, und im Haag werden wir wieder die Parias sein, die von dem Tisch der Andern verstoßen sind. Freilich wird man in den Gefilden der Jerusalemer Straße nicht versäumen, auch dafür die Franzosen verantwortlich zu machen. Allein die scharfen Worte, mit denen Lloyd George Tschitscherins Antrag, die Deutschen nach dem Haag einzuladen, zurückwies, die ablehnende Haltung des Schweizers Motta und der andern Neutralen zeigen, was wir seit der Unglücksnacht von Rapallo verloren haben. Wir stehen heute wieder da, wo wir vor einem Jahre standen, als Wirth Kanzler wurde: das ist das Ergebnis, das traurige Ergebnis von Genua.

Zwei Briefe

I.

Monsieur mon frère!

N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté.
Je suis de Votre Majesté

le bon frère
Napoleon

Sedan, Ier septembre 1870

II.

Lieber Junge!

Da der Feldmarschall mir meine Sicherheit hier nicht mehr gewährleisten kann und auch für die Zuverlässigkeit der Truppen keine Bürgschaft übernehmen will, so habe ich mich entschlossen, nach schwerem innerm Kampfe das zusammengebrochene Heer zu verlassen. Berlin ist total verloren in der Hand der Sozialisten, und sind dort schon zwei Regierungen gebildet, eine von Ebert als Reichskanzler, eine daneben von den Unabhängigen. Bis zum Abmarsch der Truppen in die Heimat empfehle ich, auf Deinem Posten auszuharren und die Truppen zusammenzuhalten! So Gott will auf Wiedersehn. General von Marschall wird Dir weiteres mitteilen.

Dein tiefgebeugter Vater
(gez.) Wilhelm

Rundschau

Kriegsdienstverweigerer

Die Irrlehre, daß der Staat die Berechtigung habe, von seinen Angehörigen im Kriegsfalle Arbeit und Leben zu fordern, hat zwei Gegner: die Utilitaristen, die nachweisen, welche wirtschaftliche Sinnlosigkeit ein Krieg ist, und die idealen und tatkräftigen Pazifisten, die nicht töten wollen, weder um diesen lächerlichen Preis noch überhaupt. Während aber den Feldgeistlichen und den Universitätsprofessoren gelungen ist, die Brücke zwischen Christus und den Traditionskompagnien der Reichswehr zu schlagen, gibt es doch schon eine Reihe Leute, die den Mut aufbringen, sich lieber einsperren zu lassen, als auf Befehl des geistig minderwertigsten Teils ihres Staates Löcher in andersgefärbte Uniformen zu schießen und die Aktiven der Händler, die die Helden bezahlen, zu erhöhen. Was in der Korrektionsanstalt Preußen-Bayern eine Ketzerei ist, war während des Krieges in England bei Vielen eine Selbstverständlichkeit: das ausgezeichnete Heft ‚Die englischen Kriegsdienstverweigerer' von Martha Steinitz (im Verlag Neues Vaterland zu Berlin) gibt darüber Auskunft.

6312 CO sind wegen Kriegsdienstverweigerung in England seinerzeit verhaftet worden (CO — Conscientious Objectors, so hießen die Kriegsdienstgegner aus Gewissensgründen). 6312 Helden — denn es hat sicherlich mehr Mut dazu gehört, einer Nation und ihrem Wahnsinn zu widerstehen, als sich wie ein Stück Vieh von hinten nach vorne treiben zu lassen. Das Heftchen setzt lehrreich auseinander, von welch verschiedener Art diese Menschen waren, welche Organisationen sie gebildet hatten, wie tapfer und anständig sie sich in Gefangenschaft benahmen, und wie nur ganz wenige sich schließlich dem Zwange der Mordorganisation fügten. Bei den Andern half nichts: Haft nicht, Geldstrafen nicht und auch nicht jener gemeine Versuch der englischen Militärbehörden, siebenunddreißig Männer mit Gewalt nach Frankreich zu verschleppen und dort in ein Strafbataillon einzureihen. „Wir wurden alle mit dem Rücken gegen ein Gerüst gestellt, das aus senkrechten Stangen in Abständen von 4 oder 5 Yards und Querbalken bestand, die etwa 5 Fuß über der Erde befestigt waren. Unsre Knöchel wurden zusammengebunden und unsre Arme dann hochgezogen und an den Handgelenken an die Querbalken sehr fest gebunden, in welcher Haltung wir zwei Stunden aushalten sollten." Eine senkrechte Stange — und ein Querbalken: man nennt das ein Kreuz . . .

Die große Ausnahme Bertrand Russel (unsre Professoren heißen Hofmiller und wetteifern an guter Gesinnung mit dem letzten Feldwebel, der so einen wieder an Ehrlichkeit übertrifft) — Russel war eine Insel im Meer der vom Vaterlandskollaps Geschlagenen. In England.

Und bei uns? Die Verfasserin beklagt mit Recht die immer noch geringe Verständnislosigkeit in den Kreisen des braven deutschen Pazifismus, der da glaubt, mit Vereinsgründungen und Resolutionen,

die W.T.B. nicht um die Welt verbreitet, seine Aufgabe erfüllt zu haben. Ein klares Bekenntnis zur Kriegsdienstverweigerung ist die Basis für allen Pazifismus. Der Rest ist Literatur. Wir haben schon einen Bund der Kriegsdienstgegner — mit Bünden ist gar nichts getan —: aber diese Bewegung kann gefordert werden, wenn der, der sie billigt, sie auch ins Praktische umsetzt. (Man wende sich an Dr. Armin T. Wegner, Neu-Globsow in der Mark. Postscheckkonto Berlin 809 07.)

Es ist unsre Menschenpflicht, gegen die allgemeine Wehrpflicht nicht mit dem ärztlichen Attest und den Beziehungen anzugehen, sondern sie zu verweigern, sie bedingungslos zu verweigern — auch dann, wenn sie Gesetz wird. Ignaz Wrobel

Bajuvarica

Der Dichter B., er wohnt seit fünf Jahren in Egern, trinkt öfters seinen Kaffee beim Konditor F. in Tegernsee. In diesem Mai entdeckt er endlich, daß er dafür x + y Mark zu zahlen hat — heuer im ganzen 9 —, während sein Tischnachbar, der erst seit drei Monaten in Tegernsee ansässige Maler R., für die gleiche Portion nur x Mark zahlt, in diesem Falle 3. Auf die Frage, woher die Verdreifachung der Taxe stamme, erfolgt die Antwort: „Sö saan koa Einheimischer!" Der Dichter B. ist übrigens nicht mal Jude, er spricht nur sein heimatliches Westdeutsch; das kostet Geld. Der Maler hingegen münchnert und, wird dafür belohnt.

*

Dem gut bayrischen K. aber nimmt der rottacher Friseur 5 Mark ab fürs Rasieren: „5 Mark die Fremden, 4 Mark die ‚Einheimischen'."
„Aber ich bin gar kein Ausländer!"
„Ausländer oder Nicht-Hiesiger — dös bleibt sich gleich."
Also einen Engländer lassen Sie auch nicht mehr zahlen als einen Deutschen?!"
„Naa — mir hat amol a Ameriganer gsagt: Sie nehmen wohl Valuta-Aufschläge? . . . Seitdem hab ich's glassn . . ."
Wenn schon, möchte man sprechen!

*

Die Gräfin A., von Geburt Baltin, durch Heirat Deutsche, geht zum münchner Polizeipräsidium, Abteilung Fremdenamt, um ihren frisch aus dem „Ausland" angekommenen Bruder vorschriftsgemäß im Lauf der ersten 24 Stunden anzumelden. Der Beamte prüft umständlich die Pässe, dann fragt er: „Der Herr ist Deutscher?"
„Nein, Lette — da steht es ja."
Verlegene Pause; dann: „Lette? Was ist das eigentlich für eine Staatsangehörigkeit ?"
„Mein Gott — er ist aus Lettland, dem neuen Staat . . ."
„Lettland . . . Lettland — wo liegt denn das?"
„Bei Riga."
„Soso. Dann hat der Herr früher zu Deutschland gehört?
„Nein!! Zu Rußland."
„Rußland??!! Ja, dann kann ich dem Herrn keine Aufenthaltsbewilligung geben. Aber vielleicht kanns der Herr Regierungsrat . . ."

*

Die Münchner Neuesten Nachrichten, ein Blatt, das bekanntlich die vaterländische Gesinnung und

den Kampf gegen Versailles in Erbpacht hat, ein Blatt, das so deutsch fühlt, daß es jetzt selbst das Wort Passagierdampfer durch Fahrgastdampfer ersetzt, veröffentlicht da, wo die Wahrheit heutzutage wenigstens teilweise noch sichtbar wird, folgende Anzeige:

Die gesellschaftliche Sensation Münchens:
Munichs Society attraction:
La Sensation mondaine de Munich:
Dr. Mabuse, der Spieler.
Ankunft Freitag, 5. Mai.

Nämlich die paar Ausländer, die jetzt wirklich schon in München sind, könnten die „Uebersetzung”: mondäne Sensation” nicht verstehen; aber dies Französisch und Englisch verstehen sie, weil es gar so perfekt ist. Deutsch sein heißt: keinen Sinn für Würde haben.

*

Und immer noch kommt morgens um Fünf die „polizeiliche Fremdenkontrolle” in die Gasthäuser, belästigt alleinreisende Frauen, und wenn sie die Papiere durch die Tür reichen, so sagt das: „Lassens mi nur einer! Wer kann wissen, obs net aan Famülljenvater mit sieben Kinder hinterm Vorhang habn!” Oder dergleichen.
Und das guckt sich den Paß gründlich an und stellt sinnreiche Fragen: „Von Salzburg kommens jetzt?”
Nu nee. Die Grenzstempel sind nicht zu übersehen.
„Wie lang saans scho’ in München?”
Auf den Stempeln, die Jener soeben von allen Seiten besichtigt hat, steht mehrfach, oesterreichisch und bayrisch beglaubigt, daß der Grenzübertritt genau 24 Stunden vor dem Dialog mit der „polizeilichen Fremdenkontrolle” erfolgt ist. Aber er fragt trotzdem und macht sich wichtig.
„Fahrens jetzt nach Berlin?” Man fährt gar nicht nach Berlin; es geht außerdem die Polizei einen Dreck an, wohin man fährt; sie hat nur die Papiere zu prüfen und ist, bei richtigem Befund, überhaupt nicht berechtigt, Fragen zu stellen; aber sie fragt, und man antwortet; verschlafen, vertattert und im Nachthemd, wie man ist, antwortet man gehorsam auf die lächerlichsten, unberechtigtsten Fragen.

Und so was macht großzügige Fremdenpolitik. Es sitzt da bis zum letzten Almbauern und wartet darauf, daß die 5. Avenue dies Jahr ausnahmslos nach Oberbayern reist. Das kommt sich international vor dabei, großzügig und kulturträgerisch. Und findet immer wieder ein paar Hunderttausend, die es ihm glauben.

Hans Glenk

Der Querschnitt

Ich hatte nicht gedacht, daß es in Deutschland, im Land der Kunstschriftsteller, der Kunsthistoriker und Kunstprofessoren, in dem Lande, das nicht nur einen „Kunstwart”, sondern sogar einen amtlich eingesetzten „Reichskunstwart” hat — ich hatte nicht gedacht, daß es in diesem Lande eine so komische, so ulkige Kunstzeitschrift geben könnte. Ich meine den ‚Querschnitt’ eine kleine illustrierte Zeitschrift, die von der Galerie Flechtheim (Berlin, Lützow-Ufer 13) herausgegeben wird.
Also: das ist die würdeloseste Kunstzeitschrift die ich, nicht nur in Deutschland, sondern überhaupt, jemals gelesen habe. Ihr schamloser Zweck ist, glatt gesagt, der: Reklame für die Galerie Flechtheim zu machen, oder etwas zarter ausgedrückt: diesem jungen Unternehmen Freunde und Gönner zu werben.
Der gute Flechtheim! Wie der sich verrechnet! Er weiß nicht, wie heilig den Deutschen die Kunst ist; er weiß nicht, daß sie mit jener ernsten Inbrunst an sie glauben, mit der man nur an Dinge glaubt, die man nicht kennt. Und er weiß nicht, wieviel Kunstprofessoren und -priester eifersüchtig darüber wachen, daß man in den geheiligten Regionen der Kunst nur mit denselben würde-

vollen und langsam abgemessenen Schritten einherwandelt wie sie selber.
Dieser völlig würdelose ‚Querschnitt' hat, zum Beispiel eine Rubrik: „ Aus dem münchner Kunstleben". Und was steht darin, in dieser Rubrik? Nichts, aber wirklich nichts als das Motto: „Kinder seid still, Vater setzt die Glanzlichter auf!" Das ist Alles, was aus dem münchner Kunstleben mitgeteilt wird.
Nein, dieser ‚Querschnitt' ist unmöglich! Da gibt es zwischen ganz ernsthaften Aufsätzen von Meier-Graefe, Friedländer, Gropius über Fragen moderner und alter Kunst plötzlich ein unanständiges Gedicht von Ringelnatz und eine Schilderung des Boxkampfs zwischen Carpentier und Dempsay; und zwischen den neusten Bildern von Picasso, Matisse, Derain, Fiori, Großmann, Hofer Photographien berühmter Boxer. Neben einem rührenden Bild des gicht-verkrüppelten Renoir ein ebenso rührendes Bild aus einem Chaplin-Film. Und neben dem „Meister der heiligen Sippe" der Meister des deutschen Schwergewichts Hans Breitensträter.
Nun, ich bitte Sie, kann man eine solche Zeitschrift ernst nehmen? Und was geschieht in Deutschland mit einer Zeitschrift, die man nicht ernst nehmen kann, die — Greuel aller Greuel! — nicht einmal selbst sich ernst nimmt? Der ‚Querschnitt' wird nicht lange leben. Er wird nicht lange sein Unwesen treiben. Das walte Gott, der Eisen wachsen ließ!
Aber die wenigen Leute in Deutschland, denen das Leben immer noch genau so wichtig ist wie die Kunst, und denen ein guter Scherz lieber ist als ein mäßiges Buch, die sollten sich diesen ‚Querschnitt' mal ansehen! Sie finden zwischen vielen schönen und sonderbaren Bildern viele schöne und sonderbare ‚Marginalien'; etwa die beiden Kunsthändlerwahlsprüche: „Plappern gehört zum Handwerk!" und „Redet mit viel schönen Preisen!", die beide die gottlose Zunft so trefflich charakterisieren. Und sie finden vor allem einige der sagenhaften Gedichte unsres Freundes Rudolph Levy aus jener Zeit, als wir alle noch im Café du Dôme zur Schule gingen und nicht nur klüger, sondern auch glücklicher waren als heute. Wie sagt der Meister?

Stell auf den Tisch die duftenden Stilleben !
Die letzte Tube Zinkweiß hol herbei!
Und laß uns wieder von Cézannen reden.
Wie einst — im Januar
Februar, März, April und Mai.

Hans Siemsen

Komische Oper

Der Meister vom Montmartre
Nur 'n nassen Lappen.

Peter Panter

Die Reihenfolge

„Die Vertreter der Großbanken, der Kunst und Literatur
saßen und gingen in bunter Reihe mit politischen Größen."

Liebe Weltbühne!

In Genua sind alle Verträge auf Mazzes geschrieben worden. Damit man sie leichter brechen kann.

Antworten

Oltwig v. Hirschfeld. In Berlin haben Sie zu morden versucht — in Freiburg werden Sie auf Ihre Haftfähigkeit untersucht und für geisteskrank erklärt. (Womit nicht Ihre politische Gesinnung gemeint ist.) Fürchte dich nicht! Ihnen geschieht nichts; so wenig, wie hier jemals einem deutsch-nationalen Mörder etwas geschieht. Aber vielleicht ermessen Sie die Gefühle der Arbeiterfrauen, deren Männer seit Jahren hinter Zuchthausmauern geborgen sind, weil sie bei einem Auflauf „Nieder!" mitgeschrien haben. Sie habens gut: Sie sind blödsinnig.

Henkergesellen. Ich würdige eure Empfindungen. Und nehme gern zur Kenntnis, daß Ihr mit den Auslieferern der politischen Verbrecher nicht identisch seid.

Künstlerhilfe für die Hungernden in Rußland. Deine Malerkommission teilt mir mit, daß für den guten Zweck, zu dem Ihr euch vereinigt habt, am ersten Juni eine Lotterie stattfindet. Es sind Blätter von Künstlern wie Käthe Kollwitz, Erich Heckel, Ludwig Meidner, Alfred Kubin, Lionel Feininger, Paul Klee, Jacob Großmann, George Grosz zu gewinnen. Das Los kostet nur sechs Mark. Verkaufsstellen: alle modernen Buchhandlungen; alle russischen Buch- und Kunsthandlungen; alle Theaterkassen von A. Wertheim.

Wißbegieriger. Von wem der Oberst Xylander ausgehalten wird, weiß ich nicht. Daß er von der deutschen Republik, die ihm noch Pension zahlt, ausgehalten wird, ist bezeichnend (für ihn, der nimmt, und für sie, die gibt). Daß er nicht auszuhalten ist, steht außer Zweifel.

Idiot der Reichshauptstadt. Du liest in Deinem Leibblatt: „Um unsern Lesern den billigen Besuch guter Theatervorstellungen zu ermöglichen, haben wir mit der Direktion der Rotter-Bühnen eine ganz besondere Vergünstigung beim Bezug von Eintrittskarten für die regelmäßigen Abendvorstellungen der Spielzeit 1922/23 vereinbart. Das Theaterabonnement gilt für das Residenz-, Trianon- und Kleine Theater und umfaßt 6 Abendvorstellungen (6 verschiedene Stücke). Die Ermäßigung beträgt zwei Drittel des Kassenpreises für alle Plätze . . . Jeder Abonnent hat gegen Vorlegung der laufenden Abonnementsquittung das Recht, so viele Karten zu beziehen, wie er für sich und die zu seiner Familie und seinem Haushalt gehörigen Personen benötigt." Det hat sich jesucht und jefunden. Für den Besuch der Rotter-Bühnen kann man kaum besser geschult werden als durch die Lektüre des Berliner Lokalanzeigers; und umgekehrt. Aber wie ist das nun? Dir werden „gute" Theatervorstellungen garantiert. Folglich müssen von Deinen Kritikern Rotters Aufführungen un-

bedingt gut geheißen werden. Es existiert ein Verband der Berliner Bühnenleiter. Was gedenken diejenigen seiner Mitglieder, die nicht auf den Namen Rotter hören, dagegen zu tun, daß sie auch imstande sind, schlechte Theatervorstellungen zu verüben, während der Konkurrenz das unter gar keinen Umständen möglich ist? Und was gedenkt dein Kollege Franz Servaes zu tun, wenn ihm einmal, Gott behüte, eine Inszenierung der Herren Rotter nicht ganz so gut scheint wie ihnen selbst und seinem Verlag?

Chauvinistische Psychopathen. Ihr paukt auf das gesamte Ausland — täglich, wöchentlich, halbmonatlich, monatlich. Mit der einen Hand. Mit der andern nehmt Ihr dankbar, was englische Quäker, amerikanische Menschenfreunde diesem dank euch verlausten Lande für die Kinder, die Frauen, die Greise schicken. Jeder quittiert, wie er kann. Der Hund macht schön, der anständige Mensch dankt, und die gefütterte Taube machts wie Ihr.

Frau Dr. Helene Baeumer. Sie nennen sich Demokratin und schämen sich nicht, die uneheliche Mutterschaft von Beamtinnen für einen Kündigungsgrund zu erklären. Sodaß es denn also für eine große Gruppe von Frauen, die ohne Ring am Finger ihr Glück finden müssen, auf die Findigkeit und die technische Geschicklichkeit ankommt. Wie man Kinder kriegt, wissen heute sogar schon die Parlaments-Demokraten. Aber wie man keine kriegt, das wissen sie offenbar noch nicht. Und stimmen für solche Anträge und haben ihren Namen aus dem Jahre 1848. Und schämen sich nicht.

Adolf Bartels. Guter, alter Gevatter Schlehwein! Sie sind zum ersten Mal in Ihrem Leben ganz ehrlich gewesen. „So stehts im Allgemeinen, und nun kommen unsre ‚innern Pazifisten' und fragen rührsam: ‚Wie finden wir den Weg zum Herzen des Arbeiters' und verlangen, daß wir Geistigen und Besitzenden (ich persönlich habe übrigens nichts) . . ." Nein, Sie haben nichts. Weder Besitz noch sonst etwas.

Bund der Aufrechten. Ist es wahr, daß Ihr zur Ehrung eures Oberdeserteurs einen Kursus im Schnellaufen eingerichtet habt?

Geschäftliche Mitteilungen

„Das neue Europa", Zürich, Wien, Berlin. Chefredakteur Dr. Paul Cohn. Das April/Mai-Heft 1922 enthält folgende Beiträge: „Kann es wieder besser werden?" von General Moriz Auffenberg-Komarow, „Amerika, Oesterreich und der Völkerbund" von Dr. C. Th. Dumba. „Karl von Habsburg" von Leopold Wölfling, „Zur Konferenz von Genua" von Hetta Gräfin Treuberg und „Die große Täuschung" von Paul Hohenau. Auslieferung durch das Zeitungsbüro Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Weltbühne.

XVIII. Jahrgang 1. Juni 1922 Nummer 22

Meraner Intermezzo von Annette Kolb

In einem münchner Hotel stand mir unversehens ein italienischer Freund von anno dazumal gegenüber, der früher um jede Jahreszeit Deutschland bereiste, in allen großen Städten Freunde besaß, denen dieser witzige und intelligente Mann, dieser Liebhaber, ja Kenner deutscher Musik, der auch das deutsche Geistesleben mit Enthusiasmus verfolgte, nie zu häufig wiederkehrte.

Wir gingen während des Mobilmachungstages zusammen durch die münchner Straßen, als das Leibregiment unter prachtvollen Klängen, blumengeschmückt und von Menschen umdrängt, an uns vorüberschritt. Sein letzter Auszug. Junge Männer, deren heute so vergessene Mienen ganz Meißelung und Blässe waren. Ich fand in meiner Verzweiflung nicht den Mut und nicht das Herz, Diesem oder Jenem, den ich kannte, zuzuwinken. Ich grüßte Keinen.

Die Begeisterung des italienischen Freundes wuchs dagegen mit jedem crescendo der Militärmusik. Je suis très Triple-Alliance! rief er gerührt und hingerissen und lüpfte und scirwenkte seinen Hut.

Nach Hause zurückgekehrt, wurde er einer der wildesten Interventionisten von ganz Italien. Ich weiß, es waren auch wieder nur Impulse im Spiel. Ich glaube es schon. Immerhin entdeckte er sich plötzlich eine „conscience de guerre" und wurde der Gegner seiner besten Freunde, sofern sie germanophil oder Neutralisten waren. Indessen versöhnten sich diese nach dem Kriege wieder mit ihm, denn so ernst wurde er nicht genommen. Er war ja mitnichten böse; im Gegenteil. Auch war es wohl die alte Anhänglichkeit, die ihn wieder hierhergetrieben hatte.

Allein die Idee ihn wiederzusehen war mir nie gekommen. Was hätten wir uns zu sagen gehabt? Meiner Kampfnatur war auf der Welt nur eine conscience de paix zu eigen. Doch als er da so unerwartet vor mir stand, unveränderten Blickes, bereit, mit jener selben Geste von früher auf mich zuzugehen, und nicht um eine Stunde gealtert, geschah es ganz ohne Vorbedacht, daß sich mein Kopf gleich dem einer Marionette, mit einem Ruck wie von einem Drahtzieher vorgenommen, starr einer andern Seite zuwandte. Und zugleich wurde mein Auge — mit jener ausgesponnenen Weite, welche eine Sekunde des Traumes in sich fassen kann — einem großen Schleiertanz von Dingen unterzogen, deren einer auch mein eignes Bild entfaltete, mit ausgebreiteten Armen, blutjung, allein, hoch oben stehend auf Schloß Tirol. Denn von diesen letzten Bergen des Nordens, die sich so tief nach Süden hinstrecken, fühlte ich das Herz eines Minnelandes zum ganzen Himmel schlagen.

Eine Landschaft der Rheingegend mag fränkisch, elsässisch, schweizerisch anmuten: deutsch ist sie immer, doch nie so deutsch wie Meran, sondern übergreifend, ja, und ineinanderfließend, von einer Grenzenlosigkeit, in welcher die Bäume, die Ufer der Flüsse, das Licht der Hügel und der Reben sich ver-

mählen. Ein allmähliches Hinwalten nach dem Ozean, ein Sich-aufmachen zu ihm, sogar ein sachtes Hinübergleiten der Sprache will da sein wie von einer Erde, die sich langsam lockert. Betrachtet euch die steinernen Figuren, die Gebilde aus Holz, die Brunnen. Da lehnt eine romanische Heilige an einer Mauer der Sebalduskirche. Sie trägt eine Krone, und sie lächelt. Sie kann nicht umhin, ihr Liebreiz ist zu überwältigend. Aus den Falten ihres Kleides sieht ein Arm, eine Hand hervor auf immerdar. Glaubt nicht, sie sei hierher verirrt. Nur die Trennung hat uns ja verarmt. Es hat eine göttliche deutsche Grazie gegeben, als wir Alle nur ein weites Abendland gewesen sind, von Wien bis nach Cherbourg, von Bremen bis hinein ins Südtirol.

Erst dort merkwürdigerweise zieht sich eine Grenze, ist plötzlich etwas aus. Und wie die Sonne glüht und flammt, bevor sie untergeht, so leuchtet hier die Seele eines Landes auf, bevor sie scheidet. Es quillt ihr Honig, ihres Honigs Seim; es enthüllt eine Sprache, zur Leier gerundet, noch einmal ihr Gold. Und was dann kommt, ist etwas andres. Andre Töne setzen unvermittelt ein, eine andre Innigkeit, der ganz in sich beruhende Dreiklang der Bella Italia, über den der einzige Lionardo hinausgriff.

Brunnen rauschten an mein Ohr, Bilder drängten einander, von Marktplätzen, die einander ähnelten, von hölzernen Altanen, prunklos und voll keuscher Lust, während ich da ohne Gruß die Tür ins Freie überschritt, trauernd um Meran, denn es ist unser!

Aber der Weisen, ein Land zu lieben, sind so verschiedene! Keinen Raub haben gewisse Germanen, die uns als Verräter stempeln möchten, leichter, schneller, spurloser, rohern Sinnes verwunden als den unsrer Blauen Blume!

Was ist uns Frankreich? von Felix Stössinger

(Schluß)

Da die französische Literatur den französischen fortschreitenden Willen spiegelt, bestätigt uns die moderne französische Dichtung, was auch die Politik deutlich genug zu erkennen gibt, daß wir nur von Frankreich eine Politik der europäischen Konsolidierung erwarten können. Was an politischen Tatsachen dagegen spricht, ist wirklich nur Schein. In keinem andern Lande gibt es jedenfalls eine auch nur annähernd starke Strömung europäischer und internationalistischer Gesinnung wie in der neuen französischen Dichtung, die sich damit ganz in der Kontinuität der gesamten französischen Literatur fortentwickelt.Wie Frankreich mit seinen Dichtern, die gegen den Krieg kämpften, schon während des Krieges an der Spitze aller Völker stand — der bei uns verbotene Barbusse hatte drüben schon im Kriege hunderttausend Leser —, so ist es auch heute noch das erste Land der Welt mit seiner Literatur, die den Kampf gegen den Nachkrieg mit gleicher Stärke wie gegen den Krieg führt und mit Gesängen des Friedens und der europäischen Gemeinschaft allen Ländern das Ziel weist, wie dieser Stern eine einzige große Stadt friedlich schaffender Menschen werden kann. Dichter des Friedens gibt es in allen Ländern: aber nur in Frankreich scheinen sie bestimmt, der Epoche ihren Namen zu geben. Ja, diese Dichter der

Menschlichkeit sind würdig der barmherzigen Seele von Charles Louis Philippe und der allumfassenden von Peladan. Jeder kennt ihre Namen. Kein Volk bietet uns Brot und Medizin wie das französische, das uns Rolland, Peguy, Anatole France, Barbusse, Jules Remains, Guilbeaux, Duhamel, Arcos, Vildrac, Werth, Martiné, Asséo, Parmentier und den Toten geschenkt hat, aus dessen Nachlaß die glaubenstrunkenen ‚Lettres d'un soldat' veröffentlicht worden sind. Von jedem einzelnen dieser Dichter behauptet unsre nationalistische Kritik, hier spräche eine Stimme aus der Wüste, oder hinter diesen Dichtern — den gelesensten des Landes! — „stehe Niemand". Es ist zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre. Ein ganzes Konzert der Völkerversöhnung braust durch die Kunst Frankreichs, und hier behauptet man starr, das wäre nur ein Solo. Der europäische Gedanke, den wir schon bei Bodin fanden, für den Napoleon zwanzig Jahre Krieg führte, in dem Stendhal lebte, den Hugo und Renan hoch hielten mitten im sinnlosen und niedrigen Kriege der Nachbarn — dieser Gedanke wird zum Bekenntnis der ganzen literarischen Epoche. Renan torderte „eine Koalition zum Schutz der gemeinsamen Interessen Europas", und Hugo rief: „Kein Müßiggang mehr mit dem Gewehr im Arm. Die Nation wird nicht Frankreich heißen, sondern Europa, und in noch verklärterer Gestalt in den folgenden Jahrhunderten: die Menschheit." Und nun der letzte politische Roman der Franzosen: ‚Les Drapeaux' von Paul Reboux (deutsch: ‚Der einzige Weg') zeigt uns, wie ein beliebter Schriftsteller und ein Akademiekandidat der nationalistischen Bourgeoisie den Gedanken des unbedingten Friedens mit Deutschland und die Idee der föderativen Republik Europa zu begreifen beginnt und ganz für sie lebt. Der Roman von Reboux ist wie eine Flugschrift, die alle Argumente, deren sich in beiden Ländern der deutsch-französische Haß bedient, zerstört, und die das deutsch-französische Bündnis vorbereitet. Réal, der Held dieses Buches, studiert alle Dokumente des Krieges und alle Gedanken des Friedens, und in einem großartigen Schlußkapitel stellt er schließlich alle die Thesen auf, die für die Zusammenarbeit der Nachbarrepubliken sprechen: Deutschland und Frankreich können nur zusammen leben oder zusammen sterben. In zwanzig Jahren wird es heißen: Bündnis oder Krieg. Das ist die Alternative. Und der Franzose sagt: Wir wollen durch ein Bündnis den Block bilden, an den sich alle andern Staaten Europas anschließen werden, anschließen müssen.

Während in Deutschland Intellektuelle verschiedensten Wertes ihrem Haß gegen Frankreich freien Lauf lassen, die einen Frankreich vernichten, die andern seinen Geist boykottieren wollen, lebt also in Frankreich unter vielen ein Dichter, dessen Held im Kampf gegen die Gesellschaft den großen Gedanken der deutsch-französischen Gemeinschaft predigt und ihm alle seine Würden zum Opfer bringt. Und dieser Dichter ist kein Einzelfall (sein Werk erschien als Zeitungsroman), sondern ein typischer Vertreter einer Generation und außerdem ein typischer Franzose. Frankreich hat den Krieg gewonnen, Deutschland verloren. Französische Dichter predigen den Frieden, deutsche Dichter schweigen ihn. Die französische Kultur zeigt sich in einem Querschnitt durchzogen von sozialistischen, republikanischen und europäischen Ideen. Die deutsche ignoriert oder verleumdet das. Der französische Dichter verwirklicht als ein Held seine eignen

Werke; der deutsche politisiert als blinder Dilettant der jeweils herrschenden Regierungspolitik. Wann werden die deutschen Intellektuellen das erkennen? Erst dann, wenn es gelingt, ihre Köpfe zu heilen. Erst dann, wenn uns gelungen ist, das richtige Bild von Frankreich zu enthüllen. Frankreich darf niemals mehr als das Land der spielerischen Décadence, des leeren Pathos, der erotischen Verspieltheit hingestellt werden. Das ist eine große und, wie sich jetzt zeigt, verhängnisvolle Unwahrheit. Mag der Haß gegen Frankreich durch eine unselige Verkettung politischer und wirtschaftlicher Irrtümer, durch das Rachebedürfnis der militaristischen Kreise immer größer werden, die sich in die Tatsache der durch Foch empfangenen Niederlage unsres ganzen Armee-Systems nicht fügen wollen; mag sich Deutschland blind zum Werkzeug der von England und Amerika angestrebten, aber auch in Genua nicht erreichten Isolierung Frankreichs machen — wir, die wir den Geist Frankreichs besser zu kennen meinen und seine politischen Aktionen ganz anders deuten als die deutsche Oeffentlichkeit: wir dürfen nicht nachgeben, wir dürfen nicht schweigen. Wir müssen wirken, immer mit dem von Frankreich ausgesprochenen Gedanken im Hirn: Es gibt nur eine, nur eine einzige Alternative: Bündnis oder Untergang! Und deswegen wiederholen wir dem erbitterten Deutschland mitten ins Gesicht den Vers eines jungen deutschen Dichters: „Mein Bruder Frankreich, laß uns Erzfreund werden!”

Für eine Verständigung mit Frankreich!

Das Zentralkomitee der Französischen Liga für Menschenrechte (Paris) und die Deutsche Liga für Menschenrechte (Bund Neues Vaterland) richten an die Demokratien beider Völker einen gemeinsamen Aufruf:

An die Demokratien Deutschlands und Frankreichs!

Nach der ungeheuern Katastrophe, die der Welt so viele Millionen Menschenleben und so viele unersetzliche Werte gekostet hat, streben die dezimierten und zugrunde gerichteten Völker leidenschaftlich nach Sicherung des Friedens und nach Versöhnung.

Die einsichtigen Menschen aller Nationen sind sich darüber klar, daß dieses Friedenswerk nur durch die gemeinsamen Anstrengungen aller Demokratien, vor allem aber der französischen und der deutschen, verwirklicht werden kann.

Diese Aufgabe wollen die Französische Liga für Menschenrechte und der deutsche Bund Neues Vaterland gemeinsam unternehmen.

Zur Wiederherstellung normaler Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich erachten sie folgendes als erforderlich:

1. Deutschland muß sich nicht nur juristisch, sondern auch moralisch verpflichtet fühlen, die Schäden wieder gutzumachen, die Frankreich durch den deutschen Einfall erlitten hat, und Deutschland muß dafür sorgen, daß zu diesem Zweck den begüterten Klassen die notwendigen Opfer auferlegt werden. Frankreich seinerseits darf sich der Wiedergutmachung in Sachleistungen nicht widersetzen, die das

Wiesbadener Abkommen und die Arbeiterorganisationen beider Länder vorgeschlagen haben.

2. Um das gegenseitige Mißtrauen zwischen beiden Völkern zu beseitigen, muß Deutschland den versteckten Widerstand gegen die Entwaffnung brechen und diese in loyaler Weise durchführen, sodaß in Zukunft kein Zweifel mehr über ihre Durchführung bestehen kann. Frankreich aber muß, wenn ihm damit Sicherheit geschaffen, selbst auch abrüsten und damit die Weltabrüstung herbeiführen.

3. Im Interesse der menschlichen Zivilisation müssen die gegenseitigen Beziehungen nicht nur zwischen dem Proletariat, der Industrie und dem Handel der beiden Völker wieder aufleben, sondern auch zwischen den Trägern von Wissenschaft und Kunst.

4. Um die Verantwortlichkeit am Kriege entscheidend festzustellen, müssen sämtliche Regierungen rückhaltlos ihre Archive öffnen; unabhängige und unparteiische Personen müssen damit beauftragt werden, die Dokumente gegen einander abzuwägen, damit das hierdurch aufgeklärte Weltgewissen das Urteil fälle.

Endlich und vor allem muß das deutsche und französische Volk erkennen, daß die wahrhafte Grundlage für einen dauerhaften Frieden ein Völkerbund ist, der nicht von den Regierungen, sondern aus den Völkern gebildet wird, und Frankreich muß sich damit einverstanden erklären, daß ein demokratisches Deutschland in diesen Völkerbund aufgenommen wird.

An dieser gemeinsamen Aufgabe verpflichten sich die beiden Organisationen von heute ab zusammen zu arbeiten, jede in ihrem Land; und mit dem gleichen Losungswort: Nie wieder Krieg! werden sie den militaristischen Geist bekämpfen, den Glauben an die Gewalt zerstören und statt dessen den Glauben an die internationale Gerechtigkeit aufrichten.

Um dieses Ziel zu erreichen, werden sie einen dringenden Appell an die Volksmassen richten, die durch ihre Zahl und durch ihren festen Willen zur sozialen Erneuerung der menschlichen Gesellschaft machtvoll dazu beitragen können, dieses Ideal zu verwirklichen.

Sie machen es sich zur Aufgabe, die Mißverständnisse zwischen beiden Völkern zu beseitigen, indem sie tendenziösen Nachrichten in der chauvinistischen Presse die wahren Tatsachen gegenüberstellen. Und überzeugt davon, daß die Lüge den Haß schürt, werden sie gemeinsam an der Wiederversöhnung durch Wahrheit arbeiten.

*

Das vorstehende Manifest ist gemeinsam von der Deutschen und der Französischen Liga für Menschenrechte Anfang Januar 1922 entworfen worden. Jetzt werden alle Persönlichkeiten des politischen, wissenschaftlichen und kulturellen Lebens zur Unterschrift aufgefordert. Es wäre zu begrüßen, wenn bereits zu dem Besuch der Deputation der französischen Liga in Berlin (am elften Juni im Reichstag), bestehend aus dem Ministerpräsidenten a. D. Painlevé, dem Abgeordneten Buisson, den Professoren Basch und Ruyssen viele Unterschriften vorlägen. Sie sind einzusenden an die: Deutsche Liga für Menschenrechte (Bund Neues Vaterland), Berlin W, Kurfürsten-Straße 125.

Wirtschafts-Führer von Frank Faßland

VIII. Felix Deutsch

Als Emil Rathenau im Jahre 1883, um Edisons Glühlampen-Patente zu exploitieren, die kleine ‚Deutsche Edison-Gesellschaft' gründete, aus der später die große AEG werden sollte, war er ganz und gar nicht die unumstrittene Persönlichkeit, als die ihn die Spätern kannten. Rathenau hatte nach mannigfachen Schicksalen und hartnäckigen Bemühungen ein Bankenkonsortium zustande gebracht, das ihm anfänglich 250 000 Mark für die Bildung einer Studiengesellschaft und später 5 Millionen Mark für die Gründung eines Fabrikationsunternehmens zur Verfügung stellte. Dieses Bankenkonsortium, dem die Firmen Jacob Landau und Gebrüder Sulzbach, die Nationalbank für Deutschland und einige andre Geldmächte zweiter Ordnung angehörten, brachte zwar der Idee Rathenaus, aber nicht in gleicher Weise seiner Person unumschränktes Vertrauen entgegen. Es wollte sein Geld möglichst bald durch die Placierung der Edison-Aktien zurückerhalten und gab darum dem leitenden Direktor der Deutschen Edison-Gesellschaft, von dem man damals noch nicht genau wußte, ob er ein genialer Unternehmer oder nur ein genialer Projektenmacher sei, einen zweiten Direktor zur Seite. Der hieß Felix Deutsch und sollte neben dem industriellen Techniker Rathenau der Kaufmann der neuen Firma sein.

Felix Deutsch hatte sich schon in verschiedenen industriellen Geschäften der Firma Jacob Landau bewährt, und er bewährte sich auch in der neuen Aufgabe, die ihm gestellt war. Vielleicht war bei seiner Berufung der ausgesprochene oder unausgesprochene Hintergedanke maßgebend gewesen, daß er über die Interessen der Bankengruppe in der Deutschen Edison-Gesellschaft wachen sollte. Aber es spricht für Deutsch, daß er, ohne darum je das Vertrauen seiner Auftraggeber enttäuschen zu müssen, doch vom ersten Augenblick an vor allem dem Unternehmen, in dessen Verwaltung er trat, dienen wollte und diente. Felix Deutsch hat die überagende Bedeutung Emil Rathenaus wie seine moralische Zuverlässigkeit in Verhältnissen, die anfangs nicht immer günstig waren, keinen Augenblick verkannt. Er hat sich redlich Mühe gegeben, einen Standpunkt zu gewinnen, der dem des genialen Mannes ebenbürtig war, und es ist ihm sowohl als Helfer und Mitarbeiter Rathenaus wie später auch schöpferisch in dem ihm ziemlich selbständig überlassenen Kreis der Absatzorganisation des sich zur Weltfirma weitenden Unternehmens gelungen, eine des Meisters würdige Arbeit zu leisten.

Felix Deutsch, der heute nach Emil Rathenaus Tode dem Direktorium der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft als primus inter pares vorsitzt (während Walther Rathenau, wenn er nicht grade Minister ist, als Vorsitzender des Aufsichtsrats mit dem Titel „Präsident der AEG" einen andern Teil der Führergeschäfte besorgt), ist demnach als AEG-Mann so alt wie Emil Rathenau selbst. Er ist mit dem Unternehmen aufgewachsen,

hat gesehen und erlebt, wie aus dem bescheidenen Keim ein großer, tiefverwurzelter und weitverzweigter Baum wurde, einer der größten und stärksten im deutschen Industriewalde, und hat selbst redlich zu diesem Wachstum beigetragen. Das hat seine ganze Persönlichkeit geprägt, ihr ein festes Fundament und natürlich auch gewisse Grenzen gegeben. Denn in dem Alter, da Deutsch bei der AEG an die erste Stelle trat, ist das Charaktermaterial nicht mehr sonderlich bildungsfähig und die Persönlichkeit in ihren wesentlichen Zügen bestimmt. Von dem Zuwachs an äußerer Freiheit kann der innere Mensch in einem gewissen Lebensalter nur noch selten wesentlichen Gebrauch machen.

Solange Emil Rathenau lebte, hatte Felix Deutsch, wenngleich natürlich grade sein Rat auch in Fragen allgemeiner Natur oft gesucht und nie verschmäht wurde, ein ganz festumgrenztes Gebiet, in dem er aber auch fast unumschränkt herrschte. Es war das Verkaufsgeschäft. Emil Rathenau, der bekanntlich eine seltene Mischung aus Techniker, Kaufmann und Finanzmann war, wurzelte als Kaufmann nicht im Händlerischen, sondern im Industriellen. Das heißt: ihn interessierte nicht der Verkauf der Ware als solcher und die Technik des Warenabsatzes, sondern sein Interesse und seine Arbeit gingen dahin, eine Ware so herzustellen und auszustatten, daß sie sich gut verkaufen ließ, daß ihre Eigenschaften dazu angetan waren, auf dem Absatzmarkt Nachfrage zu erregen, vorhandene Bedürfnisse zu befriedigen oder auch künftige Bedürfnisse zu wecken. Natürlich genügte aber bei der Befriedigung erst zu weckender Kaufbedürfnisse nicht die einfache technisch wohlgelungene Fertigstellung einer brauchbaren oder selbst konkurrenzüberlegenen Ware, sodaß dann alles Uebrige der üblichen Verkaufs- und Handelstechnik überlassen werden konnte. Es war auch notwendig, die Ware oder Leistung so zu zeigen, daß ihre Vorzüge für jeden als Verbraucher in Betracht Kommenden deutlich in Erscheinung treten mußten. Diese Propaganda für neuartige Dinge gehörte deshalb — wenigstens im Anfang — mit zu der Sphäre des industriellen Kaufmanns, in der Rathenau lebte und webte. Die Schaffung und Organisation der sogenannten Demonstrationsunternehmungen, besonders auf dem Gebiet der Licht- und Kraftzentralen, der elektrischen Straßen- und Eisenbahnen war sogar eine seiner ureignen Ideen gewesen, bei deren Ausführung er die Anregungen und die bestimmenden Anweisungen gegeben hat. Anders war es mit dem Absatz von marktgängigen Waren, von Massen- und Typenartikeln, von maschinellen Konstruktionen und Apparaten, die im Verkaufsgeschäft eines Fabrikationsunternehmens immer doch die größte Rolle spielen, und die auch bei der AEG das Baugeschäft für eigne oder verwandte Rechnung an Bedeutung weit übertrafen. Hier griff die eigentliche Verkaufsorganisation ein, die für Emil Rathenau persönlich (nicht indes für die AEG) eine Sache zweiten Ranges war. Wenn trotzdem die AEG auch in dieser Hinsicht nicht nur mustergültig versorgt war, sondern ganz neuartige Wege beschritt, so war dies dem Umstand zuzuschreiben, daß ihr von Anfang an in Felix Deutsch eine Kraft zur Verfügung stand, die an händlerischer Begabung die mehr aufs Industrielle ge-

richteten Fähigkeiten und Neigungen des Meisters glücklich und wirksam ergänzte.

Deutsch war auf seinem ureignen Gebiet so überragend und selbstsicher, daß Rathenau ihm dieses Gebiet fast ganz selbständig überließ und sogar zugab, daß die Organisation des Verkaufsgeschäfts sich in einer Richtung entwickelte, die seinen eignen Anschauungen anfangs bis zu einem gewissen Grade zuwiderlief. Rathenau hatte nämlich in allen Fragen, die er nicht aus erster Hand, sozusagen in höchstpersönlicher Art löste, eine gewisse bewundernde Vorliebe für das Amerikanische. Das amerikanische Verkaufssystem beruhte nun auf der Abgabe der typischen Artikel und Massenwaren an Vertreter, Kommissionäre, Installateure und Zwischenhändler, die selbständig den Absatz an die Verbraucher besorgten und für sich in Anspruch nahmen. Ein solches System ist einfach und bequem für den Fabrikanten und entsprach aus diesem Grunde wohl der minder bedeutsamen Stellung, die Rathenau dem Verkaufsgeschäft zuwies. Aber er übersah dabei, daß in Europa die Verhältnisse doch ganz anders lagen als in Amerika. Dort handelte sichs im Wesentlichen um Neubedarf an Licht- und Kraftanlagen für Industriebetriebe, die erst errichtet wurden, für Kommunen, die erst zu modernen Großstädten wuchsen. Daß sie, die kein altes Betriebssystem aufzugeben hatten, sich bei ihren Neuanlagen sofort der Elektrizität als der modernsten und rationellsten Betriebsform zuwandten, war selbstverständlich. In Europa hingegen waren die Betriebe, bevor noch die elektrische Kraftübertragung erfunden war, auf Dampf- und Gasbetrieb eingerichtet gewesen, ebenso wie die Kommunen vor der elektrischen Beleuchtung das Gaslicht eingeführt hatten. Hier galt es also, die Verbraucher zu einer Auswechslung ihrer alten Einrichtungen durch neue, bessere zu veranlassen, ihnen zu beweisen, daß sie bei dieser Auswechslung trotz den notwendigen neuen Installations- und Investitionskosten infolge der Betriebsüberlegenheit des elektrischen Systems immer noch ein gutes Geschäft machten. Diese Aufgaben konnte natürlich der Zwischenhändler und fremde Installateur nicht so lösen wie das Fabrikationsunternehmen selbst. Für die Zentralunternehmungen (Elektrizitätswerke und Bahnen) erkannte dies auch Rathenau als Erster durchaus richtig; und er zog durch die Einrichtung eigner Unternehmungen dieser Art aus seiner Erkenntnis die praktischen Konsequenzen. Sobald es sich aber um Einzelanlagen oder andre Erzeugnisse handelte, verleugnete Rathenau sein eignes Prinzip. Er gab dem amerikanischen System des Geschäfts den Vorzug, trotzdem man mit diesem nicht unmittelbar an den Konsum herankommen und offenbar manche Möglichkeiten der Propaganda nicht tatkräftig ausnutzen konnte. Anscheinend fürchtete Rathenau, die Schicht der Zwischenhändler, Vertreter und Installateure zu verstimmen, auf die sich zur Zeit der Gründung der AEG das Geschäft noch fast vollständig stützte.

Hier war nun Deutsch konsequenter und weitsichtiger als Rathenau selbst, indem er die Möglichkeiten der Zukunft über die Beschränktheiten der damaligen Gegen-

wart stellte. Er verlangte, gestützt auf seine Autorität als Leiter des Verkaufsgeschäfts, daß auch auf diesem Gebiet Rathenaus Prinzip zur Geltung gebracht werde. Rathenau ließ ihn gewähren und mußte später zugestehen, daß Deutsch recht gehabt hatte. Die 300 kaufmännisch-technischen Büros, die Deutsch an allen größern Plätzen des In- und Auslands errichtete, wurden immer mehr die Tragpfeiler, der Absatzorganisation und boten die Möglichkeit, alle neuen Konstruktionen auf dem direktesten Wege in den Konsum zu bringen. Die Büros waren mit Kaufleuten und Technikern besetzt, die sich nicht darauf beschränkten, die von der AEG gelieferten Anlagen zu montieren, sondern sie auch ständig überwachten, Anregungen zu Anlage, Ergänzung, Verbesserung gaben, kurzum: den Kunden dieselben Beraterdienste erwiesen, die ihnen sonst von sogenannten „konsultierenden Technikern" geleistet wurden. Naturgemäß verschlang ein solcher Riesenapparat von 300 Büros gewaltige Verwaltungskosten und Spesen. Er machte sich nur bei einem wirklich großen und vielseitigen Umsatz bezahlt und gewann deshalb besonders an Einträglichkeit durch die verschiedenartigen großen Fusionen der AEG, die eine Zusammenlegung der Verkaufsorganisationen aller verschmolzenen Unternehmungen und ihre beträchtlich bessere Ausnutzung bei nur geringfügig erhöhten Unkosten ermöglichten.

Nach Emil Rathenaus Tode stand Deutsch, der nunmehr stärker in das Zentrum der großen AEG-Politik rückte, vor zwei großen Aufgaben. Die eine war die Wiederaufrichtung des durch den Krieg zertrümmerten Auslandsgeschäfts, die andre die Fortführung der Konzentrationspolitik, die infolge der großen, nach dem Kriege einsetzenden Vertrustungsbewegung ein Unternehmen wie die AEG vor schwierige Probleme stellte. Für den Wiederaufbau des Auslandsgeschäfts war Deutsch grade der richtige Mann. Er hielt eine aktive Tätigkeit auf diesem Gebiet für so wichtig, daß er die Kapitalverstärkungen des Unternehmens, die begreiflicherweise bei aller Emissionsfähigkeit der AEG-Aktie einen gewissen Umfang nicht überschreiten konnten, vorwiegend in den Dienst der Exportorganisation stellte und so darauf verzichtete, den AEG-Konzern durch eine allzustarke Fusions- und Angliederungspolitik zu belasten. Der Kreis der Angliederungsobjekte in der Elektro-Industrie selbst war ja schon vor dem Kriege so weit verengt, daß von gemischten Großfirmen eigentlich nur die AEG und der Siemens-Schuckert-Konzern übrig geblieben waren. Zu einer Verbindung beider Konzerne, zu einem großen monopolistischen Elektro-Trust ist es nicht gekommen und wird es auch nicht mehr kommen, nachdem die Siemens-Gruppe sich an den Stinnes-Kirdorfschen Montan-Trust Rheinelbe-Union angeschlossen hat. Die AEG hat darauf verzichtet, in ähnlicher Weise ihre Selbständigkeit zu beschränken: sie begnügte sich damit, einen Interessengemeinschaftsvertrag mit der größten deutschen Waggonfabrik, den Hofmann-Linke-Werken in Breslau abzuschließen, in Gemeinschaft mit diesen sich an einem sächsischen Stahlwerk, der Lauchhammergesellschaft, zu beteiligen und in Hennigsdorf noch ein ganz modernes Stahl-

und Walzwerk für den eignen Rohstoffbedarf zu errichten. In dieser Kombination scheinen die Prinzipien der Selbstbedarfsdeckung und Betriebsoekonomie mindestens ebenso gut, wenn nicht besser gewahrt zu sein als in einem unübersichtlichen, dabei doch sicherlich nur locker beherrschten Riesengebilde wie der Siemens-Rheinelbe-Schuckert-Union, in welchem der Produktionsausgleich, die Einheitlichkeit der Betriebs- und Finanzpolitik nur schwer erreicht werden können. Die AEG-Leute, voran Deutsch, sind nicht in den Fehler verfallen, ihre Dauerorganisation so sehr auf den wahrscheinlich vorübergehenden Mangel an Rohstoffen und besonders an Qualitätsstoffen umzustellen, wie das andre Konzerne, zum Beispiel Stinnes, in mancher ihrer Transaktionen getan haben. Denn daraus kann sich für die Zukunft eine Belastung ergeben, die durch Augenblicksvorteile in der Gegenwart zu schwer erkauft sein würde.

Deutsch hat in seiner Finanzpolitik die alte Rathenausche Tradition der äußersten Vorsicht und zugleich der äußersten Bereitschaft nicht verlassen, ohne daß er, wenn es galt, den Sinn dieser Tradition zu erfüllen, an ihrem Buchstaben kleben blieb. Die AEG hat, genau wie unter Emil Rathenau, unter seiner Leitung weiter das Prinzip verfolgt, immer erheblich mehr Geld bereitzustellen, als sie für den übersehbaren Bedarf brauchte, und diese Kapitalaufnahmen so vorzunehmen, daß sie der Gesellschaft so günstig wie möglich zu stehen kamen. Von der im deutschen Aktienwesen nach dem Kriege grassierenden Mode der hohen Bezugsrechte, der Kapitalverwässerung und der halb verschenkten jungen Aktien hat sich die AEG unter Deutschs behutsamer Leitung fast vollständig ausgeschlossen und es abgelehnt, ihr Stammaktienkapital durch Aufnahme schlechten Geldes auf einen Betrag zu erhöhen, der vielleicht einmal bei einem Stillstand oder Rückgang der Inflation die Gefahr der Ueberkapitalisierung heraufbeschwören könnte. Auch sie hat hunderte von Millionen neuer Aktien ausgegeben, aber doch nicht vollberechtigte Stammaktien, sondern Vorzugsaktien mit fester oder variabler Verzinsung, für welche die Gesellschaft sich das Recht der Rückzahlung in schlechtem Gelde vorbehalten hat, sodaß Dauerbesitzer der Substanz im Wesentlichen nur die alten Goldmarkaktionäre bleiben. Neue Stammaktien hat die Gesellschaft nur dann ausgegeben, wenn sie damit Goldwerte erwerben konnte. Diese Rücksicht haben allerdings jene Aktionäre, die nur den Segen hoher Bezugsrechte schätzen, ihrer Verwaltung nicht sonderlich gedankt. Aber vielleicht wird noch einmal die Zeit kommen, wo sie ihr nachträglich dankbar sein werden.

Der grundtüchtige, kluge und selbständig denkende Deutsch hat auch sonst nicht jede Mode- und Schlagwortpolitik mitgemacht, der sich viele und darunter auch nicht unbedeutende Industrielle der Nachkriegszeit ohne tiefere Ueberlegung verschrieben haben. Er, der erfahrene Praktiker, der gewiß von der Planwirtschaft Walther Rathenaus nicht viel wissen wollte, hat doch sehr bald die ungeheuern Schäden und Verluste richtig erkannt, die eine vorzeitige völlige Befreiung des Außenhandels der deutschen Volkswirtschaft durch eine — vielleicht privatwirt-

schaftliche Scheingewinne ermöglichende — Verschleuderung der Substanz verursachen mußte; und trotzdem er von Hause aus Händler und Exporthändler ist, setzte er sich als einer der ersten praktischen Kaufleute für die Schaffung von Außenhandelsstellen ein. Auch die Politik der wirtschaftlichen „Aushungerung” des Bolschewismus hat er niemals mitgemacht; sondern, grade weil er die gewaltige Bedeutung klar erkannte, den der russische Markt in der Zukunft mehr denn je für die deutsche Industrie haben wird, hat er stets die These vertreten, daß man unbekümmert um die Staats- und Wirtschaftsform Rußlands so schnell wie möglich anfangen müsse, wieder mit ihm Handel zu treiben, trotz Entente-Regierungen und Entente-Kapital.

Nur einmal mußte man über Felix Deutsch den Kopf schütteln: als er in einer wirtschaftsstatistischen Veröffentlichung den Nachweis zu führen versuchte, wie sehr die prozentualen Anteile der Arbeiter an den Erträgnissen der Aktiengesellschaften gegen ihre Vorkriegsbezüge gestiegen, und wie sehr die Anteile der Aktionäre gesunken seien. Dabei ließ er auf der Seite der Aktionäre die hohen Bezugsrechte und die vom Gewinn zurückbehaltenen stillen Reserven, die doch schließlich den Aktionären als Beteiligten der Gesellschaften nicht nur für die Zukunft verbleiben, sondern auch in Form sehr hoher und realisierbarer Kursbesserungen schon in der Gegenwart zum Ausdruck kommen, gänzlich unberücksichtigt und rechnete ihnen nur die ausgeschütteten Dividenden zu, die ja besonders in den letzten Jahren nicht mehr als einen ganz geringen Bruchteil der wirklich erzielten Gewinne betragen haben. Das ist ihm verübelt worden. Er hat es ruhig hingenommen, sich nicht rechthaberisch versteift und seinen Irrtum wohl auch inzwischen eingesehen. Und sich wahrscheinlich gesagt, daß er der AEG und der deutschen Wirtschaft mehr nütze, wenn er gute Geschäfte mache, statt statistische Berechnungen von zweifelhafter Richtigkeit anzustellen.

Parodien von Jan Altenburg

III.

Roda Roda: Der Künstler

Bei den Ottilie-Wildermuth-Dragonern in Kéczmèczkécezèly gab es einen Oberst Baron Sterz v. Pollak, der war ein toller Kavalier vor den Herren und der gefürchtetste Reiter auf 13,2 Meilen in der Runde.

Als ein Haufe Rekruten frisch eingeliefert worden war, rannte der Kadettkorporalvizestellvertreter Weinigl in wilder Aufregung zu dem Oberst und sprach:

„Du, Herr Oberst, unter den naien Rekruten is aner von Beruf Literat”

Auch der Oberst geriet in heillose Verwirrung und befahl, kurzerhand den Rekruten heranzuschleifen.

„Also Literat! Was is denn das?”

„Schriftstel!er, Dichter, Künstler.”

„Aha, Künstler” rief der Oberst, und das aufdämmernde Verständnis erhellte seine Züge sichtlich, „Also Künstler. Na, dann kannst du mich bei Gelegenheit auch mal photographieren.”

Alte Schlager von Peter Panter

Schlager sind Lieder, bestehend aus Musik und Worten, die kaum noch etwas mit ihren Autoren zu tun haben, sondern die aus der Literatur zum Gebrauchsgegenstand des Volkes oder des jeweiligen Volkskreises avanciert oder degradiert sind. Solche Lieder zum sonntäglichen Gebrauch des deutschen Bürgertums aus den Jahren 1740 bis 1840 hat Gustav Wustmann, der Schöpfer des ausgezeichneten Werkes ‚Allerhand Sprachdummheiten', veranstaltet, und ihre Neuausgabe liegt jetzt vor. (‚Als der Großvater die Großmutter nahm', im Insel-Verlag.)

Da sind sie alle noch einmal, jene heute schon ganz oder halb verschollenen Lieder, deren letzte leise Klänge wir noch aus dem Munde unsrer Großeltern haben herüberwehen hören: „Denkst du daran, mein tapferer Lagienka" und „Fordere Niemand, mein Schicksal zu hören" und „Fern im Süd das schöne Spanien" und „Es kann ja nicht Alles so bleiben hier unter dem wechselnden Mond" und viele andre. Kulturgeschichten lügen. Lieder lügen nicht.

Sondern sie enthüllen objektiv und klar die Seelenverfassung der Geschlechter, die sie gesungen haben, und das ist interessant genug. Eine reiche Literatur lag zum Aufblättern vor diesem Bürgertum — heraus nahm es sich, was seinem Geisteszustand am meisten zusagte: das Süße und das Empfindsame und das Zerklüftet-Romantische (man denke an die alten Oeldrucke, die noch in manchen schweizer Hotels zu hängen pflegen) — das Edle und das Leis-Neckische. Es ist fesselnd zu beobachten, was mit so einem Lied geschieht, wenn es in Aller Munde ist, wie es eine ganz andre Klangwirkung bekommt, als die war, die dem Dichter vorgeschwebt hat; viele Zeilen erstarren und werden zu einem einzigen Begriff (bei „Drunten im Unterland, da ists halt fein" denkt sich zum Schluß Niemand mehr etwas, sondern das ward nur noch um des Rhythmus willen gesungen); manche Gedichte werden zu Kinderliedern; manche erhalten einen komischen Beigeschmack. Auch Lieder werden geboren, leben, haben ein Schicksal und sterben. Es ist übrigens an diesen Liedern auf das deutlichste zu sehen, wie Worte nicht den Gehalt zwischen den Zeilen aufbewahren können, nicht jenes Unnennbare, das dem Lied erst seine Farbe gibt. Sing einem ganz alten Mann das ‚Maurische Ständchen' vor — er wird die Assoziationen: Werbung, Gefallsucht, Abweisung, das Parfum eines Haares haben, du aber hältst die graue Mathematik in Händen und wunderst dich über den alten Mann . . .

Ihr werdet hübsche Dinge in dem Bändchen finden. Mein Lieblingsgedicht ist darin — das Herbstlied von Salis-Sewis:

Braun sind schon die Felder
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbst beginnt.
Rote Blätter fallen,
Graue Nebel wallen,
Kühler weht der Wind.

Mit dem reichen Schlußvers:

Geige tönt und Flöte
Bei der Abendröte
Und bei Mondenglanz;
Schöne Winzerinnen
Winken und beginnen
Deutschen Ringeltanz.

Das kann sich neben Gedichten von Claudius sehen lassen. Und dann ist noch etwas sehr Merkwürdiges aus diesem Buche zu lernen. In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts sang Julius Freund das schöne Lied vom letzten Taler und lobte die alte Zeit: „Da war noch Sittsamkeit, Bescheidenheit . . ." Womit er also etwa die Gründerjahre gemeint haben mochte . . . Aber in den Jahren um 1870 pries man sicherlich auch die gute alte Zeit — und in dieser — zwei Generationen vorher, also um 1810 — sang Langbein:

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da wußte man nichts von Mamsell und Madam;
Die züchtige Jungfrau, das häusliche Weib,
Sie waren echt deutsch noch an Seel' und an Leib.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da herrschte noch sittig verschleierte Scham . . .

Aber als er sie wirklich nahm — im Jahre 1747 —, da sang Hagedorn:

Zu meiner Zeit
Bestand noch Recht und Billigkeit.
Da wurden auch aus Kindern Leute,
Da wurden auch aus Jungfern Bräute,
Doch alles mit Bescheidenheit . . .

Und zu „seiner Zeit" schalt wohl Abraham a Santa Clara über die „Erzschelmereien" der neuen Läufte.

Es ist ein Volk des ewigen Gestern, dieses deutsche. Gestern, gestern, nur nicht heute . . . Die Geschichtsbücher bewahren nur das Gute, Edle und Schöne auf — der Alltag versinkt. Und der gelockt gekräuselte Sonntag, überliefert und sorgfältig für die Tradition gepflegt, behält sein Recht. Ja, damals —! Als ob nicht jedes Damals relativ genau so hart, so laut und so erbarmungslos gewesen wäre wie jedes Heute, als ob nicht immer die Caesaren, die Fugger, die Cagliostros und die Devisenhändler oben gelegen hätten! Aber objektive Geschichtsbetrachtung scheint nur möglich zu sein, wenn man an den Epochen gänzlich unbeteiligt ist — und nur der Schwächling verliert sich in der gefühlvollen Rückbetrachtung,

Heute wie damals. Wie wäre sonst der Fridericus-Wahnsinn zu erklären, der über die Geistesgestörten dieses Landes dahinbraust! Die gute alte Zeit —! Hagedorn aber nannte die von den heutigen Drahtziehern gepriesene Epoche: „O schlimme Zeit!", und so bestätigt sich auch hier wieder, daß es die Invaliden des Lebens sind, die den Leierkasten der Erinnerung auf dem Buckel schleppen und ewig auf ihm werkeln.

Ein schwaches Volk ist stets ein König Lear!
Die Jugend ist um ihretwillen hier;
Es wäre töricht zu verlangen:
Komm, ältle du mit mir.

Fulda und Hauptmann

Das Jahr 90 liebte die Ueberschrift: Sudermann und Hauptmann; aber der Unterschied ist ja nicht groß und ‚Des Esels Schatten' mindestens ebenso gewichtig wie etwa ‚Die Freundin' oder ‚Das Blumenboot'. Wenn man am Anfang den Hut abgibt — auf die Gefahr hin, daß man ihn ein Mal vor diesem Dichter zu ziehen haben wird —, bietet die unschuldsvolle, politisch neutrale Garderobiere außer dem Textbuch, das man freilich lesen muß, um es zu glauben, die Thronbewerbungsschrift unsres Kronprinzen an. Cotta war immer eine vorurteilsfreie Firma, für Goethe nicht mehr eingenommen als für andre Autoren aus Frankfurt am Main und von Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen' wahrscheinlich weniger hingerissen als von ‚Erinnerungen', die einen Hohenzollern zum Urheber, keine Gedanken und aus beiden Gründen auf ungeheure Valuta-Honorare zu zählen haben. Fulda ist seines hochgeborenen Verlagsbruders dreifach würdig. Der Politiker hat es mit Annexion und mit Einherrschaft: nachdem die Abderiten, teils Esel, teils Schatten, lange und erfolgreich genug den Deutschen die Parteiensucht vorgeahmt haben, erscheint der König Kassander von Makedonien, steckt mit gepanzerter Faust die fremde Stadt in die Tasche und beschirmt die Tänzerin Iris, eine sehr heitere Dame, und ihren Weisheitslehrer Demokritos — die es unter dem fluchbeladenen, muckerischen und geistfeindlichen Regime der Demokratie miserabel gehabt haben — zu keinem andern Zweck, als zur höhern Ehre der Monarchie. Der Denker Fulda richtet seine Sechsdreierironie gegen ein Philistertum, das behaglich die Fähigkeit auskostet, seinem zweitplattesten Vertreter in der Literatur vollständig zu verbergen, daß er das ist. Der Künstler Fulda endlich . . . Die Mathematiker schwärmen von der Kunsthaltigkeit, der Kunsthaftigkeit ihrer Wissenschaft. Sie also werden wohl das Organ für einen Dramatiker haben, der jede Wirkung errechnet, nämlich darauf gründet, daß einem Haken unbedingt eine Oese, dem Schwarz ein Weiß, dem Licht ein Schatten, und seis eines Esels Schatten, entspricht. Es lebe die Symmetrie! Schade nur, daß sie außerstande ist, sich kürzer zu fassen; als ob nicht die einzige Existenzberechtigung der dritten Theaterstunde wäre, daß sie nicht haargenau bringt, was in der ersten vorauszusehen war. Da könnte die Bühne helfen. Wo Zahlen schweigen, werden Menschen zeugen. Wollte das Deutsche Theater unsereinem die Folter lindern, so hatte es die Möglichkeit, zur Durchblutung der dürren Figurinen seine erste Garnitur aufzubieten. Aber wie das Stück für den Mai, so wähnte man für das Stück eine Truppe ausreichend, die früher bis zum Hochsommer aufgespart wurde. Nun, vorige Woche war ja Hochsommer; und überhaupt haben wir uns in Berlin daran gewöhnt, daß die Grenzen zwischen den Jahreszeiten verschwimmen. Von den paar Winterschauspielern hatte Fräulein Bergner den Reiz artistischer Beweglichkeit, Fräulein Mewes den Reiz eines schlichten Naturells.

*

Am nächsten Abend war das Große Schauspielhaus bis unters Dach besetzt — bei einer Glut, die ehedem die Berliner nach Treptow getrieben hätte. Jetzt absolvieren sie mit einer musterhaften Gefügigkeit das Theaterpensum, das sie sich auferlegt haben, indem sie Abonnenten des Zirkus wurden. Es ist, als fühlten sie obendrein die Verpflichtung, Gerhart Hauptmanns sechzigsten Geburtstag nicht nahen zu lassen, ohne daß sich die wahre Popularität für den Dichter eingestellt hat. Das stimmt selbstverständlich nicht. Bei der blödesten Operette wars ebenso voll. Keine Rede von einem Protest dieser Massen gegen die deutschnationalen Dunkelmänner, die eine Verpflichtung der deutschen Nation, ihren Dramatiker zu feiern, durchaus nicht anerkennen wollen. Ja, aber: hat sie denn ein Recht? Am vierten Januar 1896 war ‚Florian Geyer' ausgehöhnt worden. Schon elf Monate später, am zweiten Dezember, erklang aus der ‚Versunkenen Glocke' Hauptmanns Schmerz darüber, der nicht besser verstanden wurde als das Märchen. Aber es hatte einen triumphalen Erfolg.
Nach fünfundzwanzig Jahren bewahrt ‚Florian Geyer' nicht allein das dramatische Ingenium, sondern auch die prophetische Kraft seines Dichters. ‚Die versunkene Glocke' dagegen tönt hohl. Tut nichts.
Bei durchgedrungenen Autoren spielt der Unterschied, ob ein Drama unsterblich oder allzu sterblich, nicht einmal mehr eine Rolle für die Beurteilung dieser einzelnen Werke. Wer das zweite, das Märchen, immer abgelehnt, wer nie empfunden hat, daß sich mit verrinnender Zeit ein Nachglanz, wie über manche Nebenwerke des Dichters, darüber legte: dem erleichtern es schauspielerischer Nachwuchs und Zirkus, seine Abneigung gegen ein Theaterstück zu befestigen, das Hauptmann auf der Flucht vor sich selber, vor der eignen einbildungsmächtigen Realistik in eine, schonungslos ausgedrückt, Buntdruckromantik zeigt. Ueber diese hinwegzutäuschen, mußten Künstler wie Kainz und die Sorma, Rittner und Hermann Müller, Reicher und Marie Meyer, Hanns Fischer und Max Reinhardt zusammenkommen. Ich weiß, daß ich bei der Premiere trotzdem zischte, erinnere mich, daß ich dafür beinah hinausgeworfen worden wäre, und bereue nicht, daß ich an etwa dreißig Abenden wiederkehrte — weil diese Acht, unabhängig von ihrem Komponisten, der getrost Max Bernstein hätte heißen können und manchmal so hieß, einfach eine Musik ohnegleichen vollführten. Aus dem Zirkus verschwand ich schweigend und auf Nimmerwiederkehr nach zwei Fünfteln; und will nur sagen, daß nicht Kloepfer den Nickelmann machte. Neulich hatt' ich zum ersten Mal in diesem Hause jede Silbe verstanden: ‚Judith' war auf einen kurzen Vorsprung vor dem Vorhang zusammengedrängt, und dieser und die neue Kuppel erwiesen sich als geeignet, den Schall zurückzuwerfen. Diesmal wurde die ganze — dekorativ auf modische Art verkitschte — Bühne ausgenutzt; und ein schwacher Bruchteil des Textes wehte über die Rampe, die der kleinen, aus dem Tal in die Berge dringenden Menschenwelt zu Kletterübungen diente. Die Menge raste. Was ist der Erde Ruhm? Ein Schatten. Eines Esels Schatten.

Zucker, Brot und Peitsche von Morus

Der verschwundene Zucker

In Deutschland geschehen täglich neue Zeichen und Wunder. In diesem freundlichen, von einem lebfrischen Volke bewohnten Lande kommt es, beispielsweise, vor, daß die ganze Zuckerernte eines Jahres spurlos verschwindet. Die letzte Zucker-Campagne hat, wie eine amtliche Statistik zur Beruhigung mitteilt, gegenüber dem Vorjahr ein Plus von fast 2 Millionen Doppelzentner ergeben. Und wenn trotzdem kein Zucker auf den Markt kommt und dein Heringsbändiger dir glaubwürdig versichert, er habe sich nur mit Müh und Not ein Säckchen erschoben, von dem er dir, weil du es bist, ein Pfund zu 25 Mark ablassen will, so wirst du, schöne Leserin, gewiß den gottlosen Gedanken gehegt haben, die Zuckerindustriellen hätten daran Schuld. Aber auch darüber belehrt dich die amtliche Statistik eines Bessern.

Die deutschen Zuckerfabrikanten gehörten zwar zu den Ersten, die sich in einem festen Syndikat zusammenschlossen und rücksichtsloseste Monopolpolitik betrieben; sie haben schon vor einem Vierteljahrhundert den Dumping, den Schleuderexport auf Kosten hoher Inlandpreise, zu ungeahnter Blüte gebracht und durch diese Schmutzkonkurrenz wesentlich zur Hebung des deutschen Ansehens im Auslande beigetragen; sie haben auch noch nach der Brüsseler Zuckerkonvention von 1902, durch die sich die wichtigsten Zollschutzstaaten gegen das System der Ausfuhrprämien zu wehren suchten, ihre ehrenwerten Praktiken fortgesetzt, und noch kurz vor dem Kriege war es gang und gäbe, daß deutsche Schiffe deutschen Zucker in England kauften, weil er dort billiger war als in den deutschen Hafenstädten. Aber inzwischen sind die Zuckerfabrikanten musterhafte Patrioten geworden. Seit September 1921 sind bereits 7½ Millionen Doppelzentner innerhalb des deutschen Zollgebiets in den freien Verkehr gegeben, sodaß, nach Abzug des Viehzuckers, jeder Deutsche in den letzten acht Monaten einen Viertelzentner Zucker hätte erhalten müssen — wenn eben bei uns nicht Zeichen und Wunder geschähen.

Nachdem die Regierung sich einige Monate mit der Aufstellung einer so vorzüglichen Statistik beschäftigt hat, ist sie nunmehr, sozusagen, in medias res gegangen. Sie hat zwar nicht gewagt, an Stelle dieser erbaulichen „freien” Wirtschaft eine geregelte Zwangswirtschaft einzuführen, und sie hat erst recht nicht gewagt, den Zuckerfabrikanten oder den Großhändlern etwas auf den Pelz zu rücken. Aber sie hat wenigstens die Einfuhr von Auslandzucker freigegeben. Darob große Empörung bei den Herren des Zuckersyndikats. Wieder einmal geht eine Industrie zugrunde, wenn nicht schleunigst die Zollschraube angezogen wird. Der Zoll auf den Doppelzentner Auslandzucker soll, nach den Vorschlägen der Zuckerfabrikanten, auf 1400 Mark erhöht werden, sodaß auf das Pfund amerikanischen Zuckers, das nach dem gegenwärtigen Valutastand ohne Transportkosten schon an die 20 Mark kostet, noch 7 Mark Einfuhrzoll entfallen. Wenn aber der Zucker erst auf 30 Mark, also auf das 150fache des Friedenspreises gestiegen ist, dürfte sich, nach

menschlichem Ermessen, auch die deutsche Zuckerernte wieder einfinden, und wir zweifeln nicht, daß Magdeburg ebenso vorzügliche Auslandware liefern wird wie Amerika.

Hilfswerk und Umlageverfahren

Als auf der letzten Landwirtetagung in Dresden mit viel Stimmaufwand das „Hilfswerk der deutschen Landwirtschaft” beschlossen wurde, erlaubten wir uns, in Nummer 6 der ‚Weltbühne’, einige Zweifel zu äußern, nicht etwa an der Leistungsfähigkeit der Landwirte, 20 Milliarden für Meliorationen aufzubringen — denn die Wertverschiebung von der Stadt auf das Land geht seit acht Jahren unaufhaltsam fort —, wohl aber an dem ernsten Willen der Agrarier, „aus eignen Kräften” und ohne Gegenleistungen ihren Plan zu verwirklichen. Die agrarische Presse benutzte diese Gelegenheit zu ausgiebigen antisemitischen Pöbeleien gegen die ‚Weltbühne’ und ein westdeutsches Blatt rief bekümmert, die armen Landwirte könnten es den Juden niemals recht machen.

Inzwischen ist fast ein halbes Jahr vergangen, und vom „Hilfswerk der deutschen Landwirtschaft” hört man nur noch — Drohungen. Der Commis voyageur unsrer Torys, der Edle von Braun, reist emsig von Ort zu Ort, um all die Gründe aufzuzählen, durch die die notleidende Landwirtschaft und mit ihr das „Hilfswerk” ununterbrochen zugrunde gerichtet werden: bisher waren es die Steuern, jetzt ist es — immer zeitgemäß! — das Umlageverfahren für die kommende Ernte. Wie es auf dem Lande mit den Steuern steht, darüber hat mir ein westfälischer Landwirt dieser Tage ein paar interessante Mitteilungen gemacht. In einem westfälischen Dorfe war so eine kleine Bauernrevolte ausgebrochen, weil ein Bauer, der 80 Morgen bestes Land besitzt, als Einkommensteuer für 1920 jetzt, also mit entwertetem Gelde, 1200 Mark zahlen sollte. In derselben Gemeinde hat der reichste Bauer, dessen Gut einen Verkehrswert von mehreren Millionen Mark hat, sein Einkommen mit 30 000 Mark angegeben. Daß diese armen Leute nicht noch Geld für Meliorationen übrig haben, versteht sich von selbst.

Und nun der schrecklichste der Schrecken: die Zwangswirtschaft. Niemand wünscht sie, Niemand hält sie für einen idealen Zustand. Sie war eine Notwendigkeit, um die städtische Bevölkerung vor dem Wucher der Landwirte zu schützen, und sie ist es heute, wo die Kartoffel das 150fache, Brotgetreide das 80-100fache des Vorkriegspreises kostet, noch immer. Eine Landwirtschaft, die die Weizenpreise auf den Weltmarktpreis treibt, obwohl ihre Arbeitskräfte nur ein Zehntel der amerikanischen Arbeitslöhne beanspruchen, gibt nicht die Gewähr für eine reelle freie Wirtschaft. Herr Professor Fehr, der Kollege und Nachfolger des moselweinfreudigen Doktor Hermes, scheint sich nicht ganz so widerstandslos ins Schlepptau der Agrarier nehmen zu lassen wie sein vielgewandter Vorgänger. Aber der neue Reichsernährungsminister wird der eindringlichen Unterstützung aller städtischen Kreise (die sich viel zu wenig mit den Fragen der Landwirtschaft beschäftigen) bedürfen, wenn er fest bleiben soll.

Der Kampf um die Arbeitszeit

Nachdem die kapitalistische Presse die nötige Vorarbeit geleistet hat, steht jetzt der Generalangriff auf den Achtstundentag bevor. Im

Reichsarbeitsministerium sind eine Anzahl Gesetzesentwürfe ausgearbeitet worden, die samt und sonders denselben Zweck haben: die maximale Arbeitszeit zu verlängern. Die gewerblichen Arbeiter, die Bergarbeiter, die Angestellten, das Krankenpflegepersonal und die Hausgehilfen, die Verkehrsgewerbe und die Hausbetriebe, die Fischer und die Seeleute sollen ihr besonderes „Arbeitszeitgesetz" erhalten. Als „Grundlage" soll natürlich der verfassungsmäßig festgelegte Achtstundentag gelten, aber tatsächlich will man an die Stelle des „schematischen" Achtstundentages einen differenzierten Arbeitstag setzen, bei dem die Schwere der Arbeitsleistung und die besondern Bedürfnisse des Betriebes berücksichtigt werden, an die Stelle des starren Maximalarbeitstages, wie ihn auch Marx und wie ihn das Erfurter Programm forderten, den „Normalarbeitstag" im Sinne des Preußen-Sozialisten Rodbertus, bei dem eine Stunde schwerer Arbeit einer längern Zeit leichter Arbeit gleichgesetzt wird.

Gegen eine stärker differenzierte Bewertung der Arbeitszeit läßt sich gewiß nichts Triftiges einwenden. Nur soll man den Kampf nicht mit unsaubern Mitteln führen. Es ist, obwohl es immerfort behauptet wird, unwahr, daß wir bisher einen „schematischen" Achtstundentag hatten: die „Vorläufige Landarbeiterordnung" vom vierundzwanzigsten Januar 1919, die heute noch für 8 Millionen ländlicher Arbeiter gilt, schreibt für je 4 Monate im Jahr eine achtstündige, eine zehn- und eine elfstündige Arbeitszeit vor. Und ebenso unwahr ist es, daß Deutschland allein den Achtstundentag habe und deshalb dem Ausland gegenüber nicht konkurrenzfähig sei. Tatsächlich hat nicht nur Deutschland den gesetzlichen Achtstundentag eingeführt, sondern auch Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, Polen, die Tschechoslowakei, Deutsch-Oesterreich; die englischen Arbeiter hatten schon vor dem Kriege in sehr vielen Betrieben den Achtstundentag durchgesetzt, in Australien war er obligatorisch, und selbst in dem unsozialsten Lande der Welt: in den Vereinigten Staaten war er für die Bundesbetriebe vorgeschrieben. Von einer Ausnahmestellung der deutschen Arbeiter ist also keine Rede.

Wenn trotzdem eine Differenzierung der Arbeitszeit durchaus diskutabel erscheint, so muß unbedingt gefordert werden, daß wirklich eine gerechtere Bewertung, nicht einfach eine Verschlechterung der bestehenden Arbeitszeit erzielt wird. Deshalb muß vor allem gegen das geplante Bergarbeitszeitgesetz aufs schärfste protestiert werden. Die Bergarbeiter hatten schon seit Jahrzehnten in allen Ländern eine kürzere Arbeitszeit, durchschnittlich eine Stunde weniger als die übrigen Arbeiter, nicht nur, weil die Arbeit im Kohlenbergwerk die schwerste, sondern auch, weil sie die gefährlichste Arbeit ist. Die Gesundheitsschädigungen durch Gewerbekrankheiten sind zwar kaum schlimmer als in andern Berufen, da die Tuberkulose dem Kohlenarbeiter wenig anhaben kann. Umso größer aber ist die Gefahrenquote durch Unfälle. Es klingt fast unglaublich, aber es ist eine Tatsache, daß auch heute noch, trotz allen Sicherheitsvorkehrungen, ein Drittel aller Kohlenbergarbeiter nicht eines natürlichen Todes stirbt, sondern infolge von Betriebsunfällen.

Es ist daher gradezu unverständlich, daß man in dem neuen Gesetzentwurf den Bergarbeitern eine 7½ stündige Schichtzeit auferlegt, wozu dann noch durch die Vorbereitungen zur Einfahrt und die Ab-

rüstung nach der Ausfahrt, eine Stunde hinzukommt. Der Bergarbeiter, für den jede Minute unter Tag eine Minute schwerer Lebensgefahr ist, soll also künftig ebenso lange oder noch länger arbeiten als der gewerbliche Arbeiter über Tag.

Der Arbeitsminister Brauns hat jüngst im Reichstag dargelegt, daß die südwestdeutschen Metallarbeiterstreiks und Aussperrungen, bei denen die Unternehmer eine Arbeitsstunde mehr in der Woche herauspressen wollen, bereits so viel gekostet haben, wie eine Wochenstunde in zwölf Jahren einbringen kann. Er sollte sich auch einmal überlegen, was damit gewonnen wäre, wenn die vereinten bürgerlichen Parteien im Reichstag gegen den Willen der Arbeiter eine Verlängerung der Arbeitszeit durchdrückten.

Unser täglich Brot **von Theobald Tiger**

An deinem Brot für fünfzehn Mark und achtzig
hängt, wenn du hinsiehst, allerlei —:

Der Landman läßt sich neue Ställe bauen,
behängt mit Pelz und Perlen seine Frauen;
er zählt das Geld nicht mehr — er muß es wiegen —
wo soll er nur den Krempel unterkriegen?
Im Flusse treibt ein neues Segelboot —
von deinem Brot.

Die Mühlen mahlen. Unternehmer grinsen.
Die Werke tragen unerhörte Zinsen.
Kein Käufer streikt. Er kann und muß es tragen.
In den Garagen summen neue Wagen,
weil man die besten Dividenden bot
von deinem Brot.

Der Bäcker backt. Die Löhne steigen munter,
doch vom Gewinne geht kein Pfennig runter.
Die Menschen leben vom Gehalte in den Mund.
Der Bäcker backt. Und macht sich sehr gesund.
Er ist der Preisekönig, der Despot —
von deinem Brot.

So geht der Kreis: kein Landbetrieb geniert sich.
Die Industrie hingegen revanchiert sich.
Wer hat, der hat. Nun seht Ihr Andern zu.
Sie teilen sichs. Wer unten liegt, bist du.
Sie klopfen auf die Waren ihres Baus.
Das ist noch drin. Und das muß noch heraus!
Sie wollen Alle leben, fett und reich:
in Villen, Autos, teppichwarm und weich . . .
Goldtaschen, Zobel und der Frauen Lippenrot —:
Das, Deutscher, ist dein Brot.

Rundschau

Der Hund als Untergebener

„Und der Dackel Männe hatte alle zu Vorgesetzten”, steht in Heinrich Manns ‚Untertan’ von der deutschen Familie. Hast du einmal den deutschen Bürgersmann beobachtet (und ganz besonders die deutsche Bürgersfrau), was sie auf der Straße alles mit ihrem Hund angeben? Es scheint wirklich so, als ob die meisten Menschen hierzulande einen Hund nur deshalb besäßen, um noch Einen „unter sich zu haben”. Bedrückt von Wohnungsamt, Polizeirevier, Hauswirt, Kolonialwarenhändler, Außenhandelsnebenstelle, Finanzamt und ähnlichen Versorgungsanstalten benötigt die mannhafte deutsche Seele eines Sklaven, um die Superiorität ihrer Herrenrasse darzutun.

„Komm mal her! Kommst du gleich her! Willst du mal gleich herkommen! Lumpi! Lump! Lumpichen! Lump, Lump, Lump!” Lump hat furchtbar zu tun: er riecht grade die untere Rundung einer Litfassäule an, auf die eine Einladung zum Husarentag in Rathenow geklebt ist . . . Er denkt gar nicht daran, zu gehorchen. Es betrübt nun den Bürgersmann und die Bürgersfrau gar nicht so sehr, daß der gewaltunterworfene Sklave nicht kommt — aber welche Seligkeit, befehlen zu können! Welche Freude, einen um sich zu haben, der mit treu dämlichen, gefeuchteten Augen zu dir emporblickt, manchmal gehorsam jedem Winke, und dem gegenüber du dich als Mann fühlst, als Freier und als Herr.

Ich weiß schon: viele Leute züchten Hunde, weil sie wirklich etwas davon verstehen, und vielen Leuten ist der Hund ein wahrer Freund, in den sie sich eingefühlt und eingelebt haben. Aber ein großer Teil, der in den Mietshausschubladen untergebrachten Individualitäten (ein durch seine Aufzeichnungen berühmt gewordener Irrer nannte seine Visionen immer: „rasch hingemachte Männerchen”) — ein großer Teil dieser, entschuldigen Sie das harte Wort, Menschen hat an dem Hund nur einen Untertan. Sie regieren auf ihm herum. Der Schweifwedelnde quittiert mit fröhlichem Gebell, einem leicht pestilenzialischen Geruch bei Regenwetter und einer Treue, die fast so unentwegt ist wie die der Monarchisten. Er ist egal treu, hat um den Kopf eine Hundemarke und im demselben so viel Gemüt, daß die ganze Nation empört und beleidigt ist, wenn man sich über ihre falsche Beziehung zum Hund lustig macht. (Was sie aber nicht hindert, dieses bewegliche und auf die Bewegung angewiesene Tier in tausenden von lebendigen Exemplaren in kleine muffige Hundehütten zu sperren und die so Angekettteten bis an ihr Lebensende zu quälen.)

Nein, ich hasse den Hund gar nicht. Wohl aber eine bestimmte Gattung Mensch, die ihn behandelt wie ein Brigadekommandeur die unterstellte Formation, und die mit ihm herumwirtschaftet, weil auch er aus Deutschland ist.

Und so ist die Reihenfolge: Der Verflossene in Doorn hatte die Schranzen, die hatten die Militärs, die hatten die Aemter, und die

hatten den Untertan. Und er hat den Hund. Und weil der zum Glück seinen Floh hat, und der Floh wiederum den Verflossenen pieken durfte, so ist der Zirkel der göttlichen Gerechtigkeit auf das Herrlichste geschlossen, und es ist immer noch besser, daß der Deutsche seinem Hund pfeift als der Kaiser seinem Deutschen.

Ignaz Wrobel

Zeitungsverkauf

Ein zeitgenössischer anonymer Stich

. . . Und plötzlich sind ein paar Herren im Cutaway da. Unter Führung des Verlagsdirektors durchwandern sie das Haus vom Keller bis zum Dachgeschoß.

Die Bilanzen sind wohl vorbereitet und rosa aufgefärbt, Personal ist ausgebootet, um den Betrieb zu verbilligen, die politische Haltung des Blattes auf höhere Weisung neutralisiert, um die bevorstehende Schwenkung ein- und überzuleiten — nun kann er kommen, Stinnes, der Allmächtige, oder der vorgeschobene Mittelsmann von Hugos Gnaden oder sonst ein Ramscher.
Auf den Korridoren wispern die Gerüchte. Und hinter den geschlossenen Türen sitzen die Redakteure, auf Stühlen, die unter ihrem Hintern verkauft werden, schreiben auf Papier, das ihnen unter der Feder weggezogen wird, wissen nicht, wohin die Fahrt geht, wie sie übermorgen schreiben werden und für welche Interessen. Sie, die sonst Alles wissen sollen, bleiben diesmal gründlich uninformiert und fühlen nur in knirschender Ohnmacht, daß sie in Bausch und Bogen als lästiges, lebendes Inventar an irgendwen verkauft werden.
Da wird die Tür des Redaktionszimmers aufgerissen. Es ist eine Herrenfaust, molluskenhaft weich und gepolstert. Ich kenne diese Hände ganz genau an der Art, wie sie Türen aufreißen, ohne anzuklopfen. Die Herren mustern das Zimmer. Ein Prokurist notiert beflissen das Inventar. Sie taxieren aufmerksam jedes Stück: das große Regal, den noch leidlich guten Schreibtisch, den kleinen Wandschrank. Ganz zuletzt fällt ihr Blick auf den Redakteur. Sie sagen: „Ach so — 'n Tach!”, und ihre Mundwinkel senken sich mokant vor lauter Gleichgültigkeit. „Ja — das ist der Redakteur”, sagt der Prokurist beinahe betreten und entschuldigend, daß so ein überflüssiges geldverschlingendes und nichts einbringendes Mobiliar da ist. „So, so”, sagt der Herr, und sein ganzes Interesse ist wieder auf das große Regal konzentriert.

Dann ist die kleine Deputation fort, der Redakteur sinkt knirschend über das Manuscriptblatt, und die Herren in ihren Klubsesseln einigen sich, daß das Blatt ganz energisch nach rechts gedreht werden muß . . .

Interview mit dem geschätzten Schauspieler

Das Interview, das alle Teile zu befriedigen pflegt, kommt auf der Basis folgender Vereinbarung zustande: Sage mir, wer du nicht bist, und ich sage den Leuten nicht, wer du bist.

Taktvolles Interview: Der Sänger sprach von Ohrfeigen, die er demnnächst in der Direktionskanzlei auszuteilen gedenke. Der Interviewer schrieb: „Gerüchte, die von Differenzen zwischen N.N. und der Direktion wissen wollen, wurden vom Künstler in seiner gewohnt temperamentvollen Weise als infamer Tratsch bezeichnet.”

Uninteressantes Interview: Der Sänger, von dessen Affäre die ganze Stadt redete, sprach von seiner Kunst.

Unwahrscheinliches Interview: Der in Posemuckel gastierende Tragödie erklärt, daß er nicht gesonnen sei, Posemuckel für den Mittelpunkt der Erde zu halten.

„Aber das interessiert ja die Oeffentlichkeit nicht”, meinte die Salondame und bat, die pikanten Details nicht zu vergessen.

Diskretion ist Ehrensache, eventuell auch beim Interviewen. Aber das Zartgefühl des Schreibers gilt als schwacher Ersatz für Indiskretionen, auf die der Leser Anspruch hat.

„Ich rede nicht gern über mich”, sagte der Liebling und fragte den Interviewer, ob er ihm Papier und Bleistift anbieten dürfe.

Goldene Regel für Interviewer: Wenn dir der Interviewte erklärt, du könntest Alles genau so schreiben, wie er es gesagt, so gehe hin und schreibe für alle Fälle etwas ganz Andres.

Das weise Interview: Sprich mit großen Männern über das Wetter, mit Kammersängern über das Valutenanforderungsgesetz, mit der Soubrette über die Welträtsel und verleite den Tenor auf keinen Fall, goldene Worte über das Räte-System in Rußland von sich zu geben.

Solltest du aber einmal im Drang der Geschäfte die Ausführungen des Direktors der Lebensmitteluntersuchungsstelle mit den Bekenntnissen Asta Nielsens verwechselt haben, so sei nicht traurig. Denn du wirst am nächsten Tag einen Brief folgenden Inhalts empfangen: „Besonders gefreut hat mich, daß Sie mich dem Publikum von einer meiner weniger bekannten Seiten vorgestellt haben.”

Als der Interviewer Eckermanns Gespräche mit Goethe gelesen hatte, sagte er: „Antworten ist leicht — aber fragen!”

Im übrigen: der Interviewer stellt die wortreichen Inschriften für die Schleifen jener Kränze her, die in der nächsten Saison vielleicht nicht mehr geflochten werden. Carl Marilaun

Zu diesen Schießerlassen

Verhandlungsführer: Sie waren aber nicht berechtigt, von Ihrer Waffe Gebrauch zu machen.
Angeklagter: Doch, wenn ein Untergebener bei der Arretierung entflieht, bin ich sogar laut Instruktion verpflichtet, von meiner Waffe Gebrauch zu machen.
Verhandlungsführer: Das ist falsch.
Prozeß gegen den Fähnrich zur See Hüssener
26. Mai 1903

Liebe Weltbühne!

Oscar Bie hat einmal, ganz entgegen seiner Berlin-Westlichen Lebenskursführung, im Osten der Stadt zu tun. Als er um eine dieser ausländischen Straßenecken biegt, trifft er — auf Heinrich Grünfeld, und dieser hebt die rechte Hand und spricht: „Bin ich nicht pünktlich?”

Antworten

Frau Ministerialdirektor Dr. Gertrud Bäumer. Ich habe voriges Mal von Ihnen als einer Frau Dr. Helene Bäumer mitgeteilt, daß Sie, eine Demokratin, für die üble Disziplinarvorschrift gestimmt- haben, wonach weiblichen Beamten „uneheliche” Kinder verboten sind. Ich habe mich geirrt: Sie heißen nicht Helene, sondern Gertrud. Aber hießen Sie Helene, Demokratin: Sie hätten sich, befürcht’ ich, ebenso verhalten.

Verfassungstreuer. Nach der Verfassung gibts allerdings keine Titel mehr. Aber Sie verstehen eben nicht, feine Unterschiede zu machen. Wenn ein subventioniertes Opernhaus, wie das Deutsche der Stadt Charlottenburg, seinen Direktor zum „Intendanten” ernennt, also von neuem der ziemlich ekelhaften Titelseuche verfällt, so ist das keine Verfassungsverletzung. Geben Sies auf. Der Kannibale braucht seinen Kopfputz, das Schwein seine Trichinen und der Deutsche seinen Titel.

Emanuel F. Sie waren einst Ordonnanz im Kasino eines A.O.K. und finden nun in der Kreuzzeitung diese Schilderung einer Maifeier: „Die einzig Lachenden waren gestern die Parteibudiker und die Destillateure. Bei denen ging es bis in die Nacht hoch her. Bei Bier und Schnaps wurde natürlich auf die ‚Kapitalisten’ geschimpft. Der Budiker tat wacker mit. Auch gesungen wurde mit schweren Zungen.” Das haben Sie gelesen, sich an ihre Kriegszeit erinnert und vergleichend gelächelt. Kasino? Nein, da kann keine Kommunistenkneipe mit!

Filmfachmann. Der Film ‚Fridericus Rex’ hat nicht auf ordnungsmäßigem Wege die Zensur passiert. Ein Herr Wichert, der auch noch in seinem Zivilberuf den Obersten-Titel führt — „Ach, bitte, reiten Sie doch mal ins Nebenzimmer und zensieren Sie den Film!” —, hat sich die Bestimmung zunutze gemacht, wonach Filme, deren neutraler und gänzlich unbedenklicher Charakter feststeht, nicht von der zuständigen Kommission in corpore, sondern von Einzelmitgliedern zensiert werden dürfen. Wie diese seine Auslegung im vorliegenden Falle mit einem kräftigen Wort zu benennen ist, werden Sie selber wissen. Die Entscheidung ist zweifellos anfechtbar — denn der Film ist politisch und führt immerfort zu den schwersten Ruhestörungen. Beim ‚Reigen’,bei ‚Glaube und Heimat’,beim ‚Weibsteufel’ genügte der Polizei schon die Befürchtung, daß etwa Ruhestörungen vorkommen könnten, um diese Stücke zu verbieten. Hier sind Ruhestörungen vorgekommen, berechtigte Proteste der Republikaner gegen künftige Hochverräter — der Film bleibt.

Kunstliebhaber. „Für die Grabstätte Frank Wedekinds auf dem münchner Waldfriedhof hat Benno Elkan, der frankfurter Bildhauer, das Denkmal geschaffen. Es ist auf einem niedrigen Stufensockel eine schlanke Säule aus gelblichem Untersberger Marmor von ovalem Querschnitt. Sie trägt vorn ein Bronzemedaillon mit dem Profilbildnis des Dichters und oben auf vergoldeter Kugel einen bronzenem Pegasus, der im Augenblicke des Aufschwunges sich anmutig im Gleichgewichte hält." So, genau so habe ich mir den Genius Wedekinds vorgestellt!

Kalender-Liebhaber. Kaufen Sie Meyers Historisch-Geographischen Kalender nicht, und warnen Sie vor seiner Anschaffung. Er ist monarchistisch, weiß noch nicht, welch einen Krieg der Monarchismus verloren hat, und hält das Andenken an die Hohenzollern hoch. Lassen Sie ihn hochhalten und hängen Sie ihn niedriger.

Psychologe. Seit Hans Delbrück Herrn Lindström-Ludendorff abgetan hat, zerbrechen sich die Deutschnationalen aller Schattierungen die soi-disant-Köpfe, wie es wohl möglich ist, daß ein Universitäts-Historiker so etwas . . . Einer hat das Rätsel gelöst. Er läßt einen französischen General, also einen von der Sorte, auf die der gute Deutsche sonst gar nicht genug schimpfen kann, Reklame für den geschlagenen Kameraden machen. Der „sichtlich durch Verstimmungen gefärbten Anklage" Delbrücks ist „das Urteil eines französischen militärischen Fachmannes" gegenüberzustellen. Zugegeben: wir sind ein bißchen verstimmt. Zwei Millionen liegen verstümmelt oder begraben, Millionen sind ins Elend gestürzt, die Lebenshaltung des Volkes sinkt täglich mehr, die Steuern steigen, die Generale beschimpfen im Ausland für Valuta-Honorare das eigne Volk — wir sind ein klein wenig, ein ganz klein wenig: verstimmt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVIII. Jahrgang 8. Juni 1922 Nummer 23

Deutsche Reden von Otto Flake

7.

An die Ring-Leute

Meine fünfte Rede (‚Die Ring-Leute', in Nummer 19 der ‚Weltbühne') hat einen Widerhall im ‚Gewissen' gefunden, und dieses Organ eben der Ring-Gruppe glaubte feststellen zu können, daß ich zwar wider sie habe schreiben wollen, aber wider Willen für sie geschrieben habe. Ich werde nicht polemisieren, wohl aber die Gelegenheit ergreifen, um die Frage zu klären, um die es in meinen Aufsätzen geht: die Frage der Demokratie.

Das ‚Gewissen' stellt eine interessante Behauptung auf: daß „heute der wilhelminischen Generation auch die Opposition von damals, die Linke angehört". Das heißt zunächst, daß auch die Leute vom Ring die wilhelminische Periode als erledigt ansehn und für die Regeneration eine neue Basis suchen.

Also besteht zwischen Denen und uns wenigstens in einem Punkt Uebereinstimmung. Denn die Nationalisten, die nichts als Nationalisten sind, verlangen, wenn man ihr Programm auf die einfachste Formel bringt, die Wiederherstellung des wilhelminischen Systems. Die deutsche Geistigkeit liegt so sehr darnieder, daß bei der geringsten Gemeinsamkeit der Plattform die Pflicht entsteht, zu untersuchen, ob sie, die Plattform, sich erweitern lasse. Sogar an der Behauptung, daß die „Opposition" auf den Geist des alten Regimes bezogen sei, ist etwas, vieles richtig: ich wenigstens habe auf die Krise des demokratischen Gedankens immer wieder hingewiesen.

Es gilt, der Möglichkeit einer Erweiterung der Basis nachzugehn. Ich lade daher das ‚Gewissen' zu einer Diskussion dieser Frage ein, und zwar in der Form, daß ich einige Thesen aufstelle — nach guter deutscher Art, möchte ich sagen; solche Religionsgespräche sind keine Neuerung.

Ich bitte die Gegenpartei nur darum, zu diesem Duell nicht den Mitarbeiter vorzuschicken, der im Leitartikel der Nummer vom fünfzehnten Mai den Satz schrieb: „Das unglückliche Europa muß dulden, daß sein blutarmer Körper einen Blutegel trägt, der ohne Rücksicht auf die allgemeine Schwäche ein Millionenheer mästet, das die Blutarmut Europas weiter vermehrt." Auf einem Körper sitzt ein Blutegel und mästet ein Heer — ein Hirn, das seine Gedanken in solche Form kleidet, hat keine Gedanken, die ich für ebenbürtig erachte.

Thesen

I. These: Man muß den demokratischen Gedanken von der Erscheinungsform, an die er heute gebunden ist, lösen.

II. These: Jede neue Form, die man für den deutschen Geist sucht, muß die demokratischen Grundideen der Mündigkeit, der Selbstverwaltung und der Gleichberechtigung übernehmen.

III. These: Alle höhern Eigenschaften sind züchtbar, auf dem Glauben an diese Züchtbarkeit beruhen Erziehung, Politik,

Bejahung der Rasse. Das Wort Demokratie drückt diesen Glauben aus.

IV. These: Macht geht nicht vor Recht, Macht schafft Recht. Imperium = pax et justitia.

V. These: Der deutsche Begriff Reich, das deutsche Wort für Imperium, ist ein religiöser Begriff. Sein Sinn war: Schaffung des Rechts und des Friedens.

VI. These: Der religiöse Kern der Idee „Reich" ist identisch mit den Bestrebungen, die pazifistisch heißen und, imperial gesehn, auf zwischenstaatliche Regelung drängen.

Erläuterungen

Die heutige Erscheinungsform des demokratischen Gedankens ist die Demokratische Partei. An ein bestimmtes soziales System, an das bürgerliche und kapitalistische, gebunden, bindet sie ihrerseits den religiösen Elan der ihr zu Grund liegenden Idee; sie kann nicht Mission treiben, nicht zum religiösen Erlebnis zurückführen, nicht Impuls zur Ueberwindung der Parteien verleihn.

Gleichberechtigung ist das Mittel, um Mündigkeit und Selbstverwaltung, Seibstgestaltung zu ermöglichen. Die Menschen sind nicht gleich an Rasse, Intelligenz, Blut, Würde, Stolz; aber alle diese Eigenschaften, aristokratische Eigenschaften, sind historisch geworden und historisch wiederum züchtbar. Durch das Wort Demokratie wird die Züchtbarkeit der höhern Eigenschaften ausgesprochen, und man muß den stolzen Sinn jenes Wortes wiederherstellen.

Demokratie ist das allgemeinste Fundament. Sogar Preußen gelangte nur dadurch in das neunzehnte Jahrhundert hinüber, daß es der demokratischen Führung Zugeständnisse machte.

Das ‚Gewissen' sagt: „Englische Demokratie, das ist: Wrong or right, my country; französische Demokratie, das ist: Allons enfants de la patrie!" Soll daraus gefolgert werden, daß die deutsche Demokratie nur darum nichts taugt, weil sie nicht den Mut zum Unrecht und zum Angriff hatte oder hat, so muß ich Einspruch erheben. Schon im letzten Aufsatz ergab es sich, daß man bei einem Phaenomen wie dem englischen Imperium zwischen dem Mittel — der Macht — und dem Sinn und der Rechtfertigung unterscheiden muß.

Wrong or right kann nie heißen: Macht geht vor Recht, sondern höchstens: Macht schafft Recht; und dieses bedeutet wiederum nicht, daß Macht und Recht identisch sind, nämlich die Auslegung des Siegers ein Recht schafft, sondern daß der Begriff „das Recht" einen ewig gleichen Sinn hat: Frieden, Befriedung, Gerechtigkeit — pax et justitia.

Auch die Berufung auf das Allons enfants de la patrie ist unklug. Denn dieser Ruf war die Aufforder ung, die religiösen Werte der Revolutionsbewegung zu sichern, nämlich den Entschluß zur Mündigkeit und zur Freiheit. Wagt man vielleicht, im Stil schlechter Geschichtsschreiber zu sagen, die französische Revolution sei nur die Entfesslung der Crapule gewesen? Es ist sehr interessant, darüber nachzudenken, daß Napoleon, indem er ein französisches Imperium schaffen wollte, er, der Nichtfranzose, nur die Ueberlieferung des deutschen Mittelalters wieder aufnahm.

Leopold Ziegler, den ich am Bodensee besuchte, war es, der diesen Napoleon betreffenden Gedanken äußerte, und er wies mich darauf hin, daß in der ganzen Zeit der großen Ottonen und Hohenstaufen das „Reich" keinen andern Sinn hatte, als durch Zusammenfassung des zivilisierten Abendlands den letzten und höchsten Gedanken zu verwirklichen: Friede und Recht.

Das ist ein Gedanke, so stark und so einleuchtend, daß ich ihn aufgreifen darf, denn nun bekommen wir festen Boden unter die Füße. Nichts Geringeres ergibt sich als die Formel für das, also die Antwort auf das, was die Besten unter Denen suchen, die eine Regeneration nicht von der schematischen Uebernahme westlicher Einrichtungen erwarten und aus diesem Grund in einem mehr oder weniger festen Verhältnis zu den Nationalisten stehn.

Ich fühle mich unbefangen genug, um Denen, die national zu sein wünschen, einen richtigen Instinkt zuzugestehn: den Instinkt dafür, daß die Regeneration nur Anknüpfung an deutsche Vergangenheit, also an das deutsche Wesen sein könne.

Und nun das entscheidende Wort: Das deutsche Wesen konzipierte vor tausend Jahren den großen Gedanken, der, vom Ende des Weltkrieges an gerechnet, den nächsten tausend Jahren das Gepräge geben wird — den Gedanken des „Reichs", des Imperiums, des Empire, im Sinn der Engländer, das die Befriedung, die Einsetzung des Rechts bringt.

Dieses ist der wahre, der religiöse Sinn des „Pazifismus", von dem schon A. H. Fried immer sagte, daß er ein fälschender, nämlich sentimentaler Begriff sei und ersetzt werden müsse durch: zwischenstaatliche Regelung. Als Lloyd George in Genua, vielleicht nicht aus eigner Intuition, von der treuga dei redete, fühlte man den Morgenwind einer künftigen Religiosität wehn, und dieser Wind kommt über die Jahrhunderte hinweg aus dem, was einst Heiliges römisches Reich deutscher Nation hieß. Es ist erlaubt, in ganz großen Zügen zu denken: Hinter der Leistung Bismarcks, dem Zusammenschluß der deutschen Stämme, einem unvollkommenen, stand jene Idee des „Reichs", aber die Erfüllung war seine Schöpfung nicht, und wenn er auch selbst Expansion ablehnte, drängte er Deutschland doch in ihre Bahn: man glaubte, die Macht sei das Reich.

Aber sie ist nur die Vorstufe, ihre Rechtfertigung wäre die Bewährung des religiösen Sinnes dieses Wortes „Reich" gewesen. Während der Friedensverhandlungen verstanden die Franzosen nicht, daß die Deutschen Reich statt Republik sagen wollten, und die Deutschen wußten nicht, warum sie an jenem Wort festhielten. Wir beginnen es wieder zu verstehen: mit dem „Reich" ist nicht das Bismarckische, sondern das Hohenstaufische gemeint — die Idee des Hohenstaufischen, die zeitgemäß modifizierte Idee.

Die äußere Verwirklichung des „Reiches" ist uns, ich glaube, für immer unmöglich. Bleibt neben der wirtschaftlichen die geistige, die moralische. Die zwischenstaatliche Regelung, die Völkerfamilie als Erscheinungsform der großen Ideen Frieden und Recht, sind deutsche Ideen, von uns vergessen und draußen von Andern aufgegriffen — versäumen wir den Anschluß nicht.

Gespräch über das Besserwissen

von Moritz Heimann

Der Andre: Es wundert mich nicht, daß Sie diesen freien, tapfern Schriftsteller lieben, wie ich und Viele mit mir. Ich hätte mir auch nicht denken können, daß Sie Ihre anfängliche Sprödigkeit gegen ihn vor Ihrem eignen Gewissen hätten bewahren dürfen. Wo finden wir denn noch oft einen Mann, der so wie er, Keinem zu Liebe und Keinem zu Leide, jede Sache ins Klare denkt, ins Klare schreibt, der den Wieg von grundsätzlicher, ja beinahe philosophischer Urordnung bis zum unmittelbar bedrängenden Problem des Tages so sicher, redlich und dabei schnell durchmißt! Und so werden Sie es begreiflich finden, daß ich Ihren Zweifel an ihm nicht recht verstehe.

Der Eine: Sie irren sich; einen Zweifel an dem Schriftsteller habe ich nicht im Geringsten ausgesprochen; und wenn ich das sage, so wissen Sie natürlich, ohne daß ich es erst zu versichern brauchte, daß ich mit meiner Anerkennung des Schriftstellers doch noch mehr meine als dieses sein unverkennbares Talent, aus erster Hand, gut, kräftig, umsichtig und hell zu schreiben. Auch den Ernst seines Herzens, das Recht und die Gabe, als ein Lehrer zu sprechen, die hohe Tugend, nicht einseitig zu sein und dabei doch die Zersplitterung des Willens zu vermeiden, erkenne ich mit unbedingtem Respekt an. Ich habe also nichts gegen den Schriftsteller gesagt.

Der Andre: Wie denn? Sie haben mir doch in dem Brief, der, wie ich nicht länger verschweigen will, eigentlich der Grund meines Besuches ist, einen großen und, wie mir schien, entscheidenden Einwurf gegen ihn bekannt. Sie fragen mich, was er denn schließlich wohl ausrichten würde, wenn er Minister oder gar Diktator würde? Und Sie antworten statt meiner, daß er nach acht Tagen Verwirrung davongejagt sein oder freiwillig weglaufen würde.

Der Eine: Indertat, das ist mein Einwand gegen ihn; zwar der einzige, aber doch einer, der mir zu schaffen macht. Und Sie, sind Sie denn nicht derselben Meinung wie ich?

Der Andre: Ganz und gar, nur daß ich aus ihr keinen Einwand folgere. Erlauben Sie mir, Sie an einen ähnlichen Fall zu erinnern. Es ist mir bekannt, daß Sie Herrn X. für einen außerordentlichen literarischen Kritiker halten und sogar bei großer Gegensätzigkeit, sowohl im Prinzipiellen wie im Einzelnen, nicht aufgehört haben, sich mit ihm herumzutragen und herumzuschlagen und seine Stimme mitzuvernehmen, wo immer es um literarische Dinge geht. Ist Ihnen jemals der Gedanke gekommen, an ihm zu zweifeln, weil er etwa nicht selbst Romane, Dramen und lyrische Gedichte vom höchsten Rang zu schreiben vermag?

Der Eine: Sie verblüffen mich, Sie lassen mich einen Augenblick verstummen. Für diesen einen Augenblick hat Ihr Beweis etwas Schlagendes. Aber triumphieren Sie nicht zu früh; ich sagte: nur für diesen Augenblick. Ihr Beweis ist eine argumentatio ad hominem, und das ist eine Art, die immer verblüfft,

aber fast immer eine Schwäche in sich trägt Es wäre ja möglich, daß ich in dem einen Fall wirklich einen andern Anspruch stellte als in dem zweiten. Aber könnte das nicht auf einer Inkonsequenz von mir beruhen oder sogar, wenn Sie mich hart anfassen wollen, auf einer Unfähigkeit zur Konsequenz, auf einer intellektuellen Unfähigkeit und, wenn Sie noch härter greifen, auf einer moralischen ?

Der Andre: Ich müßte eine sonderbare Auffassung von Höflichkeit haben, wenn ich Sie besucht hätte, um so rücksichtslos die Sonde einzuführen. Und Sie selbst —? mir scheint, daß Sie die Möglichkeit einer derartigen Inkonsequenz nur ein Weilchen zwischen uns aufspannen, um hinter diesem Schutz Ihrer Sicherheit wieder sicher zu werden.

Der Eine: So ist es, und so ist es nicht ganz. Ich fühle nämlich deutlich, daß ich denn doch der Inkonsequenz schuldig bin, zugleich aber, daß sie, wenigstens in diesem Falle, im Grunde nicht mir persönlich zur Last liegt. Sehr produktive Naturen haben nämlich die von mir nicht geleistete Konsequenz ohne weiteres zuwege gebracht; ja sogar Männer, die nur ein sehr lebhaftes Gefühl von einer solchen Produktivität und nicht einmal sie selbst in sich trugen. Ich erinnere mich, daß in ‚Rembrandt als Erzieher' — einem Buche, aus welchem alles Voreilige und Törichte eine heftige, wenn auch kurze Wirkung gehabt hat und alles Vortreffliche vergessen ist — daß darin der Satz steht: Wenn Jemand die Wahl habe, Alles, was über Raphael geschrieben ist, zu besitzen oder ein eigenhändiges Bild von Raphael selbst, er sich doch nur für dieses, für das Bild entscheiden würde.

Der Andre: Das ist eine schiefe Analogie.

Der Eine: Ja, schief, und doch nur ein wenig schief, und nicht ganz und gar außerhalb unsers Falles. Goethe aber hat es mehr als einmal ausgesprochen und immer mit Nachdruck, daß die Fähigkeit, ein Ding überhaupt nur zu machen, über der Fähigkeit stehe, es zu beurteilen, und hat darum sogar seinen gründlich gehaßten Kotzebue nicht demolieren lassen. Und wissen Sie, was ich vermute? Daß alle Künstler so denken.

Der Andre: Auch heute?

Der Eine: Da treffen Sie den Punkt. Zwar denkt wohl im innersten Herzen der Künstler auch heute so. Die Kritik ist ihm auch heute eine oft mit Erbitterung gefühlte Notwendigkeit, die auf seine bürgerliche oder private Existenz Einfluß hat. Zugleich aber hat er doch gesehen, daß sie in den Rang der Philosophie und sogar der Kunst aufzusteigen vermag; und da er selbst seine Stellung dialektisch durchzufechten gelernt hat, begegnet er sich mit ihr. Mehr noch, die Kritik an sich hat nach dem Niedergang der künstlerischen Gesamthaltung, des sozialen, geschichtlich einheitlichen Stils eine unmittelbare Bedeutung gewonnen, die er billigt; immer, beiläufig, billigt mit einer Art Verzweiflung über die verlorene Zeit. Sie wissen, daß ich leider keine von diesen „unbedingt produktiven Naturen" bin und also meinen Platz nicht kennen würde, wenn ich sie zu spielen versuchte. Ich darf deshalb den Kritiker der Literatur nicht daran

messen, ob er selbst literarische Werke von Wert zu schaffen befähigt ist.

Der Andre: Einen Augenblick! War dieses nicht ein zu kühner Sprung?

Der Eine: Ich glaube nicht. Mir scheint, ich habe nichts weiter getan, als meine, wie wir sie nennen wollen, inkonsequente Stellung zu dem Verhältnis zwischen Besserwissen und Bessermachen auf literarischem Gebiet zwar zuzugeben, aber nicht auf meine private Kappe zu nehmen. Ich sage: Wenn es richtig mit uns stünde, würde man auch den literarischen Kritiker nicht grade beurteilen, aber, wie gesagt, messen dürfen an der Gabe, zu dichten. Ich jedoch tue es nicht, ich darf es nicht, weil wir Alle es nicht tun und nicht dürfen.

Der Andre: Nun denn, warum sollte das nicht auch für den politischen Kritiker gelten? Sollten wir ihm nicht auch seinen Wert zuerkennen müssen, selbst wenn er zur Tat und Leistung, zu denen er anfeuert, auf die er mahnend und treibend hinweist, deren Gedankenrichtung er vorbereitet, selber nicht fähig ware?

Der Eine: Einen Wert? Das habe ich Ihnen von vorn herein zugegeben; und einen großen, ich wiederhole es.

Der Andre: Kann danach Ihr Einwand gegen unsern Freund noch bestehen?

Der Eine: Ganz gewiß. Und nun will ich Ihnen, wie Sie vorhin mir, einen Vergleichsfall neben den unsern stellen. Denken Sie sich einen Mann, der die Leistungen auf einem Sportplatz zu beurteilen hat, aus welchem Antrieb, sei gleichgültig. Nehmen wir an, er sehe dem Stabhochsprung zu und habe Kenntnis davon, daß der Rekord hierin etwas über vier Meter beträgt. Wenn er nun selbst sich niemals in dieser Uebung versucht hat und zusieht, wie etwa der beste der eifrigen jungen Leute es mit Not auf drei Meter sechzig bringt, wird er nicht versucht sein, das für eine geringe Leistung zu erklären?

Der Andre: Ist es denn keine?

Der Eine: Oh nein, sie ist aller Ehren wert.

Der Andre: Sie selbst, soviel ich weiß, sind auch kein Meister mit dem Sprungstab, nur kennen Sie zufällig außer dem Rekord auch den Wert geringerer Erfolge. Das scheint also doch zum Urteil zu genügen. Aber auch sonst überzeugt mich Ihr Beispiel nicht, denn warum sollte ein Zuschauer nicht wenigstens immer das Eine wissen: ob schon gesprungen wurde?! Davon kann er doch einen Eindruck haben, auch wenn er der zufälligen Kenntnis, wie hoch es die Besten bringen, sich nicht erfreut.

Der Eine: Ich merke, daß mein Beispiel schlecht gewählt ist; doch das macht nichts, wenn Sie nur festhalten, daß ich es nicht vom Zirkus, sondern vom Sportplatz hergeholt habe. Im Zirkus sitzen wir und lassen uns etwas vormachen; wir klatschen oder wir verziehen die Lippen, ohne jeden Gedanken daran, ob wir auch nur das Verunglückte, was dort unten geschieht, erreichen könnten. Der Sport aber setzt uns als mindestens ideelle Mitbeteiligte voraus. Der Zirkus lebt gradezu davon, daß er den Zuschauer in der Distanz der Ueberraschung, des Staunens,

der Angst und der Grausamkeit hält, davon, daß er ein unnützes und gefährliches und durch die Gefahr geadeltes Spiel bietet; der Sport will uns nur als Solche, die mittun können und wollen. Lassen wir den Stabhochsprung und nehmen dafür etwa den Fußball: wer nie mitgespielt hat, weiß überhaupt nicht, was vor seinen Augen geschieht.

Der Andre: Zirkus und Sport — ich gebe zu, daß von dieser Gegenüberstellung unser Problem ein Licht zu empfangen scheint, von weitem.

Der Eine: Es freut mich, daß Sie das sagen. Gespräch ist, nach Goethes Märchen, herrlicher als das Gold, erquicklicher als das Licht; kommt es nicht vom Gedanken, so kommt es unversehens zum Gedanken. Nämlich — wir können und wir sollen doch nicht etwa allesamt dichten! Das Kunstwerk anzuschauen sind wir da, es zu erkennen, zu erfühlen und zu empfangen. Für dieses unser Grundverhältnis ist der Kritiker der Repräsentant. Er vor allem ist befähigt und lehrt auch uns, anzuschauen, zu erkennen, zu erfühlen und zu empfangen. Und, sehen Sie, seine Mission, unser Repräsentant zu sein, gilt für alle Gebiete. Lassen Sie uns noch einmal vom Zirkus auf den Sportplatz gehen. Genügt es in der Politik, zuzuschauen? Wir sollen ja handeln — und also kann unser Repräsentant, der politische Kritiker, nur Einer sein, der zu handeln weiß. Mit Genießen und Urteilen ist es für uns nicht getan, und darum hundert Mal nicht für ihn. Der Kritiker ist das ideale Publikum, das heißt, er ist in der Kunst der ideale Zuschauer, in der Politik der ideale Handelnde.

Der Andre: Glauben Sie, daß Plato hätte sein Land regieren können?

Der Eine: Vielleicht nicht, aber das mußte gegen Plato sprechen. Doch sogar abgesehen davon, ich werfe unserm Freunde nicht vor, daß er vermutlich an der überkomplizierten Realität scheitern würde; das würde Größern als ihm begegnen können und ist im Verlauf der Geschichte Größern begegnet, ihre Arbeit war darum nicht vergeblich. Ein aegyptischer Amenophis, ein Agis von Sparta, ein römischer Gracchus, sie sind alle gescheitert, was will das sagen? sie waren ja da. Was nach ihnen kam, ist alles gleichfalls gescheitert, wenn auch um Jahrhunderte langsamer als sie. Aber er, von dem wir sprechen, würde die Realität überhaupt nicht zu fassen bekommen. Man merkt es seinen, an sich so schönen Gedanken an; sie bewegen sich zu leicht, es fehlt ihnen an Ballast; es fehlt ihnen das Wissen darum, daß die Tat außer ihrem rationellen Inhalt noch ein eignes, besonderes Gesetz hat. Er fühlt ihre Dämonie nicht, ihre Grenze nicht. Ich glaube kaum, daß er sich jemals auch nur einen einzigen praktischen Vorschlag ausgedacht hat. Er schreibt doch nur, wenn auch sehr gut; und das hat zur Folge, daß er nur zu Lesern spricht; und das wiederum, daß er nur spricht.

Der Andre: Zugegeben; vielleicht allerdings nicht länger, als bis ich wieder zu Hause bin. Ich weiß, daß es auf allen Gebieten nicht viel lohnt, zu predigen; meinen Sie aber nicht auch, daß darum doch gepredigt werden muß?

Der Eine: Welch eine ungeheure Resignation spricht aus Ihren Worten, welch ein Zynismus! und die Menschen verdienen ihn in der Tat.

Der Andre: Am Ende kommt das bloße Wort einmal an Einen, der es glaubt, und dann wird es zum Samenkorn.

Der Eine: Dazu bedürfte es unsers Freundes nicht. Die Bücher der Jahrhunderte sind überall voll von den guten Worten, die zu Samenkörnern werden könnten.

Der Andre: Man kann sie nicht oft genug wiederholen.

Der Eine: Das gebe ich Ihnen zu — und Sie sind es nun, der unsern Freund viel gleichgültiger einherziehen läßt, als ich es je gewollt hätte.

Zu diesem Hakenkreuz von Nietzsche

Das ganze Problem der Juden ist nur innerhalb der nationalen Staaten vorhanden, insofern hier überall ihre Tatkräftigkeit und höhere Intelligenz, ihr in langer Leidensschule von Geschlecht zu Geschlecht angehäuftes Geist- und Willens-Kapital in einem neid- und haßerweckenden Maße zum Uebergewicht kommen muß, sodaß die literarische Unart fast in allen jetzigen Nationen überhand nimmt — und zwar je mehr diese sich wieder national gebärden —, die Juden als Sündenböcke aller möglichen öffentlichen und innern Uebelstände zur Schlachtbank zu führen. Sobald es sich nicht mehr um Konservierung von Nationen, sondern um die Erzeugung einer möglichst kräftigen, europäischen Mischrasse handelt, ist der Jude als Ingredienz ebenso brauchbar und erwünscht als irgendein andrer nationaler Rest. Unangenehme, ja gefährliche Eigenschaften hat jede Nation, jeder Mensch: es ist grausam, zu verlangen, daß der Jude eine Ausnahme machen solle. Jene Eigenschaften mögen sogar bei ihm in besonderm Maße gefährlich und abschreckend sein; und vielleicht ist der jugendliche Börsen-Jude die widerlichste Erfindung des Menschengeschlechtes überhaupt. Trotzdem möchte ich wissen, wieviel man bei einer Gesamtberechnung einem Volke nachsehen muß, welches, nicht ohne unser Aller Schuld, die leidvollste Geschichte unter allen Völkern gehabt hat, und dem man den edelsten Menschen (Christus), den reinsten Weisen (Spinoza), das mächtigste Buch und das wirkungsvollste Sittengesetz der Welt verdankt. Ueberdies: in den dunkelsten Zeiten des Mittelalters, als sich die asiatische Wolkenschicht schwer über Europa gelagert hatte, waren es jüdische Freidenker, Gelehrte und Aerzte, welche das Banner der Aufklärung und der geistigen Unabhängigkeit unter dem härtesten persönlichen Zwange festhielten und Europa gegen Asien verteidigten; ihren Bemühungen ist es nicht am wenigsten zu danken, daß eine natürlichere, vernunftgemäße und jedenfalls unmythische Erklärung der Welt endlich zum Siege kommen konnte, und daß der Ring der Kultur, welcher uns jetzt mit der Aufklärung des griechischen-römischen Altertums zusammenknüpft, unzerbrochen blieb.

Die Not von den Zeitungen von Arno Voigt

Im Reichstag hat der Abgeordnete Loebe herzzerreißend über die Not der Zeitungen geklagt. Wie sehr dem deutschen Volk das Herz, der Antrieb zu gesundem Leben durch die von den Zeitungen kommende Not zerrissen wird: darüber wird man nicht so leicht eine Klage vernehmen können, weil der Mund nie sich selbst schilt.Daß es dem Zeitungsgewerbe schlecht geht, ist offenbar. Unrichtig aber ist, das als eine kulturelle Not hinzustellen. Für eine solche ist im Reichstag keine Akustik, weil die Träger der Kultur Alles verstehen, nur nicht sich in Szene zu setzen. Je deutlicher das aber geschieht, umso weniger lohnt es sich, nach Kultur zu suchen. Die paar hundert bereits eingegangenen Zeitungen — Provinzblätter — befriedigten ein Lesebedürfnis, das in politischer Beziehung über den Kaisergeburtstagston, in „kultureller" über den Sti! der Courths-Mahler nicht hinausgeht. Es ist beschämend, einem Volke anzugehören, das in seiner erwählten Vertretung nach eiligster Behebung des Mangels solcher Mängel schreit.

Wir haben in Deutschland ganz gewiß einige hervorragende Blätter. Aber im Reichstag wird für die Frankfurter Zeitung und für die Leipziger Neuesten Nachrichten in einem Atem gejammert. Und wo bleibt der hitzige Kampf der Zeitungen unter einander, wenn es sich um ihre Selbsterhaltung handelt? Müßte nicht die deutschnationale Presse frohlocken, wenn die demokratische einschrumpft? An ihrer gemeinsamen Klage mögt Ihr sie erkennen: Alle Fehde ist Schein, Existenzbedingung. Weil die Zeitungen bestehen wollen, muß das deutsche Volk zerfleischt werden. Seine Glieder werden auseinandergerissen von Leuten, die erst Zeitgenossen und dann — Kollegen sind. Viel schlimmer als aller Papiermangel wäre es für die Zeitungen, wenn unter den Deutschen Mangel an Parteizwist ausbräche.

Dem Deutschen kann es gewiß nicht schaden, wenn politische Instruktoren sich seiner annehmen. Wer regelmäßig die Frankfurter Zeitung liest, lernt Politik und wird ein brauchbarer Deutscher, also einer, der auch der Welt nützt. Von der Mehrzahl der Schriftleiter deutscher Zeitungen aber kann man getrost sagen, daß sie ebenso wenig wissen wie die Leser; und daß ihre ganze Aufgabe darin besteht, diesen ihr gesundes naives Zutrauen zu ihrem natürlichen Urteil zu verhunzen. Denn der Deutsche weiß ja nun einmal mit einer Sache erst dann etwas anzufangen, wenn ein „Sachverständiger" sich an ihr die Hände abgeschmiert hat. Nun sind diese Elemente in Sorge, weil sie nicht mehr abschmieren können, und verlangen vom deutschen Volke stürmisch Mittel, auf daß sie dieses weiter anschmieren können.

Die Not der Zeitungen wird als nationale, politische und kulturelle Misere hingestellt. Wenn das Volk der Deutschen wüßte, was seine Zeitungen nicht schreiben, dann würde ein Aufatmen der Befreiung seine Brust dehnen. Laßt die Zeitungen eingehen, und die Menschen werden Brüder! „Es sind keine saubern Leute, die für mich arbeiten", sagte Bismarck von seiner Journaille-Garde, nachdem er die Saubern ins Gefängnis gesteckt hatte. Denn die Saubern, das sind die Sachlichen, Gründlichen, die verantwortungsbewußten Volksgenossen.

Nun, verantwortungsbewußter Volksgenosse sein ist gewiß ganz schön, aber kein Beruf. Man sehe die Mehrzahl der deutschen Zeitungen an, ob ihre Besitzer sich mit jenem Dilettantismus begnügen. Sie sind sehr fleißige, zielbewußte und zähe Herren. Keine Problematik plagt sie. Lest ihre Blätter und vergleicht eure politische Unsicherheit mit ihrer Feststiebligkeit. Alles steht fest. Alles ist erkannt; bis ins Letzte durchsichtig. Nur Bosheit des Willens hindert die faktische Klärung. Also: Gewalt! Ein mitteltarifierter, gutgenährter „Kollege" scheidet täglich mindestens seine zehn bis zwölf Causalzusammenhänge auf das deutsche Volk aus. Kein. Wander, daß es nicht aus den Augen sehen kann.

Die Zeitungen bringen sogar fertig, einem Volk von Banausen die kommerzielle Bedingtheit ihrer Existenz zu verschleiern. All die hübsche „nationale, politische und kulturelle Bedeutung" ist nur dem Umstand zu danken, daß ein gewandter Geschäftsmann sein Geld nicht zufällig in Sacharin, Kaninfellen, Gummiartikeln, sondern eben im Zeitungsgewerbe anlegte. Heute fordert solch ein Herr öffentliche Unterstützung für Patriotismus und Kultur; morgen wirft er einen ernsthaften Schriftsteller hinaus, weil die auf einen sachlichen, durch-

Justiz-

Links

Angeklagter	Delikt	Strafe
Ein Bäckergeselle in Berlin	Versäumt als Zeuge einen Straftermin gegen seinen Meister	250 Mark Geldstrafe
Fürther Fabrikant Alfred Naumann	Macht seiner Schwester über eine Studentenorganisation in München Mitteilungen zur Weitergabe an die Entente	Vier Jahre Zuchthaus wegen „Landesverrats"
Graphologe Langenbruch	Ruft in der Aufregung einer Gerichtsverhandlung einem Kriminalkommissar zu: „Sie sind ein Fälscher!"	1000 Mark Geldstrafe
15 Republikaner aus Hundisburg	Erzwingen ohne Gewalttätigkeiten die Abnahme einer schwarz-weiß-roten Fahne und verbrennen sie	Sämtlich Gefängnisstrafen von 2 Monaten bis 1 Jahr wegen „Landfriedensbruchs"
Ungarischer Bildhauer Imra Nemeth	Ist ohne Paß nach Deutschland gekommen	6 Monate Gefängnis

dachten Artikel erfolgten Abonnementsabbestellungen ihm zeigen, was er „in seiner Zeitung” zu dulden hat.

Er duldet Das, was dem Geschmack der Leser schmeichelt. Und das bewegt sich nie über dem Banalen. Hätten wir keine Zeitungen, dann wären wir vielleicht das Volk der Denker! Der Reichstag aber muß auf Mittel sinnen, damit jeder Deutsche frühmorgens erfahre, wer gestern Abend unter Breitensträters Hand Backzähne gespuckt hat.

Die Regierung ist erschüttert über die Not der Zeitungen. Schleunigste Abhilfe wurde versprochen. Die Transporttarife für Papier sollen herabgesetzt und der Export erschwert werden. Es wäre doch furchtbar, wenn nach der Ermordung Erzbergers der nationale Kulturträger Wulle nicht mit 15-cm-Lettern schreiben könnte: „Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen!” Nun bekommen sie wieder billiges Papier von der Regierung. Da können sie den Reichskanzler wieder „den Schwitzmeister der Entente” schimpfen. Mit ermäßigten, um 20 Prozent ermäßigten Geschäftsspesen! Und ohne daß die Zeitungen irgendwelche Not davon haben, können weiterhin Deutsche von den Zeitungen in die Not gestürzt werden, daß sie zu Mördern werden.

Tabelle

Rechts

Angeklagter	Delikt	Strafe
Bäckermeister Huss in Berlin	Zwingt seine Gesellen, nachts zu arbeiten	10 Mark Geldstrafe
Redakteur Lebius	Fordert, erneut zur Ermordung von Führern der U.S.P.D.unddesBundes Neues Vaterland auf	Keine Anklage
Redakteur Adelmeier in Bayern	Fordert zur Ermordung Felix Fechenbachs auf	500 Mark Geldstrafe
Schriftsteller Klein-Rohden	Beschuldigt den Minister Severing, für Freigabe eines beschlagnahmten Waggons 32000 Mark Schmiergelder bezogen zu haben. Kann nichts beweisen	200 Mark Geldstrafe
Hauslehrer Th. Knobel in Guhrau (Schlesien)	Läßt den guhrauer „Jungsturm” einen jüdischen Friedhof anspucken	Freispruch (Strafkammer Glogau)

Der Verschwender

Man geht zögernd hinein: weil Pfingstsonntag ist; weil man Girardis Valentin in treuer Erinnerung hat; und weil ein „Original-Zaubermärchen" neunzig Jahre nach der Entstehung ja doch wohl endlich ein bißchen verstaubt sein wird. Mehr als zweitausend einfache Zuschauer sind von Anfang an hingerissen. Man freut sich zunächst nur darüber. Aber allmählich wird man selbst wieder, zum wer weiß wievielten Male, gefangen. Nach zwei, nach zweieinhalb, nach drei Stunden denkt man noch immer nicht daran, sich davonzumachen. Nach dreieinhalb Stunden bedauert man, daß es zu Ende ist; und begreift nicht, daß man diese Wirkung, die Art dieser Wirkung, die Unwiderstehlichkeit dieser Wirkung je hat vergessen können. Raimunds Dichtung, trotz vielen Papierblüten . . . So beschaffen müßte der Traum eines Kindes sein. Von einer ähnlich entwaffnenden Unschuld des Gemüts. So zauberhaft den Alltag benutzend und über ihm schwebend. Seine Realität wird an Wahrheit von dieser Feerie übertroffen, die eben deshalb bis heute lebendig geblieben ist. Denn was wäre wahrer als das reine und schlichte Gefühl, als die Herzensgenialität des Märchens, dieses Märchens! Es stellt die Welt in romantischer Willkür auf den Kopf, dem es die Hauptrolle aberkennt. Entscheidend ist, was kein Verstand der Verständigen sieht: das Wunder; die Ueberlegenheit höherer Mächte über der kleinen Menschen Kraft und Klugheit; Cheristane und der Glaube an sie. Sie fällt nicht lästig als dürre Allegorie. Sie doziert nicht erhobenen Zeigefingers eine Moral. Sie hindert nicht, daß diese im freien Spiel des Humors und der Phantasie aus Schicksalen und Begebenheiten herauswächst; und umso bezwingender, als der Intuition des Dichters seine Theatertechnik entspricht. Besonders der dritte Akt ist ein Meisterwerk in der Sicherheit seines Griffs an das Zwerchfell von 1834 und, da sichs ja nicht erheblich ändert, von 1922; an die Nieren der Wiener und, Menschen, Menschen san mer alle, der norddeutschen Bundesbrüder. Kein Augenblick, wo nicht was passiert. Keine Rührung, die sich nicht in ein Gelächter oder ein Lächeln auflöst. Keine Weisheit, die sich nicht volkstümlich kleidet. Und, Inbegriff unverwelklicher Kunst, weil einer schwärzlich-schmerzlichen Lebensbetrachtung entsprungen, zu freiester Heiterkeit sublimiert und bis ins letzte I-Tipfelchen „gekonnt": das Hobellied!

Einer Aufführung, die solchen Eindruck vermittelt, wird man kaum nennenswerte Mängel nachsagen dürfen, sobald man sich mit dem unüberwindbaren Mangel der Volksbühne: daß die Schauspieler ersten Ranges an andern Theatern sind, einmal abgefunden hat. Die Regie ist die beste: die nämlich, die man nicht merkt. Die altertümliche Maschinerie der Entstehungszeit wird ebenso entschieden verschmäht wie der sogenannte Expressionismus der Gegenwart. Die überirdischen Herrschaften sind auf Postamente zwischen unaufdringlich stilisierte Kulissen gestellt, und ihre dienstbaren Geister treten ohne Wolkenapparate, anspruchslos in Dunkel gehüllt auf und ab. „Die Tänze

werden ausgeführt von Schülerinnen der Tanzschule Tancré-Rohrmoser", die außer den Beinen einen Bacchanal-Erlaubnisschein schwingen. Dem Kammermädchen Rosa wird von dem unüberlegten Autor Gesang abverlangt. Mark Twain überraschte einst seine Freunde durch die Beteuerung, musikalisch zu sein. „Nanu? Inwiefern denn? Und seit wann?" „Seit einem Wolkenbruch, der unser Haus zerstörte. Mein Vater ist damals auf dem Küchentisch weggeschwommen. Und ich begleitete ihn auf dem Klavier." So musikalisch ist die resolute Schauspielerin Johanna Koch-Bauer. Zwischen Amalie Schönchen und Anna Schramm hat nicht jedes „alte Weib" dieselbe geschmackvolle Zurückhaltung geübt wie Leonie Vogel. Dem schurkischen Kammerdiener Wolf entzieht Guido Herzfeld die Gummisohlen. Wenn er trotzdem am Ende leberkrank ist, so zum Teil gewiß aus Neid, daß der Valentin an den Kollegen Julius Sachs geraten ist. Unmöglich, dieses Prachtexemplar eines wienerischen Volkskindes ohne das mindeste bisserl Falschheit zu verfehlen. Sachs trifft die Einfalt, die Treuherzigkeit, die Bescheidenheit. Seine Komik schmeißt nicht gradezu um, seine Naivität überwältigt nicht. Aber sein Dichter hat so viel für ihn getan, daß wir doch lachenden Auges tiefergriffen sind.

Berliner Abend von Theobald Tiger

Berlin setzt an.
Es speien die Geschäfte
die wackern Knaben und die Mädchen aus.
Jetzt kommt der Feierabend — aber defte!
Wir springen nur noch eben rasch nach Haus.

Die großen Fraun sind ganz auf neu gemalen.
Wer wird heut abend wohl den Zimt bezahlen?
Sie lächeln lieb. Das Auto summt heran.
Berlin setzt an.

Berlin braust auf.
Wo ich die Paare anseh:
Hier wird ein harter Dienst straff absolviert.
Ein Riesenrummel von Grünau bis Wannsee —
und Alles tadellos organisiert.

Um jeden Schnapstisch fühlst du es bestätigt:
Marie stark Geld — heut wird das Ding getätigt!
Die Spesen fest. Planmäßig der Verlauf —
Berlin braust auf.

Berlin klingt ab.
In rammelvollen Zügen
aus allen Orten flutet das zurück.
Und pflückt sich nach dem Amüsiervergnügen
sein wohlverdientes, kleines Stundenglück.

In tausend Stuben liegt das gleiche Schätzchen
in hundert Häusern um das Bayerisch Plätzchen;
die Nachttisch-Lämpchen sehen tausend Male
das Ewig-Weibliche und Süß-Triviale . . .
Es strahlt der Mond vor all den Jalousien . . .
Schlaf ein, schlaf ein, du mein Berlin —!

Die Goi-Insel von H. v. Wedderkop

Mit Borkum, könnte man denken, haben die Juden sich einen Spaß gemacht. Sie wollten ein Experiment anstellen. Sie haben diese Nordsee-Insel aus dem Verkehr gezogen, um dort Arier zu züchten. Sie wollten sehen, wie es ausging mit Ariern, die ganz sich selbst überlassen, abgeschnitten, ganz unter ihresgleichen sich entwickelten. Ein ehrlich und loyal angestelltes Experiment, denn die kraftvolle Nordseeluft sagt Ariern zu, der rauhe Charakter der Gegend ist günstig für ihre Ideale, wenn irgendwo müßten sie sich hier auf sich selbst besinnen und zu sich selbst zurückkommen. Der Gedanke wäre also durchaus erträglich vom arischen Standpunkt aus. Wenn dies Experiment schlecht ausfällt, wenn sich herausstellt, daß der Versuch mit solcher Probierinsel mißglückt ist, so kann man den Juden nichts vorwerfen. Sie hätten loyal gehandelt.

Indes verhält es sich so, daß das Elend von den Gojim selber ausdrücklich gewollt ist. Es ist ihnen nicht zu helfen, man kann kein Mitleid mit ihnen aufbringen und keine Antipathie gegen die Juden, denn diese haben ihre Hand gar nicht im Spiele.

Ich betrat die Insel an einem August-Abend. Der Weg dorthin läßt sich natürlich an, übliches graues unbewegliches Wattenmeer, das man durchfährt. Holland backbordseit strömt Vertrauen und Fülle aus. Noch ahnt man nichts, sieht man den schmalen Inselstrich vor sich.

Ich muß sagen: ich stand dieser Insel objektiv gegenüber. Naiv, wie ich sie und ihre Stellung zum Judentum vorerst noch empfand, war ich mir nur bewußt: nicht allein, daß hier Germanenwille vorlag, endlich mal unter sich zu sein — dieser Gedanke erschien mir nicht ausschlaggebend, nur nebensächlich, sondern daß, da doch die Juden die Letzten sind, die so ohne weiteres über ihren Kopf entscheiden lassen, bei ihrem passiven Verhalten der Insel gegenüber, vielmehr bei ihrer eisigen Zurückhaltung (wo doch das ganze übrige Friesland ein Tummelplatz für das fröhliche Volk war), daß irgendetwas vorliegen mußte. Warum war dies Kettenglied voll unschuldvoller Dünen von ihnen boykottiert?

Ich begreife nicht, wie ich mein instinktives Mißtrauen gegen diese Insel überwand.

Sie birgt unnennbare Dinge. Ihr schimmernder Leib ist verdrückt durch einen preußischen Backsteingürtel. Eine aufgemauerte Wehr gegen den Feind von jenseits der Nordsee. Statt weichen Sandüberganges in die blaue Lust des Meeres eine infame gründlich aufgeführte Backsteinmauer, grader Strich eines Regierungsbaumeisters durch die Natur, schroff wie Sankt Helenas Naturküste. Kaltschnäuzig auch dem Meer gegenüber. Nach dem Meer zu liegt Tang, Kehricht der Nordsee und stinkt. Wenigstens an dem Abend.

Ab und zu, in regelmäßigen Abständen führen an der Mauer eiserne Leitern senkrecht hoch, vermitteln den Verkehr zwischen Kasematte und Außenwelt. Durch starke Buhnen, die den

Strand zerschneiden, ist ewiges Vorhalten der ganzen Misere garantiert.

Jenseits der Mauer ist Magdeburg. Magdeburg unregelmäßig. Muffige Veranden die Menge, Stubenluft am Meer. Dieser Versuch der Gojim, sich hier selbständig auszutoben, ist, sagt man sich beim ersten Blick, mißglückt. Wirre Häßlichkeit, nicht mehr zu haltendes Chaos kommt hier zum Vorschein.

Ich nähere mich dem steingewordenen Christenwillen, verschwinde in seiner Wirrnis. Halb verwehte patriotische Klänge überall, die um neun Uhr etwa erstarben. Denn es scheint Gewohnheit dortiger Gojim, mit frühem Schlaf zum neuen Trotz auszuruhen. Bald gab es nur noch verstreute höhere Beamte, die stieren Auges auf Bettschwere abzielten. Mit strickenden oder Rudolf Herzog lesenden Frauen.

Was stramm empfand und dem noch Ausdruck geben wollte, war zu einem patriotischen Abend zusammengezogen. Ich kuckte durchs Fenster in eine Riesenhalle, es war nicht möglich, sich noch einzudrängen. Alles war einig beisammen: Babys, Backfische in Kattun, Jünglinge, Männer und alte Damen, alles mit Schweiß und Glanz für Treue in Waffen starrend, jede Lyrik ausgeschlossen.

Donnerhall war grade abgebraust, und der elegante Kapellmeister im Frack mit betonter Taille erhob sich zur Darstellung des Schlachtenpotpourris. Der elegante Wippsteert hatte vom Shimmie- zum Schlachten-Dirigenten gewechselt, das Herz auf dem rechten Fleck. Er stach die kernigen Rhythmen in seine Kapelle hinein und wandte sich, wenn diese versorgt war und eisern kadenzierte, plötzlich dem Publikum zu, um dies aus seinem Rand und Band in Rhythmus hineinzuzwingen. Dies aber genoß bei Grog und Bier, wenn auch überschwänglich, so doch mehr gemütlich und schleppte mit breiten Gesangschwaden hinterher, trotz Feuer in Aller Augen. Und in dem Bedürfnis nach straffem Rhythmus leicht enttäuscht und geschwächt, wandte sich der Lenker des Schlachtenlärms wieder seiner Kapelle zu, um durch ihre Vermittlung das Publikum zu zwingen. Beim Kneten des gewaltigen Musikteigs nahmen seine Bewegungen allmählich an Heftigkeit zu, schienen rhythmisch-sexuell zu werden, bis er und seine Kapelle zum Schluß in den Gesangswogen restlos verschwanden.

Aber man mußte immer wieder auf die seligen alten Damen schauen, wie sie ihr helle Freude hatten an Pracht und Lärm und an die Zukunft glaubten, wie sie Alles mitmachten, wie sie bei „Helm ab zum Gebet" betroffen wurden, toll bei Wiedergabe der Schlacht, gehoben beim Niederländischen Dankgebet und endlich erlöst, als Alle sangen: „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen" und mit allen Andern zusammen sterben wollten als ein tapferer Held.

Es war ein wohlbehüteter, eingefriedeter, aber enorm lauter Schlachtenlärm, der da vor einem abrollte. Ich konnte keinen Zusammenhang finden zwischen dem Toben drinnen und dem Salz der Seeluft, die allmählich gegen den Duft des abziehenden

Hammelnierenfetts das Feld behauptete. Ich war nicht ideal eingestellt, dachte an materielle einsame Freuden ohne offizielles Gepränge, nicht beschienen von diesen fürchterlichen Lichtquellen, die das Schweißgeschimmer so genau bestrahlt, als handle es sich um die wissenschaftliche Feststellung eines unappetitlichen Phaenomens.

Nach einem Rencontre wegen Kopfschüttelns schlich ich mich dem Strande zu. Auch hier still in der Nacht eine durchaus kriegerische Gesamtstimmung, Burg an Burg, bestückt. Feist feldgrau extra dry, Asbach uralt und Mampediktiner las ich im Dunkel auf Geschützen, die hohl nach England starrten. Danach in ein freudlos hartes Kriegerbett.

Morgens verjagt von so viel Goitum, auf dem Weg zum Heimkehrdampfer sah ich im Frühschein eine Kompagnie gegen England ausrücken. Es schien Kriegsbereitschaft angesagt.

Auf dem Dampfer gehärtetes Kriegertum, gestählt durch harte Ferienübung. Von stichelhaarigen, krimstecherbewaffneten Kommandeuren wurde Horizont des Wattenmeeres abgesucht. Zentralgermanen (aus königlich sächsischen Gauen) beschäftigten sich genauestens mit Ferne. Ein riesiger Slawe aus Pommern, die andern Germanen an Massigkeit weit überragend, kaute Stullen gegen den Horizont. In langsamem Auf und Ab zermalmte er mühelos und regelmäßig die harten Gegenstände. Umstanden von Damen bot er diesen seine ganze breite gegenwartsfreudige Männlichkeit in einem Triumphstuhl zum Genusse an, rief immer zwischen Stullenkauen: „Jung muß man sein” und suchte so die Stimmung der im Stehen und beim Zuschauen Kraft Verlierenden anzufeuern. Ein alter Herr müllerte in Marinesignalen: „Klar zum Gefecht” und „Das Ganze Halt”, brachte sich um seine letzte Kraft. Jugend stand leichtsinniger herum, drückte Waden durch Zwillichhosen und poussierte keck mit wiegender Taille.

Aber das ganze Schiff kameradschaftlich geeint im Zeichen des Kreuzes. So liefen wir Emden an.

An einer Nacht hat man genug. Es langt für unbekümmertes Eindrucknehmen auf dieser Insel, die vorbeigelungen ist. Um so ein Goi-Experiment rein durchzuführen, müßte man sie den Ureinwohnern überlassen. Arier treibt man heute nicht so einfach aus den verschiedenen Gauen Deutschlands zusammen.

Die Juden werden den Versuch gar nicht ernst nehmen. Es ist ein jüdischer Witz, Borkum.

Ich reiste nach Sylt, einer Insel, die ernst genommen sein will. Wo der Strand normal aussieht, keine Verwaltung sich an den keuschen Dünenleib herangemacht hat, wo kein neuer Zündstoff gelegt wird. Mit Sylt lassen sich so wenig wie mit der offenen Nordsee solche Witze machen.

Ob Deutschland den Ariern nicht bekommt, oder ob sie vielleicht gar nicht mehr existieren, so nebenbei verdrückt vom Durchzug fremdrassiger Scharen? Aber die alte germanische Lustigkeit am Baden sieht man eher in fröhlichen jüdischen Kreisen. Juden in den Wellen sind lustiger, vermählen sich besser dem großen Element, tauchen, ohne bös zu werden, genießen

den Augenblick, legen alles erwerbliche Gebaren ab, werden zwecklos, sind vital. Im Spiel mit dem Meere jedenfalls.

Will man germanische Strände, muß man nach Niederland oder Skandinavien gehen, dort ist es ungezwungener als in Borkum, wo man germanische Lust nicht finden wird.

Wenn man so ein Goi-Experiment wie in Borkum machen will, muß man auch anders aussehen, für meine Begriffe von Ariertum wenigstens.

Prinzip und Praxis von Morus

Freihandel und Schutzzoll

Von den Nekrologen, mit denen man die Konferenz von Genua zu Grabe trug, war der bedeutendste gewiß nicht die Sammlung gutstilisierter Selbstverständlichkeiten Walther Rathenaus und nicht die witzige Schlußrede, mit der Lloyd George seinen Mißerfolg zu verhüllen suchte, sondern das offene Bekenntnis des italienischen Handelsministers Rossi zum Freihandel. Zwar hatten auch schon die Experten der Wirtschaftskommision, in enger Anlehnung an die Beschlüsse der Brüsseler Finanzkonferenz, die Niederlegung der Schutzzollmauern gefordert; aber die leitenden Staatsmänner hatten es vorgezogen, um den Kernpunkt der Frage: Schutzzoll oder Freihandel sanft herumzureden. Daß ein Italiener in letzter Stunde den Mut zu einem offenen Bekenntnis fand, ist von Belang nicht nur, weil Italien trotz dem starken Disagio seiner Währung im Wesentlichen Weltmarktpreise hat und daher am Valutadumping uninteressiert ist, sondern vor allem: weil in der wohlpräparierten Abschiedssitzung kein Italiener gewagt hätte, etwas zu äußern, was den Großen Englands mißfiele.

Es war vielleicht einer der wenigen Lichtblicke, die diese trostlose Konferenz zwar nicht hervorgebracht, aber doch offenbart hat: daß England gewillt ist, das System des Wirtschaftsnationalismus, in das der Krieg es hineingezwängt, zu verlassen und wieder dem Welthandel freie Bahn zu schaffen. Zum zweiten Mal will England die Pionierrolle übernehmen, die vor fünfundsiebzig Jahren Peel und Cobden mit weltgeschichtlichem Erfolge gespielt haben — nicht mehr aus einem gefühlsmäßigen Liberalismus, sondern in der Erkenntnis, daß mit einer nationalistischen Wirtschaftspolitik, mit Schutzzöllen und Einfuhrverboten die Misere Europas, die Misere Englands nicht beseitigt werden kann. Es ist jetzt ein Jahr her, daß England unter Chamberlains Aegide zum Schutz vor der deutschen Konkurrenz die 26prozentige Exportabgabe forderte und erhielt und darüber hinaus auf die Erzeugnisse der Schlüsselindustrien und eine Anzahl andrer Waren einen 33prozentigen Schutzzoll legte. Heute weiß man, daß nicht der deutsche Valutadumping die englische Wirtschaftskrise verschuldet, und ist bereit daraus die Konsequenz zu ziehen. So wenig Lloyd George, der in Wirtschaftsfragen von keinerlei Weltanschauungsskrupeln befangen ist, vor Jahresfrist sich scheute, mit der Jahrzehnte alten englischen Freihandelstradition zu brechen, so wenig Bedenken hat er jetzt, den liberalern Kurs Sir Robert Hornes gutzuheißen.

Gewiß hat sich seit dem Vorjahr manches verändert: die englische Wirtschaftskrise, die der große Bergarbeiterstreik auf die Spitze getrieben hatte, scheint langsam abzuebben; die deutschen Preise haben sich, dank den Bemühungen unsres Hugo Stinnes, dem Weltmarktpreis so weit genähert, daß für die wichtigsten Produkte Antidumpingmaßnahmen kaum noch vonnöten sind; die Mobilisierung der Mark und damit die endgültige Ausgleichung der Preise liegt nicht mehr in unerreichbarer Ferne. Bekenntnis zum Freihandel ist also in diesem Augenblick nicht mehr blanke Spiegelfechterei, Prinzip, aus dem nie Praxis werden kann, sondern Ziel einer vielleicht schon nahen Zukunft, Bekenntnis zur Gleichberechtigung der Völker, zum fair play, zum Wirtschaftsfrieden.

Und was tut zur selben Stunde Deutschland? In Hamburg hält der Reichsverband der deutschen Industrie seine Tagung ab. Die Propagandamänner des Schwerkapitals ziehen auf: Herr Dr. Sorge spricht; Herr Reichsminister a. D. Dr. Simons, der noch vor einem Jahr stolz .erklärte, er sei nicht junger Mann des Herrn Stinnes und inzwischen, aus lauter Vaterlandsliebe, geschäftsführendes Präsidialmitglied des Reichsverbandes geworden ist, läßt sich telegraphisch entschuldigen, er ist zu Schiff nach Genf; Herr Geheimrat Bücher spricht; Herr August Müller, Immernochsozialist und Schreiber bei Stinnes, wo, gottlob, auch Paul Lensch, der Kriegskreditverweigerer, gelandet ist — der Mülleraugust, der sich eben auf Kosten der Schwerindustrie nach Rußland hat schicken lassen, plauscht Bolschewistisches. Endlich, Zier und Rhapsode aller kapitalistischen Vereine: Herr Direktor Hans Kraemer. Er fordert — wer wird ihm widersprechen? — Aufhebung der Versailles Gemeinheit, die der Entente die einseitige Meistbegünstigung sichert. Und fährt, in einem jener sechs Verbände, die den Annexionismus der Generale übertrumpften und sich nach Longwy und Briey den Hals ausschrieen, also fort: „Das Eisengebiet von Briey wird immer seine Hand recken nach dem Kohlen- und Koksgebieten an der Ruhr". Und endet, unter dem dröhnenden Beifall der Versammlung mit der Erklärung, „daß die deutsche Industrie nicht bereit sein wird, zu dem System des Freihandels zurückzukehren".

Obwohl im Saale Männlein genug zugegen sind, die sich liberal nennen lassen, und es auch an Mitgliedern des Gotheinschen Freihandelsbundes nicht fehlt, wagt Niemand ein Wort der Entgegnung. Kraemer locutus, causa finita. Und die Welt draußen sieht aufs neue, daß die deutsche Schwerindustrie aus Kraemerseelen besteht.

Vorzugsaktien

Das deutsche Aktienwesen ist aus dem englischen übernommen, und aus England stammt auch jene etwas merkwürdige Vorstellung von der „Demokratie des Kapitals": daß jede Pfundnote und jeder Tausendmarkschein gleiche Rechte haben sollen. Das Parlament der Aktiengesellschaft ist die Generalversammlung, in der jede Aktie Sitz und Stimme hat. Tatsächlich aber ist in allen Ländern dieses „demokratische" Prinzip zu einer Farce geworden. Ueberall hat man Mittel und Wege gefunden, das reine Majoritätsprinzip zu umgehen, die Bildung einer tatkräftigen Opposition zu verhindern und mit einem verhältnismäßig kleinen Kapital größere Kapitalien zu beherrschen.

In England und Amerikat hat man besonders das System der Holding-Company ausgebildet, bei dem eine Gesellschaft die Aktienmehrheit einer Untergesellschaft besitzt, diese wieder die Majorität einer dritten und so fort, sodaß schließlich die Stammaktionäre der Obergesellschaft ein ganzes Schachtelsystem von Gesellschaften kontrollieren.

In Deutschland hat man sich mit so komplizierten Methoden nicht lange aufgehalten, sondern ist robuster zu Werke gegangen. Die Art, wie die Leiter unsrer Generalversammlungen mit den Aktionären umspringen, steht wohl in der Welt einzig da. Ein typisches Beispiel dafür bot die letzte große Transaktion, die Fusion der Deutschen Petroleum A. G. mit der Deutschen Bank. Noch am Tage vor der Generalversammlung hatten sich die Petroleumaktionäre rachebrütend verschworen wie die Eidechsenritter, weil sie angeblich bei dem Eintausch der Deutschen Bank-Aktien nicht günstig genug abschnitten. Und siehe da: tags darauf waren von 76 889 „anwesenden" Aktien nur 758 Stimmen gegen den Fusionsvorschlag der Verwaltung, keiner der furchtbaren Opponenten wagte ein Wörtchen der Kritik, und nur ein wackerer Bayer, die Oberregierungsrat Jägerhuber aus München, konnte sich nicht enthalten, seinen Protest zu Protokoll zu geben.

Immerhin steht nicht überall ein so geschickter Regisseur wie der Herr Generaldirektor v. Stauß von der Deutschen Bank zur Verfügung, und besonders die Verwaltungen der kleinern Aktiengesellschaften suchen sich daher gegen alle Zufälle einer obrigkeitswidrigen Opposition durch die Ausgabe von Vorzugsaktien mit mehrfachem Stimmrecht zu sichern. Als Begründung muß selbstverständlich, wie sich für wetterfeste Patrioten geziemt, die Abwehr der Ueberfremdung durch valutastarke Ausländer herhalten. Welchen Umfang dieser freundliche Brauch bereits angenommen hat, geht aus der letzten Emissionsstatistik der Frankfurter Zeitung hervor. Danach haben im Monat April 238 Gesellschaften eine Erhöhung ihres Aktienkapitals beantragt, davon nicht weniger als 56 Gesellschaften Vorzugsaktien mit mehrfachem Stimmrecht, und bei 13 Gesellschaften ist nicht ersichtlich, ob ein- oder mehrfaches Stimmrecht geplant ist.

Im Ganzen braucht man zwar diese lustige Sitte, ohne viel Unkosten sich sein Pöstchen zu sichern, nicht allzutragisch nehmen, denn die Demokratie des Kapitals ist nun einmal, wie gesagt, einigermaßen Mumpitz. Aber die jüngste Entwicklung in Deutschland hat doch auf diesem Gebiete Blüten hervorgebracht, die eine Remedur notwendig machen. Mit 2—3fachem Stimmrecht gibt man sich nicht mehr ab. Vorzugsaktien mit 8 und 10fachem Stimmrecht sind an der Tagesordnung, und soeben hat die Hansa-Bank-A. G. in Hamburg eine Rekordleistung zustande gebracht: sie hat Namensaktien mit 100fachem Stimmrecht ausgegeben, so daß fortan 380 Vorzugsaktien fünfmal so viel Stimmrecht haben werden wie die ganzen 7200 Stammaktien der Gesellschaft. Das ist natürlich ein ganz grober Unfug, denn durch diese Manipulation macht sich die Verwaltung sozusagen für ewige Zeiten von den Aktionären unabhängig, mit deren Geld sie arbeitet. Wenn unsre Aktiengesetzgebung noch eine Spur von Sinn behalten soll, ist eine schleunige Neuregelung der Bestimmungen über die Ausgabe von Vorzugsaktien erforderlich, damit derartige Manöver unmöglich werden.

Rundschau

Mehr Kameradschaft!

Die begabte englische Rednerin Mrs. Philip Snowden bringt in ihrem letzten Buch: ‚A political pilgrimage in Europe' viel Anschauliches und Treffliches, manches Ungenaue und Flüchtige über Menschen und Dinge, ein wundervolles Kapitel über Irland. Im Ganzen aber haben ihre Bücher mehr den Charakter rasch, teilweise sehr amüsant und immer unter großer Spannung hingeworfener Briefe. Sie stehen im Dienste der Aufklärung und dürfen nicht literatenhaft unter die Lupe genommen werden. Auch bewahrheitet sich an ihr, was ich schon oft sagte, daß auch den klügsten Frauen nicht dasselbe Gefühl für die scharfe Realität des geschriebenen Wortes innewohnt wie dem Mann. Soll dies vielleicht Mrs. Snowdens andre Verdienste wettmachen. Ist sie etwa nicht eine von den Unsern? Soll es Mode werden, sie zu persiflieren?

In Oesterreich und Deutschland wäre dies besonders unstatthaft. Sie hat sich in England vom ersten Tag des Krieges an (unter welchen Schmähungen und Gefahren!) öffentlich zur Opposition bekannt. Sie trat als die unerschrockenste Vorkämpferin eines wahren Friedens auf und betrieb in der Folge für die hungrigen Kinder in Wien und Deutschland Hilfsaktion über Hilfsaktion. In dasselbe Gebiet gehören auch ihre Bücher. Dies schließt die Kritik daran gewiß nicht aus, unter steter Voraussetzung aber und nicht unter Ignorierung der Tatsache, daß der Name der Autorin in der Stiftungsurkunde eines europäischen Aufbaus, sofern er gelingt — niederzureißen, ist ja leicht! — unvergänglich und an erster Stelle eingetragen bleibt.

*

Wir haben heute eine gar leidige und ungute Art, leben und nicht leben zu lassen. Da sind alldeutsche und andre Werbeverbände, die unsre Jugend in Hoch-Ludendorff-Vereinigungen einkartellieren und ihre Presse in Atem halten, damit sie jeden freien Luftzug, jede übersichtliche Erwägung unterdrückt. Man braucht nur die Mädchen der jüngsten Jahrgänge zu hören, um zu wissen, was die armen Dinger zwischen Quadrille und Souperwalzer über Haß, Vergeltung, kommenden Krieg und Aehnliches von ihren fortschrittlichen Tänzern vernehmen. Denn die Verführer und Betörer unsrer Jugend sind geschlossen und ungehindert am Werk. Es ist von ihnen kaum die Rede.

Indessen findet man bei uns noch Muße, die Verdienstvollen und Tüchtigen zu verulken. O Kinder, welch ein schäbiger Betrieb!

Annette Kolb

Die „Nazis"

Knüppel-Kunze, der unbegabte Ahlwardt unsrer Tage, beruft von Zeit zu Zeit, wenn er nicht grade Herrn Stinnes um Geld anschnorrt, Protestversammlungen „gegen die Einwanderung der Ostjuden". Gott segne ihn. Ich bin mit dem Angeklagten weder verwandt noch verschwägert (wir würden uns das auch Beide heftig verbitten) — aber was die Einwanderung landfremder Elemente angeht, so gibt es einen Fall, wo ich doch gern auf das berliner

Rathaus kletterte und, tränenumflorten Blickes die mir zu Füßen liegende Kapitale ansehend, spräche: „Sie sollen es nicht haben! ” Nämlich die „Nazis” nicht Berlin.

Mach keine Kulleraugen, Leser. Wir wollen uns schnell darüber einigen, daß ich mit den „Nazis” jene gewisse Gattung des oesterreichischen, mährischen und speziell wienerischen Künstlervölkchens meine, die anfängt, obgemeldetes Berlin auf das Heftigste zu verpesten. Wir wollen das aber gar nicht mehr.

Ich weiß ganz genau, welche betrübliche Rolle der aus Posen gebürtige Berliner auf Reisen spielt („Det is der Kölner Dom! Haben Se keenen größern ?”). Aber so frech und lokalchauvinistisch ist wohl noch nie ein Berliner gewesen wie diese Sorte „Nazis” (die ich absichtlich nicht Oesterreicher benenne, weil Otto Weininger einer ist und Peter Altenberg und Karl Kraus und Alfred Polgar — aber wir sind uns ja einig, wen wir meinen).

Die „Nazis” kommen nach Berlin, liebenswürdig wie die früheren Oberkellner, treuherzig und schmuserig und a bisserl a Lieb’ und a bisserl a Treu und a bisserl a Falschheit ist alleweil dabei — halten den Wurstlprater für den Mittelpunkt der Welt und wollen nun dem Berliner zeigen, was eine richtige Harke ist. Aber bitte sähr, wir danken ergebenst.

Diese Aufdringlichkeit, diese aalglatte Gewandtheit, dieses treue Plüschauge, diese gradezu diabolische Geschicklichkeit, „überall hineinzukommen” — all das verfälscht nicht nur unser Stadtbild, sondern fängt gemach an, uns eine Plage zu werden. Die Oesterreicher fallen einem nie unangenehm auf. Die „Nazis” immer.

Sie nisten im Film (dahin gehören sie noch allenfalls), sie hocken in der Presse, sie überschwemmen das Theater mit einer Zungenfertigkeit, daß einem himmelangst und ganz und gar unberlinisch zu Mute wird — sie kritisieren, lamentieren, intrigieren und strafen die literarhistorische Behauptung Lüge, daß Nestroy veraltet sei. Seine Figuren leben alle noch. Und leider, in größter Anzahl, bei uns. Und gar so weich san's . . . Und stammen alle, alle aus Wien.

Das redet, wie geschmiert (Ists auch in manchen Fällen.) Das hat eine unheimliche Fähigkeit, alle Dinge — sofort druckfertig, ein für alle Mal formuliert, paradox und aphoristisch — am Caféhaustisch so darzustellen, daß der Fremde betroffen schweigt. Kommst du nach Haus und überlegst, so stimmt kein Wort. In einer Bearbeitung des Figaro für Kainz standen einmal die Worte: „Reden kann er — !” Reden können sie. Fürs Handeln bleibt dann nicht mehr viel übrig.
Die Herren, die auf der Reise von Prag nach Wien ihren Doktor gemacht haben und hier einen Umgangston, eine Moral, eine Anschauung über persönliche Integrität einzuführen im Begriffe sind, würdig der zappligen Schmierigkeit ihrer Damen, entlocken dem Mann an der Spree mitunter nicht zu Unrecht den verzeihlichen Ausruf: „Und an das soll ich mich anschließen — ?”

Es wäre wirklich zu wünschen, sie blieben dort, wo sie der Rechen eines bösen Schicksals heruntergekratzt hat. Unsre Schieber stellen wir uns alleine her, und wir haben deren grade genug. Daß Jene Zyniker sind, wäre an

sich kein Schade — aber es sind kleine, niedrige Zyniker: zynische Commis. Die Unverfrorenheit dieser Brüder, den etwas schwerfälligern Mann aus dem Norden hinten und vorne zu betrügen und ihm unter gefälligem Grinsen und unter Aufwand einer schwer literarischen Terminologie (man beachte nur ihre Adjektiva!) Portemonnaie, Uhr und guten Ruf aus der Tasche zu stehlen, verdient, daß ihnen einmal auf die Finger geklopft wird.

„Ah — schau her! Ja, was treibens denn heuer, mein Liaber?" Schieb bloß ab! Es wird Zeit, daß man sie etwas in den Hintergrund tritt.

Peter Panter

Zu diesem Fulda

Das eigentliche Theatertalent der Deutschen war Kotzebue; er und seine Deutschen, die der höhern sowohl als die der mittlern Gesellschaft, gehörten notwendig zusammen, und die Zeitgenossen hätten von ihm im Ernste sagen dürfen: „In ihm leben, weben und sind wir". Hier war nichts Erzwungenes, Angebildetes, Halb- und Angenießendes: was er wollte und konnte, wurde verstanden, ja bis jetzt ist der ehrliche Theater-Erfolg auf deutschen Bühnen im Besitze der verschämten Erben Kotzebuescher Mittel und Wirkungen, namentlich soweit das Lustspiel noch in einiger Blüte steht; woraus. sich ergibt, daß viel von dem damaligen Deutschtum, zumal abseits von der großen Stadt, immer noch fortlebt. Gutmütig, in kleinen Genüssen unenthaltsam, tränenlüstern, mit dem Wunsche, wenigstens im Theater sich der eingeborenen pflichttreuen Nüchternheit entschlagen zu dürfen und hier lächelnde, ja lachende Duldung zu üben, das Gute und das Mitleid verwechselnd und in Eins zusammenwerfend — wie es das Wesentliche der deutschen Sentimentalität ist —, überglücklich bei einer schönen großmütigen Handlung, im übrigen unterwürfig nach Oben, neidisch gegen einander und doch im Innersten sich selbst genügend: so waren sie, so war er.

Nietzsche

Nahrungsmittelbranche

Ich hatte irgendetwas beim Spediteur zu tun und kroch mit dem Lagermeister auf dem Güterboden herum.

In einer Ecke, hinter einem Lattenverschlag, lag ein Haufen großer Holzkisten, aus denen ein geheimnisvolles Summen und Surren drang.

„Was ist denn da drin?" fragte ich nebenbei.
„Ei-Ersatz", sagte der Mann.
„Aber was surrt denn da so?'
„Da sind die Maden reingekommen", sagte der Mann.
‚Ja — was geschieht denn damit?" fragte ich ziemlich entsetzt.
„Garnichts. Die Maden fressen den Ei-Ersatz auf."
„Und dann?"
„Dann fressen sie sich gegenseitig auf."
„Und dann?"
„Dann wirds wieder Ei-Ersatz."
Ruhig schaute der Mann zum Fenster hinaus. Er konnte es abwarten.

Walther Franke

Antworten

Sittlichkeitsverein. „Eines klugen Mannes aber ist es unwürdig, bei einem Gelehrten — Professor Hans Delbrück —, der die Wage historischer Gerechtigkeit zu handhaben übernimmt, ist der Versuch unsittlich, den Führer in Not vom Danke des Vaterlandes ausschließen zu wollen.” Der Führer in Not ist Lindström-Ludendorff, der einen Krieg verloren, gekniffen und dann zu seiner Entschuldigung gelogen hat. Unsittlich? Der Verlag, der diesen Waschzettel in die Welt hinausschickt, weiß wohl nicht, daß sein Tantiemen-Schützling für englisches Geld bei Herrn Northcliffe, im ‚Sunday Pictorial', sein eignes Land schmäht. Und dem zahlt die Republik noch hundertundfünfundvierzigtausend Mark Pension! Daß er sie nimmt, ist bei diesem Charakter selbstverständlich. Daß für dieses Geld jährlich fünf proletarische Kriegerfamilien ausreichend zu unterstützen sind, rührt hier Niemand. Daß aber so etwas noch den Mut hat, als praeceptor Germaniae aufzutreten, ist nur innerhalb eines Volkes möglich, das den Kadetten nicht mehr vom General unterscheiden kann.

Leser in der Provinz. Einer meiner Mitarbeiter bittet euch, mir möglichst viel kleinere Kreisblätter, Generalanzeiger und Provinzzeitungen zu schicken, die besonders antirepublikanisch verdummend und kulturell rückständig wirken. Unkosten werden ersetzt.

Teutscher. Was Ihr armen Kranken Alles angebt, wenn euch die fixe Idee eures Teutschtums packt! Eine eurer Wochenschriften setzt ihren Bezugspreis herauf und mahnt dabei die Abonnenten, durchzuhalten. Gut. „Ihr, denen es sauer wird: rührt die Fäuste, braucht die Ellbogen in der rechten Weise! Organisiert euch und haut um euch, daß die Lappen fliegen! Drückt der Kanaille die Knie auf die Brust!” Was denn? Wem denn? Zu welchem Zweck denn? Wenn man diese ewig mit Offensivgeist getränkten Herrschaften sieht, die in der großen Welt ausgespielt haben und in Krähwinkel durch Geschrei zu ersetzen suchen, was sie in Europa durch Imperialismus verloren haben, dann möchte man ihnen das alte Volkslied vorsingen: Kalt Wasser ist gesund!

Schutzverband Deutscher Schriftsteller. Kaum mehr ein Tag, ohne daß das Börsenblatt für den deutschnationalen Buchhandel eine Anzahl Beschlüsse über die Beschlagnahme von Druckschriften veröffentlichte. Hier ist eine geheime Zensur am Werk. Staatsanwaltschaften, Polizeibehörden, Amtsgerichte, Strafkammern; Beschlüsse, Urteile und Verfügungen; objektive und subjektive Verfahren: das hagelt nur so. Das Resultat: daß Cochonnerien, Pornographien, Pikanterien, Kunstwerke, Harmlosigkeiten, kleine Frechheiten — daß Alles

bunt durcheinander konfisziert wird. Der Geist, aus dem da gearbeitet wird, ist muffig. In solchen Händen liegt das Schicksal der Bücher. In keinen guten. Gehirne, die außerstande sind, Wert und Wirksamkeit von ‚Sylvias Liebesleben' und Félicien Rops zu unterscheiden. Zum Glück blüht dieserhalb der unterirdische Buchhandel, denn keinem gebildeten Menschen wird einfallen, sich von einer Justiz, die Mörder freispricht und kommunistische Posten zu Zuchthaus verurteilt, vorschreiben zu lassen, was er zu lesen hat und was nicht. Der kleine Preisaufschlag wird gern hingenommen. Aber Ihr solltet euch darum bekümmern! Freilich: was ist zu hoffen, wo Ihr nicht einmal durchgesetzt habt, daß Herr Brunner aus der völlig überflüssigen Stelle, die beim berliner Poldzeipräsidium zur Förderung des öffentlichen Schmutzes besteht, entfernt worden ist. Ihm kann nix g'schehn. Und er wirkt da weiter, und Alle wirken sie weiter — und ein ganzes Volk läßt sich von seinen bezahlten Beamten beherrschen, die längst Selbstzweck geworden sind. Werdet Ihr euch niemals befreien?

Oberregierungsrat Weiß. Sie machen den Vorschlag, das Strafgesetzbuch, das Ihnen nicht dick genug ist, zu ergänzen. „Nicht nur die Mitteilung wahren Geheimmaterials darf als Landesverrat mit Zuchthausstrafe bedroht werden, sondern die Mitteilung aller Nachrichten, deren Bekanntwerden den deutschen Interessen im Auslande schädlich ist." Das wäre also der größte Teil der Hohenzollerngeschichte. Aber wie denken Sie sich das? Wer soll darüber urteilen, was den deutschen Interessen schädlich ist? Die deutschnationalen Richter? Lieber Herr, Sie sind in einer falschen Abteilung des Polizeipräsidiums. Sie heißt Ia — aber sie ist es nicht.

Irrenwärter. Einer Ihrer Pfleglinge gibt ‚Das deutsche Zeitungshaus' heraus, das für „beste vaterländische Kreise" berechnet ist und nur solche Annoncen annimmt, „die vaterländisch und völkisch sind". Die sehen so aus: „Totengräber Rußlands" — talentlose antisemitische Karikaturen. „König Ludwig der Dritte und die Revolution. Die Gerechtigkeit erlordert es, daß das Geschehen jener düstern Tage und die Namen der Personen, die sich damals mit Schuld beladen haben, festgehalten werden für alle Zeiten." Das kann eine nette Fürstentafel werden! „Das Duftigste aus dem Miesbacher Anzeiger" — und das ist die einzige ehrliche Annonce von allen. Wahrhaftig: hier duftet ein Misthaufen. Und es ist nur bedauerlich, daß der Besitzer dieses Misthaufens, Eck, nicht Dr. Eck heißt, damit man, wie einstmals Luther, den Punkt fortlassen kann.

Monarchist. Sie haben vollständig recht. Das monarchische System verdient den Vorzug vor dem republikanischen. Anno dazumal hätte die Konferenz von Genua einfach dadurch zur „Befriedigung" der Welt geführt, daß Walther Rathenau Fräulein Lloyd George geheiratet hätte.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.

XVIII. Jahrgang 15. Juni 1922 Nummer 24

Bismarck und die Erwerbung Helgolands

von Veit Valentin

Der bekannte, von Caprivi abgeschlossene Helgoland-Vertrag ist bisher von vielen Deutschen angesehen worden als das hauptsächlichste Charakteristikum des neuen Kurses, der sich von der Bismarckschen Tradition lossagte und ohne Not aus Sympathien für England wertvollen kolonialen Besitz opferte, um das verhältnismäßig wertlose Helgoland zu erwerben. Die große Aktenpublikation der Dokumente im Auswärtigen Amt, die im Erscheinen begriffen ist, ergibt ein wesentlich andres Bild. Der Gedanke, Helgoland zu erwerben, ist vom Fürsten Bismarck selbst ausgegangen. Er schreibt am fünften Mai 1884 an den Botschafter in London:

> Ein ferneres Kriterium für die Absichten Englands, mit uns dauernde freundschaftliche Beziehungen zu pflegen, knüpft sich an Helgoland. Im englischen Besitze ist diese urdeutsche Insel nichts weiter als ein Stützpunkt für Angriffe auf die deutsche Elbmündung und die holsteinische Westküste . . . Helgoland hat für England im Frieden gar keinen, und hätte im Kriege nur einen sehr problematischen Nutzen. Ein vertragsmäßiges Abkommen, durch welches die Insel an Deutschland überlassen würde, etwa mit der Bedingung, daselbst einen Sicherheitshafen anzulegen, würde aber auf die öffentliche Meinung Deutschlands, welche gegenwärtig, und zwar seit dem französischen Kriege, für England nicht mehr so günstig ist wie früher, einen sehr förderlichen Eindruck machen . . .

Der deutsche Botschafter Graf Münster begann auch tatsächlich Verhandlungen; sie wurden aber gleich wieder abgebrochen, weil England den deutschen Koloniationsbestrebungen Schwierigkeiten in den Weg legte. Erst im Jahre 1889 nahm Bismarck den Faden wieder auf. Er entwickelte damals Lord Salisbury den Gedanken eines deutsch-englischen Defensivbündnisses mit beiderseitiger parlamentarischer Genehmigung. Lord Salisbury erklärte nach reiflicher Ueberlegung, zunächst nicht darauf eingehen zu können, schlug aber vor, England und Deutschland möchten in Zukunft möglichst demonstrativ Hand in Hand mit einander gehen. In diesem Zusammenhange erwähnte der ausgesprochen deutsch-freundliche koloniale Staatssekretär Chamberlain gegenüber dem Grafen Herbert Bismarck, ob nicht Deutsch-Südwestafrika, das damals als ganz wertlos galt, gegen Helgoland ausgetauscht werden könne. Herbert Bismarck schreibt darüber an seinen Vater am siebenundzwanzigsten März 1889:

> Ich bin der Meinung, daß das Geschäft für uns sehr vorteilhaft ist und in Deutschland enorm populär sein würde. Unsre südwestafrikanische Gesellschaft ist faul, bankerott und unlustig . . . Viele Leute möchten Angra Pequena blank aufgeben. Helogand ist aber nach Ansicht Seiner Majestät und unsrer Marine Ansicht unbezahlbar für uns in der Nordsee für kriegerische Eventualitäten.

Auch mit Lord Salisbury verhandelte Graf Herbert Bismarck über die Helgoland-Frage. Er war nicht so enthusiastisch wie Chamberlain; und auch Fürst Bismarck war für Abwarten. Graf Herbert Bismarck betrieb aber das Geschäft mit Lebhaftigkeit. Am einundzwanzigsten Juni 1889 schreibt er:

> Auf Südwestafrika lege ich bei dem Mangel an deutschem Unternehmungsgeist für transozeanische Kapitalanlagen kein großes Gewicht. Unsre Landsleute kaufen lieber unsichere fremde Staatspapiere, als daß sie dem Beispiel der Engländer folgten, welche ihre gewaltigen Vermögen größtenteils in fernen Unternehmungen gemacht haben und sich durch anfängliche kostspielige Auslagen nicht abschrecken lassen, hierin fortzufahren. Behalten wir Südwestafrika, so werden wir auch genötigt sein, für Polizei, Schutz und Verwaltung größere Auslagen zu machen als bisher, und einstweilen ist nicht zu erwarten, daß Handel und Kapital unsrer Flagge folgen werden. Erst wenn bei etwaigem Abschluß des Kaufes Engländer und Kapkolonisten dort Metall-Lager und Viehweiden etcetera ausnutzen und gute Geschäfte machen, wird es bei uns heißen, daß wir Unrecht getan hätten, jene Kolonie preiszugeben. Immerhin glaube ich, daß, abgesehen von militärischen Erwägungen, der Erwerb Helgolands doch so populär bei uns sein würde, daß ich angesichts unserer erwähnten nationalen Mängel für eigene Kolonialpolitik den Tausch für annehmbar halten würde.

Der neue Kurs hat dann Helgoland erworben und wesentlich weniger, nämlich Sansibar und die zweifelhaften ostafrikanischen Ansprüche dafür preisgegeben. Trotzdem ist grade von Bismarckscher Seite der Helgoland-Vertrag scharf angegriffen worden. Demgegenüber ist zu sagen, daß der neue Kurs in seiner ersten Zeit unmittelbar das fortsetzte, was Bismarck in seiner letzten Zeit vorbereitet hatte. Er ist nur leider auf dem einmal eingeschlagenen Wege nicht geblieben.

Dolchstoß-Legende? von Willi Wolfradt

In Deutschland geht die Diskussion hin und wider um den „Dolchstoß". Der Dolchstoß der aufrührerischen Heimat habe den Zusammenbruch der Armee verschuldet — nein, die feindliche Uebermacht und schwere Fehler der Führung haben ihn verschuldet. Nun hat erst kürzlich den nimmermüden Propagatoren der Dolchstoß-Legende Franz Oppenheimer zu bedenken gegeben, daß dies Verschulden nicht mit dem Beweis des geschliffenen und gezückten Dolches, nicht einmal mit dem des geführten Stoßes auf die Heimat abzuwälzen sei; vielleicht traf der Stoß einen schon vom Feinde zu Tode Getroffenen. Aber mit solcher Argumentierung, so unwiderleglich sie ist, übt man Verrat an den Idealen des Friedens und verleugnet man die wahren Tatsachen. Das geschieht heute ganz allgemein in dieser wichtigen Frage. Die Schuld des Dolchstoßes am Zusammenbruch der militärischen Macht wird von Vielen bestritten, und sie ist in der Tat nicht bewiesen. Aber daß der diesen Zusammenbruch veranlassende Dolchstoß eine Schuld gewesen wäre, das wagt Niemand abzulehnen. Niemand hat den Mut, sich zu der heroischen, rettenden Tat dieses Dolchstoßes zu bekennen. Wenn ich höre, Einer sei erstochen worden, so will ich wissen: Mord oder Notwehr? Das ist doch ausschlaggebend für die Bewertung der Tat. Der „Dolchstoß", wenn er geführt worden ist, war Notwehr, Verzweiflungstat eines in seinem Leben bedrohten Volkes. Ihn überhaupt in seiner Be-

rechtigung leugnen kann nur, wer die fürchterliche Not, die immer wachsende Todesnot und Gewissensnot der Kriegszeit schon ganz vergessen, oder wer sie nie gesehen hat. Sein heiliges Recht leugnen kann nur, wem das Morden nochnicht lange genug gedauert hat. Indem man den „Dolchstoß” als Legende abweist, läßt man seine Empfindungen von damals, läßt man die bittere Friedensentschlossenheit von heute im Stich. Man gibt gleichsam zu, daß die Sabotage des Krieges ein Verbrechen sei. Man legitimiert nachträglich den Krieg und rüstet den nächsten, indem man die einzige wirkliche Waffe gegen ihn stumpft: das Bewußtsein im Volke, daß Krieg nicht sein darf — nicht sein darf.

Der Dolch: das ist der Wille der Volksmassen, die Bildung kriegsfähiger Heere mit allen Mitteln zu verhindern. Indem der Dolch geschliffen bereit liegt, wirkt er. Je stumpfer er wird, desto näher kommt die Gefahr neuen Krieges. Bricht die Spitze ab, ist der Krieg nicht mehr zu hindern. Die Taktik, dem Dolchstoß abzuschwören, statt ihn als rettende Verzweiflungstat zu verherrlichen, wird die Spitze bald vollends abgebrochen haben. Es ist kaum klug, diese Taktik zu wählen, statt Farbe zu bekennen. Und wem es nicht Taktik ist, so zu argumentieren, wer hier Verdienst für Schuld hält, auf den ist nicht zu zählen, der hat den Wahnsinn und die Sünde des Krieges nicht erkannt der wird dem nächsten zustimmen.

Wie kommt es denn, daß so Viele heute die „Dolchstoß-Legende” zu zerstreuen bemüht sind, die damals gesinnungsmäßig oder praktisch an der Zerstörung des Kriegsgeistes im Heere mitgewirkt haben, stolz und tapfer? Es kommt daher, daß die Propaganda des Gedankens, Deutschland werde vom Sieger vernichtet, wenn es nun ohne Waffen sei, erfolgreich gewesen ist. Die Lüge, der Frieden habe die Not gemehrt, statt sie zu beenden, ist allgemein durchgedrungen. Nähme man allgemein an, der Frieden habe die Not gemindert, so würden Alle den Frieden segnen und nicht fragen, wie es zu ihm kam. Indem man den Dolchstoß für ein Verbrechen erklärt — man mag nun zugeben, daß es stattgefunden hat oder nicht —, räumt man ein, es könne ein auf irgendwelche noch so außergewöhnliche Weise erreichter Frieden furchtbarer sein als der Krieg. Indem man seine Beteiligung bestreitet, statt sich ihrer zu rühmen, bestätigt man den Schwindel, dieser Frieden habe die Not der Menschen in Deutschland vergrößert; scheint man die Verantwortung für einen angerichteten Schaden von sich abwälzen zu wollen. Damit nährt man das Gefühl, es sei Deutschland vom Regen in die Traufe gekommen, welches die Ursache der allgemeinen Lähmung und Freudlosigkeit ist und die Vollendung des Friedenszustandes unmöglich macht. Man hat rasch vergessen: Es ist mit dem Umsturz nicht nur besser geworden — es war die Rückkehr aus tausend Toden immerhin zum Leben. Wie dies nun ist, wie es geworden ist, das mag uns grimmig enttäuschen. Aber es ist doch das Leben und das Geschenk aller seiner Möglichkeiten!

Wem galt, wen traf der Dolch? Nicht das deutsche Volk, sondern seinen fürchterlichsten Feind: die deutsche Militärmacht. Wie Viele hat die Katastrophe, der harte Frieden vernichtet? Gewiß Tausende! Das ist nicht viel, wenn man sich erinnert, daß jeder Kriegstag so viel Menschen vernichtet hat. Das ist ein geringes Opfer, wenn man bedenkt, welchem höllischen Widersinn, welchem entsetzlichen Mißbrauch des Menschen damit endlich, endlich ein Ende gesetzt worden ist.

Deutsche Presse in Genua von Emil Ludwig

Illegitim und deshalb nur noch umworbener, unorganisiert und deshalb gefährlicher, voll von Launen und Ansprüchen, Erfahrungen und Vorurteilen, mächtig von Gnaden der Wissenden, doch auch entschlossen, sich gegen diese zu wenden: so herrschte und diente neben der Macht der 34 Delegationen die andre Macht, die Presse dieser 34 Staaten im Palazzo Patrone, den die Umsicht der Genuesen in einen Draht-Palast mit Namen Casa della Stampa umgewandelt hat.

Doch ists ein ironischer Irrtum gewesen, als ein Brief an mich „Casa bella stampa” adressiert ankam. „Bella” ist sie nicht; aber es geht ihr auch nicht sehr gut, zumindest sehr ungleich. Die Presse zu instruieren, ohne sie zu verknechten, die Anarchie des freien Wortes zu sozialisieren, ist fast so schwer wie Völkerbund. Wie versuchten es die großen Nationen?

Frankreich. Ein gerissener Herr mit deutschem Namen, Elsässer, empfängt in kühlem Raume artig die Deutschen, neben ihm sprechen drei andre Herren drei andre Sprachen zu Journalisten, die sich Informationen holen, Alles geht glatt, und es geht täglich vor sich; immer wenn man will, trifft man Jemand, aber zumindest in den festgesetzten Stunden. Parkett-Stimmung, eher höfisch als republikanisch.

Rußland. In einem kitschig überladenen Hotelzimmer, dessen großes Himmelbett durch Paravent kaum verdeckt ist, unter süßlichem Deckengemälde, mit viel falschem Gold und Rot, sitzt jeden Abend um Sieben Rakowsky, der kluge Premier der Ukraine, Arzt, verbannt, zum Tode verurteilt, mit etwas ermüdetem, grauem Gesichte, dennoch mit schlangenhaft eleganten Antworten jeden der Frager befriedigend, die sich, 80 oder 100, bis auf den Korridor drängen. Man spricht französisch. Er ist das einzige Mitglied einer Delegation, das selbst täglich Rede und Antwort steht, um so, durch ungeheure Propaganda, die Ideen der Russen, sowohl zum Tage wie im Großen, zu propagieren. Sein ironisches Antlitz, dieses stete Lächeln sichert ihm unter Journalisten das Gefühl der Wandelbarkeit, was eben diese suchen.

England. Täglich, eine Viertelstunde nach Schluß einer Sitzung, erscheint der lange hagere Pressechef gegenüber von Palazzo Reale in einem Zimmer der Universität, orientiert die englische Presse, man steht herum, fragt, Einer ist dem Andern gleich. (So übrigens machen es unter sich auch die Franzosen und Andre.) Deutsche, Italiener, jede Nation wird täglich vom leitenden Engländer in diesem Hotel empfangen.

Als Lloyd George die Stimmung wanken fühlte, berief er alle Journalisten in den großen Sitzungssaal, man rauchte, drängte sich um ihn, er hielt eine demokratische Rede, bat um Fragen und beant-

wortete eine nach der andern, schlagkräftig, wie Shaw oder Sterne, unter dem Beifall der Meisten; Alles wurde in drei Sprachen gegeben.

Deutschland. Empfang ausländischer Journalisten gibt es nicht; wurde nur zweimal ausnahmsweise angekündigt. Einmal, als die deutschen berufen wurden, bat man am Anfang sogleich die fremden, freundlichst das Lokal zu verlassen. Diese deutschen wurden täglich, drei bis vier Stunden nach Schluß der Sitzung „orientiert". Von irgendeiner vertraulichen Gleichstellung ist nicht die Rede. An der Spitze der Tafel in einem nach drei Seiten hin offenen Hotel-Vorzimmer sitzt der Pressechef, präsidierend. Das W.T.B. nimmt eine Tischlänge für sich ein. Im Chorgestühl schläft der Historiker der Delegation. Skepsis wird nicht geduldet, Segen von oben träufelnd, Majestät braucht Sonne: preußische Euphorie.

Alle wußten, daß sie wertlos war die Presse-Konferenz, Alle sagten es einander; aber öffentlich sagt es Niemand. Als der Rapallo-Vertrag bevorstand, wurde nichts „verlautbart", sondern nur Bericht über eine Sitzung zum Zwecke der Verlängerung der Paß-Visa verteilt. Als Wirth endlich den Engländer sehen sollte, teilte man uns am selben Nachmittag nur mit, daß der Kanzler den Erzbischof morgen besuchen werde. Als die beiden Staatschefs endlich zu Lloyd George berufen wurden, das ganze Pressehaus davon voll war und ich anfragte, ob dies Gerücht wahr sei, wurde mir erwidert: „Wir wissen noch nichts, offiziell. Rein als meine persönliche Wahrnehmung kann ich es allerdings bestätigen." Ein ander Mal: „Da muß ich mich erst erkundigen, wie weit wir gehen dürfen!"

Als der Kanzler seine unglückliche erste Rede gehalten und ich bemerkt hatte, der Eindruck bei meinen ausländischen Freunden wäre schlecht, hieß es: „Wir hatten selbst geraten, lieber frei und offen zu sprechen. Aber die Politik des Auswärtigen, Amtes . . ."

Als Rathenau seine Erklärungen über die letzte deutsche Note abgab, verdarb man ihm den Eindruck durch Errichtung einer feierlichen Art von Tribüne, die die nach Gleichheit lechzenden Journalisten verletzte, und ließ keine Fragestellung zu.

Am Hotelbrett stand unter zahllosen „Bekanntmachungen", über die sich alle Welt amüsierte, zur Verpflegung gehöre früh eine Eierspeise, „zum Beispiel Schinken mit Ei"; dagegen gebe es in der Stadt viele Taschendiebe (was, selbst wenn es wahr gewesen wäre, mit Recht als Verletzung der Gastgeber ausgelegt werden mußte).

Das „Geheimnis" wurde, wie in Kaiserzeiten, vor dieser Journaille gewahrt. Jedes Vertrauen fehlte. Und dann forderte man, daß „Alle einschwenkten, wie die Unteroffiziere!" Die Herren vergaßen, daß ihnen die Presse viel mehr schaden kann, als sie ihr nützen können. Irgendwelche persönliche Fühlungnahme zum Zwecke der eignen Bereicherung an Einsicht in die Stimmungen wurde sorgsam vermieden, denn der Geist des Geheimrats senkt sich rasch auch auf ehedem erleuchtetere Scheitel. „Wir machen keine Propaganda."

Die Verwirrung der öffentlichen Meinung beim Abschluß des russischen Vertrages in Berlin, die Unbeliebtheit der stets zugeknöpften deutschen Delegation bei den Fremden, das Mißtrauen Aller gegen Alle im eignen Lager und die Gründe dieser schlimmen Erscheinungen sind Dinge, die nicht andauernd aus Furcht vor persönlichen Unbequemlichkeiten der deutschen Oeffentlichkeit verschwiegen werden dürfen.

Wirtschafts-Führer von Frank Faßland

IX.

August Thyssen

Hugo Stinnes ist der Schwerindustriellen-Typ der Nachkriegszeit (wenngleich sich seine Wirksamkeit keineswegs in der Schwerindustrie, seine Persönlichkeit keineswegs im Typischen erschöpft): August Thyssen war der Schwerindustriellen-Typ der Vorkriegsperiode. Bei ihm hat das Typische, das er ursprünglich wohl vom Zeitgeist empfing, das er der Zeit aber in höchst gesteigerter und verfeinerter Prägung zurückgab, nicht die Urform gesprengt und sich ins Universalwirtschaftliche, kaum ins Schwerindustriellbenachbarte ergossen, sondern er hat den Typus auf dem ihm angestammten Grund und Boden bis zur höchstmöglichen Vollendung ausgebaut, ihn soweit in die Höhe und zugleich in die Tiefe getrieben, wie Zeitumstände und Persönlichkeitskraft zuließen.

Für Stinnes und seine Art scheint es keine Grenzen zu geben (und darum auch letzten Endes keine Formen, sondern höchstens Methoden); sein Betätigungswille reicht fast überall hin, wo sich gute Geschäfte darbieten. Thyssen und sein Typ setzten sich Grenzen, manchmal enge, manchmal weite, aber immer waren sie bestrebt, diese Grenzen ganz dicht auszufüllen: Unterschied der Zeitverhältnisse, in denen die Vollkraft der zwei Persönlichkeiten sich auswirken konnte. Beiden Perioden, der Vorkriegszeit und der Nachkriegszeit, ist das Gesetz des Expansionismus eigen. Aber in der Vorkriegszeit, wo Alles der Konkurrenz offenlag, wo Pfennigunterschiede im Produktionsprozeß entscheidenden Vorsprung oder Nachteil gaben — da kam es vor allem auf innere Konzentriertheit und Geschlossenheit, auf genaueste Ausbalancierung der technischen und wirtschaftlichen Konstruktion, auf vorsichtigste Selbstkontrolle der Expansion an, wenn nicht Ueberspannungen und organisatorische Fehlschläge eintreten sollten. In der Nachkriegszeit, wo nicht so sehr die Beschaffenheit der Produktionsmittel wie ihr Vorhandensein überhaupt, ihr Seltenheits-, ja Monopolcharakter den eigentlichen Wert, den Sachwert, darstellten, wo die Neuerrichtung auch der modernsten und rationellsten Anlagen meist zu teurerm Betrieb führte als die Weiterproduktion auf den alten, wenn auch veralteten Anlagen — da war der Grundsatz oft genug: Multa, non multum. Expansionismus wurde zum Selbstzweck, Quantitäten mit Sachcharakter galt es zusammenzubringen, statt Qualitäten mit Konzentrationscharakter. Im vorteilhaften Kauf der Objekte lag mehr der Kalkulationsprofit als in ihrer konzentrativen Einordnung. Die Grundrente, gab den Ausschlag, nicht die Betriebsrente.

Natürlich handelt es sich hier nur um typische Unterschiede, nicht um solche, die sich in den konkreten Fällen Thyssen und Stinnes bis ins Einzelne durchführen ließen. Auch Thyssen hat nicht nur gebaut, sondern auch er hat — vor, in und nach dem Kriege — gekauft, wenngleich nur Dinge, die sich genau in sein

geschlossenes Produktionssystem und Produktionsgebiet einordneten. Auch Stinnes hat nicht nur gekauft, sondern gebaut, und zwar — besonders vor dem Kriege — vortrefflich gebaut; und jetzt, wo die günstigen Kaufmöglichkeiten so ziemlich erschöpft sind, manche für günstig gehaltenen Kaufmöglichkeiten sich als Fehlschläge erwiesen haben, scheint er wieder bauen zu wollen. Aber der eine grundsätzliche Unterschied verdient festgehalten zu werden: Wer baut, beschränkt sich auf das, was er genau versteht, er arbeitet intensiv und innerlich konzentriert; wer kauft, unterliegt der Verlockung, „aufzukaufen", abzuschweifen, gute Gelegenheiten und Konjunkturen auch auf fremden Gebieten wahrzunehmen, wobei er sich oft allerdings einbildet, produktive Zusammenhänge zwischen den Gebieten herstellen zu können. Diese Methode führt aber gewöhnlich nur zur äußern Konzentration, zur extensiven Wirtschaft, und die meisten Verbindungen dieser Art sind, da sie der sachlichen, organischen Geschlossenheit entbehren, wieder auseinandergefallen, wenn die zwei Augen, auf denen sie ruhten, sich geschlossen hatten: der Fall Henckel v. Donnersmarck.

August Thyssen hat eines der größten Sachvermögen, die heute in Deutschland bestehen, und den geschlossensten, vielleicht größten deutschen Montan-Konzern sozusagen aus dem Nichts geschaffen. In vier kurzen Dezennien. Krupp, Stinnes, Haniel fußten, auch wenn bei manchem von ihnen die Expansion ins Große erst ein Werk der Gegenwart ist, auf ererbtem, zum Teil in Generationentiefe „verankerten" Besitz. Die Geburt der Thyssenschen Werke fällt in das Jahr 1871, wo August Thyssen als Neunundzwanzigjähriger zu Mühlheim an der Ruhr die Firma Thyssen & Co. Kommanditgesellschaft errichtete, die mit etwa 70 Arbeitern Band- und Stabeisen walzte. August Thyssen wurde persönlich haftender Gesellschafter, sein Vater Friedrich Thyssen Kommanditist der Firma. Vater und Sohn kamen nicht als Neulinge in die Eisenfabrikation, etwa auf den Schwingen der Gründerperiode, die damals einsetzte und auch vielen Außenseitern den Mut zur Errichtung von Fabriken gab. Friedrich, der Vater, war schon Jahrzehnte zuvor in Eschweiler bei Aachen (wo auch der Sohn August am siebzehnten Mai 1842 geboren wurde) Direktor eines Drahtwalzwerks gewesen; er hatte sich aber schon damals nebenbei in Geldgeschäften betätigt, die er später, nach Aufgabe seiner Stellung als Werksdirektor, in einem von ihm gegründeten kleinen Bankgeschäft ausschließlich betrieb. August Thyssen, Friedrichs Sohn, war im Fabrikhof aufgewachsen. Schon früh ergriffen industrielle Neigungen Besitz von ihm. Er besuchte die Technische Hochschule zu Karlsruhe und die Handelsschule zu Antwerpen, betätigte sich nach Absolvierung seiner Militärpflicht (er nahm am Feldzug von 1866 teil) zunächst im väterlichen Geschäft und begründete dann im Jahre 1867, an seinem fünfundzwanzigsten Geburtstage, mit einem Sozius das Puddel- und Eisenwalzwerk Thyssen, Tossoul & Co. in Duisburg. Diese Firma bestand nur ein paar Jahre; aber bei der Liquidation hinterließ sie ihren Gründern einen ansehn-

lichen Ueberschuß, etwa das Fünffache ihrer Geschäftseinlagen. Das freigewordene Kapital benutzte August Thyssen, um jene mülheimer Kommanditgesellschaft Thyssen & Co. zu errichten. Der Grundstein war gelegt, der Bau begann zu wachsen.

August Thyssen war, wie alle wirklichen Industriellen, eine bauende Natur; aber er war mehr als das: ein bauendes Genie. Nicht nur dahin ging sein Sinn, Produktion zu schaffen, sondern auch der Produktion die vollkommenste Form zu geben, deren sie unter den jeweiligen Umständen fähig war. Sein Ansatzpunkt lag dort, wo sich Schwereisenindustrie und Fertigerzeugung berühren: im Walzbetrieb. Von da aus hat Thyssen nach beiden Seiten angebaut, unablässig darauf aus, den Produktionsprozeß nach der Richtung der Selbstrohstoffgewinnung und der Selbstabsatzsicherung zu erweitern, durch Expansion in neue Erzeugungen vorzuschieben und durch Oekonomie in sich zu runden. Möglichst frei werden vom Markte der Roh- und Halbstoffe, möglichst alle Zwischengewinne selbst einstecken und nur mit dem durch rationellste Technik verfeinerten, durch wirtschaftlichsten Betrieb verbilligten Endprodukt in den fremden Absatz gelangen: das war das Prinzip des gemischten Werkes, dem Thyssen, anfangs vielleicht instinktiv, später ganz bewußt, zustrebte. Mit dem er in der deutschen Montan-Industrie Schule machte. Man wird vielleicht sagen: Dieser Typ des gemischten Werkes lag in der Linie der Zeitentwicklung; und man wird ferner sagen, daß andre, ältere und damals größere Werke, zum Beispiel Krupp, gleichzeitig, vielleicht sogar vorher ähnliche Bahnen beschritten haben. Aber das Eine wie das Andre ist doch nur zum Teil richtig. Hatte der gemischte Tiefentrust, den man heute mit dem Namen: Vertikale Vertrustung belegt, wirklich schon damals zwangsläufig auf der Linie der Entwicklung gelegen, so würde er sich auch gleichzeitig in der zum Teil ältern ausländischen Eisen-Industrie durchgesetzt haben. Das war aber weder in der klassischen englischen Großeisen-Industrie noch in der ganz modernen amerikanischen der Fall. In England erhielt sich bis in die letzten Jahrzehnte hinein der individuelle Spezialbetrieb, in den Vereinigten Staaten bildete sich vornehmlich die organisierte Spezialisierung bestimmter Produkte, der Flächen-Trust, dem wir heute den Namen: Horizontale Vertrustung geben, als herrschender Typ heraus. Was ferner den zweiten Einwand anlangt, daß auch andre Großunternehmungen, wie Krupp, den gemischten Typ gleichzeitig und zum Teil noch vor Thyssen angenommen hätten, so ist ihm entgegenzuhalten, daß es sich bei Krupp nicht um einen Typ, sondern um eine konzentrative Individualform handelte. Mittelpunkt des Betriebes war und blieb hier bis zum Kriege die Gußstahlfabrik mit der Geschütz- und Panzerplattenf abrikation; daneben entwickelte sich nur die Schienenherstellung zu einer bedeutsamen Spezialität. Alles Uebrige blieb mehr oder weniger Hilfsbetrieb für diese wenigen Hauptproduktionen, wurde nicht, wie in Thyssens gemischtem System, Universalkomplex.

Anfangs ging es natürlich im System Thyssen nur langsam vorwärts. Das ursprüngliche Stabeisen- und Bandeisenwalzwerk wurde mit Glück und Geschicklichkeit durch die Fährnisse der 1873er Gründerkrise hindurchgesteuert; erst nach ihrer Ueberwindung folgte ein Röhrenwalzwerk, dessen Leitung Thyssens jüngerer Bruder Josef übernahm. Gleichzeitig wurde das mülheimer Werk von August Thyssen ausgebaut; und zwar auf der Seite der Rohproduktion durch Angliederung eines Stahlwerks, der bald die Errichtung einer Maschinenfabrik Thyssen & Co. auf der Seite der Fertigerzeugung folgte. Von da an schritt der Ausbau immer schneller und zielsicherer fort. Hochöfen wurden gebaut, die Stahlproduktion erweitert und der unmodern werdende Puddelbetrieb sehr bald durch den neuen Siemens-Martin-Betrieb ersetzt. In gleicher Weise war Thyssen Schrittmacher beim Uebergang von der veraltenden Schweißeisenverarbeitung zur Flußeisenverarbeitung und in der Ersetzung der alten Walzenstraßen durch moderne, elektrisch betriebene Schnell- und Reversierstraßen. Ueberhaupt: Veraltete Konstruktionen gab es auf August Thyssens Werken nicht. Er ertrug und duldete nichts, was durch die neuere Technik überholt war. Oftmals hat er in seinen Werken die neue Technik selbst geschaffen und damit den Anlaß zu Umwälzungen für die ganze Industrie gegeben. Aber nicht nur die Eckpfeiler seines Unternehmens bildete er mächtig aus, indem er die schwere Roheisen- und Stahlproduktion für alle Normal- und Qualitätserzeugnisse ausgestaltete und die Maschinenfabrik zu einer der größten Deutschlands, ja Europas in der Herstellung von Gasmaschinen, Turbinen, Walzwerksanlagen, Kraftmaschinen für Bergwerks- und Hüttenbetrieb undsoweiter machte: auch das Mittelstück seiner Produktion, die Walzwerkserzeugung, wurde ganz universal durchgebildet. Stabeisen, Bandeisen, Röhren, Bleche, Draht und Drahterzeugnisse — alles wurde in großen Spezialwerken auf Thyssens Betrieben hergestellt und damit eine Vollständigkeit erzielt, wie sie in jenen Zeiten von keinem einzigen der großen Eisenwerke erreicht war. Dazu kamen sehr bald auch bedeutende Kohlenzechen, die Gewerkschaften Lohberg und Rhein, deren Gerechtsame Thyssen in Zeiten krisenhafter Depression auf dem Kohlenmärkte billig erworben hatte, damit ein Wagnis eingehend, vor dem in jener Zeit weniger kühne und weniger vorausschauende Unternehmer zweifellos zurückgeschreckt wären. Thyssen ging in den Kohlenbergbau, als sozusagen kein Hund ein Stück Brot von ihm nehmen wollte und Kohlenkuxe förmlich auf der Straße lagen. Aber er konnte sich dafür auch die richtigen Objekte aussuchen. So kommt es, daß seine Eisenwerke — was nur für ganz wenige Hütten des Westens zutrifft — direkt auf der Kohle liegen, und daß in seinem Konzern jene enge örtliche Verbindung zwischen Kohle und Eisen geschaffen ist, die für die Oekonomie des Betriebes so überaus vorteilhaft ist. Dem Prinzip der möglichst vorteilhaft erzeugten Produkte entsprach auch, daß Thyssen seinen Produktionsunternehmungen selbständige Handelsunternehmungen (Thyssen & Co., Thyssensche Handelsgesell-

schaft) angliederte, die ihr Netz nicht nur über ganz Deutschland spannen, sondern auch ihre Ausläufer bis nach Rotterdam, Antwerpen, Cardiff, Newcastle, Neapel, Algier, Port Said und Buenos Aires erstreckten. Dieses riesige und weitverzweigte Handelssystem, wohl das größte im deutschen Eisengewerbe, machte Thyssen in hohem Maße unabhängig von den Eisensyndikaten und gab ihm starke Waffen in die Hand, um in diesen Syndikaten seinen Willen durchzusetzen, oder ihnen, wenn es not tat, im Kampf gegenüberzutreten. Die Handelsunternehmungen wurden gestützt durch eine besonders dem Erz- und Kohlentransport dienende See- und Binnenschiffahrtsflotte, durch eigne Häfen- und Umschlagseinrichtungen an allen wichtigen Rheinplätzen, durch einen eignen Park von 2500 Güterwagen und mehr als 50 Lokomotiven und durch andre Hilfseinrichtungen. Thyssens Streben, nirgends auf fremde Hilfsmittel angewiesen zu sein und Alles mit eignen Einrichtungen zu bewältigen, tritt klar in dieser Universalität der Betriebsausrüstung zutage.

Diese Entwicklung, die Thyssen dazu befähigte, im Jahre 1914 etwa den zehnten Teil der deutschen Roheisen- und Stahlerzeugung, den zwanzigsten Teil der deutschen Kohlenförderung zu bewältigen, hat sich nun nicht etwa so gradlinig, wie hier geschildert, vollzogen. Grade im Aufbau des Systems Thyssen fehlte es nicht an Stockungen und Rückschlägen, und es gab Zeiten, wo sein Schicksal an einem dünnen Faden zu hängen schien, kaum ein Stein auf seinen Werken dem juristischen Eigentümer gehörte und dieser es aus Vorsicht für geboten hielt, den Besitz auf seine Kinder als die präsumtiven Erben zu übertragen (eine Maßregel, die später im Konkurs seines „mißratenen” Sohnes August zu verwickelten Ansprüchen und Prozessen mit dessen Gläubigern führte). Die Tatsache, daß August Thyssen mit seinen Kauf- und Baugedanken oft der Zeit, in der er lebte, weit voraus war, daß er auch in Krisen- und Depressionszeiten mit Kaufen und Bauen nicht aufhörte — da er wußte, daß er grade in solchen Zeiten besonders billig kaufte und baute, und daß er dann in der nächsten Hochkonjunkturperiode mit den Neuanlagen fertig sein würde — diese Tatsache hat ihm in konservativen Industriekreisen, hat ihm auch an der Börse manchmal den Vorwurf eingetragen, in seinen Plänen und Transaktionen spekulativ zu sein. Aber Spekulativität in diesem Sinne ist stets das Merkmal des wirtschaftlichen Neuerers, und wer ein großes Reich erobern will, wird manchmal vor die Notwendigkeit gestellt sein, Brücken hinter sich abzubrechen und viel, vielleicht Alles auf eine Karte zu setzen. Bei Thyssen war es — und das ist entscheidend für seine Leistung wie kennzeichnend für seine Persönlichkeit — fast immer die richtige Karte, auf die er setzte. Er sah eben mit divinatorischem Scharfblick schon in die kommenden Dinge, in die Notwendigkeiten der zukünftigen Entwicklung, wenn Andre noch am Gegenwärtigen hafteten, und grade diese kühne, große, innere Voraussicht, die ihn manchmal auf dem Wege gefährdete, hat ihn befähigt, das Ziel früher und besser zu erreichen als die

nur Vorsichtigen, die jeden Schritt, den sie tun, mit allen möglichen, kleinen und äußern Mitteln vorher sichern.

Für einen Menschen wie August Thyssen, der immer im Vorteil und Vorsprung sein, seine Pläne wie seinen Weg nicht vor dem Ziel enthüllen wollte, dem die Wirkung Alles, Effekt und Prestige nichts, ja sogar etwas höchst Störendes, die Andern aufmerksam und klug Machendes war — für den hat der alte Satz: „Klappern gehört zum Handwerk” seine Wahrheit verloren. Thyssen fühlte sich am wohlsten und am stärksten, wenn er ganz in der Stille arbeiten konnte. Und konnte doch nicht verhindern, daß die Konkurrenz, daß die Oeffentlichkeit, nachdem die ersten großen Erfolge seiner geräuschlosen Methode offenkundig geworden waren, seinen Wegen eifrig nachspürte, und dahinter, grade wenn er nicht „klapperte”, besonders Großes (manchmal auch Größeres, als er wirklich planen mochte) witterte. So witterten die Industrie und die Börse, die Presse und die Regierung nicht Geringeres denn den großen westlichen Montan-Trust nach dem Vorbild des amerikanischen Steel-Trusts, als Thyssen im Jahre 1903 den von ihm kontrollierten Schalker Gruben- und Hüttenverein mit der bis dahin „reinen” Gelsenkirchener Kohlengesellschaft zusammenband und im Anschluß daran in den Aufsichtsrat des durch den Aachener Bergwerks- und Hüttenverein noch stärker mit Eisen durchsetzten größten deutschen Kohlenunternehmens eintrat. Thyssen galt von nun als der Amerikaner, der große Trustmacher. Mit seinem geräuschlosen Agieren hinter den Kulissen war es aus. Er wurde vielberühmt, vielbeachtet, vielbelauert. Ein gewaltiges Rumoren hob an; die Börse trieb Eisen- und Kohlenpapiere in die Wolken; der „lange Möller”, dieser Don Quixote unter den preußischen Handelsministern, versuchte, mit seiner nur halb geglückten Hibernia-Aktion einen Keil in die angebliche Trust-Bewegung zu treiben; der junge Hugo Stinnes begann sich zu rühren — und die ganze Angelegenheit stellte sich letzten Endes als ein großer Bluff, vielleicht als eine große Kraftüberspannung, vielleicht auch nur als ein großes Mißverständnis heraus. Übrig blieb davon nur die Popularisierung des Typs Thyssen: Fast Alles, was in der Montan-Industrie auf erste Klasse Anspruch erhob, drängte zum gemischten Betrieb. Es setzte ein großes Bauen und Fusionieren ein. Neben Groß-Gelsenkirchen entstanden Groß-Phönix, Groß-Luxemburg, Groß-Rombach, Groß-Klöckner und ähnliche Gebilde. Thyssen ging inzwischen aber schon wieder ganz andre Wege. Fast gleichzeitg mit Gelsenkirchen stieß er (während die eigentlichen lothringischen Werke sich in Westfalen eignen Kohlenbesitz suchten) ins lothringische Minette-Revier vor, kehrte den Satz: „Eisen reist zur Kohle” um in den Satz: „Kohle reist zu Eisen” und errichtete direkt in Lothringen das ganz moderne Riesenwerk Hagendingen mit Hochöfen und Rohstahlwerken. Dieses Werk brachte Thyssen in Rivalität zu Groß-Gelsenkirchen; es entwickelte sich eine Spannung zwischen Kirdorf und Thyssen, die zu Thyssens Austritt aus dem gelsenkirchener Aufsichtsrat führte. So modern und mustergültig aber auch das Werk Hagen-

dingen gebaut wurde — eine Schwäche der Thyssenschen Gesamtunternehmungen, die einzige Schwäche wurde grade durch diese Erweiterung offenbar: der Mangel an eignen Erzreserven. Thyssen hatte zwar eine gewaltige Neuanlage auf das Erz gesetzt, aber die Erzbasis war für den Bedarf der erweiterten Werke zu schmal. Größere Erzreserven waren jedoch in Deutschland schon damals nicht mehr frei, fast alle Felder in festem Besitz. Die von Thyssen erschlossenen Erzgruben in Französisch-Lothringen und in der Normandie boten wegen der politischen Erschwernisse, die Frankreich der Ausnutzung bereitete, keinen jederzeit sichern Ersatz. Aus diesem Grunde hat Thyssen zeitweise den kühnen Gedanken einer Fusion mit den de Wendelschen Werken in Lothringen gehabt, die in der umgekehrten Lage waren wie er: Die Betriebseinrichtungen waren zum Teil veraltet, aber sie konnten aus einem riesigen Erzbesitz schöpfen. Aus diesem Grunde gehörte Thyssen im Weltkrieg zu Denen, welche die Annektierung des französischen Erzbeckens von Briey mit besonderm Hochdruck betrieben. Als dann der Krieg verloren war, wurde Thyssen auch mit dem ihm enteigneten hagendinger Werk die Erz-Sorge los; oder vielmehr: seine besondere Erz-Sorge ging in der allgemeinen Erz-Sorge der ganzen deutschen Eisen-Industrie unter. Das Schicksal der Enteignung teilte Thyssen mit allen in Lothringen ansässig gewesenen Großeisenwerken; aber er sah davon ab, die großen Entschädigungsvorschüsse, die er von der deutschen Regierung erhielt, zum Aufkauf deutsch bleibender Konzentrationsobjekte zu benutzen. Während er noch im Kriege durch Interessenahme an Werftunternehmungen, durch seine starke Betätigung in der Briey-Frage eine lebhafte Aktivität entwickelt hatte, ließ er die große Konzentrationsperiode in der Nachkriegszeit fast ungenutzt. In den letzten Jahren hat sich die Verwaltung der Thyssenschen Werke, die das Kaufen versäumt hatte (vielleicht weil sie es nicht so notwendig hatte wie Andre, vielleicht auch, weil ihr infolge der Eigenart ihres Finanzsystems kein kauffähiges Aktienagio zur Verfügung stand), zum Bauen entschlossen. Neue Hochöfen sollen auf ihrem Grund und Boden erstehen, neue Stahl- und Walzwerke. Vielleicht ist es auch dafür schon zu spät. Denn das Bauen ist sündhaft teuer geworden. August Thyssen ist eben kein Jüngling mehr. Und Fritz Thyssen, der Sohn und Erbe, ist bei aller klugen Tüchtigkeit kein Mensch mit visionärem Auge und reißendem Temperament.

August Thyssen, der in Allem, was Betriebsoekonomie bedeutet, ganz und gar Organisator, Objektivierer gewesen ist und darum dem Großeisenunternehmen seiner Epoche typische Prägung gegeben hat, war in einer andern Hinsicht ganz Individualist: nämlich in Allem, was mit der Finanzierung zusammenhängt. Zwischen denjenigen Industriellen, die ihren Unternehmungen die Objektivierung der Aktienform gaben, und den andern, die sie streng im Eigen- und Familienbesitz (manchmal mit nur äußerlicher Anwendung der Aktienform) hielten, schlug Thyssen einen Mittelweg ein. Er machte keine Aktien-Emissio-

nen; kein fremder Aktionär solite das Recht erhalten, in den Generalversammlungen der Thyssenschen Hauptgesellschaften mitzusprechen. Er wollte nicht genötigt sein, zur Unzeit Mittel aus dem Betrieb zu ziehen, Dividenden vorzeitig auszuschütten, wenn große Bauprojekte noch in der Ausführung waren und den letzten Groschen der Erträge forderten. Die meist ganz niedrigen Aktienkapitalien seiner Werke (so verzeichnete ein Riesenwerk wie Hagendingen nur ein nominelles Kapital von 1 Million Mark) hielt er fest in seiner Hand; aber trotzdem verzichtete er keineswegs auf Ausnutzung des Kredit- und Kapitalmarkts. Wenngleich die Erträge seiner Werke, die durch innern oekonomischen Ausbau weit über die von den Syndikaten garantierten Normalrenten hinauswuchsen und zu den höchsten Differentialrenten der deutschen Montan-Industrie wurden, stets wieder der Finanzierung neuere Anlagen dienstbar gemacht wurden, so konnte der große Expansions- und Baubedarf seiner Werke natürlich bei weitem nicht durch finanzielle Inzucht bestritten werden. Thyssen behalf sich mit Obligationen- und Hypothekar-Kredit und bildete vor allem ein System des persönlichen Kredits aus, das an kunstvoller Verknüpfung und Ergiebigkeit den stärksten Aktiensystemen seiner Zeit nichts nachgab. (In der Inflationszeit erwies es sich vielleicht als nicht ganz so ausdehnungsfähig.) Dieses Kreditsystem streckte seine Saugarme nicht nur in die Kassen der großen Banken: es verstand auch, die Gelder von reichen Privatkapitalisten, von Geld- und Wirtschaftsorganisationen aller Art bis zu den katholischen Stiftungen und Vermögensverwaltungen an sich zu ziehen, mit denen ihn sein stets betontes Zentrums-Katholikentum in Verbindung gebracht hatte. Da auch die einzelnen Betriebe des Konzerns unter einander ihre flüssigen Barmittel austauschten, so entsand, ähnlich wie bei dem Aktiensystem Rathenau, eine Verschachtelung, die der Meister des Personalkredits Thyssen ebenso souveran zu beherrschen verstand wie der Meister der Emissionstechnik Rathenau die seine. Dabei ist Thyssen niemals seinen Kreditgebern hörig gewiesen: ihm gelang es, stets Herr in seinem Hause zu bleiben, und zwar dadurch, daß er die eine Geldmacht gegen die andre ausspielte. Sobald es sich um große Summen handelt, ist ja so wie so im Schuldverhältnis der Schuldner stärker als der Gläubiger, der nicht selten Angst hat, durch rigoroses Vorgehen sein Geld zu gefährden. Thyssen war zu gewissen Zeiten der größte Schuldner Deutschlands, und die Gefühle der Banken ihm gegenüber schwankten manches Mal zwischen Begier nach den guten Geschäften und Furcht vor zu großen Engagements. Um ein solches hochgetürmtes Kreditgebäude im Gleichgewicht zu halten, sind eine große geistige Ueberlegenheit, gute Nerven und unerschütterliche Ruhe notwendig. Thyssen besaß alle diese Eigenschaften in hohem Grade, und er nutzte die Risiken, die in solcher Finanzgebarung lagen, noch höchst sinnreich zur Erreichung von steuerlichen Vorteilen aus. Auch das ausländische, namentlich das holländische Kapital gehörte von jeher zu seinen Gläubigern, und diese Tatsache dürfte die Ueberleitung dazu gebildet haben,

daß jetzt nach dem Kriege nicht geringe Teile der Thyssenschen Kapitalien in echter oder maskierter Gläubigerform in Holland „verankert" sein sollen.

Ein solches Kreditsystem, das ganz und gar individualistisch organisiert ist und nichts Typisches und Objektives an sich hat, ist allerdings in hohem Grade auf zwei Augen gestellt. Es wird aller Voraussicht nach die Persönlichkeit August Thyssens nicht lange überleben. Dann wird es eine Aktiengründung geben, wie sie der deutsche Kapitalmarkt vielleicht noch nie erlebt hat. Ein fetter Bissen für die Banken und die Börse, die sich dann schadlos halten werden für all die Nüsse, die ihnen August Thyssen Zeit seines Lebens zu knacken gegeben hat.

Parodien von Jan Altenburg

III. [? IV.]

Herbert Eulenberg: Guido Thielscher — ein Schauspieler-Porträt

Es war im Jahre des Heils 1920, als in Berlin, das infolge der verruchten Miß-Herrschaft des militär- und prunkliebenden Wilhelm des Zweiten seiner Würde als Residenzstadt bereits seit zwei Jahren entkleidet war, der Schauspieler Guido Thielscher die Bühne betrat, um ein, wie es der Franzose nennt, couplet zu singen. Der laue Mai-Abend wehte milde Düfte durch die Straßen Berlins, so daß sich ein emsiger Wanderer in die blühenden Gefilde des Bosporus versetzt glauben konnte, in das Land der tapfern Türken, die, nicht zuletzt ermuntert durch den Zuspruch deutscher Dichter, unser deutsches Volk in dem gewaltigen Kampf gegen eine schnöde Uebermacht der Feinde so herrlich unterstützt hatten. Im Zu-Schauerraum befand sich Cölestin, ein mondsüchtiger Häusermakler, der zusammen mit Vinzenz, einem irren Postsekretär, und Silvester, einem einarmigen Vorturner, auf geheimnisvolle Weise in das Theater gelangt war. „Traun," hub Cölestin an, „wie viele von den hier versammelten Zu schauern mögen wohl die Stücke des beliebten rheinischen Poeten H. E. kennen?" „Gar wenige", versetzte Silvester, „denn dieses Volk besucht grundsätzlich keine Premieren, sondern Stücke, die zwei oder gar drei Mal aufgeführt werden." „Außerdem", mischte sich jetzt Vinzenz ins Gespräch, „haben die Besucher dieses Theaters sicherlich keinen Sinn für Jean Paul und E. T. A. Hoffmann."

Während dieser seltsamen Unterhaltung hatte sich die Aufführung des Sückes dem Ende zugeneigt. Guido Thielscher, der nicht mehr beschäftigt war, trat auf die Straße, und nach der schönen und edlen Gepflogenheit der Komiker und Humoristen sprach er halblaut die Verse eines Sonetts vor sich hin. Verstohlen folgte ihm Erasmus, ein blöder Zeitungshändler, der die Verse heimlich auf die Rückseite einer unbezahlten Weinhändlerrechnung schrieb. Die Verse aber lauteten:

Auch ich bin in Arkadien geboren
Und flog zum Licht gleich Falter und Libelle.
Auf selgen Inseln hab ich mich verloren
Und übte dann im Geist die Riesenwelle.

Der Freiheit war ich stets ein munterer Genosse,
Der Schönheit Bannerhalter glich ich, der Libelle.
Was rauh und schnöde, stieß ich in die Gosse,
War stets bei Aeolsharfenklang ein fröhlicher Geselle.

Denn wohl mit Recht bewundert man
Einen Herrn, der reiten kann.

Sommerspielzeit

Einen Blick nach dem Grabe . . . Stehparkett vierzig Mark; aber die Stammkundschaft weiß, was dafür Alles im Lunapark zu erstehen ist. Sitzplätze bis zu zweihundertfünfzig Mark; aber man scheint sie, selbst sonnabends, nicht geschenkt besitzen zu wollen. Eine ‚Fuchsjagd' ohne Strecke. Warnung an Sommerdirektionen: für den Hundstags-Schlager vor der Premiere ein Bildplakat zu bestellen, ist Hybris. Es gibt nämlich merkwürdigerweise noch Ueberraschungen. Ein Kommerzienrat, der sich über seine Geliebten mit dem Diener Jean unterhält und sich von ihm seinen Wandel vorwerfen läßt, wo doch die Dame des Hauses „so schön, so anders schön" sei; ein ostpreußischer Rotspon-Onkel, den das Leben gelehrt hat, „in der Jugend zu zücken und im Alter zu zucken"; ein Freiherr, der seine Verwunderung äußert, im Millionärshaus einen echten Blüthner zu finden, und der durch seinen Namen Meineke zu dem Namen Reineke und durch diesen zu dem Titel des „Lustspiels" von Rudolf Presber und Leo Walther Stein überleitet: ich hätte geglaubt, daß den Berliner seine Wintertheater zur Vollreife für diese Art Abendunterhaltung erzogen haben. Immerhin ist unleugbar, daß man einen Moment lang nachdenklich wird. Es ist von „dieser Nackenlinie" die Rede, und man überlegt, ob um ihretwillen die Heims mit der Hauptfigur betraut worden ist, oder ob um der Heims willen eine solche Huldigung ihrer tizianischen Schönheit in den Text gefügt worden ist. Ohne das Rätsel gelöst zu haben, entfleuchte ich dem Lessing-Theater vor Anfang des zweiten Aktes, nachdem mir der Feuerwehrmann versichert hatte, daß der erste Akt der weitaus beste sei. Wer in seiner kritischen Jugend allzu oft gezückt hat, der meidet im Alter jede Gelegenheit, allzu viel zu zucken.

*

Auf dem Heimweg an den Kammerspielen vorüber entdeckt man, daß Arnolt Bronnens ‚Vatermord' aus der Matinee eines literarischen Vereins eine Serie des Geschäftstheaters geworden ist. Die doppelte Lehre: daß mit einem bißchen mehr Mut die Berufsdirektoren ihren Verdienst um ein hohes Verdienst bereichern könnten, und daß die Ferienpächter bessere Kassenrapporte erzielen würden, sobald sie ihre, zweifellos minderwertige, Kundschaft nicht noch über Gebühr unterschätzten — diese wie jene Lehre liegt zu nahe, um jemals befolgt zu werden. Das Theater ist ebenso dumm wie die Presse. Frag welchen Zeitungsmann du willst, warum er sein Blatt geistig derart charakterlos mache: er wird dir erwidern, daß er sich das Gesetz seiner Redaktionsführung von dem anspruchslosesten Leser vorschreiben lasse. Nun, die Beherrscher der Rotationsmaschine und des Schnürbodens brauchten nur genügend Psychologie aufzubringen, um zu entdecken, daß es grade für den anspruchslosesten Abnehmer keine feinere, keine trefflicher zinsende Schmeichelei gibt als die Unterschiebung von Ansprüchen.

*

Warum denn weinen, wenn man auseinandergeht . . . Erstens kehrt man ja im September zurück, und zweitens wird für die Zeit der Theaterferien das Vergnügen vorhalten, Maxen Adalbert aus der Ilias in die Odyssee, aus der ‚Scheidungsreise' in die ‚Erste Nacht' taumeln gesehen zu haben. Die umgekehrte Route wäre ja wohl natürlicher gewesen. Aber dieses ist nicht die Sphäre der Natürlichkeit; es sei denn natürlich, daß ein Deutsches Künstler-Theater dazu da ist, weder deutsch noch künstlerisch noch theaterhaft zu sein, sondern tausendundsieben Albernheiten zusammenhangbar über seine wehrlosen Planken zu schwemmen und der komischen Zugkraft nicht einmal das Skelett einer Rolle zu liefern. Adalbert ist gänzlich auf sich gestellt — also auf festen, sichern, urberlinischen Boden, aus dem er, um er selber zu werden, in eine phantastische Luftschicht wächst. Er steckt den Kopf durch die Tür — und es ist ein Kopf zwischen Nante und Savonarola. Er tanzt in einem Finale mit — und jeder seiner Kratzfüße verhöhnt die läppische Gattung. Er hat eine pseudopatriotische Strophe zu singen — und sein artistischer Takt entzieht ihr alles ranzige Schmalz. Er hat eine Art, aus dem Text zu fallen, der diesen gradezu sublimiert. Unmöglich, eine solche Wirkung mit sparsamern Mitteln zu üben. Man lacht sich kaputt. Man klatscht sich die Hände rot. Man winkt seinen letzten Dank auf die Bühne . . . Greift freudig dann zum Wanderstabe.

An Philipp Scheidemann von Theobald Tiger

Wir haben dich hier öfters angepfiffen
von wegen deiner leicht verdorrten Hand.
Doch nun ein feiger Lump dich angegriffen,
hat sich das Blättchen jäh für dich gewandt.
  Wenn Einer Gift spritzt aus dem Schießklistier:
  dann, Philipp, stehn wir Alle hinter dir!

Was wollte denn der nationale Affe?
Versailles rächen? Bist du General?
Für ihn war das Klistier die einzige Waffe
aus seinem reichen Geistes-Arsenal.
  Denn was ein richtiger, tapfrer, teutscher Mann,
  der fängt ein jedes Ding von hinten an.

Und hat er irgendetwas zu riskieren?
Vom Sipo bis herab zum Staatsanwalt
wird solchen Mörder Keiner arretieren —
sie hören nichts, wenn es in Griesbach knallt . . .
  Durch die Provinzen hallt ein einziger Schrei:
  „Wie schade, schade — diesmal gings vorbei!"

Von Liebknecht bis zu dir heut.
  So verworfen
wie solche Mörder ist nur noch ein Stand,
Nimm an, es schießt mal wer auf Ludendorffen:
Was, meinst du wohl, blüht dem in unserm Land —?
  „Die Republik fängt an, mir lächerlich zu werden!"
  Erhol dich, Philipp! Leb noch lang auf Erden!

Bevölkerungspolitik von Morus

Alles, Alles kommt wieder. Selbst das Gespenst des Geburtenrückgangs, womit sich anno 13 kirchen- und militärfromme Wilhelminer, liberale Professoren und ultrarote Sozialistinnen die Zeit vertrieben, taucht wieder auf. Bernhard Dernburg doziert zwar, daß Deutschland 15 Millionen Menschen zu viel hat; sein Fraktionskollege Koch aber ist Ehrenpräsident des ‚Bundes kinderreicher Eltern' der nicht nur die Unterstützung der Kinderreichen, sondern auch die Förderung des Kinderreichtums propagiert. Herr Wirth klagt stündlich über die deutsche Not; aber der offizielle Bevölkerungsgelehrte des Zentrums, der Jesuitenpater Muckermann — nomen est omen! — zieht predigend von Ort zu Ort, um seine Gläubigen über die Sünden der Geburtenprävention und die Segnungen der „naturtreuen Normalfamilie" zu belehren. Die Sozialdemokraten, die vor zwei Jahren die Aufhebung des Abtreibungsverbots forderten, sind sanft entschlafen, obwohl der Hauptgegner der Abtreibungsparagraphen, der kieler Strafrechtler Radbruch, Reichsjustizminister ist. Fehlt nur noch, daß Herr Professor Julius Wolf, der schlecht getaufte Barde, wieder einmal eine Gesellschaft zur Hebung der Kaninchenzucht gründet und frank und frei in die Lüfte schmettert: „Der Kaiser braucht Soldaten!"

Damit keine Mißverständnisse aufkommen: wer das Kinderkriegen für eine höchst persönliche Angelegenheit des Empfängers hält, muß selbstverständlich jede Bevölkerungspolitik negieren. Diese Ansicht mag weltanschauungsmäßig noch so tief fundiert sein — wirtschaftlich ist sie unhaltbar. Ein Staat muß auch Bevölkerungspolitik treiben, er muß sich dafür entscheiden, ob er eine Bevölkerungszunahme für wünschenswert hält oder nicht. Mit welchen Mitteln er sein bevölkerungspolitisches Ziel verfolgt, ist eine Frage für sich. Aber prinzipiell hat der Staat als Repräsentant der Societas nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, sich um die Größe der Bevölkerung zu kümmern. Bevölkerungspolitik ist das notwendige Korrelat jeder Wirtschaftspolitik. Aber 1922 Bevölkerungspolitik auf der Wirtschaftsbasis von 1913 zu treiben: das ist heller Wahnsinn.

Wie stand es, wie steht es mit dem angeblichen Geburtenrückgang? Seit 1880 etwa sank in allen Kulturstaaten die prozentuale Geburtenzahl. Dieses langsame Sinken der Geburtenziffer wurde aber, mit Ausnahme von Frankreich, in allen europäischen Ländern und mit am stärksten in Deutschland überkompensiert durch die Abnahme der Todesfälle, sodaß uns bis 1914 ein jährlicher Geburtenüberschuß von 800 000 Köpfen blieb. Ein tatsächlich spürbarer Geburtenrückgang war also auch vor dem Krieg nicht vorhanden.

Der Krieg schuf überall ein ähnliches Bild. In Frankreich sank die Geburtenzahl schon 1916 auf 9,4 pro 1000 Einwohner; Deutschland erreichte, nachdem Ludendorff es gehörig „ausgekämmt" hatte, 1917 sein Geburtenminimum mit 13,9 Geburten auf je 1000 Eiowohner. Aber die Wiedersehensfreude setzte bei uns den Storch wieder kräftig in Tätigkeit. Während in Frankreich trotz allen Regierungsmaßnahmen die Bevölkerungszahl weiter sinkt, hatten wir im Jahre 1920 mit einer Geburtenziffer von 27,1 / 1000 schon wieder die Friedenshöhe erreicht, und da auch die Zahl der Sterbefälle wieder annähernd auf das Normalmaß der Vorkriegszeit reduziert ist, bleibt uns ein Ge-

burtenüberschuß von mehr als einer halben Million Köpfen. Das Jahr 1921, dessen Ergebnisse noch nicht vollständig vorliegen, zeigt zwar einen kleinen Rückgang der Geburtenziffer, der etwa dem langsamen Absinken der Vorkriegszeit entspricht, aber auch einen weitern Rückgang der Sterblichkeit, sodaß wiederum mit einem Geburtenüberschuß von mindestens einer halben Million zu rechnen ist. Wir sind also bereits auf dem besten Wege, die Kriegsverluste wieder einzuholen.

Mit diesen Kriegsverlusten ist es auch eine etwas mysteriöse Sache. Nämlich die Opfer der Blockade, mit denen die öffentliche Meinung, von rechts bis links, bei uns ständig operiert, wenn sie die Untaten der Deutschen durch die Untaten der Entente vertuschen will, sind eine Legende. Die Bevölkerungsstatistik der Kriegsjahre, die jetzt langsam zum Vorschein kommt, hat erwiesen, daß die Sterblichkeit in Deutschland während des Krieges nicht zugenommen hat, sondern mit einer Million Todesfällen im Jahr die gleiche geblieben ist wie vorher; nur im Jahre 1918 hat die Grippe-Epidemie noch eine Viertelmillion Todesopfer gekostet. Und unser erster Medizinalstatistiker, der Regierungsrat Dr. Roesle vom Reichsgesundheitsamt, erklärte neulich, in einer Tagung der ‚Aerztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Eugenetik', rund heraus, die vielzitierten 800 000 Opfer der Blockade seien „nur ein Phantasiegebilde". (Es ist bezeichnend für unsre Presse, daß von den Berichten der berliner Zeitungen über diese Tagung kein einziger Roesles Enthüllung brachte!)

Unsre tatsächlichen Kriegsverluste werden wir also in ein, zwei Jahren reichlich ausgeglichen haben. Dann ist Deutschland wieder ebenso dicht bevölkert wie vor dem Kriege, wahrscheinlich noch dichter, denn von den abgetretenen Gebieten war nur der verloren gegangene Teil Oberschlesiens besonders stark besiedelt, während Westpreußen und Posen zu den am dünnsten bevölkerten Provinzen gehörten. Es kommt hinzu, daß fast eine Million Deutscher aus den Grenzgebieten zugewandert sind. Wir sind jetzt schon in vielen Gegenden und in allen Städten enger zusammengepfercht als früher. Die Bautätigkeit ist nach wie vor auf ein paar Protzenvillen, auf Kinos und Likörstuben beschränkt. An großzügige Neubauten für Wohnzwecke, wofür in Deutschland vor dem Kriege jährlich 1½ Goldmilliarden aufgewandt wurden, ist in den nächsten Jahren nicht zu denken.

Unter diesen Umständen eine Geburtenvermehrung zu propagieren, ist ein offenes Verbrechen am Volke. Dieses auszusprechen bedeutet nicht ein Bekenntnis zum Neomalthusianismus. Die Geburtenbeschränkung ist keine Lösung der sozialen Frage, wie die Neomalthusianer glauben. Aber die Geburtenbeschränkung ist gegenwärtig für uns eine Notstandsmaßregel, wie es die Zwangswirtschaft und wie es die Wuchergesetzgebung ist. Nur ein verkappter Militarismus oder ein völlig verblödeter Traditionalismus kann wagen, über die gegenwärtige Not zu klagen und zu gleicher Zeit zu fordern, daß diese Not durch Geburtenvermehrung, durch die Vermehrung unproduktiver Konsumenten noch vergrößert wird. Wir brauchen heute Bevölkerungspolitik, wir brauchen sie heute dringender als je. Aber das Ziel dieser Bevölkerungspolitik kann nur sein: Die Bevölkerung Deutschlands darf während der nächsten Jahre im Höchstfalle stationär bleiben — jede Vermehrung durch unproduktive Esser, also vor allem der Geburtenüberschuß ist nach Möglichkeit zu beschränken.

Rundschau

Monarchie und Republik

1911. Prämiierung des schwersten Zuchtbullen auf der Landwirtschaftlichen Ausstellung zu Belgard in Pommern. Schwarzweiß-rote Fahnen, Musik und der Landrat im Zylinder. Er hält eine Rede, worin er die Schaffenskraft unsrer Landwirtschaft, ihre Bedeutung für das Gemeinwohl und das vitale Interesse, das der Staat an ihr hat, auf das schärfste hervorhebt. Und während der geduldig kauende Bulle so gefeiert wird, benutzt der monarchistische Staat die Gelegenheit, den Bullen und die landwirtschaftliche Woche, um für sich und seine Tendenzen eine Reklame zu machen, die auf die Beteiligten umso stärker wirken muß, als man sie ihnen unvermutet, hinterrücks, leise und vorsichtig eingibt. In ihren zukünftigen Gedankengängen bildeten fortan Bulle, Landwirtschaft und Monarchie eine untrennbare Einheit.

Und so war es nicht nur in Belgard. So war es auch im Kino, in den Variétés, wo die schwitzenden Komiker unsern herrlichen Kaiser hochleben ließen; so war es auf allen offiziösen Veranstaltungen, auf Erinnerungsfeiern, Gedenktagen, Bällen und Kongressen — überall verstand es der alte preußische und auch der deutsche Staat, für sich und seine Grundtendenz eine geschickte Propaganda zu machen. Er erzwang sie sich oft — aber er machte sie. Und er schlug den richtigen Weg ein: er beeinflußte die Menschen nicht mit dem Raisonnement, sondern auf dem Wege des Gefühls. Denn nur so sind Menschen in einer Masse zu beeinflussen.

*

Die Republik ist noch nicht hinter die allereinfachsten Grundsätze der menschlichen Psychologie gekommen. Daß sie nicht immer so kann, wie wir gern möchten: das scheint bei ihrer Zusammensetzung kein Wunder. Aber daß sie die allereinfachsten Erfordernisse ihres Selbsterhaltungstriebes außer acht läßt —: das ist freilich eins.

Sie wird täglich und stündlich beschimpft und bespieen, verhöhnt und mißachtet. Heute sind Kino und Variété, Generalanzeiger und Feste aller Art die Hochburgen reaktionärer Propaganda und Politik. Und die Republik? Schweigt.

Der Pressedienst tuts nicht, und die offiziellen Bureaus tuns auch nicht. (Wie ja denn überhaupt eine Propaganda, der man an der Nase ansieht, daß sie eine ist, nichts taugt.) Bei den ganz großen Gelegenheiten tritt dann wirklich einmal Schwarz-Rot-Gold in die Erscheinung. Für hohe Sonn- und Feiertage.

Aber die Republik vergißt, daß das Leben der Menschen aus dem Alltag schöpft, und daß die meisten Ideen durch kleine, fast kaum wahrnehmbare Sinneseindrücke suggeriert werden. Ein Witz im richtigen Moment, eine Fahne an der richtigen Stelle, ein Film in der richtigen Stadt — das ist Alles viel wichtiger als Parlamentsreden, die kein Mensch liest.

Vom Erzberger-Mord über die Kronprinzen-Memoiren bis zum Attentat auf Scheidemann ist keine Gelegenheit ausgewertet worden. Da waren tausend Dinge, die dazu hätten dienen können, der republikanischen Sache durch die Dummheit und die Schlechtigkeit

ihrer Gegner zu nützen. Nichts. Aber hier ist der Hebel — hier, und nicht in langweiligen Etatsschriften oder Broschüren mit abstraktem Inhalt, hier und nicht in Publikationen, die die Leute bis zur Bewußtlosigkeit langweilen. Kennt die Wilhelm-Straße ihr eignes Land nicht? Weiß sie nicht wie abgestumpft die Massen sind und wie abgekämpft, und daß sie nur noch auf das reagieren, was man ihnen so beiläufig, leise und verstohlen, bunt und amüsant einträufelt?

Mit pathetischen Maßlosigkeiten ist da nichts getan — und mit langweiligen Zahlenreihen auch nichts. Wer auf andre Leute wirken will, der muß erst einmal in ihrer Sprache mit ihnen reden.

Was tut eigentlich die Republik für die Republik?

Ignaz Wrobel

Palestrina

Pfitzners ‚Palestrina' ist an der Staatsoper zweieinhalb Jahre nach seiner Premiere bei der fünfundzwanzigsten Aufführung angelangt, und in dem erfreulichen Bewußtsein, daß nicht nur die ‚Prinzessin von Tragant' und der ‚Werwolf' Jubilaen feiern, geht man hinein, um zu revidieren: Wie stehst du heute zu diesem merkwürdigen Werk? Wie steht dieses selbst in einer Zeit die an der Musik, namentlich an der dramatischen, absichtlich herumexperimentiert, wie keine andre zuvor? Wem ist es teuer, wem verhaßt längs der musikpolitischen Linie, auf der Jeder von uns, Gott seis geklagt, seinen Parteiplatz zwischen äußerstem Rechts und äußerstem Links innehaben zu müssen glaubt?

Lassen wir Partei, Deutsche Volkspartei, Richtung, Impotenz, Futuristengefahr, um wieder voll unbefangener Hingabe diese Musik zu belauschen. Sie ist ein Zyklopenbau von großartiger rhythmischer Monotonie, die sich stellenweise zu grauer Langeweile verdichtet; keusches Empfinden, das keine Steigerungsmögilchkeit ausnützt, die lange herbeigesehnte Engelsglorie ohne aufbrausenden Halleluja-Jubel entschwinden läßt; Figuration von edel geschauter Reinheit, schlecht gehörter Verstricktheit; Klang, dessen Intimität bezaubert, dessen Schwere erdwärts zieht. Diese Musik ist die blaßgetönte Aura eines leuchtenden dichterischen Wesenskerns. Mystischer Zeugungsakt im Künstler-Innern, Kampf zwischen Schöpferkraft und Menschenleid und Aufstieg des seligmachenden Kunstwerks aus dunkelm Unterbewußtsein: der erste Akt Palestrina-Pfitzner ringt mit seiner Göttin, bis sie ihn segnet. Nachher sollte man das Theater verlassen. Nicht etwa, weil das Tridentiner Konzil musikalisch oder dramatisch unergiebig wäre. Aber alles Folgende stört den Eindruck der einmaligen Konzeption eines Künstlers, der hier außerhalb seiner eigentlichen Berufung die geistige Kulmination erreicht. Das Kriterium genialen Vermögens: das Typische des Einzelfalles ins Allgemeine zu erheben, spricht aus der Palestrina-Dichtung. Aus der Dichtung allein; hätte Beethoven dazu die Musik geschrieben: wir stünden vor einem der größten Meisterwerke aller Zeiten.

Die Wirkung gibt zu denken. Das Opernhaus ist sehr stark besucht; ist es bei jeder der schonungsvoll auseinandergehaltenen fünfundzwanzig Aufführungen gewesen. Mir scheint, als ob nur das eingehendste Studium des Klavierauszuges, die vollständige Beherrschung des schwer verständlichen Textes die spröden abgewandten Schönheiten der Legende erschließen könnten. Dem Unvorbereiteten muß sie, wo nicht grade unerhörte persönliche Darstellungskraft eingreift, ein dumpfes Orchesterwogen, stumpfes Psalmodieren von vier Stunden Länge bedeuten, aus dem nur hier und da leuchtturmartig ein faßliches Tonmotiv, eine blonde Engelserscheinung hervorragt. Wie viele dieser zweitausend Menschen, die hier den Abend verbringen, sind vorbereitet, können es sein? Wie viele bringen aus

dem berliner Betrieb-Sonntag die Weihe der Stimmung mit in dieses Haus, um aus diesen archaistischen Quarten und und Quinten die erschütternde Qual, die göttliche Not einer Künstlerseele herauszuschälen? Ich blicke die Reihen, die Logen entlang: gleichgültige Gesichter, schlaffe Züge, die vorbeihorchen. Verständnislos, formlos, richtungslos die Masse; haardünn nur liegt die Schicht der Kultur über ihr. Ein schläfriges Ungeheuer, dessen tausend Kinnbacken zum Gähnen bereit sind: Publikum. Aber es sitzt da, still und geduldig von halb Sieben bis halb Elf, zischt nur den Hustenden nieder, erhitzt sich zum Schluß in Applaus. Geht heim und erzählt von Palestrina, daß die nächste Vorstellung wieder sehr stark besucht ist. Fühlt es etwas von der goldenen Stadt unter den grauen Wogen? Ist es ergriffen, oder ist es nur verlogen? Und soll man sich nicht dieser Verlogenheit freuen, weil sie den Schaffenden vor der Verzweiflung rettet und das Werk lebendig erhält für jene Andern, die in seinem wehmütig rückwärts gerichteten Antlitz einen Schein stiller, karger Größe sehen?

Rückwärts blickt Pfitzner, der Spengler der abendländischen Musik. Seine deutsche Seele hält Zwiesprach mit den alten Meistern und trauert einer Romantik nach, die sie verloren gibt, auf deren Grab sie die letzten Schollen zu werfen meint. Aber vielleicht kommt nach Jahren doch noch einmal die Zeit, wo auch ihn das Blühen eines neuen Ver Sacrum berührt und hoffnungsvoll vorwärtsschauen läßt. Und weil dann ‚Palestrina' noch nicht verschwunden sein, sondern das Kyrie Eleison zum hundertsten oder mehrhundertsten Mal vor sich hingesungen haben wird, wird Hans Pfitzner zum Schluß auch still vor seinem Instrument sitzen, wie der Kapellmeister an der Kirche Santa Maria Maggiore in Rom; und wie dieser „guter Dinge und friedvoll sein".

Gisella Selden-Goth

Die deutsche Laute

„Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." In Goethes Wort über Johann Christian Günther ist leider etwas Possart; aber mit diesem falschen Etikett versehen, steht die alte Flasche Feuerwasser schon lange auf dem Bord. Laßt sie uns aufstöpseln.

Hermann Wendel hats getan; er gibt bei Erich Reiß in Berlin eine Auswahl von Günthers Gedichten (mit einer Einleitung) heraus: ‚Die deutsche Laute'. Die Einleitung ist glasklar, sehr aufschlußreich und ausgezeichnet geschrieben, die Auswahl macht das Buch liebenswert. Es muß keine Kleinigkeit gewesen sein, sich durch die dicken Wälzer der alten Originalausgaben hindurchzuarbeiten — die Ausgabe ist ganz geglückt. Ein Motto springt ans Ohr:

> Als wenn ich früh und spät, nachdem es etwa kam,
> in deiner Gegenwart die deutsche Laute nahm . . .

Dieser zerrissene, lebensstarke, blühende und dann leise verlöschende Dichter — wie viel konnte er, und wie viel war er! Wie viele Seiten hat das, wie facettiert spiegelt sich das Licht! Ein geistliches Gedicht ‚Endlich', fromm, als stamme es vom großen warmbrunner Bauerndichter Christian Wagner, ein Gedicht: ‚Das Amt der Poesie' — hört Ihr Karl Kraus sprechen?

Man lauert, sitzt und sinnt, verändert, schreibt, durchstreicht,
schmeißt Silb und Reim herum, versetzt, verwirft, vergleicht,
eh Wörter und Begriff so wahr als zierlich passen
und in des Lesers Ohr ein gründlich Etwas lassen.
Doch wenn es unser Fleiß auch noch so schön gemeint
und nachmals vor der Welt mit Sorg und Furcht erscheint,
so wird es oft so kahl und obenhin gelesen,
als wär es ein Gebet von Habermann gewesen.

Und nun muß man denken, daß Günther sich diese Ausdrucksweise erst geschaffen hat, daß er keine Sprache für eine Dichtkunst, sondern nur ein Idiom für die Bierbank und ein Korsett für die Poeterei vorgefunden hat . . . Und dann so etwas. Und dann diese Liebesgedichte.

Schweig du doch nur, du Hälfte meiner Brust !
Denn was du weinst, ist Blut aus meinem Herzen.
Ich taumle so und hab an nichts mehr Lust
als an der Angst und den getreuen Schmerzen,
womit der Stern, der unsre Liebe trennt, die Augen brennt

Schweig du doch nur, du Hälfte meiner Brust . . . Ich weiß heute Eine für den Typ, den Jener angebetet haben mag: Käte Dorsch. Aber so ein Gedicht ist ewig.
Für diese Ausgabe ist dem Herausgeber und dem Verlag Dank zu sagen. Ein Dichter ist wiederauferstanden, und ein schönes Buch ist auf dem Büchermarkt. Hoffentlich findets Leser.

Peter Panter

Zu diesem Brunner

Der Stifter des Christentums war, wie es sich von selber versteht, als Kenner der menschlichen Seele nicht ohne die größten Mängel und Voreingenommenheiten und als Arzt der Seele dem so anrüchigen und laienhaften Glauben an eine Universalmedizin ergeben. Er gleicht in seiner Methode mitunter jenem Zahnarzte, der jeden Schmerz durch das Ausreißen des Zahnes heilen will; so zum Beispiel, indem er gegen die Sinnlichkeit mit dem Ratschlage ankämpft: „Wenn dich dein Auge ärgert, so reiße es aus." Aber es bleibt doch noch der Unterschied, daß jener Zahnarzt wenigstens sein Ziel erreicht, die Schmerzlosigkeit des Patienten; freilich auf so plumpe Art, daß er lächerlich wird: während der Christ, der jenem Ratschlage folgt und seine Sinnlichkeit ertötet zu haben glaubt, sich täuscht: sie lebt auf eine unheimliche, vampyrische Art fort und quält ihn in widerlichen Vermummungen.

Nietzsche

Liebe Weltbühne!

Vertreter von fünf Nationen werden aufgefordert, einen Aufsatz über den Elefanten zu schreiben. Sie tuns, und die Arbeiten haben folgende Titel:
Der Engländer: Wie ich meinen Elefanten fing.
Der Amerikaner: Wie ich den größten Elefanten der Welt fing.
Der Franzose: Das Liebesleben des Elefanten.
Der Deutsche: Die Psychologie des Elefanten von der Zeit Karls des Großen bis zur Gegenwart.
Der Oesterreicher: Erinnerungen eines alten Elefanten an das Burgtheater.

Antworten

Memoirenschreiber General v. Wrisberg. Wo waren Sie denn in dem großen Krieg? Zu Hause? Da haben Sie also auch mit dem Dolch von hinten gestoßen?

Diplomat. Die Deutschen haben, außer zu Bismarcks Zeiten, immer nur Eine Politik getrieben — ja, sie setzen dieses Verfahren begriffsmäßig überhaupt der Politik gleich —: die des tertius gaudens. Sind die Andern einmal einig, gehts ihnen schlecht. Es wird noch so weit kommen, daß einen Der, dem man als zum A.A. zugehörig anspricht, wegen Beleidigung verklagt.

Gemütsdussel Immanuel Kant. Wären Sie noch am Leben: Sie hätten längst über die russische Grenze gemacht. Ist das noch Ihr Volk? „. . . haut unermüdlich auf den Michel ein, damit er erwache und endlich lerne, die Welt so zu sehen, wie sie ist, ein Jammertal, in dem kein Platz mehr ist für Träumer und Gemütsdussel.” Apage! Der verstorbene ‚Kladderadatsch' für den dies hier eine Reklame ist, bleibt uns erhalten. Du aber, Träumer des ewigen Friedens, steh auf und entweiche!

Alter Armierungssoldat. Ein früherer Kamerad von Dir erzählt in der Frankfurter Zeitung, sein früherer Unteroffizier habe die Leute „nach Zahlen bis 100” schippen lassen. Aber bei 73 fing er grinsend wieder von vorne an, und so kamen die betrogenen Soldaten niemals bis 100. Dies, sagt der Schreiber, erinnere ihn an die Forderungen der Entente. Mich erinnerts nur an die grauenhafteste Zeit des schlechtesten Deutschland, an meinen eignen Unteroffizier und an jene Pest, gegen die sich die Welt mit Recht gewehrt hat.

Geßler. Sie haben neulich der Entente gegenüber abgestritten, daß die Reichswehr Reserveoffiziere ernenne. Das tut sie auch nicht. Aber sie ernennt Landwehroffiziere. Zu welchem Zweck?

Giesberts. Haben Sie noch den Herrn Burmeister unter Ihren Beamten? Der drangsaliert die Telephonistinnen des berliner Fernsprechamts Norden, dessen Oberpostdirektor er ist: die Damen müssen im heißesten Sommer ihre Blusenkragen zugehakt tragen, sie müssen kerzengrade (ausgerichtet?) auf ihren Stühlen sitzen und so weiter und so weiter. Haben Sie ihn noch? Aber gewiß haben Sie ihn. Der Mann glaubt, auf einem altpreußischen Kasernenhof zu sein, wo er sicherlich einen ausgezeichneten Unteroffizier abgegeben hätte: in ein modernes Amt taugt er nicht. Kein Wunder, daß der berliner Telephonbetrieb elend versagt, wenn so schlechte und gänzlich ungeeignete Beamte ihn beaufsichtigen und leiten. Haben Sie ihn noch? Sie werden ihn versetzt haben. In eine kleinere Stadt, wo sich keine Zeitung findet, die diesen Mißbrauch der Amtsgewalt und diese minderwertige Ungehörigkeit tadelt. Die Deutschen pensionieren Keinen, sie hängten ihn denn zuvor.

Leipziger. Deine ‚Abendpost' berichtete neulich: „Die Kosten des Ermittlungsverfahrens gegen die Mörder Erzbergers betragen bis heute rund 400 000 Mark". Daß man sie nicht gefaßt hat, wissen wir. Wir wissen auch, wer daran nicht unschuldig ist; denn die Grenzen dieser Republik werden in Bayern und nach Holland hin von Monarchisten bewacht oder auch nicht bewacht. Wenn aber das leipziger Papier damit hat sagen wollen, wieviel Geld die Republik für „Nichtigkeiten"' wie die Verfolgung von Mördern aufwendet: weiß es, daß jährlich fünf Milliarden für die gänzlich überflüssige Reichswehr herausgeworfen werden?

Frommer. Sie legen mir ein Heftchen vor, feldgrau und auch sonst sehr vergnüglich. ‚In Gottes Namen Durch!' heißt es und hat zum Verfasser einen jener geistigen Zwitter, die fertig bekommen haben, das Vermächtnis ihres Herrn um einer Uniform willen zu verraten (Esau kriegte wenigstens ein Linsengericht, Judas dreißig Silberlinge —-sie waren billiger). Diese abscheuliche Kriegsliteratur, diese grausige Verquickung von Religion und kalt Eisen, von Kreuz und Kanone, von Mitleid und Mitrailleuse — all das ist überzeugend gekennzeichnet in einem Buch, das Sie nach Kräften verbreiten sollten: ‚Die Tragödie Deutschlands' von einem Deutschen (erschienen bei Duncker & Humblot in München). Für den Metaphysiker des Bezirkskommandos aber gilt das Wort, das er in seinem Schmöker auf der letzten Seite anführt: „Eiserne Worte. Bei Gott ist kein Ding unmöglich."

Mitteilung

Die Druckpreise sind wieder um 25 % gestiegen. Das Heft der ‚Weltbühne' kostet von heute an 6 Mark, das Vierteljahrsabonnement vom ersten Juli an 50 Mark. Der Abonnent spart jährlich 112 Mark.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Was wäre, wenn . . . ? von Kurt Tucholsky

Und den Mordstahl seh ich blinken
Und das Mörderauge glühn;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schrecknis fliehn.
Schiller: Kassandra

. . . Und wenn Alles vorbei sein wird: die rauschenden Durchzüge der Truppen mit Militärmusik, die Schüsse, das Geschrei, die wild hochgehenden Preise, die Gerede-Republiken an den Ecken, die so bald und so blutig zerstreut wurden, wenn sogar die Börse wieder funktioniert und die ersten Zeitungen scheu und zensurverängstigt aus der Ecke kriechen — dann werden sich die Leute ansehen und überlegen: Was ist denn vorgegangen?

Angefangen hatte es . . . Ja, angefangen hatte es eigentlich gar nicht. Man las in den Zeitungen täglich von großen Demonstrationen der Monarchisten — aber weil das Polizeipräsidium und „alle in Frage kommenden Dienststellen" übereinstimmend erklärt hatten, damit habe es nichts auf sich, beruhigte man sich bald wieder und fuhr friedlich in die Sommerfrische. (Wie damals vor der großen Zeit, als Klio die Reisenden auf dem Stettiner Bahnhof überfiel . . .) In den heißen Strandburgen lasen Herr Müller und Herr Meier von den Versammlungen am Johannistag — Ludendorff hatte in Caub die Republik verhöhnt, in Berlin hetzte Wulle, die Polizei stand Gewehr bei Fuß, und Niemand in der Republik wagte einzuschreiten. Hatte sie gar keine Beamte, auf die sie sich verlassen konnte? Der Seewind ließ knisternd Sand in die sonnenbeschienenen Zeitungspapiere rinnen — da lagen sie, und Niemand bekümmerte sich darum. In Borkum besprengten die Hunde die schwarz-rot-goldene Flagge — die Republik schwieg. Und dann kamen die Meisten nach Hause zurück, weil es Mitte August war und die Kinder wieder in die Schule mußten — und dann . . .

Ja, sie waren einfach eines Nachts da. Woher sie kamen und wie und warum, und wer das vor allem war, der da die Straßen füllte und eine Menge Leute aus den Betten holte — „Sofort öffnen! Oder wir schlagen die Tür ein!" —: das wußte man Alles gar nicht. Man wußte nur Eines: Sie waren da.

Der graue Regenmorgen war so verhängt wie alle berliner Fenster. Die Straßen brütend still. Keine Bahn, kein Wagen, nichts. Nur die Schritte vieler Fußgänger trappten auf den Trottoirs. Im Zentrum der Stadt Alles abgesperrt — die freien Straßen schwarz von Menschen. Es brauste von Gerüchten. Vieles war übertrieben. Aber so viel hatte man doch bald heraus:

Die neue Regierung hatte sich in aller Stille in Bayern konstituiert. München war sofort ab- und umgefallen. Ostpreußen hatte mit der Abtrennung gedroht und so alle Beamten auf seine Seite gebracht. Vom flachen Land lauteten die Nachrichten verschieden. Die Truppensammlungen hatten zu „Manöverzwecken" stattgefunden, die höhern Offiziere der Schutzpolizei hatten sich

„zur Verfügung" gestellt — und die Regierung? Der Regierung war es nicht gut gegangen.

Die Automobilstraßen hatte man dieses Mal sorgfältig abgesperrt: so konnte sie nicht wieder — wie damals beim Kapp-Putsch — nach Dresden verreisen. Ein Minister war erschossen worden; wie es hieß, bedauerte das die Regierung — schon aus dem Grunde, weil sie ihnen allen den Prozeß machen wollte. Sie saßen sämtlich hinter Schloß und Riegel.

Die Menge summte. Und sah sich in Berlin um. Ganze Viertel hatten Schwarz-Weiß-Rot geflaggt. Kleine Kolonnen gingen umher und verlangten stürmisch die Entfernung der Accents aigus von dem Wort „Café" — seufzend stiegen die Cafétiers auf die Leitern, die sie schon im Jahre 1914 zu gleichem Zweck angesetzt hatten . . . Konsumenten-Stimme: Gottes Stimme.

Es wimmelte von Uniformen. Bunte Friedensuniformen und feldgraue Kriegsuniformen und ganz veraltete Zoll- und Gendarmerie-Uniformen — und alle Herren mit schleppendem Säbel und blitzendem Monokel und einem weithin strahlenden Blick: „Jetzt sind wir dran!" Besonders in den westlichen Vororten tauchten viele Männer im Stahlhelm auf — sie trugen eine Binde am Arm und gehörten den verschiedensten , „Wehren" an. Sie forderten Ausweise ab, schnauzten, kommandierten und waren ständig von einem Rudel bewundernder Straßenjungen umschwärmt, denen ihr martialisches Aussehen mächtig imponierte. Und Alle, Alle hatten eine Waffe. Es war ganz merkwürdig, woher auf ein Mal nur alle diese Gewehre und Revolver und Pistolen gekommen waren.

Ohne Blutvergießen war es nicht abgegangen. Man hatte in Berlin insgesamt 124, nach andern Nachrichten 154, radikale Führer erschossen, ohne Verhör, ohne Verfahren, „standrechtlich", wie es hieß — offenbar nach vorher angefertigten schwarzen Listen. Die Leichen der Erschossenen wurden gefleddert, die Wohnungen der Opfer waren verwüstet, ausgeraubt, dann versiegelt worden — die Angehörigen befanden sich sämtlich in Haft. Straßenkämpfe hatte es an zwei Stellen gegeben — einen im Norden und einen im Osten (der mit Barrikaden). Beide Male waren die tapfern, aber überraschten Arbeiter von den Maschinengewehren hingemäht worden. Darunter auch Frauen.

Vom Bürgertum wurde keine gewaltsame Gegenwehr versucht.

Das Leben hatte sich schon nach fünf Tagen merkwürdig verwandelt. Der alte preußische Kasernenhofton griff verheerend um sich. In den Amtszimmern, in den Betrieben, in den Büros der Kaufleute — überall behandelte der Vorgesetzte seinen Untergebenen wieder wie weiland der Reserve-Offizier seinen Putzer. Tausend und abertausend wilhelminischer Kriegsabzeichen glänzten auf fadenscheinigen Röcken, die Schnurrbärte waren streng nach oben gebürstet. Und alle, alle sagten es: „Gottseidank! Das hört jetzt auf! Jetzt kommt hier ein andrer Zug in die Bude!" Und er kam. Mit der Aufhebung des Achtstundentages und des Betriebsräte-Gesetzes begann es — und in einer völligen

Veränderung des allgemeinen Verkehrstones sickerte die Wandlung nach unten in die Regionen des täglichen Lebens. Das Land war ein einziger Kasernenhof. Bakunin hatte den Ausdruck für das geprägt, was jetzt begann: L'empire Knouto-Germanique.

Nur auf den Gerichten ging der alte Betrieb weiter — das waren die Einzigen, die sich nicht erst umzustellen brauchten. Sie waren richtig.

Das Telephon war völlig gesperrt und nur Dienstgesprächen zugänglich. Viele Leute waren unauffindbar. Demokratische Führer öffneten nicht, wenn man an ihre Türe pochte. Nun waren sie vor Denen weggelaufen, die sie so oft in Presse und Parlament verteidigt hatten.

Die Zeitungen erschienen wieder. Langsam, ganz langsam ebbte die ungeheure Aufregung ab. Und man erfuhr:

Der Rektor der Universität Berlin hatte in einer zündenden Ansprache die neue Regierung willkommen geheißen, und die alldeutschen Verbände der Studentenschaft, die schon unter der Republik an den Tafeln der Vorhalle „Für Kaiser und Reich!” annonciert hatten, schienen jauchzend zugestimmt zu haben. Hier zeigte sich, wie gut und sorgfältig man vorgearbeitet hatte: fast alle Studenten waren bewaffnet bis an den Stehkragen.

Selbstverständlich war Ludendorff mit von der Partie. Zwei Tage hatte er sich vorsichtig im Hintergrund gehalten — als er die Stabilität des neuen Unternehmens sah, trat er offiziell, in voller Kriegsbemalung, hervor.

Die Presse drückte sich äußerst zaghaft aus. Die Zeitungsunternehmer hatten in einer gemeinsamen Konferenz ihrem Wunsch Ausdruck gegeben, nach dem ersten Choc der Unterbrechung vor allem einmal wieder zu erscheinen — „die Presse sei grade in dieser harten Zeit notwendig wie das liebe Brot”. Sie wurden alle unter Vorzensur gestellt. Und erschienen. Und spiegelten ihre Zeit. Und so sahen sie auch aus.

Die Rechtspresse jubelte ungehemmt. Sie, die vorher von nichts gewußt hatte, die alle Warner und Propheten verhöhnt hatte, „sie hätten vielleicht den Hitzschlag” — sie floß über die Ränder vor Freude. Las man ihre Artikel, so mußte man glauben, Deutschland sei vier Jahre hindurch von blindwütigen Bolschewiken regiert worden und käme nun endlich wieder an die einzige rechtmäßige Gewalt. Spaltenlang berichteten die nationalen Blätter im alten Hofstil von Ordensverleihungen, Empfängen und würdevollen Ausfahrten. Die Bevölkerung sei, mit Ausnahme der Häftlinge, vollständig auf Seiten der neuen Regierung. „Auch unter den Arbeitern dämmerte es.” Es ging zu wie im Krieg.

Die Presse war notwendig wie das liebe Brot. Das liebe Brot kostete in den ersten Tagen der Aufregung 48 Mark — aber das hatte sich bald gelegt, als die Wulle-Garden vier jüdische Bäcker aufgehängt hatten. Von da an kaufte man — mit einer Handgranate — bei den Juden umsonst; bei den andern kostete das Brot mit Genehmigung der Behörden 50 Mark.

Der Boden der gegebenen Tatsachen war überfüllt. Sie standen Alle darauf. Sie paßten sich an. Sie arbeiteten am Wiederaufbau des Vaterlandes. Holzbock beschrieb die Schnurrbärte der neuen Regierungsmänner und verwechselte in der Aufregung noch mehr Fremdwörter als sonst. Andre alte Frauen trugen die Regiments-Abzeichen ihrer Sonne als Broschen, was ihnen ein wikingisches Aussehen verlieh. Die Kinos gaben den hundertfünfundsiebzigsten Teil von Fridericus Rex und machten damit — wie so oft im menschlichen Leben — ein gewaltiges Geschäft. Bejahrte apoplektische Männer sah man durch die Straßen stapfen — sie sangen Lieder von Theodor Körner, dem bekannten christlichen Lissauer, und fühlten sich trotzdem ganz gesund.

Die Haltung der Entente war zweifelhaft. England schien das Unternehmen aus einer gewissen Rivalität gegen Frankreich sanft unterstützt, zum mindesten stillschweigend geduldet zu haben — nachweisbar war das natürlich nicht. Aber da waren so gewisse Anzeichen . . .

*

Und bevor wir nun sehen werden, wie sich diese neue Gesellschaft von Revanche-Schreiern aus der Affäre ziehen wird — denn nun heißt es doch: cash down! —; während wir jetzt Alle warten, was die Entente antworten, und ob sie mit den Neuen genau so zusammengehn wird wie mit Horthy-Ungarn; während wir hier sitzen, wollen wir noch einmal überlegen:

Wie war das möglich?

Das war möglich, weil die Republik vier Jahre hindurch geschlafen hatte. Das war möglich, weil man sich darauf verlassen hatte, daß ein großer Teil des Bürgertums und fast die gesamte Arbeiterschaft gut republikanisch sei — was ja auch stimmte. Aber man hatte nichts, nicht das Geringste getan, um diese Leute zu unterstützen. Warnten sie, so hatte man abgewiegelt. Zeigten sie mit dem Finger auf ein Malheur, etwa auf den Reichswehrminister, oder auf die Polizei, auf das platte Land, auf die noch immer fort bestehenden Verbände — so hatte man überlegen gelächelt. Vor lauter feiner Taktik kam die Wilhelm-Straße zu gar nichts. Gewiß gab es Republikaner. Aber sie waren dazu da, um in Landtagsreden erwähnt zu werden, wo man ihnen — „unsre treffliche Arbeiterschaft!" — die Rolle zuwies, die Karre aus dem Dreck zu ziehn, wenns schief gegangen wäre. Gewiß gab es Republikaner. Wurde einer von ihnen ermordet, so entging der Mörder der Verfolgung, und wurde er gefaßt, so sprachen ihn die Richter frei. Der Reichswehrminister duldete nicht nur die monarchistischen Treibereien unter seinen Leuten, sondern er förderte sie, indem er unaufhaltsam mahnte, nur ja die „Traditionen" des kaiserlichen Heeres nicht zu vergessen. Er hatte nie verstanden, was die neue Zeit eigentlich von ihm wollte. Einem Hochverräter und alten Soldatenschinder gab er das Kommando eines Kreuzers. „Parteigezänk ausschalten" — das hieß für ihn: stramm militaristisch, monarchistisch und altpreußisch denken. Papa war Wachtmeister gewesen — es lag im Blut. So war er, so waren seine Offiziere. Und die Republik schlief.

Im November 1918 hatte sie geschlafen, nach dem Kapp-Putsch hatte sie geschlafen — sie hatte immer geschlafen. Und immer den Apparat über die Sache gestellt. Und nichts dazu gelernt.

In der Polizei hatte es von staatsfeindlichen Offizieren nur so gewimmelt — aber das ging in keinen dieser Köpfe, daß ein Monarchist auch einmal die Rolle des Staatsfeindes spielen könnte. Angestammt und rechtmäßig war ihnen nur der Nationalist. Man hatte sogar zugegeben, daß ein großer Teil der Polizeioffiziere monarchistisch sei — man male sich das Umgekehrte für die Kaiserzeit aus! Es war so weit gekommen, daß der Regierung eingestandenermaßen keine zuverlässigen Polizeioffiziere für politische Aufgaben diffiziler Natur zur Verfügung standen — es wurde Alles verraten, bevor es zur Ausführung gelangen konnte. Die Waffenträger hatten sich, wie so oft, selbständig gemacht. Und bis zuallerletzt hatte die Regierung beschwichtigt: „Auf keinen Fall aber könne man behaupten, daß die Dinge schon so weit gediehen seien.” Schon so weit. . . Und so hatten sie die Republik verwaltet.

Die Republikaner selbst waren unter einander uneinig. Bei der großen Demonstration „Nie wieder Krieg!” hatten die Sozialdemokraten ihre Mitwirkung versagt, weil irgendwelche Parteibonzen Kompetenzschwierigkeiten entdeckt hatten. Und die waren schließlich wichtiger als die Sache. Die Sache der Republik.

Dahinter stand wie eine graue Mauer der farblose Teil des Bürgertums, Kaufleute, die keine andre Sorge kannten als eine Unterbrechung ihrer Geschäftstätigkeit. „Die 54 geht nicht? Unglaublich!” Das war ihre Anschauung der politischen Lage. Zu feige, etwas zu unternehmen, zu feige, sich jemals herauszustellen und immer nur in der Angst vor Pogromen oder Zwangsbeschlagnahmungen auf dem Kurfürstendamm, umgeben von frech scharwenzelnden Arbeitnehmern, die das Aeußerste aus ihren Herren herausschlugen, ohne jemals etwas Prinzipielles zu verlangen — so lebten sie dahin und kümmerten sich den Teufel um Republik oder Monarchie. Ob ihre Kinder die Wehrpflicht wieder bekamen oder nicht („Bei meinen Beziehungen!”); ob die Schulen den schlimmsten Preußen ausgeliefert wurden; ob auf den Polizeiwachen geprügelt wurde: sie lebten in einer andern, glatt geschmierten, schnellern Welt. Und stierten nach der Burg-Straße.

So war es gekommen. Und so war es abgelaufen. Als sich die Blutwelle gelegt hatte, machte man Bilanz: Es fehlten so ziemlich Alle, die etwas Radikales gewirkt hatten — im ganzen 2060. Ihre Gräber waren fast alle unbekannt. Man hatte sie irgendwo verscharrt.

Das Reich atmete schwer. Und wartete auf sein Urteil von draußen. Auf das Urteil der Welt, das nicht zweifelhaft sein konnte. Vorläufig waren Jene an der Gewalt, Jene, die vier Jahre hindurch im Geheimen gerüstet und die ein Mal zu früh losgeschlagen hatten. Das Unternehmertum nahm langsam Füh-

lung mit den neuen Herren, soweit es sie nicht schon vorher durch ihre Finanzierung genommen hatte. Die Besetzung des Ruhr-Reviers . . . ? Sie war Manchem nicht so unangenehm, wie es den Anschein haben mochte. Und die Kapitalisten schalteten schon bei der ersten Annäherung die Extremisten aus und die Wotan-Teutschen und arbeiteten in Gemeinschaft mit einem Nationalliberalismus, der deshalb so gefährlich war, weil er so biegsam sein konnte. Die neue Regierung mit dem Reichsverweser wartete. Ein Kaiser stand im Hintergrund. Im Zentrum grollte es: es war ein protestantischer. Die Bevölkerung lag, in schweren Ketten gefesselt, am Boden.

Und dankte einer Republik, die nichts für sie getan hatte.

Das Mittel zum wirklichen Frieden von Nietzsche

Keine Regierung gibt jetzt zu, daß sie das Heer unterhalte, um gelegentliche Eroberungsgelüste zu befriedigen; sondern der Verteidigung soll es dienen. Jene Moral, welche die Notwehr billigt, wird als ihre Fürsprecherin angerufen. Das heißt aber: sich die Moralität und dem Nachbar die Immoralität vorbehalten, weil er angriffs- und eroberungslustig gedacht werden muß, wenn unser Staat notwendig an die Mittel der Notwehr denken soll; überdies erklärt man ihn, der genau ebenso wie unser Staat die Angriffslust leugnet und auch seinerseits das Heer vorgeblich nur aus Notwehrgründen unterhält, durch unsre Erklärung, weshalb wir ein Heer brauchen, für einen Heuchler und listigen Verbrecher, welcher gar zu gern ein harmloses und ungeschicktes Opfer ohne allen Kampf überfallen möchte. So stehen nun alle Staaten jetzt gegen einander: sie setzen die schlechte Gesinnung des Nachbars und die gute Gesinnung bei sich voraus. Diese Voraussetzung ist aber eine Inhumanität, so schlimm und schlimmer als der Krieg: ja, im Grunde ist sie schon die Aufforderung und Ursache zu Kriegen, weil sie, wie gesagt, dem Nachbar die Immoralität unterschiebt und dadurch die feindselige Gesinnung und Tat zu provozieren scheint. Der Lehre von dem Heer als einem Mittel der Notwehr muß man ebenso gründlich abschwören als den Eroberungsgelüsten. Und es kormmt vielleicht ein großer Tag, an welchem ein Volk, durch Kriege und Siege, durch höchste Ausbildung der militärischen Ordnung und Intelligenz ausgezeichnet und gewöhnt, diesen Dingen die schwersten Opfer zu bringen, freiwillig ausruft: „Wir zerbrechen das Schwert!" — und sein gesamtes Heerwesen bis in seine letzten Fundamente zertrümmert. Sich wehrlos machen, während man der Wehrhafteste war, aus einer Höhe der Empfindung heraus — das ist das Mittel zum wirklichen Frieden, welcher immer auf einem Frieden der Gesinnung ruhen muß: während der sogenannte bewaffnete Friede, wie er jetzt in allen Ländern einhergeht, der Unfriede der Gesinnung ist, der sich und dem Nachbar nicht traut und halb aus Haß, halb aus Furcht die Waffen nicht ablegt. Lieber zu Grunde gehn als hassen und fürchten, und zweimal lieber zu Grunde gehn als sich hassen und fürchten machen — dies muß einmal auch die oberste Maxime jeder einzelnen staatlichen Gesellschaft werden!

Die Philosophie des Als Ob von Hans Vaihinger

In Nummer 46 der ‚Weltbühne' von 1920 hat Herr Professor Georg Fr. Nicolai das Thema ‚Reaktion und Universität' behandelt und als Beweis für die reaktionären Strömungen im akademischen Leben unter anderm die Geschichte der Publikation meiner ‚Philosophie des Als Ob' angeführt, eines Werkes, dem er im übrigen seine Anerkennung nicht versagt. Ueber diese Geschichte habe ich selbst schon 1911, 1913 und 1916 Mitteilungen gemacht, die auch Herr Professor Nicolai hätte zur Kenntnis nehmen können. Daß er das nicht getan hat, ist ihm allerdings nicht zu verübeln, denn er ist Mediziner und nicht Philosoph, also auch nicht verpflichtet, in der philosophischen Literatur Bescheid zu wissen. Daher sind ihm bei seiner Darstellung starke Irrtümer unterlaufen, die aus ganz unkontrollierbaren dunkeln Sagen stammen mögen. So erzählt er:

> Niemand wird leugnen, daß die ‚Philosophie des Als Ob' eine geistige Tat ist. Nun: diese geistige Tat hatte der Verfasser in seiner Jugend geleistet und wollte daraufhin promovieren — aber sein Lehrer sagte ihm, das sei keine Wissenschaft, er solle lieber über Kant arbeiten. So legte Vaihinger sein Manuscript in den Kasten und promovierte über Kant.

In Wirklichkeit habe ich im Sommer 1874 in Tübingen mit einer Arbeit: ‚Die neuern Theorien des Bewußtseins' promoviert, die aus einer Preisaufgabe der dortigen philosophischen Fakultät entstanden war, während die ‚Philosophie des Als Ob' damals noch in den Windeln lag. Was Nicolai also von mir erzählt, ist ein Mythus. Nun könnte mir gewiß recht schmeichelhaft sein, schon jetzt, in der Art von Bertrams mythologischer Darstellung Nietzsches, zum Gegenstand mythischer Verwandlung zu werden; aber dann würde ich wieder von dem Vorwurf Nicolais getroffen werden, „das Instrument der Wahrheit zur Unwahrheit zu mißbrauchen", und so muß ich im Interesse der historischen Richtigkeit doch diesen schönen oder vielmehr unschönen Mythus zerstören. Nicolai erzählt nämlich weiter:

> Nun glaubte Vaihinger, das Manuscript zur Habilitation verwenden zu können, die eine wissenschaftliche Selbständigkeit voraussetzt — da sagte man ihm, mit so etwas mache man sich in wissenschaftlichen Kreisen unmöglich. Wieder kam das Manuscript in den Kasten und eine Arbeit über Kant.

Auch dies ist ein Mythus, der allzu fruchtbaren Phantasie irgendeines Unbekannten entsprungen. Die wirkliche Entwicklung verlief ganz anders. Nach meiner Promotion im Sommer 1874 verließ ich Tübingen und studierte noch vier Semester in Leipzig und in Berlin. Dann begab ich mich im Herbst 1876 nach Straßburg, wo ich in den drei Monaten Oktober bis Dezember das Manuscript niederschrieb, das jetzt als erster grundlegender Teil der ‚Philosophie des Als Ob' wörtlich abgedruckt ist. Dies Manuscript reichte ich im Dezember 1876 bei der Philosophischen Fakultät der Universität Straßburg als Habilitationsschrift ein und erhielt schon Ende Februar 1877, also nach acht Wochen, ohne jede Schwierigkeit die Venia legendi.

Ich arbeitete dann noch zwei Jahre an demselben Manuscript weiter, um es zum Druck zu befördern, aber mitten in diese Arbeit fiel der Tod meines Vaters im Jahre 1879, und es versiegten meine Einnahmequellen, da sich herausstellte, daß ich mein Erbe aufgezehrt hatte. Ich mußte die Arbeit an der ‚Philosophie des Als Ob' liegen lassen, um

eine lohnendere Beschäftigung zu suchen, und schloß einen für mich vorteilhaften Verlagsvertrag mit W. Spemann in Stuttgart ab, der die Abfassung eines Kant-Kommentars zum hundertjährigen Jubiläum der ‚Kritik der reinen Vernunft' zum Gegenstand hatte. So kam ich zu Kant, der mich allerdings schon vorher gründlich beschäftigt hatte. Nachdem der erste Band des Kant-Kommentars 1881 bis 1882 erschienen war, wurde ich daraufhin 1883 Professor in Straßburg und 1884 Professor in Halle. Wegen gründlich erschütterter Gesundheit mußte ich mehrere Jahre lang die produktive Arbeit liegen lassen und erschien erst wieder 1892 mit dem zweiten Bande des Kant-Kommentars auf dem Plan.

Zur Vorbereitung der beiden Schlußbände des Kant-Kommentars, die freilich dann doch nicht erscheinen konnten, begründete ich 1896 die Zeitschrift ‚Kant-Studien' und 1904 die ‚Kant-Gesellschaft'.

Die Arbeit an der ‚Philosophie des Als Ob' mußte einstweilen liegen bleiben: meine geschwächte Gesundheit erlaubte mir nicht, neben den Arbeiten über Kant auch noch das unvollendete Manuscript der ‚Philosophie des Als Ob' auszuführen. Das Manuscript entsprach weder formal noch sachlich den Anforderungen, die ich selbst an mich stellte. In jener Zeit hoffte ich immer, das in der Luft liegende Thema, für dessen Verständnis die Zeit immer reifer wurde, und zu dessen Bearbeitung mir Alles in der Zeit hinzudrängen schien, werde von einem Andern mit frischen Kräften in Angriff genommen werden. Erst als das nicht geschah, kehrte ich selbst wieder zu der Arbeit an den Problemen der ‚Philosophie des Als Ob' zurück, etwa um das Jahr 1900. Aber grade um diese Zeit stellte sich nun ein andres böses Hindernis mir in den Weg: immer merklicher machte sich ein unheimliches Augenleiden geltend, das mich nötigte, im Frühjahr 1906 meine Lehrtätigkeit einzustellen. Am liebsten hätte ich das Manuscript nun völlig umgearbeitet, aber dazu reichte die geschwächte Sehkraft nicht mehr aus. So blieb mir nur der Entschluß übrig, das Manuscript, so wie es war, mit all seinen Unvollkommenheiten nach vorhergegangener Vervollständigung unverändert zu veröffentlichen. Zu dieser Arbeit brauchte ich die Zeit von 1906 bis 1911, und nun erst konnte, fünfunddreißig Jahre nach der ersten Niederschrift, das Buch an die Oeffentlichkeit treten.

Dies ist der wirkliche Hergang, ohne jede Verschleierung und ohne Verschönerung. Nicolai fährt nun in seiner Darstellung des Hergangs folgendermaßen fort:

> Dann wollte er den Professortitel und dann ein Ordinariat, und schließlich winkte der Geheimrat — und bei alledem hätte die verfluchte Selbständigkeit gestört, und so schrieb er immer weiter über Kant. Als er dann so weit war, daß nichts mehr seine akademische Karriere stören konnte, — auf die Exzellenz hatte er seinen Ehrgeiz offenbar nicht gerichtet —: da war das Manuscript im Kasten fast schon vergessen. Aber schließlich wurde es doch einmal publiziert, als ein Beweis, daß Vaihinger doch nicht bloß ein deutscher Universitätsprofessor gewesen, und gleichzeitig als Beweis, daß er, der mehr war, doch wußte, was ein richtiger deutscher Professor sein muß.

So sehr mich die Anerkennung freut, so muß ich doch entschieden diese meinen Charakter ganz verkennenden Aeußerungen ablehnen. Ich habe in meinem Leben manche Unbesonnenheiten gemacht aus

Unvorsichtigkeit und habe daher öfters Veranlassung gehabt, mir selbst die Worte Schillers zuzuflüstern: „Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell”. Die übergroße Vorsicht, die mir Nicolai zuschreibt, liegt nicht in meinem Wesen, und sie spielt tatsächlich auch keine motivierende Rolle in der langjährigen Zurückhaltung des Manuscripts, deren wahre und einzige Gründe ich aufgezählt habe.

Aber wie die meisten Mythen, so enthalten auch die von Nicolai vorgebrachten mythischen Berichte einen gewissen Wahrheitskern. Es geht mir, wie dem Reiter über dem Bodensee: jetzt nachträglich sehe ich allerdings ein, daß die Publikation der ‚Philosophie des Als Ob', wenn die äußern Umstände mich nicht verhindert hätten, sie in meiner Jugendzeit vorzunehmen, mir allerdings wohl die akademische Laufbahn (die mir ohnedies nach der Habilitation nicht leicht wurde) sehr erschwert, ja vielleicht unmöglich gemacht hätte. Es war für mich ein besonderes Glück, daß ein günstiger Zufall mich im Herbst 1876 nach Straßburg führte, wo Ernst Laas als Philosoph wirkte, von dem ich vor meiner Ankunft überhaupt nichts wußte als den Namen. Mein Freund und Landsmann, der Romanist Karl Vollmöller, hatte sich dort kurz vorher habilitiert, und dieser äußere Umstand veranlaßte mich, ebenfalls nach Straßburg zu gehen. Ernst Laas, der eben damals anfing, wissenschaftlich bekannt zu werden, und der eine ganz unabhängige, von aller Tradition unbeeinflußte Richtung einschlug, war der richtige Mann, um mir und meiner philosophischen Stellung gerecht zu werden. Es ist mir viel später klar geworden, daß ich wohl nicht so leicht einen andern Ordinarius gefunden hätte, der mir mit so viel Verständnis entgegengekommen wäre, und daß ich wohl nirgends so rasch und so leicht wie in Straßburg die Habilitation erlangt hätte. Der Kantianismus, dem ich im Allgemeinen huldigte, war ja damals allerdings Mode, aber mein Kantianismus war doch so radikal und wich so sehr von der orthodoxen Auffassung Kants ab, daß ich überall großen Schwierigkeiten begegnet wäre. Eben meine radikale Auffassung der Kantischen Ideen (Gott, Freiheit und Unsterblichkeit) als „heuristische Fiktionen” hätte mich überall geschädigt, trotzdem dieser Ausdruck von Kant selbst stammt. Hätte so meine Habilitation leicht mißlingen können, so hätte vollends eine Publikation des Werkes mir allerdings schwere Steine in den Weg legen können. Die Gegnerschaft, welche die ‚Philosophie des Als Ob' jetzt vielfach bei den Vertretern der bisher herrschenden philosophischen Richtungen grade an den Universitäten findet, belehrt mich nachträglich darüber, was geschehen wäre, wenn das Werk früher das Licht der Welt erblickt hätte. Ich erlebe es jetzt, daß Solchen, die der Philosophie des Als Ob freundlich gegenüberstehen, Schwierigkeiten in der akademischen Laufbahn gemacht werden, und daß mit unschönen Mitteln gegen die Verbreitung der ‚Philosophie des Als Ob' unter der akademischen Jugend gearbeitet wird. Natürlich schaden diese Mittel und Mittelchen doch schließlich im großen Ganzen, nichts; aber im einzelnen Falle wirken sie unbequem und lästig, und ihre Anwendung ist allerdings Zeugnis für einen gewissen reaktionären Geist an den deutschen Universitäten. Aber erfreulicherweise sind diese Fälle doch vereinzelt, und andre Zeugnisse sprechen für das frische Leben, das trotz Allem auch in philosophischer Hinsicht an den Universitäten pulsiert.

E. T. A. Hoffmann von Otto Ernst Hesse

Kritiker, die Legenden zerstören, machen sich unbeliebt. Auch Walter Harich wird von der zünftigen Literaturgeschichte verargt werden, daß er die Legende E. T. A. Hoffmann erledigt hat. Sie war bequem; diese Legende von dem Lutter-und-Wegner-Säufer und halbverrückten Kriminalgerichtsrat, der sich zu Spaß, Unterhaltung und Abreagierung seiner angstvollen Katerstimmungen auf die Literatur warf, nachdem er in der Musik durchgefallen war. Nun soll umgelernt werden. Es entpuppt sich ein leidender Mensch, eine Sehnsucht nach Vollkommenheit, ein Schicksal von erschütternder Tragik. Zwei Bände mit siebenhundert Seiten hat der Biograph Walter Harich füllen müssen, um seine Auffassung dieses Künstlergeschicks darzulegen. (E. T: A. Hoffmann. Das Leben eines Künstlers. Bei Erich Reiß zu Berlin.)

Die Kunst des Biographen, das Teleologische, ohne das jede Geschichtsschreibung sinnlos wird, so in den Stoff hineinzutragen, daß die abstrahierte Idee des dargestellten Lebens und Wirkens ohne Gewaltsamkeiten aus ihm herauszuwachsen scheint, wird von Harich mit hohem Geschick gehandhabt. Nur ein Künstler vermag so Bios und Telos in Einklang zu bringen. Hoffmanns Dasein weitet sich, über den Wert eines Zeitbilds und eines persönlichen Schicksals hinaus, zu einem Gleichnis des Künstlerdaseins überhaupt. Hoffmann, der bisher extremer Sonderfall zu sein schien, rückt in die Sphäre des Typischen, und mit Staunen sieht man in diesem, von Burlesken der Legende verschütteten Werden und Wollen Abrollungen sich vollziehen, die im Werden und Wollen einer produktiven Natur gesetzmäßig zu sein scheinen. Es gibt äußere Geschehnisse, die wie Wiederholungen aus andern Künstlerbiographien aussehen. Es gibt jene Kausalität der innern Vorgänge, die wir aus der Historie der Produktion kennen und nur da gelten lassen. Und es ergibt sich als Resultat, daß auch dieser Dichter nichts andres war als ein „Gelegenheitsdichter”, daß er, von seinen Geldbeutelschreibereien abgesehen, nichts Wertvolles schuf, was ihm, um mit Goethe zu reden, nicht auf den Nägeln brannte — kurz: daß auch er produktiv ward in jener rätselhaften Kreuzung von Wirklichkeit und Traum, von Erlebtem und Ersehntem, in der alle wirkliche Dichtung wächst.

Die Kindheit wirft ihre Schatten über das ganze Leben. Vom Vater stammt diesmal alles Lebendige, von der Mutter das Hemmende. Der Familienkäfig, die Heimathölle, der Berufszwang: es sind bekannte und konstante Größen, mit denen auch diese Biographie zu arbeiten hat. Ein Diotima-Erlebnis, ein Frau-von-Stein-Erlebnis wirft die Fackel in den bereiteten Holzstoß: Liebe zu einer ältern Verheirateten. Der Freund — Hippel — wird wichtiger als die Geliebte: das Bedürfnis sich mitzuteilen ist bereits stärker als das Erlebnis selbst, erste produktive Sätze — ganz Empfindsamkeit der ausgehenden Aufklärung — lösen die Qual, überhöhen und neutralisieren sie in die erste Wollust des Gestaltens. Als die Heimatstadt Königsberg verlassen wird, ist der Mensch im Grundzug fertig. Die Wanderschaft häuft Wirk-

lichkeiten an, die Politik spült einige Male hart bis ins Zentrum des Wesens. Als der preußische Staat zerbricht, springt man in Warschau mit beiden Füßen vom Regierungstisch hinter das Orchesterpult. Man heiratet auch — und die Frau tritt, als irdische Liebe, in die Schatten der Tagtäglichkeit, die Tragödie ihres Schicksals geduldig bis zum Tode des geliebten Mannes mit sich abmachend. In Bamberg, wo der Musiker Hoffmann dem Wortkünstler zu unterliegen beginnt, erfolgt die endgültige Spaltung des Menschen: in den Macher und den Künstler. Dieser ringt sich mühselig und qualvoll empor. Jener errichtete bald eine literarische Fabrik, deren Leitung einem „Vizekopf" übertragen wird. „Und auf wen anders konnte die Wahl fallen als auf den Teil, der gewissermaßen die geringer geprägte Rückseite der bessern Antlitz-Seite ist. Aber wie die Arbeit verteilen? I nun! Der unten da bekäme die Taschenbücher." Es waren teure Zeiten, nach 1806, und der Wein, den zu trinken zur Kunst des Träumens gehörte, kostete Dukaten und Thaler. Die Vollendung des Schicksals bringt ein Mädchen. Julia: aus diesem Worte wurde der Dichter Hoffmann geboren. Sie heiratete einen üblen Burschen; aber sie ward das Ferment seines Wesens: die himmlische Liebe, die er sich immer himmlisch bewahrte, klug noch in der Leidenschaft, Illusionen sich nicht zu zerstören. Aus dieser Liebe fließen seine Dichtungen. Die ‚Elixiere' , die ‚Automate' , der ‚Goldene Topf', ‚Kreisler': sie sind alle nur Fassungen des ‚Romans um Julia'. Auch noch in Berlin, als die Idee Julia eine neue körperliche Erscheinung in der Lucinde erhält und das alte Leid neu aus den Tiefen heraufspült.

Die Musik ist entglitten. Die Kompositionen bleiben zeitbefangen, bleiben weit hinter dem Bekenntnis des Musikalischen und seiner literarischen Darstellung zurück. Weber, beneidet, verdrängt das Gedächtnis der ‚Undine'. Der verunglückte Musiker schreibt das Schönste, was je über Musik geschrieben ward: Meisterschaft des Wortes. Aber jene Meisterschaft des Wortes, die kein Glück mehr schenken kann, jene Meisterschaft Flauberts, die die Erfüllung eines Fluches ist und das entbehrte und nicht genossene Glück nur noch schmerzlicher macht. Böse Krankheit, demokratischer Aerger über die Reaktion frißt die letzte Lebensfreude, die nur hin und wieder unter Quälereien des eignen Ichs aufgepeitscht wird. Das Gedächtnis Julias und die Anwesenheit des berliner Nachbildes verklären die letzten Monate. Die Frau, die ihn ein Leben lang ertrug, drückt dem Toten die Augen zu.

Ein Romantiker? Gewiß. Doch kein nur ironisierender, sondern einer, der die Erfüllung seiner überlebensgroßen und überlebensreinen Sehnsüchte hinter den Ironien und Satiren dieses Lebens, deren Meister er ward, aufleuchten ließ. Der sich an den Ecken der Wirklichkeit immer wieder wund stieß und im Schaffen schönerer Welten eine höhere Wirklichkeit lebte — in die Illusion dieser höhern Wirklichkeit floh. Die Stationen einer so sehnsuchtsvollen Flucht blieben als seine Werke zurück, die dem Kenner dieser Biographie noch ums Zehnfache teurer sind, als sie schon waren.

Spiegelmensch von Alfred Polgar

Diese „magische Trilogie” sucht den archimedischen Punkt, von dem das Ich aus den Angeln zu heben wäre. Thamal entläuft sich, aber er findet kein Versteck, das ihn vor sich bergen könnte. Hartnäckig ist der „Selbstverfolger” dem „Selbstflüchtling” auf den Fersen. Erst als dieser ins Nichts entweicht, muß jener die Verfolgung aufgeben. Es ist eine hitzige Parforcejagd, damit endend, daß Wild und Jäger ins durchaus Abstrakte stürzen (man könnte auch sagen: hinaufstürzen).

*

Thamal fährt mit sehnsüchtiger Beflissenheit aus seiner Haut in andre Häute. Nichts nützt es ihm. Erst als er aus seiner Haut in gar keine Haut mehr fährt, hat er vor sich Ruhe. Auflösung als Erlösung. Die Welt als Wille und Vorstellung versinkt, eine absolute, vom perzipierenden Subjekt durchaus unabhängige Ueberwelt (ein Jenseits?) setzt ihre unbegreiflichen, undenkbaren Kulissen. Gott etabliert sich. Und der Gläubige spricht sein ekstatisches Amen! hinzu. Immerhin macht es, sei man jüdisch, christlich oder indisch orientiert, einiges Hirnweh, zu bekennen, daß es höchstes Interesse des Individuums, kein Interesse zu haben, daß letzter Sinn seines Daseins das Nicht-Sein sei, und daß es sich auf diesem schmutzigen Planeten nur abzuzappeln habe, um in alle Himmel zurückzukommen, aus denen es eben zu solchem Zweck gefallen ist.

*

Cogito ergo sum. Auch wenn ich mich wegdenke, bin ich. Thamal erfährt das peinlich an eignem Leib und eigner Seele. Die Welt, wo und wie immer er sie sieht, reflektiert stets nur ihn selbst. Ueber solch unerbittlich Reflektieren hilft keine Reflexion hinweg. Der Schuß in den Spiegel wider das verhaßte Spiegelbild hat nur den Effekt, daß nun aus tausend Scherben tausendmal die eigne Fratze grinst. Als deren Synthese springt leibhaftig der Spiegelmensch aus dem Rahmen. Er ist die gemeine Substanz des Thamal, die Summe seiner allzu Menschlichkeiten, das entfesselte Unterbewußtsein, die aus der Verdrängung ausgebrochenen Triebe und Wünsche, der schamlos bekennende Selbstbetrug. Vergeblich sucht Thamal dieses alter ego durch Wort und Tat zu verscheuchen. Es haftet am Wort, es haftet an der Tat. Es enthüllt Thamals Bemühen, sich preiszugeben, als Bemühen, sich zu retten, das Hinwerfen seiner Eitelkeiten als eine nur um eine Schraubenwindung höhere Eitelkeit, seinen Heroismus als Flucht nach vorne, seine Selbstverwandlung als bloßen Masken-Tausch. Spiegelmensch ist kein Mephisto; mit diesem hat er nur das Unsentimentale, das Antipathetische, das Höhnische gemeinsam. Er ist nicht Hölle, sondern ganz Erde. Er ist nicht Lüge, sondern Wahrheit. Er ist die personifizierte Schwerkraft, Aufschwung hindernd, aber immerhin, auf Erden, Stabilität und Freiheit der Aktion sichernd.

*

Die Zweispaltung Thamal-Spiegelmensch ist natürlich nicht konsequent durchgeführt. Daß, zum Beispiel, Spiegelmensch

draußen meditiert, indes Thamal drin betrügerische Liebesnacht mit des Freundes Frau feiert, scheint mir Funktionentausch. Eigentlich müßte Spiegelmensch drin und Thamal draußen sein. Aber man soll einem Dichter nicht auf die Finger sehen, wenn er die Volte schlägt.

*

Ananthas Reich erinnert lebhaft an Wien. In seiner Höhle fließt „schmutzig-verwischtes" Licht; überall werden Stimmen „träger Indolenz" laut. „Was liegt daran?" „Wenn schon?" „Kann ich dafür?" Dann gibt es einen Tanz von Ananthas Geschöpfen, der „die Vision einer Börse voll sich wiegenden Gewimmels hervorruft". Bestünden noch Zweifel, so würden sie durch Ananthas Tracht beseitigt werden. Thamal spricht ihn an: „Du Geist in Schlafrock und Schlapfen!" Also der leibhaftige Hausmeister.

*

Gar zu vergnüglich scheint es in jener zweiten, entspiegelten Welt, in der Thamal schließlich ist, obzwar (oder weil) er überhaupt nicht mehr ist, auch nicht herzugehen. Die Glücklichen, die dort hausen, sitzen, ein Senat der wurschtig Seligen, bei einander, beschauen ungerührt den Nabel, der ihnen geblieben zu sein scheint, und „grinsen mild und schief". Wahrlich, Spiegelmensch könnte die Erlösten so sehen, wie sie der von ihm befreite Mensch hier sieht.

*

Der spirituelle Aufwand des Werkes ist groß. Die dramatische Tafel biegt sich unter der Fülle der philosophischen Gerichte, der Schüsseln, strotzend von geistigen Delikatessen, des Wort-Gemästeten und Sinn-Gespickten, zeugend von dieser Wirtschaft Reichtum. Im Hause Werfel wird nicht mit Wasser gekocht und nicht auf irdenem Zeug serviert. Dem spirituellen Aufwand entspricht der materielle. Schauplätze, Allegorien, Masken, Ballette, Pantomimen, Erscheinungen, Ekstasen, Kostüme, Musiken von verwirrender Farbigkeit und Phantastik dienen den ideellen Absichten des Spiels. Mit weisen Formulierungen, Erkenntnissen, pointierten Sätzen — zu denen ich den Satz: „Die Welt ist eine tote Trompete!" nicht rechne — ist die Dichtung gaumenreizend überwürzt. Einfachheit, Klarheit werden weder erzielt noch angestrebt. Es geht durchaus aufs Gewaltige, Umfassende, Ueberdimensionierte. Gespart wird nicht. ‚Spiegelmensch' ist, geistig wie materiell, ein Ausstattungsstück großen Stils. Ein Monstre-Gala-Elite-Weltbild mit erstklassigen Perspektiven.

*

Verblüffend ist die Fertigkeit der faustisch-mephistophelischen Vers-Diktion. Thamals Inbrunst und des Spiegelmenschen Skepsis mengen sich, wie wenn Wasser mit Feuer sich menget. Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt. Des Spiegelmenschen eigentlichste Domäne ist die Ironie. Platzend vor Wissen ums Gemeine entfährt ihm (wie dem Bovist der Staub) das Bittere. Er liebt die antipathetische, nüchterne, rationalistische Kälte-Wirkung des Fremdworts. Im Geistreichen angesiedelt, quält

ihn Heimweh nach der Trivialität, und seine Rede ist flackernder Umweg dorthin. Staunenswert die Fügsamkeit des Verses in Dichters Hand, wie sich ihm die Zeile nach Bedarf streckt und kürzt, wie gefällig sich ihm Bild zum Wortbild formt, die passenden Vokabeln in den Reim hüpfen. Manchmal allerdings ist das Reimwort nur aufgesetzter Klang-Flick.

> Was ihm naht, Mensch, Tier,
> ob gehuft, ob gefiedert,
> Ist immer sein Ich nur,
> das aus allem erwidert.

Solcher Verse mit Verlegenheits-Enden, an die Technik der Stegreifdichter erinnernd, gibt es viele in ‚Spiegelmensch'. Stegreif-Technik gehorchen auch die Verse, in denen, dem Reim zu dienen, die Apposition dem Substantiv nachhinkt.

> Satt
> Hab ich die Worte schon, die fruchtlos spitzen.
> Ich frage Dich: willst Du dereinst besitzen . . .

Aber derlei kleine Fehler im Guß tun der dichterischen Potenz des Werkes keinen Abbruch.

*

Woran jedoch liegt es, daß ein Drama, so voll der scharfen geistigen Stimulantien, nicht ins Tiefe des Hörers wirkt? Daß eine so mächtig überheizte Dichtung nicht wärmt? Daß dieses redlich durchdachte und durchfühlte Produkt einer qualifizierten Begabung dem Zuschauer doch nur ein Spiel bleibt, dem sich seine letzte, beste Teilnahme versagt?

Es ist ein Zuviel, Zuhoch, Zuweit in dieser „magischen Trilogie". Ihre geistige Feder ist überdreht. Ihr Mechanismus überkompliziert.

Seufzer à part: O wie fade ist doch feierliches Theater!
Ich meine nicht jenes Theater, wo Feierliches als letzte Sublimierung gemeinen Vorgangs frei wird, Erdendunst zu hochziehender Wolke sich sammelt . . . sondern jenes, das Wolke und Nebel zum Baustoff nimmt, formlos und naß wie sie, zerrinnend, verschwimmend mit ihnen. O wie fade ist zelebriertes Theater, Theater mit Weihe-Zeremoniell, Opferrauchtheater, Theater der hieratisch gespreizten Finger und himmelwärts verrenkten Hälse!

*

Das Burgtheater bläst dem anspruchsvollen Werk kräftigen Bühnen-Atem ein. Beste Arbeit hat der Architekt, Harry Tauber, geleistet. Seine Dekorationen finden ein gutes Kompromiß zwischen Sinnlichkeit und Abstraktion der Schauplätze. Ihre starken, knappen Linien befriedigen auch die Forderungen geistiger Optik. Die Elemente der Bühnenbauten sind sehr einfach: meist ineinandergefügte Pyramidenschnitte. Aber jede Szene hat ihre besondere Licht- und Farbwirkung, ihre besondere Atmosphäre. Die Kostüme sind sehr schön, oft ins Märchenhafte übertrieben, bizarr und witzig. Ob die von Wilhelm Groß hinzugetane, modern ambitionierte Musik Wert hat, weiß ich nicht. Jedenfalls erfüllt sie ihren Zweck, die Szene mit Stimmung weich einzufetten.

Schauspielerisch bietet die Aufführung nichts Hervorragendes. Es wird undeutlich gesprochen im Burgtheater, das Wort fliegt oft von schlaffer Sehne und fällt vor dem Ziel bodenwärts. Herr Aslan ist ein trockener Thamal, blaß und dünn wie ein mattes Beispiel. Das Pathos der Rolle ist ihm zu groß: es wirft Falten und schleift auf der Erde. Diesem Thamal fehlt, sozusagen, die innere Oertlichkeit, die als Schauplatz so hoher und wilder seelischer Konflikte glaubhaft wäre. Am eindringlichsten wirkte die schöne poetische Gerichtsszene mit den geisterhaften Erscheinungen der Zeugen (unter ihnen Thamals frühverstorbenes Kind, entfernter Verwandter Klein Eyolfs), die Szene: Thamal in der Schnee-Einsamkeit, und das parsifalisch orientierte Schlußbild, für das der Regisseur, Herterich, einen wirk- und bedeutsamen Apothesen-Stil gefunden hatte.

Parodien von Jan Altenburg

V.

Unser Kronprinz: Erinnerungen

Unter Berücksichtigung des deutsch-nationalen, deutsch-volksparteilichen, deutsch-demokratischen und regierungssozialistischen Standpunktes verfaßt, sowie mit Gefühls- und Gemütstönen versehen von Karl Rosner

März 1919

Es ist Abend, und ich Bedauernswerter bin noch einmal die menschenleeren Wege auf der kleinen Insel hingeschritten, auf die mich ein furchtbares Geschick verschlagen hat. Durch Grau und Dunkel; durch Nacht zum Licht.

Vielleicht, wenn du beim blakenden Oellämpchen und am rauchenden Oefchen dir das Entsetzliche vom Herzen schreibst?

Bei der Kindheit will ich beginnen. „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit”, wie es in einem schönen Gedichte in der Inselfibel heißt, und „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein”, wie es an einer andern schönen Stelle lautet.

*

Auch ich habe, wie sämtliche Menschen, eine fröhliche Kindheit verlebt. Wie ein ganz gewöhnlicher Sterblicher unternahm ich die gleichen Knabenstreiche und machte die gleichen genialen Erfindungen: Schneeballangriffe, flott aufgedrehte Hydranten und, ein paar Jahre später, patentierte Manschettenknöpfe.

Unter den alten Damen beiderlei Geschlechts war stets ein gewaltiges Gegacker über mein Verhältnis zu meinem Kaiserlichen Herrn Vater. Zugegeben: ich war von früh an in vielen Punkten andrer Ansicht als er. Neunmalkluge werden nun behaupten, das sei kein besonderes Verdienst, da stets ungefähr das Gegenteil von dem richtig war, was mein Kaiserlicher Herr Vater sprach und tat. Aber diese Meinung ist abwegig. Wenn ich bei Manometerstand Neunundneunzig in großer Galaparadeuniform zu ihm befohlen wurde, und wir uns unter vier Augen aussprachen, dann offenbarte es sich, daß wir glänzend übereinstimmten.

Oktober 1920

Fast zwei Jahre bin ich nun auf dieser einsamen Insel. Weiß Gott, es geht uns Deutschen elend schlecht: Millionen Leichen und Verstümmelte, Witwen und Waisen — und ich persönlich kann über Bevorzugung eigentlich auch nicht klagen. Es kommen aber doch schon wieder zahlreiche Telegramme aus der Heimat, und sicherlich stammen

viele Zeichen treuen Gedenkens auch von den braven Jungens meiner 5. Armee, die mich so zärtlich „Mütze” nannten.

In diesen Tagen besuchte mich mein treuer Hauptmann Schulze. Ich zeigte ihm das Bücherregal und meinte: „In den zwei Jahren habe ich mehr Bücher gelesen als vorher in sämtlichen sechsunddreißig Jahren zusammen.” Worauf er, indein er mir bieder ins Auge blickte, erwiderte: „Hoheit, das glaube ich Ihnen gern.”

*

Weiter geht der Weg.

Als dereinstiger Herrscher über ein 60-Millionen-Volk erhielt ich eine sachgemäße Prinzenerziehung: Hauslehrer, Kadettencorps in Plön und, nachdem ich mein Abiturientenexamen abgelegt hatte, stellte mein Kaiserlicher Herr Vater mich in die Leibkompagnie des 1. Garde-Regiments zu Fuß ein. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß ich mich am Abend schon auf den schweren Dienst des nächsten Tages freute! Ganz besonders gern war ich beim Gewehrreinigen meiner braven Grenadiere zugegen. Die wackern Jungens saßen da beim Schein der milden Petroleumlampe gar traulich zusammen, es erklangen frohgemute Soldatenlieder, und in manchem Auge der biedern Krieger blinkte eine Freudenzähre. Von Soldatenmißhandlungen habe ich jedenfalls nichts bemerkt!

Nebenbei suchte ich mir meinen Gesichtskreis, der durch höfische Erziehung eingeengt war, zu erweitern. Einem gesunden demokratischen Prinzip huldigend, bewies ich reges Interesse für Sport. Beim Sechs-Tage-Rennen gewann ich tiefe Einblicke in das Seelenleben des deutschen Volkes. Ich verkehrte auch mit humoristischen Schriftstellern, mit Operettentenören und andern Vertretern von Kunst und Wissenschaft. Dabei fällt mir Adolf Menzel ein, den ich stets sehr bewunderte, da er so kolossal ähnlich malte. Bei einem Fest vom Schwarzen Adlerorden war der kleine Menzel von der malerischen Wirkung meines Vaters so betroffen, daß er ihn lange und eindringlich fixierte. Als der Haushofmeister ihn endlich wegschob, nahm dies der scheinbar recht cholerische Meister bitter übel.
Auch ein paar Reisen trugen dazu bei, mir ein originelles Urteil über fremde Städte und Länder zu bilden. Ich lernte erkennen, daß Wien fesch, London groß, Konstantinopel orientalisch, Kairo heiß und Indien interessant ist. Als es besonders interessant wurde, brach dort die Cholera aus.

Dezember 1921

Wie weiland Vater Noah habe ich den treuen Zobel als Taube nach Deutschland gesandt, um nachzusehen, ob die Wasser schon verlaufen sind und ich dort Fuß fassen kann. Es ist noch nicht ganz so weit.

Mein kleines Schwesterlein, meine kleine Herzogin war für ein paar Tage hier zu Besuch.

*

Mit Bethmann Hollweg, diesem müden, überarbeiteten, resignierten Mann, der von Weltbürgertum träumte, bin ich nie gut Freund gewesen. Dieser Mensch, den die Leute bezeichnenderweise einen Philosophen nannten — ich habe übrigens von Weltweisheit bei ihm nichts gespürt — fühlte sich unbehaglich, wenn er mit frisch-fröhlichen Draufgängernaturen in Berührung kam.
Als der Krieg schlimm auszugehen drohte, hatte die Regierung die Wahrheit rationiert und leider nicht gewagt das Volk über den Stand der Dinge aufzuklären. Andrerseits ist mir selbst meine Anregung, verschiedene den Krieg sabotierende Zeitungen einfach zu verbieten, als Knebelung der Pressefreiheit übelgenommen worden. Im Gegensatz dazu war ich aber auch noch außerdem, drittens, der Meinung, daß es falsch war, den Zeitungen ungeschminkte Kriegsberichte zu

verbieten. Kriegsberichterstatter, wie zum Beispiel Karl Rosner, die ich immer wieder ganz vorn bei den Sturmkolonnen traf, haben mir oft genug darüber geklagt, sie fühlten sich zur Sprechmaschine, zu „Lindströms Parlograph” degradiert. Für die Heimat hingegen wünschte ich, viertens, eine energische Diktatur und exemplarische Bestrafung aller Defaitisten.

Im Oktober 1918 begannen sich die Ereignisse zu überstürzen, und es erschien mir das Ratsamste, zunächst mal das Herz über die Grenze nach Holland zu schmeißen und dann selbst hinüberzugehen. Auf der Autofahrt ins neutrale Ausland begegneten wir deutschen Truppen, die sich Marschrichtung Heimat feig davonmachten. Einem alten Landsturmkerl sagte ich noch dermaßen Bescheid, daß er zitternd eine Ehrenbezeugung nach der andern machte. Pack, das niemals im Trommelfeuer gestanden hat!
Den deutschen Menschen, die meinen Schilderungen folgten, möchte ich zum Schluß noch ein Trostwort mit auf den fernern Lebensweg geben. Möge das so oft mißbrauchte Schlagwort „Freie Bahn dem Tüchtigen” endlich richtig verstanden werden! Denn was uns in unserm Elend vor allem nottut, ist ein Kronprinz.

Soldaten der Republik **von Theobald Tiger**

Herrn Dr. Otto Geßler in tiefem Mitgefühl

Unter Wilhelm, mußt du wissen,
war das nämlich so:
Rote Fahnen konnte hissen
Jeder — frisch und froh.
Wenn im Laufe der Debatte
Bebel mal Geburtstag hatte,
bracht der Landrat ihm ein Ständchen,
Generale gaben Händchen . . .
Vor dem Haus des Jubilares
— lach nicht, Otto, denn so war es! —
stand die ganze Kompagnie
stramm und rief „Gott segne Sie!”

Heut hat sich das nicht geändert.
Wir sind mächtig frei!
Ziehn sie schwarz-weiß-rot bebändert?
Was ist da dabei — ?
Alle Herrn Hochwohlgeboren,
die den kleinen Krieg verloren,
läßt man durch die Städte wandern
von der einen zu der andern.
Läßt sie putschen, feiern, hetzen.
Bürgerblut fließt auf den Plätzen . . .
Und in festem Schritt und Tritt
Geßlers Reichswehr immer mit.

Abgesang

Den Otto Geßler kann ich leiden —
Denn macht die Reichswehr einen Coup:
dann hält er schalkhaft und bescheiden
sich fest die beiden Augen zu.
Wir Andern bleiben auf dem Kien.
Und wünschen leis: „Gott segne ihn — !”

Erinnerung von Kaspar Hauser

Am Untergrundbahnschalter. Zwei dicke Männer lösen sich nach einander Karten.

Der Eine: Eine Dritter Alexanderplatz!
Der Andre: Mir auch eine Dritter Alexanderplatz . . . !
Der Eine (dreht sich im Weggehn noch einmal um): Nanu?
Der Andre: Bitte?
Der Eine: Ist das nicht . . .? Pucknat?
Der Andre: Greesemann! Mensch! Wo kommen Sie denn her?
Der Eine: Na, Sie wissen doch — ich lebe hier in Berlin. Und Sie?
Der Andre: Na, ick ooch! Mensch — det ick Sie noch mal wiedersehe! Wie gehts Ihnen denn?
Der Eine: Na, man schlägt sich so durch . . .
Der Andre: Wissen Sie was: gehn wir ein Glas Bier trinken. Ham Se Zeit?
Der Eine: Na klar! Das Wiedersehn muß doch begossen wern! Wann ham wa uns 's letzte Mal gesehn? Vor vier Jahren . . . Wie die Zeit vergeht!
Der Andre: Na, sagen Sie mal, wie ist Ihnen denn der Krieg bekommen? Noch immer der gute alte Bauch? Proviantamtinspektors-Bauch . . . Haha!
Der Eine: Na, lassen Sie man gut sind — Sie ham auch keinen schlechten! Janz wie damals, beim Stabe. Ihr habt da was geachelt!
Der Andre: Na, Sie ham auch geliefert! Was? Donner-wetter — Sie, das war'n Essen!
Der Eine: Na ja — das kann sich natürlich heute Keiner mehr leisten. Wenn ich noch denke . . .

(Sie sitzen beim Bier.)

Der Eine: . . . Eier und jeden Tag Braten und die Butter —! Prost!
Der Andre: Wir ham nich schlecht gelebt. Der Stab hat ja was angefordert — Sie müssen doch manchen Kummer gehabt haben!
Der Eine: Na, man hat ja buchen gelernt . . . Prost!
Der Andre: 's war doch eine schöne Zeit . . . Meine Herren!
Der Eine: Besser als jetzt jedenfalls. Waren Sie in ‚Fridericus Rex'?
Der Andre: Dicke. Famoser Film. Das frischt einen mal ordentlich wieder auf.
Der Eine: Kann einer ja nu sahrn, was er will: Es war eine famose Leistung draußen im Felde. Wie Eisen hat das gehalten.
Der Andre: Un wissen Se noch: wie wir den Hammel versoffen haben?
Der Eine: Na und ob. Ich hatt'n übrig — er sollte mit an die Front — aber er sah so jüdisch aus, det Aas — da dacht ick: Bleib du man lieber in der Etappe! Prost!
Der Andre: Prost! Inspektorchen, Sie wahn doch ein famoser Kerl! Ohne Sie wär der janze Stab im die Luft geflogen. Prost!
Der Eine: Danke, komme nach. Wissen Se, wenn man das so liest, was die Brieder seit der Glorreichen Alles über unsereinen veröffentlichen . . .
Der Andre: Unerhört is diß. Denken Se, da hab ich so ein Heft jelesen — von einen gewissen Zickler war diß: Anklage der Gepeinigten oder sone Hintertreppenkiste . . .
Der Eine: Gestatte mir. Was stand'n da drin?

Der Andre: Na, aus sonem Feldlazarett. Die Aerzte sollen den Kranken das Essen jeklaut ham un so. Is ja lächerlich. Is nie vorgekommen. Na — das Gericht hat das Heft denn auch gleich eingezogen. Es gibt noch Richter in Preußen. Prost!
Der Eine: Was sagen Sie zu Nicolai?
Der Andre: Zu den Juden? Kneifer . . . Sie, ham Sie was von Christeinicke gehört?
Der Eine: Ja, der war doch lange Zeit Unteroffizier bei mir — aber als er dann mal Exzellenz übern Weg lief, wie der grade einen gehoben hatte, da schmiß er ihn doch an die Front — und seitdem weiß ich nischt weiter von ihm. Valleicht is er gefallen. Na, Prost —!
Der Andre: Prost! Und wir wollen mal auf das herrliche deutsche Heer trinken und auf den stillen Dulder in Holland und auf Schwarz-Weiß-Rot! Prost!
Der Eine: Prost! Pucknat — Sie sinn famoser Kerl! Sollen leben! Passen Se mal auf: wir kriejen noch mal die gute alte Zeit!
Der Kellner: Darf ich zu zahlen bitten. Ich werde abgelöst.
Der Eine: Sie, det kommt mir komisch vor. Das is das erste Mal, daß wir Beide zusammen sitzen, einen nehmen und denn zahlen!
Der Andre: Greesemann — hick — aber das sahr ich Ihnen: Wenns noch mal gegen Frankreich geht — ich nehm noch mal mein Gewehr auf den Buckel und geh mit.
Der Eine: Hatten Sie denn 'n Jewehr?
Der Andre: Kleiner Schäker! Prost, Rest auf Majestät!
Der Eine: Ueber Alles. Prost ex. Donnerwetter, strammes Weib. Ham Se den Busen gesehn?
Der Andre: Vaflucht. Na — dann empfehln Se mich Ihrer Frau Jemahlin! Wiedersehn!
Der Eine: Danke, danke! Fehln Se mich zu Hause. Wiedersehn! Wiedersehn!

Der Kampf um die Krone von Morus

Der päpstliche Pronotar Ignaz Seipel, der nunmehr, habsburgertreu, die Republik Deutsch-Oesterreich leitet, hat in den ersten Wochen seiner Kanzlerschaft wenig Glück gehabt. Gewiß glaubte er, nicht nur etwas Gottgefälliges, sondern auch etwas höchst Praktisches zu tun, als er den größten Industriebesitz des Staates: die Wöllersdorfer Werke, die mit einem Jahresdefizit von 15 Millionen Kronen arbeiteten, für ein Butterbrot der berliner AEG. überließ. Aber anstatt der erhofften Besserung trat ein katastrophaler Sturz des Kronenkurses ein, der selbst alles in Wien Dagewesene weit übertraf. Der Dollar stieg in wenigen Tagen um 10 000 Kronen, und das oesterreichische Papiergeld fiel auf den viertausendsten Teil seines Vorkriegswertes. Selbst für die Mark, die schäbige deutsche Reichsmark zahlte man am Schottenring zeitweise mehr als 70 Mark, sodaß es im Augenblick eine Lust sein muß, mit deutschen Markscheinen in Wien zu leben — wenn auch die Technik, die Preise im Handumdrehen der Valuta anzupassen, dort noch weit höher entwickelt ist als in Berlin.

Es wäre gewiß verfehlt, die neue wiener Katastrophenhausse einzig oder doch hauptsächlich auf die Privatisierung von Wöllersdorf zurückzuführen. Aber der Lauf der Dinge in Oesterreich zeigt, wie es mit der Behauptung unsrer Schwerindustrie steht, der Staat brauchte sich nur seiner Defizitbetriebe zu entäußern, und die Währung des Landes würde steigen wie die Lerche im Aetherblau. Nein, durch die Expropriierung des Staatsbesitzes steigt allein der Profit der Ex-

propriateure, und eine Regierung wird dadurch nicht kreditwürdiger, daß sie, um ihr Budget um ein paar Goldmillionen zu erleichtern, die letzten Schornsteine, die letzten rollenden Räder dem Privatkapital ausliefert. Das ist die ernste Warnung, die uns der Fall von Wöllersdorf gibt, auch wenn man sich in Deutschland darüber freuen mag, daß die AEG. und nicht ein oesterreichisch maskiertes Ententekonsortium die Braut heimgeführt hat.

Die äußern Formen, in denen die Privatisierung der Wöllersdorfer Werke vorgenommen wurde, erinnert in vielem an eine ähnliche Transaktion, die vor mehreren Menschenaltern in Oesterreich vor sich ging: an die Privatisierung der oesterreichischen Staatsbahnen im Jahre 1854. Auch damals entschloß sich die wiener Regierung, einen Besitz, in den sie hunderte von Millionen hineingesteckt hatte, für ein geringes Entgelt Privatunternehmern zu überlassen, um den Staatshaushalt von den Lasten des Eisenbahndefizits zu befreien. Aber die Subventionen, die sie in den folgenden Jahrzehnten direkt und indirekt den Unternehmern geben mußte, waren so groß, daß der Staat im Jahre 1879 die Privatbahnen wieder sequestrierte. Ebenso wie damals sucht man auch jetzt wieder die Veräußerung des Staatsbesitzes durch einen langfristigen Pachtvertrag zu verschleiern, und wie damals muß der arme oestereichische Staat der AEG. obendrein noch 3,9 Milliarden Kronen für Investitionen vorschießen. Ein Pachtgeld wird überhaupt nicht gezahlt, sondern der Staat erhält nach Umwandlung der Wöllersdorfer Werke in eine Aktiengesellschaft mit 1 Milliarde Kronen Kapital nur den dritten Teil der Aktien und geringe Vorrechte bei einer eventuellen Dividendenausschüttung. Aus dem Staatsbetrieb wird also, genau genommen, ein gemischt-wirtschaftliches Unternehmen mit recht dürftiger Beteiligung des Staates.

Es ist kaum zweifelhaft, daß der AEG. mit ihrer Musterorganisation, mit ihren Verbindungen in aller Welt bald gelingen wird, den Betrieb rationeller zu gestalten und auch einen Gewinn zu erzielen. Aber fraglich ist, ob nicht eine derartige Rationalisierung, die nach rein privatwirtschaftlichen Grundsätzen erfolgt, indirekt eine erhebliche Belastung des Staates und des Volkes bewirkt. Wenn, beispielsweise, die AEG. überflüssige Beamte und Arbeiter entläßt, die anderweitig nicht unterkommen, so hat der oesterreichische Staat die Erwerbslosen zu unterstützen; und wenn die AEG. die Preise in die Höhe schraubt, um Geld für Betriebsverbesserungen herauszuwirtschaften, so sind die Konsumenten, und bei Massenartikeln stets die breiten Massen, die Leidtragenden. Es ist also keineswegs sicher, daß das oesterreichische Volk nun wirklich 15 Milliarden Kronen — noch nicht 1 Million Dollar! — weniger an Steuern aufzubringen hat. Auch in dieser Hinsicht haben wir in Deutschland, wo die Stinnes-Presse den Kampf für die Privatisierung der Eisenbahnen unentwegt weiterführt, allen Grund, das Experiment von Wöllersdorf mit größter Aufmerksamkeit zu verfolgen.

*

Der Vertrag des oesterreichischen Staates mit der AEG., den das neue Kabinett vierundzwanzig Stunden nach seinem Amtsantritt unterzeichnete, hat noch ein wenig erbauliches Nachspiel gehabt. Der bisherige Finanzminister Dr. Gürtler, schwarzgelb bis auf die Knochen, hat erst versteckt und dann offen in der wiener Presse die Behaup-

tung aufgestellt, der Generaldirektor der AEG., Geheimrat Felix Deutsch, habe in Genua versucht, ihn dadurch für das Wöllersdorf-Projekt gefügig zu machen, daß er ihm in der zu errichtenden Aktiengesellschaft einen Aufsichtsratposten anbot, also auf gut Deutsch: einen kleinen Bestechungsversuch unternahm. Die Antwort, die Herr Deutsch prompt gab, er habe dem Dr. Gürtler den Aufsichtsratposten nur angeboten, weil doch der oesterreichische Staat als künftiger Großaktionär von Wöllersdorf im Aufsichtsrat vertreten sein müßte, erscheint auf den ersten Blick höchst plausibel, aber auf den zweiten Blick nicht mehr ganz so, denn es bestand auch schon in Genua kein Zweifel, daß der Finanzminister Gürtler unmittelbar nach der Konferenz würde demissionieren müssen.

Die Affäre Gürtler-Deutsch wäre an sich reichlich belanglos — zumal ja Herr Dr. Gürtler als Aristides das Angebot sofort abgelehnt hat — wenn sie nicht bezeichnend dafür wäre, wie der Streit um die Anschlußfrage gegenwärtig die Finanz- und Wirtschaftspolitik dieses Unglückslandes noch erschwert. Jedesmal, wenn der Staat besonders tief in der Klemme sitzt, ziehen die Anschlußfreunde hüh und die Anschlußgegner hott: die Einen sehen sich hilfeflehend nach Deutschland um, und die Andern suchen bei der Entente einen neuen Pump anzulegen. Aber noch nie ist dieser Streit so offen zutage getreten wie bei der jetzigen Valuta-Katastrophe. Der Sozialist Otto Bauer, unstreitig der klügste Kopf Deutsch-Oesterreichs und gewiß auch der ganzen deutschen Sozialdemokratie, setzte sich unmittelbar nach dem neuerlichen Sturz der Krone im Parlament für sofortige Verhandlungen mit Deutschland für einen wirtschaftlichen Anschluß ein: das deutsche Privatkapital sollte nach Bauers Plan in Oesterreich eine Notenbank mit einem Kapital von 8 Milliarden Papiermark errichten, die Kronen gegen Mark umtauscht und dadurch faktisch eine Währungseinheit schafft. Der Gegenstoß der Anschlußgegner blieb nicht aus: der englische Finanzkontrolleur Young intervenierte, Poincaré und die Prager drohten, und als Ergebnis kam eine Verständigung zwischen der oesterreichischen Regierung und der zum großen Teil anglisierten wiener Großbanken über die Errichtung einer neuen Notenbank mit überwiegend französisch-englischem Kapital zustande.

Man muß von der Entente sagen, daß sie sich die Verhinderung des Anschlusses etwas kosten läßt. Für die Reparationsleistungen von Saint Germain hat Oesterreich ein Moratorium ad calendas graecas, und alle paar Monate muß England oder Frankreich oder die Tschechoslowakei mit etlichen Goldmillionen herausrücken, um diesen lebensunfähigen Staat künstlich über Wasser zu halten. Damit kann die deutsche Regierung selbstverständlich nicht im gleichen Schritt marschieren, und das deutsche Privatkapital weiß, bescheiden, wie es nun einmal ist, seine Gebefreudigkeit zu zügeln. Wir wollen uns auch nicht verhehlen, daß der Anschluß Deutsch-Osterreichs die deutschen Finanzen schwer belasten und der deutschen Wirtschaft nur wenig nützen würde, und wir dürfen auch nicht übersehen, daß das schwarze Oesterreich, zu dem fast die Hälfte der ganzen Bevölkerung sich bekennt und die Großdeutschen, die ein Fünftel des Volkes beherrschen, kurz: daß das Oesterreich außerhalb Wiens auch kulturell eine schwere, kaum zu ertragende Belastung für Deutschland bedeuten würde. Aber wollen sie ehrlich zu uns und hat die Welt draußen nichts mehr dagegen, so darf das Reich nicht Partikularismus treiben.

Rundschau

Der Herr in der Loge . . .

Oben in der Hofloge des Reichstags saß ein Offizier und hörte zu. Es war Sonntag, der elfte Juni, und wir waren zusammengekommen, um die französischen Freunde anzuhören: den überlegten und feinen Bouglé, den ehrwürdigen Buisson, den hinreißenden Basch und den temperamentvollen Renaudel. Sie Alle sagten aus, was wir so ersehnen: Wir haben unsre französischen Interessen und Ihr habt eure deutschen — aber es gibt keinen Grund, weshalb man über diese Dinge nicht ruhig sprechen sollte. Laßt uns zusammenarbeiten! Ludendorff und die Boulevard-Presse nationalistischer Färbung sind einander wert: wir Andern wollen mit einander gehen!
Der Offizier sah zu. Auf seiner Brust, auf dem Tuch, das die Republik bezahlt hatte, saßen die alten kaiserlichen Orden, die er sich nicht schämte zu tragen. (Denn wenn er sich ihrer nicht schämte, dann müßte er sich schämen, seinen Eid gebrochen zu haben und in das feindliche Lager übergegangen zu sein. Aber die Herren haben sich da so einen diffizilen Ehrenkodex zusammenkonstruiert, mit dem unsereiner nicht mitkommt . . .) Er saß da und hörte zu. Er hatte seine Züge in der Gewalt, nichts Ungehöriges fiel vor. Aber man hörte sein Gehirn arbeiten:
„Schwärmer! Kindliche Schwärmer! Das wird ja nie, niemals Wirklichkeit werden! Und das darf auch niemals Wirklichkeit werden! Denn was sollte dann aus mir werden! Ich habe weiter nichts gelernt, als Leute zu drillen und zu schießen, laufen zu lassen und zu reiten! Und ich will dieses Leben so führen, dieses eitle Leben im Glanz und mit anständiger Bezahlung, voll Nichtstun und voll Paraden! Ich brauche das — sonst gehe ich ein! Das da machte mich überflüssig — nur das nicht! Krieg! Immer wieder Krieg!”
Sein glattrasiertes Gesicht glänzte matt durch den Raum der Volksvertreter, der aussieht wie eine glanzvolle Chocoladenpackung. Kein Fleckchen, das nicht mit einem grauslichen Ornament verunziert wäre — Karyatiden, gedrehte Säulen, Schmuck, Allegorien und Kronen, Kronen, Kronen. Kurz: Willy II. Und die Republik hat nicht einmal die Dinge entfernt, die sich so leicht abnehmen ließen — ich möchte eine Monarchie sehen, die einen sozialistischen Saal übernähme! Und in diesen Metropoltheater-Kitsch (Rot und Gold: Hugo Baruch) hallte der Ruf des Redners: „Nie wieder Krieg —!”
Der junge Offizier stand auf und ging. Möchte er nie wiederkehren!

Ignaz Wrobel

Oskar Müller

Weder in meiner Schilderung der ‚Deutschen Presse in Genua’, die hier vorige Woche erschienen ist, noch zuvor habe ich den verantwortlichen Mann persönlich genannt. Da ich aber inzwischen einen Artikel des Herrn Ministerialdirektors Oskar Müller erhalten habe, der auch mich apostrophiert (in Nummer 23 der ‚Deutschen Presse'), so erzähle ich noch diesen Dialog.
Genua, den dritten Tag. Ich teile dem ministeriellen Herrn Direktor mit, daß die erste Rede des Kanzlers verheerend gewirkt hat. Herr Müller fühlt sich in unverhohlenem Autorenstolze gekränkt, biegt aber elastisch aus: „Ja, wenn der Herr Reichskanzler” — so und nicht anders; wie rasch wird ein freier Mann Beamter! — „frei gesprochen hätte!”
„Warum hat er denn nicht?”
„Er wollte schon. Wir wollten es Alle. Aber die Politik des Auswärtigen Amtes . . .”

So war Herrn Müllers Tätigkeit: er wollte schon, der Herr Reichs-

kanzler wollte auch, aber die Politik des Auswärtigen Amtes . . .

„Es wäre wünschenswert gewesen”, schreibt er nun, „daß sich die deutsche Presse als drittes Blatt zu dem Zusammenspiel der Delegationspolitik und der Pressepolitik gefunden hätte.” (Wie rasch man das Schreiben verlernt, in diesen Aemtern!) Er bemerkt gar nicht, daß es keine Pressepolitik ohne die deutsche Presse geben darf, und daß er nur dazu eingesetzt ist, die politische Arbeit der Presse mit der politischen Arbeit der Regierung zu verbinden. Das sind zwei Blatt; das „dritte Blatt”, Herr Direktor, sind Sie!

Anno Hindenburg saß immer gegenüber von solch einem Marschall „sein Chef” (wie er höchst symbolisch hieß) an der opulenten Abendtafel und paßte auf, daß es, wie im ‚Hamlet’, kein Aergernis gebe. So stand Herr Müller der von ihm errichteten Tribüne des Außenministers gegenüber, während dieser die Presse ansprach. So ragte er, als Einziger, aus dem Kreise der Sitzenden, Front zu Rathenau, und schien aufzupassen, daß nichts passierte, weil sich dieser Minister seine Reden keineswegs machen läßt und Müller diesmal nicht wußte, was kommen könnte; und während die Geheimratsecken von der ministeriellen Stirne und die ganze Gestalt von der arrivierten Wilhelm-Straße widerstrahlten, hatte er die ministerielle Jugend unauffällig wie Detektive im Saale verteilt, um die Stimmung zu erlauschen. Noch heute muß ich mir die Wiedergabe der Bosheiten versagen, die Schweizer und Nordländer nachher leisteten.

In solcher Erinnerung lobe ich mir den Rat, den der Herr Direktor mir öffentlich erteilt, „nie wieder einen Auftrag anzunehmen, der ihn aus dem heitern Wegen der Dichtung in das Gestrüpp der Politik und Wirtschaft führt”. Nie wieder Pressekonferenz — wie wahr! —, obwohl sich nichts Erheiternderes denken läßt als dies Gestrüpp, wogegen Politik und Wirtschaft wirklich fast so ernst erscheinen wie Dichtung.

Das wußten Alle, außer dem auf heitern Wegen wandelnden Herrn Direktor. Einer der Führer unsrer Delegation sagte mir ganz überrascht auf meine Klage: „Sie wollten auf Grund unsres Pressedienstes arbeiten? Das ist unmöglich! Die Herren können der Presseabteilung wertvolle Dinge bringen, wenn sie wollen. Wir können ihnen sachlich gar nichts bieten!”

Höchstens Schinken mit Ei.

Emil Ludwig

Guido Herzfeld

Dieser Schauspieler leistet seit zwanzig Jahren eine stille, leise, saubere Kunstarbeit und wird viel zu leicht überhört.

Er ist eigentlich die personifizierte Güte. Die treuen, runden Augen kullern im Kopf, in seinen Augendeckeln wohnt die Sanftmut, und er möchte am liebsten aller Welt helfen. Hilfreich springt er zu, macht das, was da zu tun ist, regelt, gibt Geld, tröstet — wie leise kann er trösten! — und tritt dann bescheiden zurück, ohne an Lohn, zu denken, ohne die paar gestammelten Dankessätze auch nur hören zu, wollen . . . Ein guter Gnom.

Ich sah ihn vor Jahren in der Pantomime: ‚Die vier Toten der Fiametta’ — er spielte da einen phantastischen Kerl, es war eine

Leistung von höchster Eindringlichkeit der Bewegung. Er ist leise und eindringlich zugleich; neulich erlebten wir ihn im ‚Collegen Crampton', dessen Faktotum er rnachte. Wie er da im letzten Akt den versoffnen Professor Kloepfer, als der großspurig das neue Zimmer mieten wollte, darauf hinwies, es möchte vielleicht zu teuer kommen . . .! Er stieß ihn nur ganz leise an, sah ihm tieftreu in die Augen und schob leise, ganz leise den Daumen der einen Hand gleitend über den Zeigefinger . . . Ein einziges Mal . . . Die Bewegung ging. bis in die höchsten Ränge.

Er ist wie ein guter Zwerg aus einem Grimmschen Märchen — auch in Tausend und einer Nacht gibt es solche Gestalten. Er könnte etwa das Gänsemännchen Jakob Wassermanns sein, das Gänsemännchen mit dem Mützchen und den Gänsen unter dem Arm. Sie haben ihn auf den Markt hingestellt, erzählt Wassermann, faßbar Jedem, der vorübergeht. „Doch ich mache mir nichts aus der Monumentalität, ich pfeife darauf." Und das Männchen sieht die Bösen und die Schwachen und sagt vor einem von ihnen sein Wort: „Und doch ist er ein Mensch!"

Guido Herzfelds Gestalten sind menschlich und gut, und es spricht für seine künstlerische Feinheit, daß es ihm gelingt, in diesem Berlin und auf diesen Bühnen dergleichen so zur Geltung zu bringen.

Peter Panter

Aphorismen

Gott nimmt mich nicht wunder — er ist eben allmächtig,
Den Menschen bewundere ich, der, von Gott so mangelhaft versehen, so viel Geheimes ergründet, so viel Großes verrichtet.

Erklärungen sind keine Lösungen.

Kosmetika helfen nur Jungen und Schönen — gegen Alter und Häßlichkeit nützt einzig, daß man sich darein ergibt.

Lüge ist die Höflichkeit der Frauen.

Das Herz ist ein besserer Ratgeber als der Verstand: es will wenigstens nicht weismachen, es hätte klug geraten.

Auch das Schädliche hat seine Freiheitskämpfe. Ist der Verbrecher kein Mensch? Hat der Schädling keine Sehnsüchte?

Der Rechten, wenn sie sich mit der Linken verbindet, ergeht es, wie dem Manne, der seine Köchin geheiratet hat Er heiratet sie, damit sie ihm koche. Doch sie ist nicht gnädige Frau geworden, um weiter zu kochen.

Revolutionen sind zuweilen Anstandspflicht wie in der Liebe, zuweilen zudringlich zu sein.

Hugo Ignotus

Antworten

Jurist. Der Geschäftsleiter einer kleinen augsburger Wochenschrift legte einer Nummer ein als ‚Beilage' bezeichnetes Blatt bei, das mit ‚Russenhilfe' überschrieben und mit einem Blatt der Schrift verbunden war, aber nicht wie die andern Teile die Seitenzahl aufwies; es trug die Aufschrift: ‚Nach dem Lesen abtrennen und weitergeben!' Der Geschäftsleiter wurde vom Schöffengericht und vom Landgericht Augsburg wegen unerlaubter Verbreitung von Flugblättern zu einer Geldstrafe verurteilt, seine Revision wurde verworfen. In den Gründen des oberstrichterlichen Urteils ist unter anderm ausgeführt: „Das Reichsgericht und das Oberste Landesgericht haben den Begriff des Flugblattes dahin bestimmt, es sei darunter ein durch Schrift oder Druck oder dergleichen vervielfältigtes Erzeugnis zu verstehen, das geeignet und bestimmt ist, leicht und weit verbreitet zu werden und — wie die Bezeichnung andeutet — durch das Land und die Bevölkerung zu ‚fliegen'. Alle diese Kennzeichen treffen nach den Feststellungen der Instanzengerichte auf die vom Angeklagten gedruckte und weiterverbreitete Druckschrift zu. Der Annahme, daß es sich um ein Flugblatt handle, steht insbesondere nicht der Umstand entgegen, daß die Druckschrift ‚Russenhilfe' zunächst als Beilage zu der Wochenschrift erschienen ist." Ueberschrift: Die Russenhilfe.

Kriegsbeschädigter. Sie bekommen zu wenig Rente, um zu leben, und zu viel, um zu sterben, und wundern sich über die kostspieligen Beförderungen der alten kaiserlichen Offiziere. Vom Reichswehrministerium wird unentwegt weiter befördert. Ganz alte Knacker von Obersten werden zu Generalmajoren gemacht (was natürlich mit einer Erhöhung der Pension verknüpft ist), und man kann die Entente verstehen, wenn sie hinter diesen seltsamen Bemühungen die Bildung eines Cadre-Systems vermutet. Ob zu Recht oder zu Unrecht: es sieht so aus. Und sähe Geßler auch durchaus ähnlich. Die fällige Note des Generals Nollet trifft dann uns und Sie. Für Ihre Renten ist kein Geld da. Für die konspirierenden Offiziere eine Menge. Trösten Sie sich: verbaut man dem Geßler diese Möglichkeit, dann werden die Herren neue Arten der „Körperpflege" auf Universitäten finden, um das alte Heer langsam wieder in die Höhe zu bringen.

Hannoveraner. Alten Herren soll man nach Möglichkeit ihre Jubeltermine ungestört lassen. Aber jetzt ist der Gründer der Deutschen Bühnengenossenschaft seit geraumen vier Monaten achtzig Jahre alt — und so lange post festum darf man vielleicht die Behauptung wagen, daß kaum jemals die Phantasie des muntern Künstlervölkchens sich energischer der Fesseln entrafft hat als zum siebenten Fe-

bruar. An Ludwig Barnays Berliner Theater gab es einen Siegfried Jelenko, der nichts war und nichts konnte und seit 1894 zu unserm Glück die Hamburger überzeugt, daß er von der Gattung Menschen ist, die nichts zulernen. Der treue Diener seines Herrn a. D. stellt fest, daß „nächst diesem" (einem eiskalten Macher) Kainz und die Sorma „die ersten Koryphäen der deutschen Bühne" waren, und daß Barnay (der in solcher Gemeinschaft nicht aushielt, weil ihm als Wandervirtuosen der Begriff des Ensembles zuwider war) das Berliner Theater schuf — „schon um L'Arronge zu zeigen, daß er es besser verstünde, und er verstand es auch besser!" Wer nämlich sechs Jahre hindurch mit ‚Kean' und dem ‚Hüttenbesitzer' scheffelt, versteht es für alle Jelenkos besser, als wer den Erfolg mit Anzengruber, Goethe, Grillparzer, Hauptmann, Kleist, Molière, Schiller und Shakespeare erstrebt. In der Eröffnungsvorstellung dieses Berliner Theaters wirkte Jelenko, wie er zum höhern Ruhme seines Entdeckers verrät, „als — — Statist" mit: ein lustiger Gebrauch der Institution des Gedankenstrichs, da er Statist in jeder Sprechrolle blieb. Aber nun ist eine Zeitungsspalte gefüllt, und nun hat sich der Gratulant in Rage geschrieben, und nun ist er voll tiefster Ehrfurcht bei dem Manne, dem sein Gönner Barnay, der tüchtige Geschäftsmann, die „größte Freude" seines Lebens verdankt. „Zwei-, dreimal in der Woche erschien der Kaiser." „Hinter seiner Loge wurde eine Ecke im Foyer durch Teppiche und Blumenarrangements zu einem kleinen Boudoir umgewandelt. Aus dem immer mitkommenden Hofküchenwagen wurden feine Imbisse hineingetragen. Dazu wurden in den Pausen Zigaretten geraucht (trotz des allgemeinen Rauchverbots im Theater)." „Darauf erzählte Barnay dem Kaiser über die geschichtliche Fälschung im Wallenstein. Wallenstein sei nicht die Idealgestalt Schillers gewesen, sondern ein kleinlicher Despot, der unter anderm in seinem Vorzimmer Strohpantoffeln aufgestellt hatte, die jeder Besucher benutzen mußte. Und der Kaiser, auf seinen Säbel gestützt, blickte bewundernd zum großen Ludwig hinauf und vergaß Alles um sich herum." Wie schade, daß er den Säbel auch außerhalb des Berliner Theaters zur Geltung gebracht hat! Wie schade, daß er in der Bewunderung des großen Ludwig nicht ganz und gar aufgegangen ist! Wie schade, daß er nicht mit Jelenko und Barnay einen Dreibund gegründet hat, der den Kriegslärm auf die Bühne des Berliner Theaters beschränkte!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam

XVIII. Jahrgang 29. Juni 1922 Nummer 26

Deutscher Balkan

Walther Rathenau ist ermordet worden, weil er Jude, weil er Minister der Republik, und weil er minder steril als Helfferich war. Er wäre— vielleicht — imstande gewesen, Deutschland zu helfen. Deutschland helfen heißt: das Chaos verhindern. Aber grade das Chaos wünschen und brauchen die deutschnationalen Meuchelmörder.

An dieser Stelle hat Kurt Tucholsky vor einer Woche ausgemalt, wie nahe ein Rechtsputsch sei, wie er aussehen, und was er für Folgen haben würde, und wie unachtsam eine Regierung handle, die sich einbilde, gegen die nationalistischen und monarchistischen Elemente Preußens und Bayerns mit weicher Milde aufkommen zu können. Genau so ist hier vor dem Kapp-Putsch gewarnt worden. Und genau so überheblich wie damals haben diesmal die schlecht unterrichteten Männer der Wilhelm-Straße die besorgten Informatoren beiseite geschoben, die kein Amt, sondern nur ihr bißchen Ahnungsvermögen, ihr bißchen moralischen Mut, ihr bißchen Liebe zu diesem unglückseligen Lande haben.

Die Männer der Wilhelm-Straße sind schuld, die nicht die Kraft hatten, ihre Feinde beizeiten unschädlich zu machen. Und schuld sind die alldeutschen Zeitungen, die zweimal täglich gehetzt haben (und jetzt heuchlerisch flennen). Und schuld ist ein Parlament, das in seiner Mitte einen Helfferich duldet. Und schuld sind die Arbeiter, denen ihr widerliches Parteigezänk wichtiger ist als der Zusammenschluß gegen die Reaktion.

Und Walther Rathenaus eigne Schuld? Er hatte einstmals geschrieben: „Das Ziel: der Verjudung des öffentlichen Wesens entgegenzuarbeiten, ist berechtigt" — und hatte, wider seine Erkenntnis, zu der Verjudung des öffentlichen Wesens beigetragen, indem er gleich den Posten Bismarcks, keinen geringern, für sich in Anspruch nahm oder doch annahm.

Diese tragische Schuld hat er nun gebüßt — gebüßt, wofern das Schicksal beklagenswert ist, nach einem beispiellos erfüllten Leben, einem Leben voll Glück und Glanz und Reichtum und Erfolgen mit fünfundfünfzig Jahren in einer Sekunde ausgetilgt und dadurch womöglich vor Niederlage, Abstieg und Siechtum bewahrt zu werden. Krönung des Werkes: sogar mit seinem Blut dafür einstehn zu dürfen!

Walther Rathenau hat geblutet — wie Erzberger und wie Alle, von denen eine reich gespeiste Propaganda der verantwortungslosesten Fronde unsrer Geschichte zu schreien pflegt: Der da erniedrigt uns vor der Entente! Aber das hört man niemals: daß diese Unterhändler eine verlorene, von den Kaiserlichen verlorene Sache zu führen, daß sie einen heillos überschuldeten Nachlaß zu ordnen haben. Sie tun die Arbeit: sie sind die Verbrecher. Und die Republik hat weder Zeit noch Geld

noch die Fähigkeit, zur Offensive wider ihre Verleumder überzugehen — die den neuen Staat ausnahmsweise dann nicht verleumden, wenn sie ihm seine Schlappheit vorwerfen.

Wird er sich endlich ermannen? Wird er beweisen, daß es Sinn gehabt hat, sich für ihn töten zu lassen? Wird er den Märtyrern wenigstens nachträglich Anhänger schaffen? Wird er nicht nach zehn Tagen Gebrodel wiederum Alles vergessen haben? Wird er sich dazu aufraffen, seinen Verwaltungs-, Schul-, Justiz- und Heeres-Organen die Knechtseligkeit vor dem alten Regime der Deserteure, Maulhelden und Valutahändler aus den gelenkigen Gliedern zu treiben? Wird er die Mittel finden, verwahrlosten Bravos, ausgedienten Offizieren und aufgestachelten Abenteurern in den Hörsälen, Sporthallen und Kasernen ihr einziges geistiges Argument: die Eiergranate aus den Händen zu schlagen? Wird er beim dreihundertfünfzigsten Opfer langsam zu begreifen beginnen, daß es doch keine Phantasiegebilde waren, auf die wir seit Jahren mit den Fingern gezeigt haben?

In sechs Wochen, am elften August, will diese Republik ihr Verfassungsfest feiern. Wenn das so weiter geht, wenn die Proteste papieren bleiben und die pathetisch verkündeten Drohungen im Ernstfall ebensowenig ausgeführt werden wie anno Lüttwitz und anno Erzberger: dann wird sie, die Republik, nach menschlichem Ermessen ihren Jubeltag nicht mehr erleben.

Die Schupo von Ignaz Wrobel

> Und da ich grade von den preußischen Verwaltungsbeamten erzähle, kann ich nicht umhin, ihrer Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Pünktlichkeit das wohlverdiente Lob zu spenden. Doch muß ich die Bitte hinzufügen, sie möchten sich bei der Ausübung ihrer Pflichten nicht allzusehr gebärden, als befänden sie sich auf einer Sauhetze. Jules Haret

Unsre Schutzpolizei ist keine Schutzpolizei. Denn weder ist ihre politische Haltung heute schon so, daß man sagen könnte, sie schütze (insbesondere durch ihre höhern Führer) die Republik, noch ist sie eine Polizei in dem Sinne, wie man dieses Wort auf der ganzen Welt versteht. Sie ist eine durch und durch militärische Organisation.

Wie außerordentlich verwickelt die Probleme in der Schutzpolizei sind, ist mir bekannt. Diese Polizei, ursprünglich eine Gründung der Hochverräter Pabst und Bauer, hat mit den größten Schwierigkeiten des Mannschaftsersatzes zu kämpfen; diese Mannschaften stehen in sehr harten Kämpfen mit einer sie arg bedrückenden Bureaukratie und mit einer Führerkaste, die, für den Polizteidienst ungeeignet, militärisch „orientiert" und daher selbstverständlich ein geschworener Gegner der Mannschaften ist.

Die Verhältnisse in Preußen liegen nun so, daß man im vierten Jahr der Republik es wagt, gegen die kümmerlichen Errungenschaften in der Schutzpolizei Sturm zu laufen. Diese destruktiven Ahgriffe von rechts her richten sich besonders gegen

die Person Abbegs, der Ministerialdirigent im preußischen Ministerium ist und im republikanischen Sinne manches für die Polizei getan hat. Auf die Interna der Schutzpolizei soll hier nächstens einmal eingegangen werden.

In dem bewegten Hin und Her der Noten zwischen dem Reich und dem General Nollet wird von deutscher Seite immer wieder darauf hingewiesen, daß die deutsche Polizei keine militärische Institution sei. Diese Angabe ist falsch.

Ein höherer Polizeibeamter, der Polizeimajor Fendel-Sartorius, der Leiter der hessischen Landespolizeischule in Darmstadt, hat die Unvorsichtigkeit gehabt, seine Dienstanschauungen und Dienstanweisungen der Oeffentlichkeit zu übergeben. Schon der Titel des Heftchens ist bezeichnend genug: ‚Die Schutzpolizei und ihre Gefechtsgrundsätze' (im Roether-Verlag zu Darmstadt).

Zunächst hat eine rein polizeiliche Institution überhaupt keine Gefechtsgrundsätze, denn in ein Gefecht kann sie wohl verwickelt werden, wenn außergewöhnliche Umstände es erheischen — ist sie aber grundsätzlich für Gefechte vorgebildet, dann ist sie keine Polizei mehr, sondern eine militärische Truppe.

In dem Werk ist dauernd von „polizeilichem Gefecht", „polizeilicher Kampflehre" die Rede, und diese Anschauung ist nicht etwa die Marotte eines Sonderlings, sondern wird in der verantwortlichen Schrift eines Polizeimannes auf verantwortlichem Posten vertreten: „Sie bedarf naturgemäß noch gründlichster Ergänzung und Vervollständigung, um dereinst ein erschöpfendes Lehrbuch für den jungen Führer im Schutzpolizeiberuf zu werden".

Der historische Ueberblick am Anfang des Buches gibt zu, daß ein großer Teil der Angehörigen der Schutzpolizei den Freicorps entnommen worden ist, also notorischen Räuberbanden, die in Deutschland Jahre hindurch der konterrevolutionäre Schrecken der Republik gewesen sind. „In einzelnen Fällen traten sogar geschlossene Verbände unter ihren bisherigen Führern zur Sicherheitspolizei über." Der Verfasser, der sich seine polizeilichen Kampferfahrungen; auf ähnlichem Boden geholt hat, bedauert den „sogenannten Friedensvertrag" und will dafür sorgen, daß die Kampferfahrungen der Freicorps nicht wieder verloren gehen. Die Familienangehörigen der Toten von Liebknecht bis Rathenau werden ihm dafür danken.

Daß der Verfasser die deutsche Schutzpolizei mit den englischen Militärpolizeiverbänden in Irland vergleicht, zeigt, wie er seine eigne Heimat einschätzt. Die Phrasen über die Aufgaben der Polizei im Wirtschafts- und Volksleben nehmen sich in einem Leitfaden für das Kriegshandwerk doppelt lustig aus.

Weniger lustig ist das Versteckspiel, das darin besteht, die militärische Befehlssprache aus dem „Polizeikampf" auszuschalten. Der Verfasser will für die Fechtweise der Polizei eine „Spezialsprache" schaffen. (Für die jetzige Fechtweise gibt es eine; aber ich will ihre Terminologie nicht anwenden, weil ich der ‚Weltbühne' keine langweilige Beleidigungsklage auf den Hals laden möchte.

Der Polizeimajor sieht dauernd rot. Unsern Kampfgegner bezeichnen wir grundsätzlich nicht als Feind, denn das ist er

ja nicht, sondern als Aufständigen, als Aufrührer oder dergleichen." Welchen Eindruck dieses Gehirn von den Aufgaben einer Polizei hat, kann man aus folgendem Satz ersehen: „Der Eindruck, den ein einziger stramm ausgeführter Griff mit der Waffe auf die Masse der Aufständigen ausübt, ist nachgewiesenermaßen ein so gewaltiger, daß meist der tatsächliche Waffengebrauch erspart bleibt."

Was ist ein „Polizeigriff"? Wir hatten bisher geglaubt, das sei jener berüchtigte Griff des Polizisten in den Nacken des Uebeltäters. Wir haben geirrt. Polizeigriffe sind nach diesem Büchlein in der Hauptsache folgende:

Aufpflanzen des Seitengewehrs
Laden und Sichern
Anschlag
Abfeuern einer Salve
Marsch im Gleichschritt
Laufschritt in der geschlossenen Abteilung
Vordringen mit aufgepflanztem Seitengewehr.

Das sind „Polizeigriffe". Und nun lese man die „Gefechtsgrundsätze":

Da ist von „Flanken- und Rückenangriff" die Rede, da findet sich der alte schöne Satz, der aus einer Felddienstordnung Wilhelms des Zweiten stammen könnte: „Zunächst hat der polizeiliche Führer die Verteidigung stets nur als vorübergehende Kampfart aufzufassen". Hurra! Da spricht Jener von „Gefechtsdiszipin", spricht von einem „feigen Heckenschützentum" (womit er wahrscheinlich die Mörder der oppositionellen Politiker meint) — und ganz deutlich wird, was der Herr Polizeimajor meint, hier: „Wird es möglich sein, bei künftigen Unruhen den Städtekampf ganz und gar zu vermeiden? Nein, denn die unruhestiftende Bevölkerung sitzt zum überwiegenden Teil in den Groß- und Industriestädten; ihre Führer halten sich dort auf, weil sie hier am leichtesten untertauchen können. Die Verstecke für Waffen und Munition befinden sich meist in den Städten . . ." Ach, nein. Die Verstecke für Waffen und Munition befinden sich dort, wo die schlimmsten Unruhestifter der Republik sitzen: auf dem Lande. Aber das braucht der Leiter einer Polizeischule nicht zu wissen. Und läßt seine Leute, die wir bezahlen, auf die Städte los. Ist es ein Wunder, wenn bei solcher Vorbildung Mißgriffe über Mißgriffe vorkommen —?

Unter den „Erkundungen" (wie in Feindesland) steht: „Sind größere Fabrikbetriebe vorhanden? Wie ist die Stimmung der Arbeiterschaft? Wo wohnt die Hauptmasse der Arbeiter?"

Diiese Felddienstordnung für den Frieden spricht weiterhin von einem „Dorfgefecht" — und läßt in Geist und Ausdrucksweise durchaus Welt und Vorbildung des Verfassers erkennen.

Hier muß einmal gesagt werden:

Ganz abgesehen von der politisch gefährlichen Einstellung solcher Männer ist vor allem gegen sie einzuwenden — nicht, daß sie altkonservative Monarchistenoffiziere sind, sondern: daß sie schlechte Polizeioffiziere sind! Diese von Offensivgeist er-

füllten, einen steten verkappten Groll über die Republik im Herzen tragenden alten kaiserlichen Offiziere sind nicht geeignet, junge Polizeimannschaften zu erziehen. Was sie ihnen beibringen, ist Unfug und Zeitverschwendung. Das Resultat liegt klar:

Ein so vorgebildeter oder vielmehr verbildeter Polizeibeamter wird in jedem Mann — Gewerkschaftssekretär oder Lumpenproletarier —, der keinen Stehkragen trägt, einen „Feind" erblicken und ihn dementsprechend behandeln. So erzieht man bissige Köter — aber so erzieht man keine Sicherheitspolizisten.

Auch nicht ein Gran von der Schwierigkeit einer Haussuchung scheint dem Polizeimajor bewußt zu sein — keine Ahnung von den zahllosen Schwierigkeiten des Auftretens in all den tausend Lagen, wo der Polizist zu bestehen hat; er steht nämlich nicht, wie der da glaubt, auf dem Kasernenhof, sondern mitten im bürgerlichen Leben. Um hier etwas ausrichten zu können, braucht man Takt, Menschenkenntnis, bürgerliche Geschicklichkeit und das feinste Verständnis für die Gesellschaftsklassen, mit denen man zu tun hat. Davon wissen die Herren offenbar nichts. Ist es doch bei der Prüfung auf einer Polizeischule Mitteldeutschlands passiert, daß ein Prüfling erklärte, wenn er einen Hochstapler zu verhaften habe, so gehe er zunächst ruhig und höflich auf ihn zu und frage ihn nach seinen Papieren. Wegen dieser „schlappen Auffassung" fiel er beinah durch. „Allein durch die Macht Ihres Polizeiauges", erklärte ihm später der Vorsitzende der Prüfungskommission, „müssen Sie den Mann sogleich in Respekt setzen!" Wer einmal in solch ein Polizeiauge gesehen hat, wird sich einer stillen Heiterkeit nicht erwehren können . . .

Das ist unsre Polizei. (Die den Reaktionären noch nicht forsch genug ist.) Haben wir eigentlich eine Republik oder haben wir keine?

Der Verfasser des Kriegsbuches für den Frieden bedauert, daß es immer noch Menschen gebe, die ihn und die Seinen für Soldaten hielten. Wie er hofft, wird allmählich auch unser eignes Volk begreifen, „daß es uniformierte Menschen gibt, die Waffen tragen und Kampfübungen vornehmen, und die doch etwas ganz andres sind als Soldaten". Da kann er lange warten. Militär ist Militär — ob es grau oder grün ist. Dieses ist grün und rüstet im Stillen für irgendetwas.

Und das wundert sich, wenn Note auf Note herunterprasselt, und wenn in der ganzen Welt das gärende Mißtrauen gegen diesen latenten Militarismus nicht schwinden will. (Und da letzten Endes auch für wirtschaftliche Maßnahmen psychologische Erwägungen ausschlaggebend sind, so kann man sich die Stellung einer deutschen Delegation bei allen Verhandlungen vorstellen. Man glaubt ihnen niemals so recht . . .)

Das Ministerium des Innern aber sollte sich diese Polizeischule einmal ansehen. Und nicht diese Herren die Voreiligkeit seiner Publikation entgelten lassen, sondern ihn eliminieren: weil er kein Polizist ist, sondern ein Armeeoffizier, der seine Aufgabe verkennt.

Wirtschafts-Führer von Frank Faßland

X.

Die Mannesmanns

Der Name Mannesmann drang zum ersten Mal in die Oeffentlichkeit zur Zeit der Marokko-Affäre. Als Franzosen und Spanier nach dem Desinteressement Englands (dem dafür in Aegypten freie Hand gewährt worden war) sich über ihre Einflußsphären in Marokko geeinigt hatten, fiel ihnen die deutsche Regierung in die Parade. Im Namen der bedrohten deutschen Wirtschaftsinteressen verlangte Fürst Bülow die „offene Tür" für Marokko, und die Konferenz von Algeciras wurde einberufen, die bekanntlich nicht sehr glorreich für Deutschland ausging. Die deutschen Wirtschaftsinteressen in Marokko —, das waren in erster Linie die umfangreichen Land- und Erz-Konzessionen, die den Brüdern Mannesmann aus Remscheid von zwei marokkanischen Sultanen verliehen worden waren, und aus denen die Mannesmanns ein großes Erzreservoir für die deutsche Eisenindustrie machen wollten. Als damals und ein paar Jahre später zur Zeit des sogenannten Panthersprungs von Agadir das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich sich kritisch zuspitzte, konnte man in deutschen Blättern namentlich pazifistischer Richtung oft lesen, daß in Marokko eigentlich nur die deutsche Schwerindustrie wirtschaftliche Interessen habe. Der Handel Deutschlands mit Marokko sei ziemlich gering, und es wäre eine Frivolität, um der Gebrüder Mannesmann willen einen europäischen Krieg zu entfesseln. Bismarck, der bekanntlich kein Freund ins Weite schweifender Kolonialpolitik war und es umgekehrt als einen Vorteil für Deutschland ansah, wenn die Franzosen durch eine ihre Kräfte absorbierende koloniale Expansionspolitik beschäftigt wurden, hätte — so sagten jene „Defaitisten" — um eines solchen Objekts willen ebensowenig Krieg geführt oder auch nur die Kriegsgefahr heraufbeschworen, wie er wegen irgendwelcher Balkanfragen die Knochen auch nur eines pommerschen Grenadiers opfern wollte. Nun, Bismarck hat die Glanzperiode des deutschen Imperialismus, die auch eine Periode wachsender Macht für die deutsche Schwerindustrie war, nicht mehr erlebt, und nur so konnte er zu der — nach der Auffassung der deutschen Wirtschaftsimperialisten „törichten" — Auffassung gelangen, daß Deutschland politisch saturiert sei.

Das Merkwürdige an den Schlagworten der Marokko-Zeit war aber, daß die Gebrüder Mannesmann, um derentwillen die deutsche Schwerindustrie im Inland wie im Ausland mancherlei Unliebsames zu hören bekam, gar nicht zur eigentlichen, zünftigen Schwerindustrie gehörten. In den großen Kartellen der Eisen- und Kohlenindustrie spielten sie keine Rolle, ihre Interessen lagen fast ausschließlich auf dem Gebiet der Verfeinerung. Als Verarbeiter schwerer Eisenhalbfabrikate standen sie, wie damals fast die ganze weiterverarbeitende Eisenindustrie, in einem ziemlich scharfen wirtschafts- und zollpolitischen Gegensatz zu Kohlensyndikat und Stahlwerksverband, denen — be-

sonders in den Verhandlungen über die Kartell-Enquete — mit Bitterkeit vorgeworfen wurde, daß sie die reinen Walzwerke durch ihre rigorose Preispolitik, durch Benachteiligung der heimischen Kundschaft gegenüber den ausländischen Abnehmern an die Wand zu drücken suchten und nur die Geschäfte der großen gemischten Konzerne besorgten. Die Mannesmanns waren aber weder Schwerindustrielle noch Konzerngründer, sie haben nie den Ehrgeiz gehabt oder es vielleicht auch nicht verstanden, um ihre Veredlungsproduktion große Montankomplexe herumzuorganisieren. Sogar die Erfindung der sogenannten „nahtlosen Röhren” durch Reinhard Mannesmann, die eine der größten Errungenschaften auf dem Gebiet der Eisenverarbeitung bildete und den Namen Mannesmann in den technischen Kreisen der ganzen Welt berühmt machte, vermochten sie nicht als Grundlage für einen großen und schweren Montankonzern festzuhalten. Die Mannesmann-Röhrenwerke, welche die von den Gebrüdern Mannesmann errichteten Werke in Deutschland, Oesterreich und England übernahmen, haben sich zwar im Lauf der Zeit zu einem gewaltigen Konzern mit eignen Stahlwerken, Erz- und Kohlenzechen entwickelt, aber diese Entwicklung vollzog sich im Rahmen eine fremden Aktiengesellschaft, in der die Gebrüder Mannesmann nach der Liquidation des von ihnen gegründeten Unternehmens keinen Einfluß mehr besaßen.
Das Unternehmen bedurfte einer langen Zuschuß- und Reifezeit, ehe es auf den Boden gesunder und tragfähiger Rentabilität gestellt werden konnte. Es gehört zu den Werken, die sich großgehungert haben, und selbst die Finanzkraft der Deutschen Bank hatte an ihm eine harte Nuß zu knacken. Der organisierte Ausbau dieses Konzerns ist also von Andern als den Mannesmanns geleistet worden. Nur die Erfindung und den Grundriß haben diese beigesteuert, um sich dann wieder neuen Gebieten, neuen Erfindungen, neuen Anregungen zuzuwenden. Denn die schwergewichtige, zähe, wirtschaftlich bauende Organisation war nicht so sehr ihre Sache wie der technische Elan, der finderische Geist, die vielgestaltige konstruktive Phantasie. Ihr unruhiger Schaffensdrang, der doch keineswegs der schöpferischen Wesentlichkeit entbehrte, griff immer wieder nach neuen Problemen, und oft verstand er, sie bedeutsam zu lösen. In ihren Hirnen brodelte es stets von kühnen und fast immer erfolgreichen Offensivgedanken der Technik. So wurden sie Anreger, Bahnbrecher, Befruchter, allem Typischen und Typisierenden abhold, jedem Neuartigen bis zur Abenteuerlichkeit zugewandt. Ausgeprägte Individualisten, die sich stets nicht nur geistig, sondern auch körperlich voll an ihre jeweilige Arbeit hingaben, die am liebsten Alles selbst machten und nicht gern irgendetwas einer unpersönlichen Organisation überließen — eine Familie von Individualisten, die sich in gemeinsamer finderischer Arbeit verband, sich in ihr aufs Glücklichste ergänzte, Einer für Alle, Alle für Einen stehend. Daraus ergab sich eine Gemeinschaftlichkeit, eine Verwandtschaft, ein Gleichklang der Inspiration, wie sie vielleicht nur unter Brüdern möglich sind.

Denn das brüderliche Verhältnis ist in der Arbeit ebenso höchster Freundschaft wie einer Feindseligkeit fähig, deren Härte unter Blutfremden selten erreicht wird. Ein ähnliches brüderliches Geschäftsverhältnis gab es in der Geschichte der wirtschaftlichen Technik nur noch ein Mal: bei den Brüdern Siemens.

Die Mannesmanns entstammten einer alten Industriefamilie, die seit Generationen im bergischen Lande verwurzelt war. Bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges reicht die Kunde ihres Namens zurück, wo ein Freibauer Mannesmann auf seinem gleichnamigen Freihof bei Meinerzhagen im Oberbergischen lebte. Einer seiner Nachfahren schmiedete bereits vor hundert Jahren in den heimischen Bergen Raffinierstahl, ein andrer, Arnold Mannesmann, siedelte mit einer Anzahl remscheider Arbeiterfamilien nach Molsheim im Elsaß über, legte dort den Samen zu einer blühenden Industrie, kehrte aber später wieder in die Heimat zurück. Reinhard Mannesmann, der Vater der sechs Brüder Mannesmann, der im Jahre 1814 geboren war, gründete — gleichfalls in Gemeinschaft mit drei Brüdern — in Remscheid eine Qualitäts-Werkzeugfabrik und gehörte zu den ersten deutschen Fabrikanten, die es verschmähten, ihren heimischen Fabrikaten durch Aufdruck englischer und amerikanischer Stempel und Fabrikmarken einen falschen ausländischen Charakter zu verleihen. Er versah, im Vertrauen auf die Güte des Materials und seiner Arbeit, alle Erzeugnisse mit seinem eignen Firmennamen und hatte die Genugtuung, für seine Leistungen auf den Weltausstellungen zu London, Paris, Melbourne und Chicago goldene Medaillen zu erhalten. Schon Reinhard Mannesmann der Vater hat für die deutsche und besonders für die remscheider Qualitätsindustrie mit seinen technischen und geschäftlichen Methoden, mit der Gediegenheit seiner Arbeit und der Redlichkeit seiner Wettbewerbsformen Bahnbrechendes geleistet. Alfons Thun sagt darum mit Recht in seinem Werk ‚Die Industrie am Niederrhein': „Die Fabrik von Mannesmann hat die Bahn gebrochen. Sie ist für Remscheid das Selbe, was Henckels für Solingen ist, der Pionier einer neuen Betriebsform und der maschinellen Technik." Die großen geschäftlichen Erfolge, der kluge, doch nie den festen Boden unter sich verlierende Fortschrittsgeist, der stets rege Gemeinsinn Reinhard Mannesmanns weiteten nicht nur den Umfang seiner Geschäfte, sondern mehrten auch das persönliche Ansehen des Mannes, dessen Bedeutung schon damals über die lokalen Bezirke seiner Heimat hinauszuwachsen begann. Ein Vierteljahrhundert lang war er Präsident der im Jahre 1873 unter seiner Mitwirkung gegründeten, später in die Deutsche Bank aufgegangenen Remscheider Volksbank. Als im Jahre 1879 Bismarck den Uebergang vom Freihandel zum Schutzzoll vorbereitete, sehen wir den ältern Reinhard Mannesmann neben Stumm und Funke als Vertreter der westdeutschen Industrie in der Enquete-Kommission. Von der Stärke und Klarheit seiner Gedanken zeugt, daß sein damaliges Enquete-Protokoll fast wörtlich in das spätere Zollgesetz übergegangen ist.

Als Reinhard Mannesmann im April 1894 starb (der Tod ereilte den ungebeugten Achtziger, nachdem er noch

am Morgen mit seinen Söhnen das große landwirtschaftliche Besitztum der Familie in Bliedinghausen begangen hatte): da waren die ältern seiner sechs Söhne bereits in die eigne Lebens- und Schaffensreife hineingewachsen. Besonders der älteste, der, wie der Vater, den Vornamen Reinhard trug, hatte, damals achtunddreißigjährig, schon seine große Erfindung der nahtlosen Röhren vollendet. Alle sechs Söhne: Reinhard, Max, Alfred, Karl, Robert und Otto hatten sich — auch darin kommt die Eigenart und Verwandtschaft ihrer Naturen zum Ausdruck — dem Ingenieurberuf zugewandt. Unter ihnen, die fast alle über das Normalmaß technischer und industrieller Begabung hinausragten, war Reinhard zweifellos der bedeutendste. Bereits seine Examensarbeit über das Thema: ‚Das Verhalten des freien Kohlenstoffs zu freiem Eisen bei steigenden Temperaturen' trug die Merkmale wissenschaftlicher Originalität in sich. Sie entschied die Frage, ob die Wanderung des Kohlenstoffs im Eisen durch Gaskohlung oder durch Molekularwanderung erfolge, endgültig zu Gunsten der Molekularwanderung und bewies, daß man jeden gewünschten Kohlenstoffgehalt auf jede gewünschte Tiefe ins Eisen hineinführen könne. Durch diese Arbeit wurde die wissenschaftliche Grundlage zu der heutigen Fabrikation von Panzerplatten, die außen glashart und innen ganz weich sind, geschaffen. Nach eingehenden theoretischen Untersuchungen und Versuchen erfand Reinhard Mannesmann mit seinem Bruder Max die nahtlosen Röhren, die eine Umwälzung in der Röhrenfabrikation der ganzen Welt herbeigeführt haben, und deren technischer Fabrikationsprozeß noch heute auf den Arbeiten der Mannesmann beruht. Bei ihren Versuchen kamen Reinhard und Max Mannesmann zu dem überraschenden Resultat, daß es möglich sei, durch äußere Bearbeitung eines glühenden massiven Eisenstabes in dessen Innern einen Hohlraum zu erzeugen. Die bis dahin üblichen Gußeisenschwungräder konnten aber nicht die notwendige ungeheure Kraft entwickeln, waren auch nicht widerstandsfähig genug, um die zur Herstellung von nahtlosen Röhren erforderliche Arbeit zu leisten. Reinhard Mannesmann konstruierte darum ein neues Schwungrad, das bei vierfach gesteigerter Geschwindigkeit die sechzehnfache Kraft hergab. Derartigem Druck waren aber wieder die alten Maschinenkupplungen nicht gewachsen. So stellte Max Mannesmann neue höchst sinnreiche und wirkungsvolle Kuppelwagen her, die nicht nur bei der Fabrikation nahtloser Röhren, sondern auch auf andern Gebieten vielfach Anwendung gefunden haben. Nun war die Konstruktion vollendet, die Patentschrift wurde fertiggestellt, und das ganze Werk, zu dessen Vollendung die jüngern Brüder Alfred und Karl für mehrere Semester ihre Universitätsstudien unterbrochen hatten, war durch praktische Erprobung für die Durchführung reif geworden. In der Nacht zum einundzwanzigsten August 1886 um halb drei Uhr wurde das erste nahtlose Rohr hergestellt, und die Brüder stürmten mit freudigem Heureka-Ruf an das Bett des alten Vaters, um ihm von dem glücklichen Ereignis sofort Kunde zu geben. Das Resultat wirkte selbst auf Fachleute so verblüffend, daß das Patentamt trotz der in der Patentschrift

klar nachgewiesenen überzeugenden Darstellung Bedenken trug, das Patent zu erteilen, bevor eine besondere Kommission die Richtigkeit und praktische Durchführbarkeit des Verfahrens durch Augenschein festgestellt hatte. Nach Ueberwindung der Anfangsschwierigkeiten nahm das dünnwandige, nahtlose Stahlrohr dem viel dickern Gußrohr eine Position nach der andern ab. Für Wasserleitungsrohre, Bohrrohre, Kesselrohre, Fahrradrohre, Rohrmasten für elektrische Bahnen und für fast alle übrigen Zwecke führte sich das nahtlose Rohr schnell und endgültig ein.

Ein zweiter Höhepunkt im technischen Schaffen der Brüder Mannesmann ist die Erfindung des hängenden Gasglühlichts, an der das Hauptverdienst wieder dem zweitältesten Bruder Max und dem jüngsten Otto zufällt. Der große Vorteil dieser neuen Art der Beleuchtung besteht in der etwa sechzigprozentigen Gasersparnis, in dem intensivern Licht und in der größern Haltbarkeit der Gewebe. Neben der Mannesmann-Lichtgesellschaft beteiligten sich die Auer-Gesellschaft und die Firma Ehrich & Graetz, nachdem sie im Prozeßwege das Mannesmannsche Patent nicht hatten erschüttern können, als Lizenznehmer an der Ausbreitung dieser hängenden Gasbrenner, die auf dem Gebiet der Gasbeleuchtung jedes andre System aus dem Felde geschlagen haben und noch heute — nach Jahrzehnten — von keiner neuern Erfindung der Gastechnik übertroffen worden sind.

Dann kam die Marokko-Zeit der Mannesmanns. Es waren besonders Reinhard und Alfred Mannesmann, die sich der wissenschaftlichen Erforschung und der wirtschaftlichen Erschließung des bis dahin für Europäer und europäische Kultur namentlich in seinem Innern noch ganz unzulänglichen Landes widmeten. Das war eine Aufgabe, die nicht nur den rechnerischen Geist, den geschäftlichen Wagemut des kaufmännischen Pioniers, sondern auch den persönlichen Mut, die körperliche Kraft, die geistige und physische Einsetzung der ganzen Persönlichkeit verlangte. Hier konnte sich das Vollbluttemperament der Mannesmanns, der in der Tiefe ihrer Naturen schlummernde Eroberertrieb frei ausleben, hier schlug der Eroberertrieb oft in den Abenteurertrieb um. Marokko war damals noch mehr als heute ein Land, das von Unruhe, Kampf und Ueberfall beständig brodelte, aber auch ein Land, das von wirtschaftlichen Schätzen, bergbaulichen wie landwirtschaftlichen, förmlich strotzte. Stämme und ihre Führer lagen in ständigem Kriege mitNachbarstämmen. Hatte die eine Partei mühsam die Oberhand errungen, so sah sie sich sofort wieder durch die nur halb unterdrückte, halb geschwächte Gegenpartei bedroht. Die Europäer, Franzosen und Spanier, die das Land mit ihrer Kolonialherrschaft zu überziehen suchten, beherrschten doch wirklich nur ein paar schmale Küstenstriche. Die Versuche, ihre Positionen ins Innere vorzuschieben, endeten oft mit blutigen Katastrophen. Dieses Land versuchten die Mannesmanns mit friedlicher Kolonisation zu durchdringen. Sie rüsteten Expeditionen aus, die bergbauliche Aufschließungsarbeiten betreiben und Erz-Konzessionen vorbereiten sollten, sie errichteten Handelshäuser für den Austausch von Landesprodukten mit europäischen Waren, legten landwirtschaftliche Farmen

an, die unter Benutzung der modernsten Landwirtschafts-maschinen und Geräte die fruchtbaren Ländereien urbar machen sollten. 2000 Erz-Konzessionen und 90 000 Hektar Ackerland brachte die Marokko-Mannesmann-Kompagnie in ihren Besitz; 14 Faktoreien und Handelshäuser ließ sie erstehen; durch neue, erfolgreiche Kreuzungen hob sie die Nutztierzucht auf ein höheres Niveau; durch Einführung von Zuckerrohr-, Baumwoll-, Obst-, Wein- und Forst-Kulturen wies sie der bis dahin fast ausschließlich auf den Getreidebau eingestellten Landwirtschaft neue Wege. Diese Erfolge konnten die Mannesmanns nur erringen durch eine Verbindung von Forscher-, Politiker-, Kaufmanns- und Landwirts-Eigenschaften; aber alle diese Eigenschaften mußten erst aus dem gemäßigten europäischen Klima in die körperlich und geistig ganz anders beschaffene Atmosphäre der tropischen Kolonie transponiert werden. Mit Organisation war da nicht auszukommen, sondern das persönliche Moment mußte den entscheidenden Ausschlag geben. Die Gebrüder Mannesmann, die aus den Eingeborenen niemals Sklaven, niemals Objekte europäischer Ausbeutungspolitik machen wollten, sondern richtig erkannten, daß ihre Kolonisierungsbestrebungen nur dann Erfolg haben konnten, wenn sie den Interessen auch der Eingeborenen dienten, verstanden gradezu genial, sich den Bedürfnissen und Anschauungen, der ganzen Denk- und Wesensart der Marokkaner anzupassen. Sie fesselten sie durch ihre glänzende Erzählungs- und Ueberredungsgabe, sie imponierten ihnen durch ihre halsbrecherischen Reit- und Schießkünste, kurzum: sie wußten nicht nur mit den Eingeborenen Geschäfte zu machen, sondern auch mit ihnen zu leben. Trotzdem sind sie in lebensgefährliche Situationen gekommen. Als nach der Ermordung der Franzosen in Casablanca die französische Kolonie den Hafen zu erreichen versuchte und in Gefahr war, von der aufrührerischen Menge niedergemacht zu werden: da warf sich Reinhard Mannesmann mit einer Handvoll Leuten zwischen die Franzosen und die Araber und rettete so die französische Kolonie vor dem Untergang. Nach der Beschießung Casablancas durch die Franzosen haben dann Reinhard Mannesmann und seine junge Frau, die sich damals auf der Hochzeitsreise befanden, tausende von verwundeten Marokkanern verbunden und gepflegt, ja sogar mehrfach Amputationen vorgenommen. Als Alfred Mannesmann, der einen Vorstoß in den damals noch von keinem Europäer betretenen südlichsten Teil des Sus unternommen hatte, von fanatisierten Kabylen eingeschlossen und bedroht war, rettete ihn Reinhard durch eine unerhört schnelle Dampfschiffsfahrt nach der südlichen Sus-Küste, um dann in einem vierzigstündigen Rekordritt, von einem einzigen Diener begleitet, mitten durch die in vollem Aufruhr befindlichen Stämme nach Fez zu jagen, weil er gehört hatte, daß die französische Minen-Konkurrenz von Tanger auf dem Wege nach der Hauptstadt sei, um ihm seine Erz-Konzessionen streitig zu machen. Er hatte die Genugtuung, eine halbe Stunde vor den Franzosen in Fez einzutreffen und ihr Vorhaben zu vereiteln. Ein von den Großmächten eingerichtetes internationales Schiedsgericht, bei dem manche Staaten

von dem Hintergedanken geleitet wurden, dem „deutschen Kapital” die von ihm erwirkten wichtigsten Bergbaugerechtsame in Marokko wieder abzunehmen, konnte nichts andres tun, als die Rechtsgültigkeit der Mannesmannschen Titel vollinhaltlich zu bestätigen.

Die Erfolge der ganzen Riesenarbeit, welche die Mannesmanns in Marokko geleistet hatten, sind leider durch den Krieg vernichtet worden. Vielleicht lag eine Schwäche im Ansatzpunkt dieser Arbeit von vorn herein darin, daß die Gebrüder Mannesmann, die so virtuos auf dem Instrument der marokkanischen Innen-, und Gruppenpolitik zu spielen verstanden, bei ihren Aktionen sich zu sehr von den realen Grundlinien der großen europäischen Politik entfernten. Die üppige Blüte, die sie züchteten, balanzierte auf zu dünnem Stengel; sie wollten nichts als friedliche Kolonisatoren sein und wirkten doch weltpolitisch wie Imperialisten. Ein großer wirtschaftlicher Aufwand nutzlos ward vertan, und eine politische Unruhequelle wurde für Europa erschlossen. Sie hat zwar den Weltkrieg nicht direkt verursacht, aber doch die Atmpsphäre mitgeschaffen, in der er möglich und fast unvermeidbar wurde.

Die Mannesmanns haben über ihren überseeischen Unternehmungen den Ausbau ihrer deutschen Fabriken nicht vernachlässigt, wenn auch vielleicht nicht so gefördert, wie sie dies wahrscheinlich ohne das „marokkanische Abenteuer” getan hätten. Immerhin haben sie in den „Mannesmann-Mulag-Werken” und in ihren übrigen Fabriken, in denen besonders Lastkraftwagen, Kleinautos und Motorpflüge hergestellt werden, Betriebe geschaffen, die sich sehen lassen können. Auch in und nach dem Kriege rastete der schöpferische Findergeist der Gebrüder Mannesmann nicht, und besonders Reinhard Mannesmann — der am zwanzigsten Februar 1922 sechsundsechzigjährig gestorben ist — hat noch in den letzten Jahren vor seinem Tode versucht, der Frage der Wohnungsnot durch die Erfindung „gegossener Betonhäuser” beizukommen.

Wenn die Mannesmanns, die durchweg hervorragende technische Begabungen, zum Teil gradezu technische Genies waren, nicht auf allen Feldern die Früchte ihrer Arbeit ernten und trotz allen Erfolgen keine wirtschaftliche Großmacht ersten Ranges schaffen konnten, so lag das vielleicht daran, daß ihnen die Gabe der finanziellen Organisation nicht in dem gleichen Maße gegeben war wie die Gabe der technischen Inspiration. Wäre unter den sechs Technikern ein bedeutender Finanzier gewesen: der Name Mannesmann würde vielleicht die ersten der deutschen Industrie überstrahlen.

Zu diesen Teutschen von Nietzsche

Man soll gar nicht mehr hinhören, wenn Menschen über die verlorene Volkstümlichkeit klagen (in Tracht Sitten, Rechtsbegriffen, Dialekten, Dichtungsformen undsoweiter). Grade um diesen Preis erhebt man sich ja zum Ueber-Nationalen, zu allgemeinen Zielen der Menschheit, zum gründlichen Wissen, zum Verstehen und Genießen des Vergangenen, nicht Einheimischen — kurz, damit eben hört man auf, Barbar zu sein.

Rathenau von Theobald Tiger

Du bist doch schon daran gewöhnt!
Du weißt doch, wie das ist, wenn deinen jungen
Deutschnationalen so ein Ding gelungen.
Sie schießen. Karlchen Helfferich, der höhnt.
Das ist seit Jahren deine Politik —
Du Republik!

Du hast doch darin Uebung, junge Frau!
Glatt gehn dir von der Hand die Totenfeiern.
Proteste gellen. Nekrologe leiern.
Und hinterher bist du genau so schlau.

Wie lange siehst du Helfferich noch zu?
Derselbe, der aus Moskau, als man putschte,
mit vollen Hosen in die Heimat rutschte,
hat jetzt den zweiten Menschen ungerochen
ins Grab gehetzt, geflucht, gesprochen.
Und während eine alte Mutter bebt,
sitzt Das im Parlament.
Und lebt.

Das war doch nicht das erste Mal!
Du hörst die Bonzen der Partein
im Reichstag und im Landtag schrein:
„So geht das nicht mehr weiter! Ein Skandal!"
War es das letzte Mal?

Steh einmal auf! Schlag mit der Faust darein!
Schlaf nicht nach vierzehn Tagen wieder ein!
Heraus mit deinem Monarchistenrichter,
mit Offizieren — und mit dem Gelichter,
das von dir lebt, und das dich sabotiert,
an deine Häuser Hakenkreuze schmiert.
Schlag du in Stücke die Geheimverbände!
Bind Ludendorff und Escherich die Hände!
Laß dich nicht von der Reichswehr höhnen!
Sie muß sich an die Republik gewöhnen.
Schlag zu! Schlag zu! Pack sie gehörig an!
Sie kneifen Alle. Denn da ist kein Mann.
Da sind nur Heckenschützen. Pack sie fest —
Dein Haus verbrennt, wenn du's jetzt glimmen läßt.
Zerreiß die Paragraphenschlingen.
Fall nicht darein. Es muß gelingen!
Vier Jahre Mord — das sind, weiß Gott, genug.
Du stehst vor deinem letzten Atemzug.
Zeig, was du bist. Halt mit dir selbst Gericht.
Stirb oder kämpfe!
Drittes gibt es nicht.

Hülsen

1913. Herr v. Hülsen hält die berliner Presse so gut am Schnürchen, daß sie mit ungeheuerm Gelärm und Gelüge die Wiederkehr des Tages gefeiert hat, da er vor zehn Jahren begann, unser Hoftheater herunterzubringen. Das Fest war sehr komisch. Diese Tatsache selbst aber: daß heute ein Mensch von geistigen und künstlerischen Interessen um keinen Preis mehr freiwillig ins Schauspielhaus geht, vermag ich leider noch immer nicht komisch zu nehmen. Vielleicht, weil dieses Haus der Aufenthalt meiner Jugend gewesen ist; vielleicht, weil auch ich wünschte, daß es mit seinen reichen Mitteln jeder Art ein Gegengewicht bildete gegen die Tendenz gewisser Elemente, das berliner Theater zu verpöbeln und zu verjobbern. Nur weiß ich nicht, wie dieses Haus meinen Wunsch unter dieser Leitung erfüllen soll, welcher ich schon darum nicht glaube, daß sie wirklich arbeitet, weil sie sonst gar kein Aufhebens davon machen, wahrscheinlich nicht einmal bemerken würde, daß sie zehn Jahre gearbeitet hat; und die den Privattheaterdirektoren in andrer Hinsicht ein nicht minder schlechtes Beispiel gibt. Sogar am Opernplatz, wo es doch unvergleichlich besser zugeht als am Schillerplatz, ist ein Hang zur Plusmacherei eingerissen, als ob Herr v. Hülsen bei Pollini Thespis gelernt hätte. Ich begreife den Stolz seiner Lakaien und Lobredner, die mit unwiderleglichen Zahlenreihen beweisen, daß „die Einnahme des Jahres 1912 gegenüber dem Jahre 1903 um einunddreißig Prozent gestiegen” ist. Aber sie mögen mir nicht verübeln, daß ich die Art und die Mittel, womit dieser Abschluß erkauft worden ist, für ein Hoftheater wenig ehrenvoll finde.

Oder ist es ein Ruhm, daß die Oper, die der Graf Georg v. Hülsen-Haeseler in seinen zehn Jahren weit öfter als jede andre gespielt hat, ‚Mignon’ heißt? Daß Mignon allein ungefähr eben so viel Aufführungen erfahren hat wie der ganze Verdi? Wie dieser unerschöpfliche Verdi — von den über ein Dutzend Opern, eine immer kostbarer als die andre, für das wichtigste Opernhaus Deutschands existieren müßten und existieren würden, wenn dieses Opernhaus einen Künstler zum Direktor haben dürfte! Aber die Gewohnheit will, daß es ein Hofmann sei; und im letzten Jahrzehnt war es ein Hofmann, dessen Wesen ist: die Künstler hinauszugraulen. Nach einander haben Männer wie Weingartner und Muck die Flucht ergriffen vor einem Regime, das eine Oper nicht vom Orchester, sondern vom Dekorationsmagazin aus einstudieren zu sollen meint, und obendrein in diesen ihren sechs bis sieben Werkstätten eigentlich nur Meyerbeer, selbst Mozart nur als Meyerbeer auszustaffieren versteht. Der eine völlig geglückte ‚Rosenkavalier’ —, dessen berliner Aufführung freilich eine (immerhin höchst geschickte und sogar künstlerische) Synthese aller Aufführungen war, die Strauß und Hülsen an den andern großen Bühnen des Reiches gesehen hatten — er allein kann nicht entschädigen für die Sünden, die Herr v. Hülsen in der Spielplanbildung, in der Auswahl der, meist ausländischen, Novitäten, in der Behandlung seiner ‚Angestellten’ be-

gangen hat und weiter begeht. Ohne Not, aus keinem sachlichen Grunde, hat die Destinn, hat Lieban, haben andre blühende Stimmen und große Talente das Opernhaus verlassen; und wenn man sich heute an einer Alltagsaufführung wahrhaft freut, so stellt sich in der Regel heraus, daß man das Kräften zu danken hat, die „mit Ablauf der Saison” aus dem Ensemble ausscheiden werden. Der Weg ist fast immer derselbe: Jemand wird engagiert, eine Weile schlecht beschäftigt, durch Zufall ‚entdeckt', in den Vordergrund gepufft, gehörig ausgenutzt und auf der Höhe des Erfolges an Wien oder Amerika oder Charlottenburg abgegeben. Was früher die Bedeutung des berliner Opernhauses ausmachte: eine Garde erlesener Sänger und Sängerinnen, die durch die Verständigkeit ihrer Direktion und das Vertrauen des Publikums jahrzehntelang frisch erhalten wurden und einander frisch erhielten — davon ist bei Georg v. Hülsen keine Rede mehr. Er hat das Opernhaus in einen Taubenschlag verwandelt; aber sein Todfeind könnte nicht bestreiten, daß er „den ungeheuern Betrieb durch eine Fülle von Verordnungen und Verfügungen minutiös zu regeln” weiß. Er ist ein Preuße — kennt Ihr seine Farben. Und wenn er siegesfroh und unbekümmert um die Hindernisse der zehn magersten aller Theaterjahre ein Gefühl tiefer, heißer Dankbarkeit schlicht und einfach, aber inhaltschwer zu Denjenigen hinüberklingen läßt, die seine Schlachten schlagen, so ist ausgeschlossen, daß er vergißt, sein tapferes Heer — von, sagt der Geschichtsschreiber, eintausendzweihundertfünfundzwanzig Mannen — zu einem begeisterten Hoch auf den Haus-, Landes- und Kriegsherrn hinzureißen.

Da scheint beinah wunderbar, daß drüben am Gendarmenmarkt der Dichter Josef Lauff erst an dritter Stelle steht. An zweiter steht Hermann Sudermann, an erster — gewiß hat Keiner danebengeraten — Oscar Blumenthal. Es wär' übertrieben grausam, die Novitäten der Autoren aufzuzählen, neben denen diese glorreichen Drei Heroen der Dichtkunst sind. Im Ernst: es ist schmählich. Kein Mensch rechnet mehr darauf, die Dramenliteratur der Gegenwart hier auch nur erwogen zu sehen, trotzdem ein bestimmter Teil am Hoftheater durchaus erlaubt wäre, aufs Hoftheater gradezu angewiesen ist. Aber selbst der Spielplan von unumstrittenen Werken, durch dessen Besitz das Schauspielhaus allen berliner Bühnen überlegen ist, verstaubt und erstarrt in akademisch-bureaukratisch-höfischer Leblosigkeit. Das Ensemble verstößt, verschmäht oder entwertet seine überragenden Mitglieder zu Gunsten eines tauglichen Mittelmaßes nicht etwa des Körpers, sondern des Geistes und Talents. Wenn Botho v. Hülsen eine Paula Conrad fand, so war sie in einem Jahr eine Berühmtheit dieses (und keines andern) Hauses, zu dem sie so lange gehörte, wie sie überhaupt spielte. Wenn Georg v. Hülsen eine Helene Thimig findet, so bleibt sie im Dunkel, wird höchstens in den Ferien an fremden Bühnen bemerkt, kehrt schnell ins königliche Dunkel zurück und mag nach Ablauf ihres Vertrages darüber nachdenken, wen sie anklagen soll, daß sie um fünf ihrer besten Jahre gebracht ist. Vielleicht nicht einmal den Grafen Hülsen,

sondern das schlechte Herkommen, das ihn an seinen Platz gerufen hat. Die Macht dieser zopfigen Intendanten-Institution gilt es zu brechen, die praktische Theatermänner wie Eduard Devrient und Karl Immermann zu immer neuen Klagen bewegt hat. „Man macht Rechner zu Finanziers, Juristen zu Richtern, Maler oder Bildhauer zu Direktoren der Akademie; aber im Gebiet der schwierigsten und verwickeltsten Kunst macht man Hofleute zu Intendanten. Es ist ein Widersinn, der kaum widersinniger gedacht werden kann.” In der großen Zeit des Burgtheaters waren die Direktoren selbständig. Als über Laube ein Generalintendant gesetzt wurde, reichte er seine Entlassung ein. Man isoliere auch bei uns die Direktion des Schauspiels und vertraue sie einem Fachmann mit jeder Vollmacht, nachdem man die Funktionen eines ‚Generalintendanten der Königlichen Schauspiele’ wie ehemals auf die eines ‚Generalintendanten der Hofmusik’ beschränkt hat: eines Veranstalters aller musikalischen und dramatischen Unterhaltungen für den Hof. Mit der Kunst hat der Graf Georg v. Hülsen-Haeseler leider wenig zu tun. Aber als solch ein Zeremonienmeister müßte er eine prächtige und imposante Figur machen.

Neun Jahre nach dieser meiner Gratulation ist der Jubilar, der zeitlebens einen ausgeprägten Sinn für Feierlichkeit gehabt hat, das Objekt der endgültig letzten: der Bestattung. Ein Fassadenregisseur wie dieser konnte den Sturz eines Kaiserreichs, durch das sein, wenn man so sagen darf, Talent überhaupt erst ermöglicht und gehalten wurde, auch als Privatperson nicht allzu lange überdauern. Er pflegte auf die Probe zu kommen, was er vorfand zunächst einmal „Quatsch” zu nennen, sodann kategorisch anzuordnen: „Nu 'n bißchen rosa Ton auf Herrn Doktor Pohl . . . Nu einen weißen Strahl auf Frau Hofrat Schlenther . . .” — und die ordinären Schauspieler ohne Titel selten seiner künstlerischen Führung zu würdigen. Diese holde, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens mit sechzig Jahren lassen zu müssen: das mag den Keim des Todes in einem übrigens menschlich noblen Manne gelegt haben, an dessen frischem Grabe ich keineswegs aus Mutwillen schildere, wie er tatsächlich beschaffen gewesen ist. Ich schildere es erstens, weil es sonst nirgends geschildert worden ist, und weil schließlich doch die historische Wahrheit verdient, irgendwo festgestellt zu werden. Ich schildere es zweitens, um Allen, die heute mißgünstig auf das Staatstheater blicken, eindringlich zum Bewußtsein zu bringen, wie ungeheuer wenigstens auf Einem Gebiete der Fortschritt ist, den wir dem Wechsel unsrer Verfassungsform zu verdanken haben. An dem Erbbegräbnis hinter dem Schiller-Denkmal stand seit undenklichen Zeiten Dantes niederschmetternder Spruch — für immer hatte man jede Hofmung aufgegeben. Und was sieht man jetzt? Ein Ackerfeld: Same, Blüte und, trotz manchem Hagelschlag, Frucht; künftig gewiß noch mehr Frucht als heute. Der Tod ist gerechter als der Mord. Der Mord trifft die Wegebereiter eines neuen, bessern Deutschland. Der Tod holt, die noch atmend bereits mit ihrer eignen Leiche gegangen sind.

Nachtmährchen

nach Hanns Heinz Ewers von Hans Reimann

Aimer une femme normale est un plaisir de pédéraste.
Aristophanes von Dippoldsgrün

Damenbart und alle lästigen Körperhaare entfernt sofort radikal mein „Adre nalin-Haarentferner", oft nachgeahmt, doch nie erreicht; von Aerzten, Dermatologen und gerichtlich beeidigten Chemikern als glänzend unschädlich begutachtet.
Brihâdarynaka-Usphanihâd 4. 4. 22.

In der Lobby des Kurhotels sah er sie das erste Mal, fing sofort Feuer, war berauscht, als habe er Morphium genossen. Oder Colophonium.
Inez hatte es wohl bemerkt. Schritt trotzdem weiter, zum Tanzsaale, blickte scheinbar gelangweilt auf die tanzenden Paare.
Frank Braun erhob sich, folgte ihr, stieß ihr eine Nähnadel ins Fleisch, tief —
Sie achtete nicht darauf, stand versunken in den Anblick der Kavialiere und Zozotten. Wandte sich um, unendlich langsam.
„Sie hier? Frank Braun?" fragte etwas aus ihr. Ihre Augen schimmerten goldgrün wie bei den großen Waldkröten.
Er sagte still: „Wollen Sie mich heiraten?"
Inez Jefferson lachte: „Muß es gleich sein? Die Luft ist schwul hier, Doktor — finden Sie nicht auch. Kommen Sie, wir wollen ein wenig segeln, in der Mondnacht."

Gegen Morgen wurde er wach. Hörte etwas, lauschte auf, rieb sich mühsam den Schlaf aus den Winkeln, knipste das Licht an. Inez war verschwunden.

Auf dem Tische lagen Bücher, die sie mitgebracht und liegen gelassen hatte.
Eins war aufgeschlagen.
„Die Hinrichtung des Robert Francois Damiens auf dem Grèveplatz zu Paris am 28. März 1757."
Frank Braun griff Band für Band, las die Titel, kopfschüttelnd.

„Die schöne Räuberbraut oder das Opfer des ungerechten Richters"
„Der Hungerturm oder die Grausamkeit der Gesetze."
„Bruno von Löweneck, der Mädchenvertilger."
„Die Sünden des Erzbischofs oder die schwarze Folterkammer."
„Alraune oder die Geschichte eines lebenden Wesens nebst Entjungferung."

Frank Braun schenkte Sekt ein, butterte sich Toast, aß, rauchte. Zerbiß das Glas. Verschlang die Scherben. Dachte nach. Spuckte.
Irgendwie begriff er, daß Inez —
Seine Schläfen zischten, seine Lippen trommelten.
Dann pferchte er die Zähne zusammen. Schlafen, dachte er, schlafen, schlafen!
Ein Buchzeichen leuchtete amethysten. Frank Braun zog es heraus.

Es war der Geburtsschein Inez Jeffersons.
Er konnte gefälscht sein —
Aber: er konnte auch echt sein —
Dieses Wundermädchen von faszinierendstem Geschlechtsreiz, die den bizarrsten Lüsten frönte, eine Meisterin perversester Kitzel, war zehn Jahre alt!
War zehn Jahre alt — —

Frank Brauns Sinne wanderten ruhelos. Das aufgescheuchte Blut schrie aus allen seinen Poren, aus allen Fibern seines Seins.
Hagen Diercks hatte ihm von Inez erzählt. Spät genug. Drei Wochen hatte er mit ihr verbracht, drei Wochen wie im Gangarausch.

Dann war es geschehen —

Wenn sich Jemand für sie aufhängen würde — nur für sie — und nur zu dem Zweck, daß ihr die Schnur als Talisman diene, werde sie Brautnacht mit ihm spielen.

Das hatte sie ihm ganz en maupassant gesagt.
Am nächsten Mittage fanden sie ihn, brachten ihn ins Beinhaus.
Er war sehr tot.

Als er beerdigt werden sollte, war das Ungeheuerliche geschehen.
Es war so ungeheuerlich, daß ich es nicht aufzuschreiben wage.
Aber: es war geschehen.
Niemand erfuhr davon — —
Niemand — außer Frank Braun.
Er sah das Eine und, zugleich, das Andre. Sah die Unschuld und die Unzucht, sah die Sünde und die Handlung eines stillen Kindes, das seine eignen Spiele spielte.
Und der Gedanke krallte sich in sein Hirn, saß fest Wie Bohnerwachs: in diesem zehnjährigen Weib rangen Teufel und Madonna um die Palme. Was sie tat, tat sie unbewußt, irgendwie —
Und dann plötzlich — —

Jan Gurki war der nächste.
Noch in derselben Nacht, wo sich Frank Braun — —
Er, hatte seine Braut bei sich gehabt, hatte alles Mögliche versucht, es ging nicht.
Enttäuscht hatte sie sich heim begeben.
Jan Gurki irrte den Kanal entlang, ein fleischgewordenes Gewissensgebiß.
Dann trat er in eine Hafenschänke, aß Halberstädter mit Gottesgnadenkraut, trank dazu Wolfsmilch.
Unbestimmte, seltsame Sehnsüchte erfaßten ihn, vermählten ihn mit der Petroleumlampe, ein Dom wuchs auf aus Lust und Qual.
Das Naheliegendste war natürlich seine Braut.
Aber: es ging nicht.
Eine Katze huschte über den Weg.
Er sah es wohl, nahm einen Stein, warf nach dem Tier, traf es am linken Hinterfuß.
Inez Jefferson stand vor ihm, bat ihn, sie zu stützen.
Und seltsam — er sah beides zugleich: die Katze, die wie gebannt stehen blieb, und die zehnjährige Dirne.
Beides sah er, beides —
Inez hatte Schmerzen am linken Knöchel, ließ sich von Jan Gurki Schuh und Strumpf ausziehen.
Die Haut war geritzt — wie von einem Steinwurf —
Jan Gurkis Kopf beugte sich herab. Und sein Mund küßte —
Sie bot ihm dienackte Brust.
Jan trank das süße Gift Inez Jeffersons, trank sich trunken, unendlich langsam.
Sie trug seidene Unterwäsche.
Das Pumpwerk einer riesigen Masturbine warf seinen dröhnenden Schatten.
Es war sehr dunkel.
Bis auf ein kleines.
Am Morgen saß Jan Gurki ohne Kopf auf einer Tonne.
„Ich finde, daß dich das äußerst gut kleidet", hatte Inez bemerkt.

*

Dann kam dell' Greco an die Reihe.
Ah, Laster und Unschuld waren von weittragendster Bedeutung in Inez Jefferson — bald ein unglaublich Schmutziges und bald ein fast kindlich Naives —

„Liebst du Frank Braun?” hatte er gefragt.
Sie schürzte die gelbgoldenen Augen: „Er belästigte mich mit seinen Gefühlen, für die ich beim besten Willen keine Verwendung habe.”
„Und Jan Gurki?”
„Bah, ich hatte mich ihm attachiert, weil ich ihn kopflos machen wollte. Dann fand ich ihn zum Kotzen langweilig.”

Dell' Grecos Finger schoben zitternd das Leilach zurück, tasteten irrlichterierend über die quellenden Brüste der sehr Zehnjährigen —
Es war ein sehr Großes in seinem Leben.
Und viele Narzissen streute er über Inez. Einen ganzen Narziss-Komplex.
Dann küßte er ihre Schultern — oder die Wangen — oder die Beine — oder —
Er tat das nicht — etwas in ihm tatete es.
Mehr noch, dieser intime Umgang artete in so naturwidrige Dinge aus, daß —

Dann. sägte er sich — auf Inez Jeffersons Geheiß — einen peniblen Körperteil ab.

Und stellte sich der Polizei.

*

Richter Mc Suff eröffnete die Sitzung mit ein paar würdevollen Worten über den stinkenden Pfuhl der Lasterhaftigkeit und über die schrankenlose Verwilderung der Sitten.

Inez Jefferson hatte auf der Anklagebank Platz gegriffen. Grau wie die Seidenstrümpfe war ihre Chameuse-Reizkleidung.

Der Tisch der Presse war vollzählig besetzt — und was das Publikum betraf, so war Seine Ehren Mc Suff außerordentlich zufrieden. Es waren sämtliche Ewers-Fanatikerinnen anwesend, dazu einige Pastoren erster Ordnung, Schauspieler, Aerzte und Brunneristen.
Die Luft war stickig genug.
Frank Braun fungierte als Verteidiger, zog unter atemloser Spannung des Publikums — unendlich langsam genug — seine weißen Glacéhandschuhe aus, sprach über den jungen Kant, sprach über den alten Kant, fuhr fort:
„Die Geschichte Inez Jeffersons ist Lüge: es gibt gar keine wahre Geschichte. Denn eine Geschichte muß erzählt sein, — und es gibt keinen Menschen außer mir, der wirklich erzählen könnte, was wahr und nicht wahr war, nicht wahr? Jeder Richter weiß das, weiß, daß, weiß das, daß nie vor seinem Tisch ein Zeuge stand, der nicht meineidig war im strengsten Sinne. Dann aber, es gibt auch keine gute Geschichte, die nicht wahr wäre. Wenn sie nicht passiert wäre — passiert worden hätte sie doch einmal können können — oder sie wird passieren. Ich bin Schriftsteller, made in Germany. Aber nie schrieb ich eine Geschichte, die nicht wahr gewesen wäre, und ganz sicher nie eine unwahre, die wahr war, und noch viel weniger eine wahre, die wahr war oder gar unwahr war oder irgendwie wahr war. Hier aber ist es ein ganz Andres. Hier ist ein Großes, Seltsames — ah, ein ganz andres ist das — — irgendein Fremdes ”
Da geschah das Unerwartete.

Inez Jefferson sagte schlicht und klar: „Ich bin so frei, mich frei zu sprechen”, nahm einen neben dem Anklagebänkchen stehenden Besen, salbte ihn mit einer grünen Salbe, die schon den Haemorrhoiden der Waschfrau Adelberts von Chamisso gute Dienste getan hatte, und nun saß sie drauf — auf dem Besen — rittlings — flog auf — flog hinaus durch das offene Fenster —

Publikum, Richter, Journalisten und Ewersianerinnen — Mc Suff Allen voran — stürmten ins Freie, um dem seltsamen Naturschauspiel beizuwohnen.

Frank Braun, alias Hanns Heinnz Vampir, war allein zurückgeblieben.
Und mit ihm ein wenig Gestank.

Dann streifte der Dichter die prächtigen Handschuh über die weitgereisten Dichterfinger und schrumpfte zum Symbol seines literarischen Ichs zusammen:
Hautgoût aus zweiter Hand — in blütenreinen Glacés.
(Brioni, Venedig, Pforzheim, Schweinfurt, D-Zug Nizza — Eau de Cologne, 1922)

Von Paris bis Leipzig von Morus

Die Antwort der Bankiers

Die Herren der Fünften Avenue sind, nach acht Tagen der Prüfung, zu dem Ergebnis gekommen, daß man einem so verlumpten Lande wie Europa kein Geld geben kann. Bevor sie Paris verließen, haben sie diese ihre Meinung in einer jener hochbedeutsamen Resolutionen kundgetan, von denen wir nun allmählich genug haben. Wie die großen Kriegsgewinnler auch diesseits des Ozeans zu tun pflegen, haben sie den verlausten Völkern, die nichts weiter haben als ihr bißchen Kultur, ordentlich die Wahrheit gesagt und zum Schluß noch einmal mit dem Beutel geklappert, damit wir erkennen, wo das Reich ist und die Kraft und die Herrlichkeit.

Man glaubt den Herren Morgan und Kahn gern, daß die Aussichten für die Aufnahme einer Anleihe in Amerika gegenwärtig so günstig sind wie noch nie. Amerika hat eine Goldinflation, wie wir eine Papierinflation haben. Das Federal Reserve Board, die Behörde der Vereinigten Amerikanischen Notenbanken, hat eben den Diskont von 4½ auf 4 Prozent ermäßigt, nachdem die Bank von England ihre Zinsrate auf 3% Prozent herabgesetzt hat. Das Geld ist also drüben so billig, wie es kaum jemals vor dem Kriege war. Da wäre es in der Tat ein lukratives Geschäft, Deutschland für 8 oder 9 Prozent Geld zu leihen, wenn man dazu noch ausreichende Sicherungen bekommt. Denn die paar tausend Amerikaner, in deren Hand sich mehr als die Hälfte des gesamten Goldes der Erde und ungeheure Mengen Papier- und Giralgeld angehäuft haben, wissen beileibe nicht, was sie mit ihren Schätzen anfangen sollen.

Zwar sind Rohstoffe in Fülle vorhanden, zwar warten in den Vereinigten Staaten immer noch 5 Millionen Arbeiter auf Beschäftigung: aber d er Kapitalist gibt sein Geld nicht her, um Hungrigen Brot, um Arbeitslosen Arbeit zu verschaffen, sondern er produziert des Profits wegen, und Profit kann er nur erzielen, wenn zahlungsfähige Käufer da sind. Das ist der circulus vitiosus, der kapitalistische Wahnsinn, an dem die Welt nun seit Jahren leidet — und der auch dann Wahnsinn bleibt, wenn noch kein Mittel gefunden ist, die Welt von ihm zu befreden.

Mark und Franc

Es ist bezeichnend für die politische Verwirrung in Deutschland, daß man das Scheitern der Anleihe bis weit ins Lager der Linken hinein mit unverhohlener Freude begrüßt hat. Nicht nur die Valutaschieber, für die jede Besserung der Mark ein Unglück ist, sondern auch Politiker und Wirtschaftler, die gewiß ernsthaft eine Hebung unsrer Valuta anstreben, waren über das Votum der Bankiers hoch-

befriedigt, weil — weil die es den Franzosen einmal „gut gegeben” haben. Der Haß gegen Frankreich nimmt bei uns allmählich so kindische Formen an, daß er auch wirtschaftlich zu einer schweren Gefahr wird.

Aber die Börse, die sonst in politicis oft genug daneben haut, ließ sich durch die seltsamen Pazifisten der Jerusalemer Straße nicht beeinflussen, und der Dollar, der während der Anleiheverhandlungen unter die nun schon althergewohnte Dreihundertgrenze gesunken war, stieg schnell um vierzig, fünfzig, Mark. Und ähnlich war es in Paris. Auch der französische Franc, der sich im letzten Winter fast auf die Hälfte seines Friedenswertes emporgerappelt hatte, kam wieder ins Gleiten: für den Dollar, der Anfang Juni noch nicht 11 Francs gekostet hatte, muß man heute 11,70 zahlen, und auch das Pfund kostet 3 Francs mehr.

Die Vorgänge am französischen Devisenmarkt scheinen nicht zuletzt der Grund dafür zu sein, daß man in Paris wieder eifrig für eine Anleihe an Deutschland Propaganda macht, und daß selbst die Presse, die dem bloc national nahesteht, eine Ermäßigung der Reparationen befürwortete, wenn Frankreich dadurch schneller zu seinem Gelde kommt. Die Ermordung Rathenaus durch die Helfferich-Banden hat all dem ein Ende gemacht. Die deutsche Mark, das deutsche Ansehen in der Welt ist so tief gesunken wie noch niemals zuvor. Die Regierung hat in diesem Augenblick Wichtigeres zu tun. Aber über der politischen Gefahr darf die wirtschaftliche Not nicht vergessen werden, und die Frage wird mittlerweile akut, ob Herr Dr. Hermes nicht endgültig zur Weinbranche übergehen sollte, in der er so viel bessere Erfolge aufzuweisen hat als im Reichsfinanzministerium.

Der Handel mit Rußland

Ehre, wem Ehre gebühret: auch in der Wilhelm-Straße werden Fortschritte gemacht. So kam uns jüngst die frohe Kunde, der Vertrag von Rapallo sei nunmehr auch auf die Sowjet-Ukraine ausgedehnt worden. Man kann zwar darüber streiten, ob es zweckmäßig ist, diesen Unglücksvertrag, den uns die ganze Welt verübelt, nun auch noch „auszudehnen”. Aber immerhin ist es unverkennbar ein Fortschritt, daß man jetzt sogar im Auswärtigen Amt weiß, wer in Kiew regiert. Denn es ist nicht allzulange her, daß als offizieller Vertreter der Ukraine in Berlin immer noch der Gesandte der alten, antibolschewistischen Regierung galt, während in Kiew schon über ein Jahr die Sowjet-Leute am Ruder sind.

Leider aber wird immer klarer, daß trotz dem unentbehrlichen Vertrag von Rapallo unsre Wirtschaftsbeziehungen zu Rußland höchst dürftig sind. Unter den gemischt-wirtschaftlichen Gesellschaften, die das moskauer Außenhandelskommissariat mit fremdem Gelde errichtet hat, nimmt das deutsche Kapital und damit auch der deutsche Einfluß einen sehr bescheidenen Platz ein, während in den wichtigsten Gesellschaften Holländer und Engländer sitzen. Freilich gibt auch hier die deutsche Kapitalknappheit den Ausschlag. Die Russen beschweren sich darüber, daß die deutschen Kapitalisten auf möglichst schnellen Kapitalumlauf, also auf möglichst raschen Reingewinn Wert legen, während die russische Wirtschaft langfristige Anlagekredite braucht. Am ehesten scheint noch die deutsche Elek-

trizitätsindustrie in Rußland festen Fuß zu fassen. Siemens-Schuckert und die AEG., die auch dank persönlichen Beziehungen zu den Sowjet-Führern leichteres Spiel haben, sind bei der Gründung eines großen russischen Elektrizitätstrusts beteiligt. Aber das alles sind doch recht bescheidene Ansätze. Und der Wagemut der deutschen Industrie wird nicht eben dadurch angespornt, daß die russische Regierung bei der Abnahme ausländischer Erzeugnisse höchst peinlich vorgeht und aus Formmängeln unbequeme Lieferungen rücksichtslos annulliert.

Jedenfalls wäre es irrig, anzunehmen, daß der Vertrag von Rapallo, der uns politisch so schwer kompromittiert hat, uns wirtschaftlich bisher irgendwelche nennenswerten Vorteile gebracht hat. Was er uns wirtschaftlich noch schaden kann, wird die Konferenz im Haag zeigen, von der wir uns durch die Staatskunst des Herrn v. Maltzan selbst ausgeschlossen haben.

Großbankbilanzen

Als Heinrich Ströbel vor ein paar Jahren einem Buche den Titel gab: ‚Die erste Milliarde der zweiten Billion' überlief uns ein leiser Schauer. Billionen: das waren Dimensionen, mit denen der Astronom, der Physiker, der Chemiker zu rechnen hatten. Jetzt lesen wir in der Sofaecke, so wir eine haben, vergnüglich, daß die Deutsche Bank im Jahre 1921 2,1 Billionen umgesetzt hat, die Dresdner Bank 1,7, die Disconto-Gesellschaft 1,5 Billionen und so die andern Großbanken secundum ordinem.

Den Banken sind die Milliarden- und Billionen-Ziffern wohl selbst etwas peinlich, und einige von ihnen versäumen nicht, darüber zu klagen, wie wenig das doch in Goldmark sei, und wieviel schlechter die Abschlüsse seien als anno 13. Besonders liegt ihnen daran, vor dem Publikum zu rechtfertigen, daß sie trotz aller Kapitalnot ihren Aktionären durchweg höhere Gewinnquoten austeilen als im Vorjahr. Die Methode, mit der dieser Rechtfertigungsversuch unternommen wird, ist dieselbe, mit der im vorigen Herbst Herr Generaldirektor Felix Deutsch den Nachweis führte, wie schlecht es den armen Kapitalisten geht: man rechnet die Zahlen, die einem passen, in Goldmark um, und die übrigen Posten läßt man hübsch in Papiermark stehen.

Die erstaunlichsten Rechenkünste leistet dabei die Deutsche Bank. Sie berechnet sehr richtig, daß der Zwei-Billionen-Umsatz von 1921, in Goldmark umgerechnet, nur 85 Milliarden beträgt (während er 1913 schon 129 Goldmilliarden betrug), indem sie als Umrechnungskurs den Durchschnitt der Markentwertung im Jahre 1921 mit 1:25 zu Grunde legt. Fünf Reihen später legt sie für die Umrechnung der Dividende den gegenwärtigen Entwertungsquotienten 1:65 zu Grunde und kommt so zu dem lieblichen Resultat, im Jahre 1913 seien auf ein Kapital von 200 Millionen (daß auch das Goldmillionen sind, vergißt sie zu sagen!) 25 Millionen Goldmark ausgeschüttet worden, während jetzt, trotz der Dividendensteigerung von 12½ auf 24 Prozent, auf 400 Millionen Kapital (daß dies zum großen Teil bereits mit entwerteter Papiermark eingezahlt ist, vergißt sie wiederum zu sagen!) nur 1,5 Goldmillionen zur Verteilung gelangen.

Da man doch nicht annehmen kann, daß die Bilanzmacher der Behren-Straße derartige rechnerische Ungeheuerlichkeiten nicht merken, so handelt sichs hierbei um eine Irreführung des Publikums, die des größten deutschen Kreditinstituts unwürdig ist.

Gewerkschaftskongreß

Der leipziger Gewerkschaftskongreß war ein getreues Spiegelbild der fortschreitenden Zerrüttung, in der sich die deutsche, und man muß hinzufügen: die internationale Arbeiterbewegung befindet. Nach außen hin verlief Alles prächtig: die Dreiviertelmehrheit war dem neuen Vorsitzenden, dem Nachfolger Legiens, vonvornherein sicher, und Herr Leipart machte deshalb mit der Opposition keine Umstände.

Aber da große Entscheidungen nicht zu fällen waren, so kam es weniger auf Abstimmungen an als auf die Stimmung, und die Stimmung dieses Kongresses war niederschmetternd. Der größte deutsche Verband, der größte Privatverband, den es wohl jemals in der Weltgeschichte gegeben hat, eine Versammlung, hinter der 8 Millionen Mitglieder stehen, zeigte eine Mutlosigkeit, eine Kampfesunlust, eine Aengstlichkeit vor der Macht des Kapitals, wie sie wohl noch kein Gewerkschaftskongreß gezeigt hat. Man mag zugeben, daß in den Reden des Fabrikarbeiters Brey, der offen aussprach: „Die oekonomischen Voraussetzungen für den Sozialismus sind heute nicht gegeben”, mehr „Erkenntnis” steckt als in den Heißspornreden früherer Jahrzehnte. Aber woher soll denn die Gewerkschaftsbewegung die Werbekraft, woher soll sie die Kampfkraft nehmen — und eine „Kampforganisation” behauptet sie doch immer noch zu sein —, wenn ihre letzte oekonomische Weisheit die Arbeitsgemeinschaft mit dem Unternehmertum ist?

Der einzige Lichtblick in Leipzig war der offene Anschluß der 13 freigewerkschaftlichen Beamtenorgnisationen an den Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund. Merkwürdig genug: die preußischen Beamten, vornan die Eisenbahner, bilden heute tatsächlich den entschlossensten Teil der deutschen Gewerkschafter. Vielleicht kommt aus dieser Quelle auch die Blutauffrischung, der die Gewerkschaftsbewegung dringend bedarf, soll sie nicht völlig greisenhafter Verkalkung verfallen.

Richard Wagner von Siegfried von Vegesack

Ekstase
Des Gymnasiasten, der verstohlen
Dem Elternhaus entwich,
Zur Galerie sich schlich,
Des Grales Botschaft schluchzend sich zu holen . . .
Rausch und Phrase!

Nun bist du klug, belehrt und hoch erhaben,
Und lächelst weise über jenen Knaben,
Der sich vermaß, die feierlichen Themen
Der Götterwelt und Helden ernst zu nehmen:
Und gönnerhaft, als wohlgelaunter Vater,
Betrittst du mit der Tochter das Theater . . .

Ein Ton, ein einzger Ton aus Zauberharmonien:
Und wieder liegst du schluchzend auf den Knieen . . .

Rundschau

Aus großer Zeit

„Also jetzt da legst di nieder!" sagte in der Mundart des Freicorps Oberland die bekannte innere Stimme in mir, als ich aus der ‚Weltbühne' erfuhr, daß nun auch — spät, doch Gott sei Dank, nicht zu spät — der General v. Wrisberg — er lebe! — seine Memoiren aus der großen Zeit der staunenden Mitwelt nicht vorenthalten zu sollen geglaubt hat. Es wäre ja wirklich zu schade gewesen. War er doch einer von Denen, die, zu ihrem tiefen Kummer, zu unserm besondern Glück, von Gott auf den Posten eines Departementsdirektors im Kriegsministerium gestellt, das große Werk mitzuleiten berufen und ausersehen waren, grade in der besonders schweren Aera von Bethmanns Schlapp-, Mies- und Flaumacherei.

Mich selbst hatte der liebe Gott zur selben Zeit in der gleichen hohen Behörde auf das meiner Winzigkeit natürlich entsprechende Pöstchen eines Hilfskalkulators oder Hilfsbeamtenstellvertreters, oder wie das Ding sonst hieß, gestellt. Mißgünstige und andre gemeine Menschen nannten es einen Druckposten, sprachen von a. V. (ausgezeichneten Verbindungen) und ähnlichen Dingen, was ich stets als Gotteslästerung empfand. Denn wir, die Generale, Majore, Hauptleute, Geheimen Vortragenden, die Geheimen Rechnungs- und Kanzlei-Räte, -Sekretäre, -Diener, Hilfs-Expedienten, -Referenten, -Kalkulatoren, Zahlmeister- und Beamtenstellvertreter bis hinab zum Kanzleidienerstellvertreter konnten doch wahrhaftig nichts dafür, daß uns nicht vergönnt war . . .

Unsre Abteilung leitete ein ebenso harmloser wie martialisch aussehender Generalmajor, rede- und schriftgewandt, wie alte Generalmajore nun mal waren. Der leistete an Unterschriften fast so viel wie die Notenpresse heut an Zwomarkscheinen — und alles waren wichtige, sehr wichtige Erlasse. Er verteilte auch viele Orden an Leute, die Orden verdienten, und Hilfsverdienstkreuze an solche, die Hilfe verdienten. Eines Tages aber tat er eine Tat. Und das kam so:

Kurz, bevor es endlich gelang, mit der albernen Beschränkung des U-Boot-Krieges energisch Schluß zu machen, kam da im Geschäftsgange — dies war: Zentralregistratur, Adjutant des Kriegsministers, Zentralregistratur, Registratur des Depatements, Adjutant des Departementsdirektors,

Registratur des Departements, Registratur der unzuständigen Abteilung, Abteilungsvorsteher der unzuständigen Abteilung, Registratur, Referent der unzuständigen Abteilung zurück durch Registratur an den Abteilungsvorsteher mit dem Vermerk, daß Abteilung unzuständig, Abteilungsregistratur, Departemehtsregistratur, Adjutant des Departementsdirektors, Departementsregistratur, andre (sagen wir: nunmehr zuständige) Abteilung, Abteilungsleiter undsoweiter — also: im ordnungsmäßigen Geschäftsgange kam ein Schreiben des Auswärtigen Amtes, betreffend die zu erhebenden Kriegskontributionen in Belgien, an unsern Abteilungschef und Generalmajor. Darin waren der Heeresleitung mit Rücksicht auf die gespannte Lage in den Vereinigten Staaten gewisse Milderungen gegenüber der belgischen Bevölkerung bei Erhebung und Eintreibung der Kriegskontributionen dringend empfohlen. Natürlich! „Dieses" Auswärtige Amt! „Dieser" Bethmann! Unser Abteilungschef bekam den Bauch voll Zorn, nahm einen martialischen Bleistift und schrieb marginaliter an den Rand: „So ist es richtig! Nur immer hübsch vornehm und schlapp!" Nach so genommener Kenntnis wanderte das Schriftstück den ordnungsmäßigen Geschäftsgang von hinten nach vorn. Ei, würden die andern Abteilungen und Departements, bei denen es „in Umlauf gesetzt" wurde, lachen. Und das A. A. wurde spucken! Na, ich danke!

Ob nun der Abteilungschef selbst Bedenken bekam, oder ob ihm ein Andrer wohlmeinend einblies, es sei „vielleicht doch etwas weitgehend", „der Herr Kriegsminister würde möglicherweise . . .", „das A. A. könnte am Ende eine Rückfrage . . .", jedenfalls: der Herr Abteilungschef ging höchst eigenbeinig zum Herrn Rechnungsrat und trug ihm auf, das Schriftstück zurückzuschaffen. Er habe da eine Notiz an den Rand gemacht, die er lieber wieder ausradieren wolle. Der Herr Rechnungsrat setzte sich sofort in Marsch; ging — immer auf dem Dienstweg —-zum Registraturvorsteher, der zum Journalführer, der zum Kanzleivorsteher, der zum Kanzlisten, Kanzlist zum Kanzleidiener, Kanzleidiener zur nächsten Abteilung im umgekehrten Dienstweg. Irgendwo erwischte irgendwer das ominöse Schriftstück. Es kam irgendwie wieder zum Herrn Rechnungsrat, der es, Stolz in der Brust, dem Herrn Abteilungschef überreichte. Der saß schon mit gezücktem Radiergummi, um den verunglückten Männerstolz vor Königstronen mit der Tapferkeit besserm Teil hinwegzufegen, ergriff hastig das Schriftstück und radierte — nicht! nein! sondern sagte seelenruhig und lakonisch: „Es ist schon gut, Herr Geheimrat, geben Sie das Schriftstück wieder in den Geschaftsgang." Denn, nämlich, also — na ja: das Marginale war schon wegradiert, der Abteilungschef hatte nur in der Hitze des Nahkampfes ganz vergessen, daß er selbst es entfernt hatte, bevor das Schriftstück zum ersten Mal in den „Geschäftsgang" kam.

v. Wrisberg, selige Exzellenzen, Memoirier, Erinnerungsverleger: wir brauchen eure Wälzer nicht. Wir vom Bau der großen Zeit, wir wissen: hatte man den scharfen Schwertern in eurer Linken und den noch schärfern Bleistiften in der Rechten nur noch ein halbes Stündchen länger vertraut — mitten drin säßen wir in den

herrlichen Zeiten. Aber so — was haben wir nun? Einen Dreck haben wir — und eure Memoiren!

Hugo Grotius

Erklärung

Ich habe mich in der Nummer 50 des fünfzehnten Jahrgangs der ‚Weltbühne' mit der Person des Herrn Georg Sklarz beschäftigt. Im Vertrauen auf Nachrichten, die mir zuverlässig erschienen, habe ich Herrn Sklarz den Vorwurf strafbarer und andrer ehrenrühriger Handlungen gemacht. Nachdem das Ermittlungsverfahren, das die Staatsanwaltschaft gegen Herrn Sklarz eingeleitet hatte, eingestellt worden ist, nehme ich meine Behauptungen mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück.

Ein Staatsbeamter

Eine Deutsche Mutter

Aus einem Brief der Frau Schulz, Mutter des Mörders Schulz, in Firma Schulz & Tillessen:

An Erzberger hat Deutschland gar nicht viel verloren, aber mein Sohn hat durch die Tat die Heimat verloren. Er hat jedoch von seiner Partei aus die Tat ausführen müssen. Wir haben nur einen Wunsch, daß Heinrich glücklich über die Grenze kommt, und seine Partei wird ihm Mittel und Wege dazu verschaffen. Hätte er sich geweigert, die Tat auszuführen, so wäre ihm Feigheit vorgeworfen worden.

Politische Aphorismen

Der Demagoge ist ein Bergführer, der die Leute anseilt, ohne sie zur Höhe zu führen.

Militarismus ist verstärkter Sadismus, Monarchismus glorifizierter Masochismus.

Dem Nationalisten ist der Landesvater wichtiger als das Vaterland.

Unsre Zeit bildet die Brücke zwischen zwei Welten. Eine Brücke muß sich gefallen lassen, daß sie getreten wird.

Bei der Teuerung der Gegenwart sind nur zwei Artikel im Preise nicht gestiegen: Vernunft und Gerechtigkeit. Weil wenig Nachfrage danach vorhanden ist. Fabius Schach

Die Förderung

„Zur Förderung der Schulmusik soll die neue Bezeichnung ‚Ober-Musiklehrer' eingeführt werden."

Liebe Weltbühne!

Ins Deutsche Theater kommt der glückliche Uebersetzer von ‚Potasch & Perlmutter', um sich eine Tantiemenrate abzuholen. Und der Direktor Felix Hollaender ruft ihmt entgegen: „Sie — sowas brauche ich wieder: ein schlechtes Stück mit guten Kritiken . . ."

Antworten

Nervöser. „Die von einer englischen Zeitung gebrachte Meldung von dem bevorstehenden Rücktritt des Reichswehrministers Dr. Geßler ist, wie das W.T.B. erfährt, in vollem Umfange frei erfunden.” Warum sollte er auch? Er verbietet der vom Reich unterhaltenen Reichswehr, einem antirepublikanischen Privatmann, wie Hindenburg einer ist, in Ostpreußen zu huldigen. Das Verbot wird nicht beachtet; die Paraden finden statt. Das Reich setzt als Flagge seiner verfassungsmäßigen Gewalt Schwarz- Rot-Gold fest. Die in Oberschlesien einmarschierende Reichswehr weigert sich, die Reichsflagge zu führen. Es wird von Oberschlesien aus mit dem Reichswehrkommandeur in Breslau wie mit einer fremden Macht „verhandelt”, ob man nicht doch lieber die verfassungsmäßigen Farben anstatt der Monarchistenfahne hissen solle. Solch ein Minister geht bei uns nicht. So etwas hält sich bis zum Zusammenbruch.

Gebildeter. „Was muß also geschehen, um das Kronprinzenbuch für das deutsche Volk zu retten? Es bleibt nur übrig, daß von dem Buche eine andre Ausgabe veranstaltet wird, eine gesäuberte Ausgabe, eine von Rosner gereinigte Ausgabe.” Abgesehen davon, daß dieser Germane eine Ausgabe meint, die von den Zusätzen Rosners gereinigt ist: ein Mann, der sich lange nicht gewaschen hatte, wurde ins Bad gesteckt, und da löste er sich in Seifenwasser auf. Es wird nicht viel von dem Buche übrig bleiben. „Was übrig bleibt, wird das Mark eines Bekenntnisses sein.” Was übrig bleibt, wenn die Verzierungen des Feuilletonisten weggebrochen sind? Ich fürchte: die salzlosen Aufzeichnungen eines belanglosen Kasino-Offiziers.

Jurist. Sind Sie ganz sicher, daß im Falle eines Prozesses dem überrumpelten Philipp Scheidemann seine Notwehr nicht als Totschlagversuch durch diese Richter ausgelegt werden würde? Selbstverständlich wäre das niemals ein Totschlag gewesen, wenn die Kugeln gesessen hätten; aber die Lage möchte ich einmal sehen, die so beschaffen wäre, daß sich für diese Richter ein überfallener Republikaner in der Notwehr befände. Sie hängen ihn immer zuvor.

Kriegsverletzter. Der Bund Neues Vaterland hat bei Herrn Lindström-Ludendorff angefragt, ob er die Gelder, die er aus der englischen Hetzpresse des Herrn Northcliffe bezogen hat, wenigstens für einen von euch verwandt habe. Eine Antwort hat der Schriftsteller darauf nicht gegeben. Schade.

Tante Brunner. Ihr Geist macht Schule. Die Schutzpolizei mit dem Milliarden-Etat, die ihre Notwendigkeit dauernd da beweisen muß, wo sie bestimmt nichts zu suchen hat, pürscht zur Zeit wieder auf Unsittlichkeit. Die unsagbare Albernheit, die darin steckt, daß man jede Badehose nachmißt und jeder nackte Mann einen diensttuenden preußischen Beamten in heftige Wallungen zu versetzen hat, wird wirksam ergänzt von der obrigkeitlichen Anschauung, daß nicht selbstverständlich Jeder überall baden könne, wo nicht besonders geschützte und schützenswerte Rechte verletzt werden. Aber das ist diesen Preußen schwer beizubringen. Der Deutsche soll gehorsam sein. Sauber braucht er nicht zu sein. Und ein Volk, das sich diese Polizeiwirtschaft gefallen läßt, verdient sie nicht besser.

Staatsrechtler. Blättern Sie in der Geschichte aller Staaten nach. Denken Sie sich eine Republik, die eine neue Fahne hat, eine neue, nicht die alte des alten, verklungenen, von den eignen Palladinen zugrunde gerichteten Reiches; denken Sie sich auf den Gewässern dieser Republik Personendampfer, die sich weigern, die neue Fahne zu führen; und denken Sie sich einen Staat, der sich das gefallen läßt. Ich gebe zu, daß es schwer ist, sich das zu denken. Aber einmal mußte der Rabbi Ben Akiba doch unrecht bekommen.

Antisemit. Die berüchtigte Zeitschrift ‚Hammer', die sämtliche germanischen Tugenden monopolisiert hat, gibt an, wer alles in Genua gewesen sei: „Die deutsche Presse ist vertreten durch Theod. Wolff (Berl. Tgbl.), Stern (Frankf. Ztg.), Georg Bernhard (Voss.), Erich Kuttner (Vorwärts), Cohn (Freiheit), Scholem (Rote Fahne). Außerdem wimmeln noch dort herum, wie die Maden auf einem faulen Stück Fleisch: Maximilian Harden, Siegfried Jacobsohn, Dr. Cohn, Levi, Dr. Felix Deutsch und andre Hebräer. Sie wittern Aasgeruch — denn hier werden Völkerleichen ausgeschlachtet." Elf Namen und acht Fehler.

Bayer. Das geschieht Ihnen recht. Eine Mordspleite ist in ihrem Land ausgebrochen, weil Ihr den Nepp überspannt habt. Ignaz Wrobels alter Ruf: „Reisende, meidet Bayern!" scheint einen Wunsch der Zeit nur formuliert zu haben — denn bereits in Rotterdam finden sich Tafeln mit der beherzigenswerten Aufschrift: „Reisende, meidet München!" Und das habt Ihr nicht allein euerm betrügerischen Wucher, vornehmlich in den großen Orten, zuzuschreiben, sondern vor allem euern verfassungswidrigen und auch sonst widrigen Polizeischikanen. Wenn Ihr wünscht, den Begriff „nichtbayrische Deutsche", der staatsrechtlich ein Wahnsinn ist, aufrechtzuerhalten, nur um Berlin eins auszuwischen, dann dürft Ihr euch wirklich nicht wundern, daß wir die ruhebedürftigen Erholungsreisenden anderswohin zu lenken versuchen. Ihr habt euch mit eurer Fremdenpolitik in die Tinte gesetzt, und es gibt Niemand, der sich darüber mehr freut als wir. Solange die Fremdenpolizei bei euch so arbeitet wie bisher, und solange Ihr durch monarchistische Demonstrationen, Unruhen und militaristische Störungen dieses schöne Land verpestet, so lange sei euch eure Pleite von Herzen gegönnt. Und so lange wird der internationale Boykott andauern.

Darmstädter. Ihrem Leib- und Magenkritiker Kasimir Edschmid ist ein kleines Unheil widerfahren. In einer Besprechung von Sternheims ‚1913' findet sich dieser wahre Satz, der einzige deutsche der ganzen Kritik: „Diese Komödie ist bis in die Fingerspitzen gekennt."

Mikrocephale. In einem Vereinsblättchen, das der merkwürdige ‚Verband nationalgesinnter Soldaten' herausgibt, hat die Redaktion auch dem Zuge der Zeit Rechnung getragen und einmal eine Aktualität gebracht. Das ist ihr übel bekommen. „Zur Aufklärung. Die in der 1. April-Nummer gebrachte Nachricht, nach der der Herausgeber der ‚Welt am Montag', H. v. Gerlach, Ehrenmitglied des V. n. S. geworden sein soll, hat die unerwünschte Wirkung gehabt, daß tausende von Mitgliedern mit ihrem Austritt aus dem Verbande gedroht haben. Selbstverständlich handelt es sich nur um einen Aprilscherz! Der Widerspruch der Mitglieder legt aber ein glänzendes Zeugnis ab für den Geist, der unter ihnen herrscht, und der ihnen verbietet, sich mit einem Landesverräter wie H. v. Gerlach an einen Tisch zu setzen. Die Schriftleitung." Der Widerspruch der Mitglieder legt wirklich ein glänzendes Zeugnis ab für ihren Geist. Und wenn sie dich, Mikrocephale, fragen, was du für einer bist, dann sage nur, du seist ein Druckfehler für Westfale. Und Mitglied des V. n. S.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.